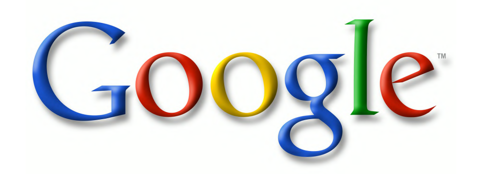
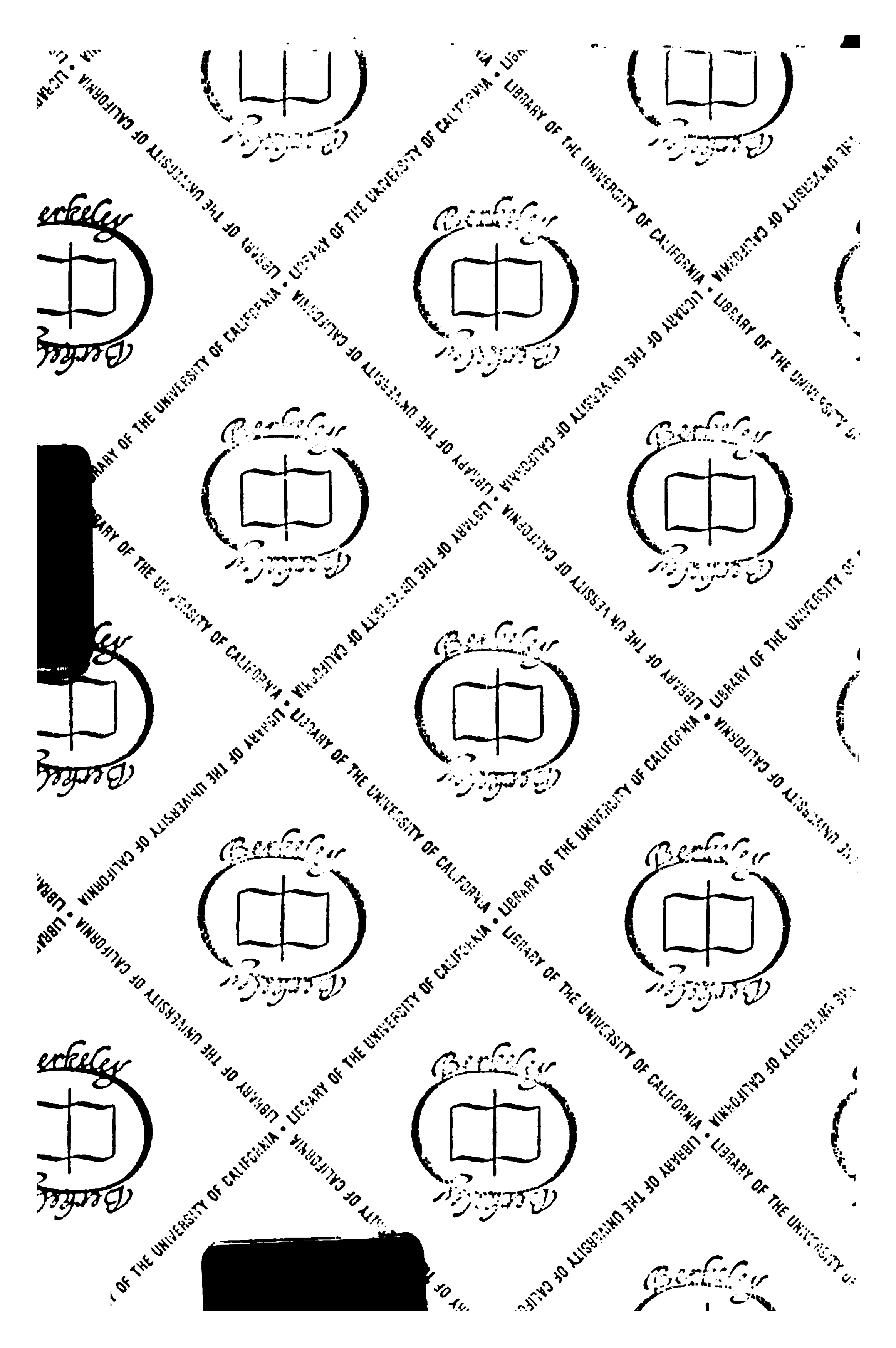
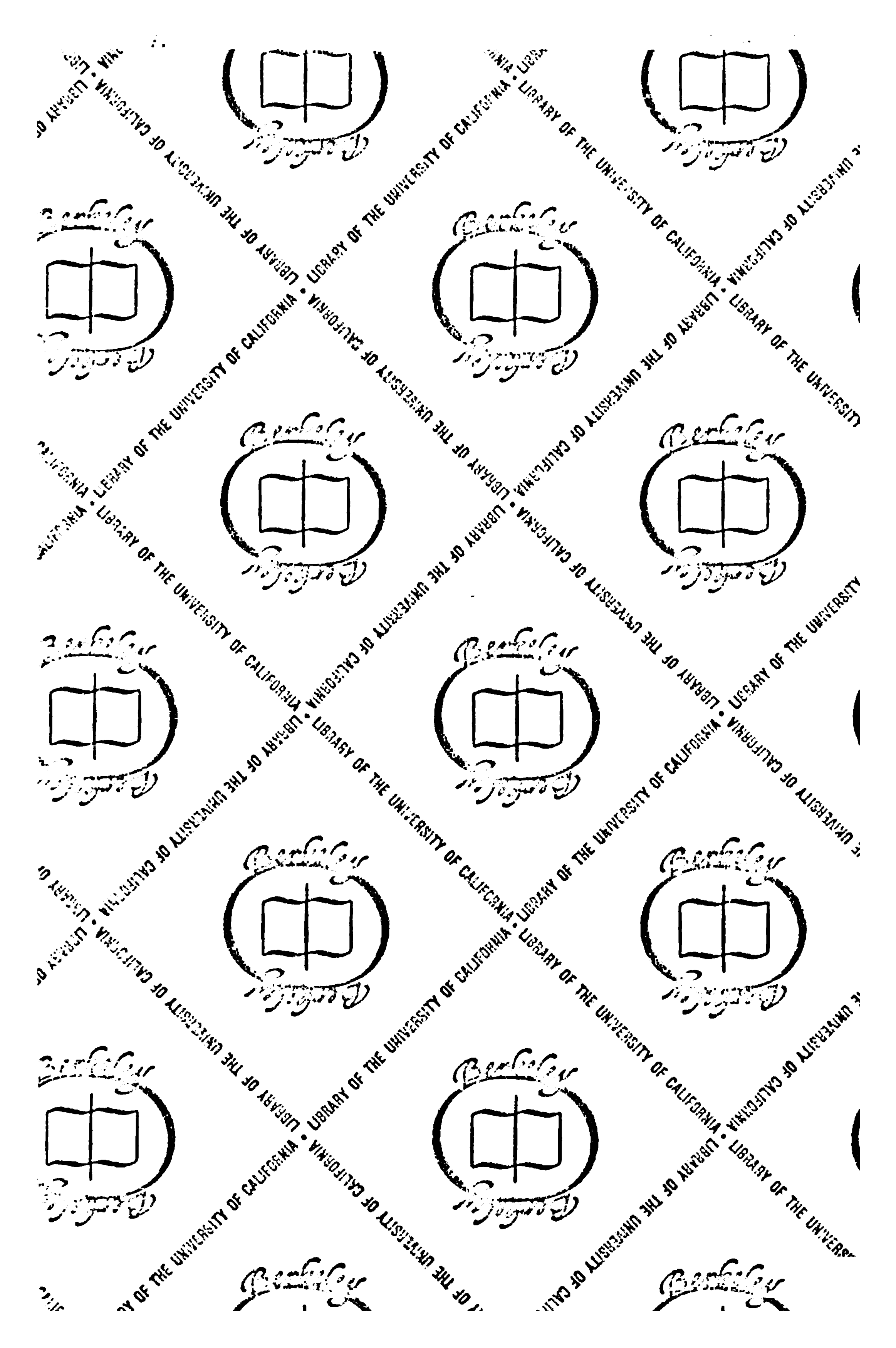
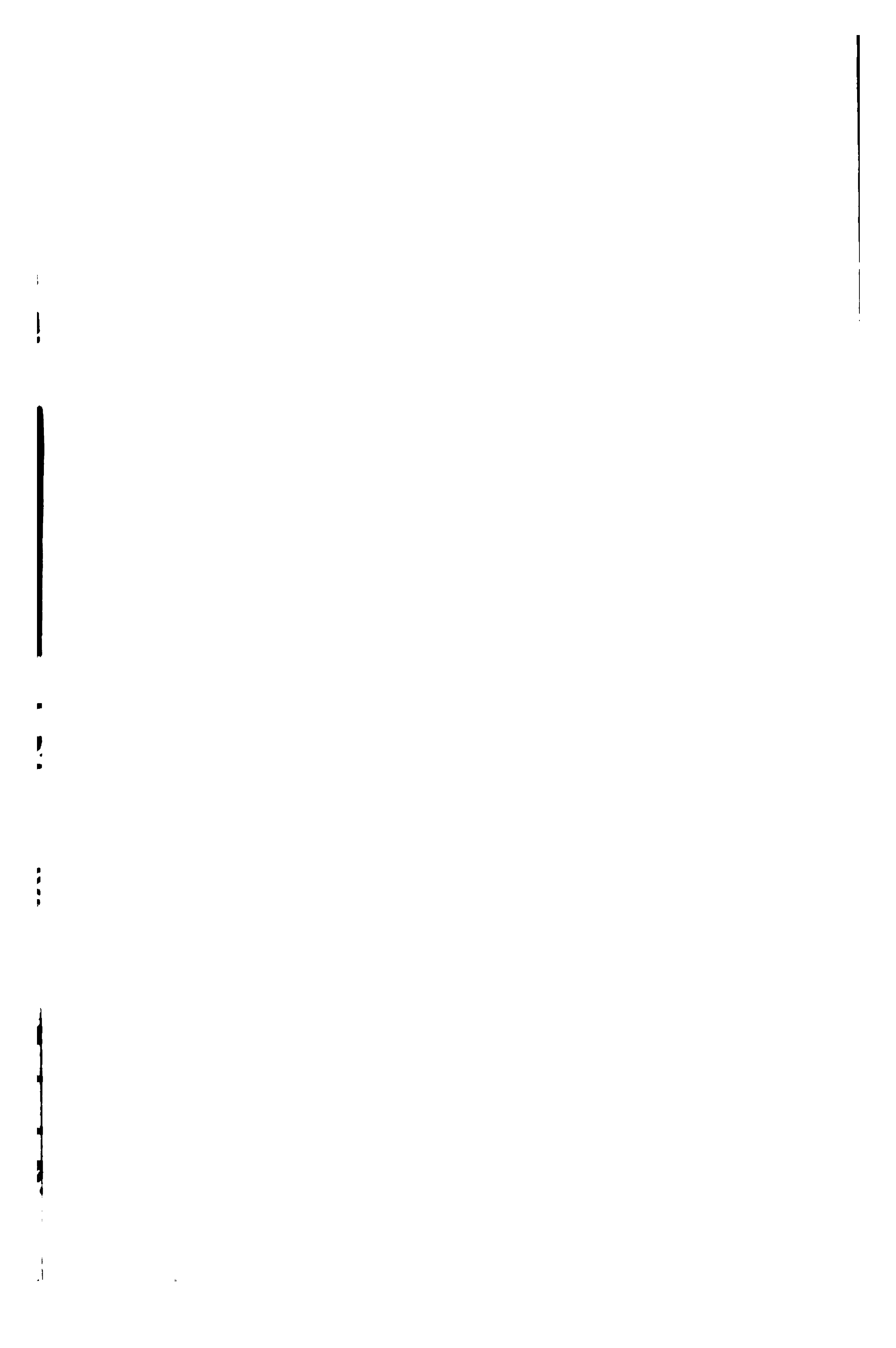



LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Berkeley


LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Berkeley



ZEITSCHRIFT

FÜR

DEUTSCHE PHILOLOGIE

BEGRÜNDET VON JULIUS ZACHER

HERAUSGEGEBEN

VON

HUGO GERING

ACHTUNDZWANZIGSTER BAND

HALLE A. S.

VERLAG DER BUCHHANDLUNG DES WAISENHAUSES.

1896.

Reprinted with the permission of W. Kohlhammer Verlag, Stuttgart

JOHNSON REPRINT CORPORATION
111 Fifth Avenue, New York, N.Y. 10003

JOHNSON REPRINT COMPANY LIMITED
Berkeley Square House, London, W. 1

First reprinting, 1966, Johnson Reprint Corporation

Printed in the United States of America

INHALT.

Nekrologe.

Miscellen.

Litteratur.

ZUM HELIAND.

V. 2481 fgg. *endi the uuard godes*
nâhor mikilu nahtes endi dages,
anttat sie ina brengead,

schreibt Behaghel mit M, während C das gewöhnliche *dages endi nahtes* aufweist. Das erste verstösst gegen die regeln der metrik, das andere zeigt unregelmässige alliteration (vgl. Beitr. XII, 349). Ich glaube, dass keine der beiden handschriften hier das richtige bewahrt hat, sondern die zweite vershälfte von 2482 eine blosse widerholung von v. 2480a: *dages endi nahtes* ist. Wenn wir die verse betrachten, in denen *nâhor* gebraucht wird, so finden wir es häufig mit *niud* gebunden, vgl. v. 182: *nâhor mikilu : uuas im niud mikil,* v. 1448: *that man is nâhiston niutlîco scal,* v. 2468: *suîđo niudlîco endi nâhor stêd,* v. 4971: *nâhor nîđhuata endi ina niudlîco,* v. 5204: *nâhor gangan endi ina niudlîco,* v. 5825: *nâhor mikilu — ik uuêt that is iu ist niud sehan.* Versuchen wir hiernach eine ergänzung der lücke, die zugleich zum folgenden passt, so liegt wol am nächsten, nach v. 182b *is im niud mikil* als die ursprüngliche lesart anzusehn. Der gleiche schluss beider halbzeilen erklärt auch genügend die auslassung der zweiten. — Bemerkenswert ist übrigens der plötzliche wechsel im numerus!

v. 4290 fg. *an thenne middilgard, mankunnie*
te adêlienne, dôdun endi quikun?

So Behaghel mit C gegen das *adômienne* von M. Dass keins von beiden hier passt, bemerkt richtig Kauffmann Beitr. XII, 348 fg. Er nimmt eine lücke an „in der *Crist* gestanden haben mag, worauf *frô mîn the gôdo* [4292a] hinweist; dann ist *quikun endi dôdun* zu lesen, wie durchweg üblich ist." Da *Crist* allein nicht in der lücke gestanden haben kann, ergänze ich nach v. 3139: *Krist alouualdo* als ersten halbvers zu *quikun endi dôdun* als zweitem; zwischen vers 4290 und dem so hergestellten 4291 mag gestanden haben:

dômos te adêlienne an themo dage selbo,

vgl. v. 5255: *dômos adêldi. Hê uuas ôk an themu dage selbo.* Für die verbindung *dômos adêlian* mit dativ der person vgl. v. 3315 fg.: *irminthiodun* | *dômos adêlien*, und ohne einen solchen (ausser dem angeführten v. 5255) v. 5419: *huô thiu thiod habda duomos adêlid.* — Ich würde schliesslich noch als stilgerechtere interpunktion das fragezeichen erst nach *gôdo* in v. 4292 setzen und das ganze also folgendermassen schreiben:

mankunnie
[dômos] te adêlienne [an themo dage selbo,
Krist alouualdo,] quikun endi dôdun,
frô min the gôdo?

Von der ursprünglichen lesart *dômos te adêlienne* hat M sowol wie C etwas bewahrt!

V. 5738 *gumon ne bigruobun. Thar sia that godes barn*

schreibt Behaghel mit Sievers gegen *barn godes* der handschrift. Kauffmann weist a. a. o. darauf hin, dass dies dem rhythmus nicht genüge. Durch einsetzung des gleichbedeutenden und öfters überlieferten *thena godes suno* (vgl. Sievers, Heliand s. 402, 20 fgg.) — im acc. wegen des *bifulhun* in v. 5740 — wird die halbzeile korrekt.

GÖTEBORG, 7. NOV. 1894. F. HOLTHAUSEN.

ZWEI BRUCHSTÜCKE AUS DER CHRISTHERRE-WELTCHRONIK.

Das Salzburger gemeindearchiv besitzt eine grosse reihe von ‚spitall-raittungen‘, die in fragmente von pergamenthandschriften gebunden sind. Nur die beiden bände nr. 13 und 14 aus den jahren 1590 und 1591 zeigten reste eines deutschen textes. Mit erlaubnis und freundlicher hilfe des herrn direktors L. Pezolt habe ich während der osterferien des jahres 1890 von diesen bänden zwei doppelblätter abgelöst, die einer und derselben lage einer mit schöngezierten initialen ausgestatteten foliohandschrift der Christherrechronik aus dem 14. jahrhundert entstammen. Die handschrift war etwa 35 cm × 26.5 cm gross, denn ausser den ecken dürfte kaum viel durch den buchbinder abgeschnitten worden sein. Für die zwei spalten und die zeilen sind linien vorgezeichnet: die anfangsbuchstaben der ungeraden verse sind herausgerückt und ebenso wie die mehrzahl der eigennamen rot durchstrichen. Die überschriften der kapitel und der blätter selbst sind rot, die ini-

tialen abwechselnd rot und blau; auf jeder spalte stehen 50 zeilen mit den abgesetzten versen. Das äussere doppelblatt diente der spitallraittung von 1591, das innere jener von 1590 als einbanddecke; auf dem ersten steht der schluss des buches Genesis und der beginn des buches Exodus, welchem das andere blatt ganz angehört.

Der dialekt unseres fragmentes ist, wie sich auf den ersten blick zeigt, der bairisch-österreichische mit *ei* < *î*, *ai* < *ei*, *o* < *a*, *au* < *û* und *ou* usw. Hervorgehoben seien die formen: *weleiben* für *belîben* (v. 51) und *diern* (v. 623).

Ein teil des in diesen fragmenten enthaltenen textes geht mit dem von Zupitza Ztschr. f. d. a. 18, 105 fgg. veröffentlichten Wiener bruchstücke suppl. 2715 parallel, wozu in den anmerkungen die fassung der Wiener handschrift 2690 citiert wird. Bei Schütze, Die historischen bücher ist dieser teil der Weltchronik nicht abgedruckt. Ich gebe in den noten die wichtigeren abweichungen und ergänzungen nach *W* (der Wiener hdschr. 2809 bl. 95^b fgg.), um so den vergleich zwischen dem werke Rudolfs von Ems und der Christherrechronik zu ermöglichen. Damit wird der abdruck eines an versteckter, schwer zugänglicher stelle erhaltenen bruchstücks aus dem leider noch immer ungedruckten werke vielleicht etwas mehr berechtigung gewinnen.

Herrn direktor L. Pezolt sage ich hiermit auch noch öffentlich dank für seine liebenswürdige erlaubnis zur benutzung der handschrift.

LEMBERG. RICHARD MARIA WERNER.

Erstes doppelblatt. I^a.

.ſis.

Waz si nu heten e. getan
si trůgen zweifeleichen wan
Von sorgleichen sachen doch
si vorchten daz er gedåcht
noch
5 Dar an waz si im taten e.
die zweifelz vorcht·tet in we.
Vnd giengen einez tagez hin

Vnd vielen wàinud fůr in
Vnd sprachen průder herr
10 swaz Dir gen v̊nz werr
Daz la durch die genad dein
gen v̊nz genådikleichen sein
Wir haben vil v̊bel an dir
getan
Daz solt du herr varn lan.

Vor v. 1 *steht in W:* do diz zil ein ende nam Vnd Joseph wider kom Haim in Egippen lannt Die pruder wurden ermant Was si im heten getan — 3 sachen] förchten — *Nach v.* 14 *folgt in W noch:* Wann vnser vater zu vns sprach Dennoch do man in lebn sach Das wir dich peten das du Gen vns die suld liessest nu Das tu durch vns vnd durch in Lass den zorn vnd leg in hin So das dem werde hulde Vergess gen vns der sulde Gegen vns als ein průder sol Tust du gen vnserm vbel wol So wirt das lob die ere dein So wir gegen dir in sulde sein

15 JOseph der gotez erwelt man
mit in wainen do began
Er sprach lieben průder mein
lat gen mir den zweifel sein
Vnd fůrcht ew vmb die geschiht
20 Vnd vmb die schuld nimmer nicht
Vnder v̊nz ist liepleich erchorn
aller vnfreumtleicher zorn
Daz ist gůt vnd průderlich
Der red fråwten si sich
25 Daz er sie also wol trost
vnd von den vorchten lost
Da von si zweifelhaft warn
Joseph het in seinen iarn
Gelebt vnd in seiner zeit
30 Daz er seiner chind chinder seit.
Pis an daz vierd chůnn ansah
Der aller vrhab geschah
Mit der gepurd an Effraym
Der geporn waz von im
35 Manasses het einen sun hiez Machir
Den die geschrift also nant mir
Der gewan auch werder chind vil
Dar nach seit Josephen zil
Im ser mit iar nahen began
40 Do sprach der rain gůt man
Ze chinden vnd ze den průdern sein
got tůt ew noch die genad schein
Also daz ir wert gesant.
Von im in daz gehaizzen lant.
45 Daz er hat v̊nserm chůnn erchorn
vnd ze geben v̊nz gesworn
Nu wil ich ew piten daz ir
Daz lobt vnd auch swert mir
Mit trewen all gemain
50 Daz ir mein gepain
[*Spalte 2*] Lat hie weleiben nicht
so got ew fůg die geschicht
Vnd die sålikleichen zeit
Daz ir von hinnen seit
55 Vnd sagt ez auch ewrn chinden
Daz si sein nicht erwinden
Si behalten dar an ewrn ait
dez aidez warn si do berait.
Vnd swurn im daz si ez tåten
60 vnd ez vil gern stat håt. [sic]
Dez er gepeten het sie
Dar nach schier do daz ergie
Joseph begund siechen vnd starb
in der zeit do er verdarb
65 Do waz er hundert iar alt
vnd zwaintzik. die im warn gezalt
Sein leip nach chunikleicher art
reichleich gepalsemt wart
Nach hocher wegender wirdikeit
70 ward er in Egipto geleit
Do růt er v̊ntz an die zeit
alz die geschrift v̊nz vrchůnt geit.
Daz die Israhelischen diet
von Egipten land schiet

21 verchorn — 22 Awer vnuernunftigleicher zorn — 35 Manasses Sun machir — 38 seit do Josebs — 39 mit iar] *fehlt W* — 41 ze den] *fehlt W* — 45 chunne gesworn — 46 vns erchorn — 47 piten auch daz — 51 Enlat — 54 von hinnen farnd seit — 58 do] im — 59 im] *fehlt W* — 60 heten — 63 starb] sterben — 64 verdarbn — 66 die im] *fehlt W* — 69 begernnder — 70 Vnd ward in — 74 Von demselben Lannde schiet

75 Do vol fůrten si den ait
sein gepain ward in Ebron gelait
Die andern sein průder gar
Die wurden auch gefůrt dar
Vnd in Ebron begraben seit
80 Alz vnz die geschrift vrchunt geit
vnd alz ich noch sagen wil
so ich chům an daz zil.
Hie hôrt nu waz pey der zeit haidenischer chůnig waz und waz sie begiengen: —
Pey der zeit do ditz waz alsus
ein chůnig hiez Amiricus
85 Der trůg do in Assiria
dez landez die zwelft chron alda
Argus den ich da vor nant
in der Argiven lant
Der lebt noch in seiner chraft
90 mit chůnikleicher herschaft.
Vnd in der selben zeit
waz in dem land ze Creit
Ein chůnik Citropes genant
vnd het vnder im daz lant
95 Mit chůnigez gewalt der
wolt also daz Jupiter
wår der Allmåchtig got
er macht im durch dez tewfels spot.

Erstes doppelblatt. I^b.

.lib'. Exo.

Einen alter hartt reich
100 vnd opfert im herleich
Er waz der erst der im slůg
vich. vnd im ez zeopfer trůg
In den zeiten alz man do got
opfert nach gotez pot.
105 Auch waz in den zeiten do
der listreich Appollo
Der half mit ertznei vil
låwten an demselben zil
Der selb ze sun seit gewan
110 auch einen chunstreichen man
Der hiez der weiz Ascolopus
ein artzt maister hiez er alsus:
Hie ist nu Moises pûch dax erst aux.
Dax Genesis ist genant nu hebt sich
An dax ander. dax ist Exodus genant. ode' dax pûch de' Israhelischē chind auxgank:
Mit gotez weisung
hat ew nu hie meī zůg
115 beschaiden vnd auch berich[tet]
gesait vñ getichtet
Daz erst pûch vō Moise
Daz er schraib vō de' altē. e.
Daz ist Genesis genant.

80—82 *Statt dieser verse hat W:* Igleich nach seiner zeit — *Die überschrift nach v.* 82 *fehlt W.* — 86 Lanndes chron die zwelifte da Also das er als ich das las Des Lanndes zwelfter chunig waz — 91 denselben zeiten — 92 ze chriehen — 93 Ceorpes — 94 het er im dasselb — 95 chunnige gewaldes — 101 in — 102 Vie — im sein opher — 105 Nu was auch — 111 Aselopius — *Die überschrift nach v.* 112 *hat einen anderen wortlaut in W.* — 115 betichtet — 116 berichtet

120 vnd han ew gemacht erchant.
Die drei werlt wie die zergiengen
vnd von erst an viengen
Die erst waz alz ich sprach .e.
von Adam piz an Noe.
125 Vnd von Noe an Abrahamen
Wie die von erst vrhab namen
Vnd von Abraham piz her
Nu pis meiner sinn wer
Vnd meinez lebenz herr christ
130 seit-du ein angeng pist
Vnd ein end aller weisheit.
Allew weisheit von dir treit.
Vrhab chunst vnd end
Aller chunst weishait ellend
135 Ist nicht an dem trinitat
Die Allew dink bestricket hat.
Der witz vrhab der vater geit
Die weishait an dem sun leit
Von der die chunst hat vollaist.
140 so erfûllt der heilig gaist
Die fruch mit Deiner gût
Der chunst da mit ir blûnt
An dem vater vnd an dem sun blûnt
Die an menschleichen witzen grûnt
145 Herr got nu wil ich
in den drein namen piten dich
Daz du gerûchest meinen sin
wan ich nicht wol beweiset pin
Also hochew red ze tichten
150 vnd so reichew mår zeberichten
Alz ich mich han an genomen
Wan daz ichs mit dir ze end chomen
Mûz nach den genaden dein
nu nim dich an die sinn mein
155 So daz du sinnikleichen mir
gebst die sinn von dir
Daz ich die mår also gesag
Daz si deinen hulden behag.
Wie dein gôtleich gepot
160 himlischer cheiser vnd got.
Begieng, hocher wunder vil
Pey dez rainen mannez zil
Mit dem ich wil heben an
Daz ist Moises dein dienst man
165 Dem du vil manigew stund
von mund ze mund
Deinez gewaltez willn chûr
nach Deinem willen legatzt fûr
Vnd wie dein chraft ie demdiet.
170 in allen nôten wol beriet
Alz er selber die warheit
von deinen genaden hat geseit.
Dez wil ich auer beginnen hie
ze tichten. nu hôrt wie.
175 Lang nach den zeiten seit
ich main nach Josephen zeit
Do der gestarb vnd wart geleit
alz ich ew hie vor seit

121 Dew werlt — zergienkch — 122 anefienkch — 131 angeng] anefenge — 133 chunst wicz vnd — 135 dem] deiner — 141 Deiner] seiner — 142 Die chunst die mit der plüde — 143 blüt — 144 Gen menschleihn — grüt — 148 beweiset] versinnet — 156 Besinnet werden von Dir — 161 Beginnet — 168 willen leitest für — 169 chraft yedem diet — 177 starb vnd gelait

Ez waz vnd wůchs ein chůnick
aldo
180 mit chreften in Egipto
Der do dez landez chron
trůg nach dem chůnig Pharaon
Vnder dem der gotez weigant
Joseph bericht Egipten lant
185 Nach ienem an der achten zal
Der land chůnig ůber al

Alz die warheit ůnz tůt gewis
Der waz genant Amolophis
Sein zu nam waz auch Pharao
190 Also hiezzen dez landez chůnig do
Swie si auch hiezzen Da.
Der selb chůnig waz anderswa
Mit haus also iehent die mår
dann Josephs herr wår

Zweites doppelblatt. I[a].

Dus.

195 Vnd hie von Egipten lant.
in einem newen sit erchant
Wan der chůnig erchant nicht.
Der hochen tat, die hochen geschicht.
Die Joseph dem land pot.
200 mit rat in dez hungerz not.
Vnd vergaz der gůtat also gar
Daz er ir nam chainen war
Vnd niemant in dem land
an Josephs chůnn erchand
205 Wie er daz land von chumber schiet
in hungerz not vnd si beriet.
In notůrftiger weiz
chorns vnd auch speis.
Wan ez waz aldo fůr war
210 vergangen hundert iar
Vnd sechs iar mit not
Pis auf den chůnik vō Josephē tot
Da von si. der gůtat do
heten vergezzen hie also.

215 Der chůnig waz dem chůnn gram
vnd daz lant volk alsam
Si hazzten si ze aller zeit
Durch den has vnd durch den neit.
Si has gen im gewunnen
220 da von daz si sich paz versunnen
Vnd witziger warn dann sie
vnd daz ez in paz zehanden gie
Nach wunschleicher ler
mit sålden gůt vnd er
225 Vnd an geslåcez edelkait
Ditz waz den lant låwten leit
Vnd heten ez fur vngemach
Der chůnig do zu den seinen sprach
Ditz fremd le[e]wt gewachsen ist.
230 vnd wåchst ser ze aller frist
Vnd beleibt ez also die leng
Daz ez ůnz eben streng

184 richtt das lannt — 188 Apolophis — 198 die grossen geschicht — 200 der hungers not — 209—314 *fehlen W* — 217 Die horten sie — 220—221 Daz si was versunnen An witze warn danne Sie

Wirt vnd sterker dann wir sein
so tůnt si ůnz vngenaden schein
235 Wirt vnz ein not an gent
vnd vrlewg bestent.
So chernt si zu der veint her
vnd helffent in. in streitleicher wer
Daz si mit in an ůnz gesigent
240 Alz si ůnz dann ob geligent.
So beraubent si daz lant
vnd varnt hin frei zehant.
Nu ratt wie wir daz bewarn
Vnd ez weisleich vnder varn
245 Wir sůllen an si legen mit chlůkeit
mit dienst so vil arbeit
Daz an in allew chraft zerge
Daz ir fůrbaz werd nicht me
Der rat begund in allen
250 behagen vnd wol geuallen
Ir rat gemainlichen daz riet
Daz er die Israhelisch diet
Mit arbeit nider druckt
Vnd in da mit enzuckt
255 Wollust an irm leib
Also daz pey seinem weib
Ir chainer da nicht låg
vnd churtzweil mit ir pflåg
Von der stachen arbeit
260 die an si wurt geleit
Mit manigem peinleichem sit
Vnd daz do wurd erwendet mit
Menschleichez samen art
Daz lewtt do ser gearbaitt wart.
265 Si můsten pawen daz lant
erd tragen vnd auch sant
Ziegel prennen vnd auch chalk
als oin gechauft aigen schalk.
Arbaiten si nacht vnd tag
270 ein maister der ir pflag
Schůf man der gesellschafft zu
iegleicher spat vnd frů
Vnd můst daz ir ainer wesen
ůber den ward auz gelesen
275 Ein lantman der sein pflag.
vnd ze allen zeiten ob in lag.
Vnd in mit slegen dar zu twang
ob ir rů in daucht ze lang
So můst er si twingen
280 vnd mit slegen dar zu pringen
Daz si an allen vnder lazzen
arbaitten můsten an mazzen.
Mit so getaner leibez not
man ze pawen in gepot
285 Mit hertten slegen sunder lon
ein stat die hiez Phiton
Vnd Ramazzen die haubt stat.
die vest wurden wol besat
Mit werleicher låwt wer
290 die mit chreftikleichem her
Ze wer dem lant do lagen
vnd daz dem land do pflagen
Dez landez do werleich
vnd daz in daz reich.

236 vnd vrleugent leicht zestunde — 238 in zu reicher wer — 244 weisleich] mit sinne — 245 Wir legen an sew — 258 Vnd minne churczleich pflege — 264 Das Lande sere gearbait — 271 man in sterkleichen — 272 Paidew spat vnd auch — 277—280 slegen ob im lang Danicht ir ruh in ze lanng Das er sew must twingen Vnd mit — 292 aus den vesten do pflagen — 294 daz in allen reichen

Zweites doppelblatt. I[b].

Exo.

295 Veintleich niemant mocht chomen
Waz in dem land wart gemen
Zinsez do. den hiez vil gar
Dez landez chůnig fůrn dar
Die wurden do mit reicheit
300 Aldo ze samen geleit
Daz si der chůnik sold
Da vinden swenn er wold
In not ze chainen stunden
Die stet da begunden
305 Ser reichen von der arbait
Die daz Israhelisch chůnn da lait
Wan si dar dienten ser
noch můsten si mer
Leiden arbaitleichew not
310 ze vegen man in gepot
Der stet weg pey den tagen
vnd daz hor von dannen tragen.
Der dritten not ward in gedacht
daz si wurden fůr pracht
315 Mit pein an lebleicher chraft
man gepot all der chůnnschaft.
Daz si sunder lonez gelt.
vor den steten hin daz velt.
Durch grůben an allen seiten
320 mit tieffen graben weiten
So die wazzer erguzzen
Daz si in die graben fluzzen
Hin dan von den vesten
swaz die lantlåwt westen
325 Zerdenken daz tet man in
won si ze verderben wont ir sin
Also taten si in wirz dan we
so ward er iemer vnd me.
So man si ie serr druckt nider
330 so si ie serr wůchsen wider
Ir ward ie vil. vnd mer dann vil
si wůchsen mernt allew zil
Warn si alz got gepot
mit chainer hand not
335 Mochten die lantlåt sie
verdilgen noch vertreibē nie
Si wůchsen dar. an irn dank
Die grozz arbait waz in ze lank.
Wan si wert daz ist war
340 an dem chůnn vier hundert iar
Do dem chůnig wart gesait
vnd daz beuand mit warhait
Daz ditz allez nicht veruie
sein arger will in do nicht lie.
345 Er gedacht nu wie daz dŏcht
daz er verderben mŏcht
Die rainen Israhelisch diet
Zwain weisen weiben er do riet
Der selben hiez Ainew Phua
350 vnd die ander Sephora
Die sŏlicher chunst pflagen

303 chainen] allen — 315 *fehlt W* — *nach* 316 *steht in W:* Si wern junkch oder alt — 323 Vnd dann ein igleich grabe Die wasser solt wesen abe Hindan — 325 das vand — 326 Si zu verderben wann ir sin — 327 Vil vbels vnd wierses dan ee — 333 Wurden ir mer als got — 335 lanntlewt nie — 336 nie] sie — 337 Si] *fehlt W* — 345 *fehlt W* — 349 phita

swo die frawen gelagen.
Vnd chint solten gepern
An die beund der chůnik gern
355 Daz si dester ofter wårn
Do die jůdischen weip gepårn
Vnd alz ain sun wurd geporn
Daz der zehant wurd verlorn
E. die gepurd solt geschehen
360 Vnd daz si dann solten iehen
Daz si den sun e. såhen tot
Da pey er in mit pet gepot
Daz si der sinn wielten
vnd die maidlein behielten
365 Lebent vnd vnverderbt
An dem leib vnd vnersterbt
Vnd dar vmb gehiez er in.
miet vil. vnd grozzen gewin
War vmb der chůnik tåt daz
370 Daz er si ie mit vorcht entsaz
Do het im .e. mit warhait
ainer seiner weissagen gesait
Daz daz selb chunn
vil churtzleich gewunn
375 Ein chint daz mit gewaltez hand
solt alz Egipten lant
Drucken vnd Diemůten
Daz wolt er do also behůten
Daz daz nimmer geschåch
380 Nu waz die red vil spåch
Vnd verderbt si durch daz
Wan er die vorcht ser entsaz
Daz er die maid behalten hiez
Vnd in frid werden liez
385 Daz geschach durch den list
so si nach rechtez alterz frist
Dar nach zu irn tagen chômen
Daz si dann der haiden sůn nåmen
Vnd sie ze weib håten
390 vnd irn můtwillen tåten
An in swie si dåucht gůt
Alz ez gert ir gernder můt
Durch daz befrit er irn leib
Auch west er wol daz die weib.

Zweites doppelblatt. II[a].

.Dus.

395 Die morn in Egiptenlant
si wůsten mit gewaltez hant
An allen wider satzez wer
Von Memphin piz an daz mer
Daz lant alz ez gelegen waz
400 Daz lantvolk an sich do laz
Die wer die si mochten han
mit den si wolten wider stan.
Den morn die si an riten
si chomen mit gemainen siten
405 Fůr irn got vnd paten
Daz er in solt raten
Wie si gen der veint her
sich beraiten wol ze wer
Do ward in daz fůr geleit.
410 vnd von irm got daz geseit

353 gepern solden Das si die haben wolden Als si die chind solten gepern — 356 Judinne gepern — 357 sun] degen — 358 zehant] same — 361 sun sterben tot — 362 Darmit er in gepot — 363 sinn] Sune — 370 Die Sun er mit forchten besaz — 388 dann die Sune nemen — 391 Ainen Sun den daucht gut — 393 befridet — *Nach* 394 *stehen in W 376 verse, die den Salzburger fragmenten fehlen.* — 395 *Der satz beginnt in W:* In denselben zeiten Sach man mit chreften reiten Die morn

Nach irr warheit vngelogen
si solten nemen ze hertzogen
Einen Ebraischen degen
daz er irz herz solt pflegē
415 Der wår Moisez genant
Do gie daz lewt alzehant.
Fůr dez chůnigez tochter hin
Vnd paten si ser vmb in
Daz si in mit in sant
420 Zehilff vnd ze wer dem land
Wan sein werleichew hant
befriden můz ẘnz daz lant.
Alz in ir got mit warhait
Het gechůndet vnd gesait.
425 Die fraw ez ser versprach
wan si sich mit vorchten versah
Daz si in verderbten auf der vart
mit aiden ir daz versichert wart.
Vnd mit gewissener warhait.
430 Daz si im nimmer chain lait.
Noch vngemach tåten
Vnd in ze herren gern håten
Nach sein selberz ler
Do saumt nicht mer
435 Termůt. si lie den rainen man.
Mit den lantlåwten do von dan
Die namen in ze herren do
Do ditz geschehen waz also
Daz sie warn in seiner pfleg
440 Do lie er der wazzer umb weg.
Vnd fůrt si nach weiser art
ein gar nachnew durchvart
Daz si den Morn fůr chomen
E. daz si ir chunft vernomen.
445 Vnd in dann entwichen
einen weg si strichen
Der durch ein wůst gie
in der selben wůst hie
Schedleich wůrm lagen
450 Die der strazz also pflagen
Daz niemant dar durch mocht chomē
nu het Moises genomen
Starchen die in den iarn
Aldo gezemt warn
455 Mit den daz her auf der vart
befridet von den slangen wart.
Nv chom an der morn her
Moises mit sôlher wer
Daz in vermaid ir streit
460 Vnd cherten an der selben zeit
Sunder wer mit flucht da
in dez chunigez vest von Saba
Ich main in sein haubstat
Die waz mit reicher wer besat
465 Si nant der chůnik Cambises
seit nach den zeiten Merores
Vnd waz so wol ze wer gestalt
Daz si nie mannez gewalt.
Mocht an den zeiten
470 erstůrm noch erstreiten.
Dar inn lie der Morn her
sich besitzen do mit wer
Die si heten aller tåglich
her auz mit chraft werten si sich
475 So werleich das in nieman

422 ẘnz] Im — 435 Termůt vnd si liessen den man — 442 nachent durchfart — 447 wůst] büchs [!] — 448 wůst] wüchst — 453 Stockche dew in den Jarn — 456 Befridet auf der strasse — 465 Camphises — 473 Das si paten alle tag tegleich

Die stat mocht gewinnen an
E. von geschicht daz geschach
Daz dez chůnigez tochter sah
Moises schőnen leib
480 In begund daz iung weib
In sendez hertzen sinnen
so hertzleichen minnen
Daz si sich churtzleichen verwag
aller der fråwden der si pflag.
485 Oder er wurd ir ze man
si trůg ins mit pet an
Wolt in dez gen ir gezemen
Daz er si ze weib wolt nemen
Dez si gert vnd pat
490 so wolt si im geben die stat
Also ward in churtzen tagen
Vnder in ůber ain getragen
Daz si im gab vnd seinem her
stat vnd låwt sunder wer.

Zweites doppelblatt. II[b].

.exo.

495 Vnd nam si do ze weib sa
waz er den låwten tåt alda
Ob er si slůg oder anderz icht
tåt. daz sait die geschrift nicht.
Doch ward mir so vil erchant
500 Der mår. daz er betwang daz lant.
Do er sich an den morn rah
die mőrinn man in nemen sah
Ze weib alz er ir gehiez
Die im sich vñ die vest liez
505 Tarbis waz die fraw genant
Daz si im ze weib waz erchant
Vnd ir minn waz sein lon
dez zůrnt vil ser Aaron
Vnd Maria die swester sein
510 die tet im so vil zorns schein
Daz ez got sider an in rah
wie die rach an in geschach
Daz wirt ew her nach gesagt
do Moises da waz getagt.
515 So lang er wolt in der stat
sein weib er mit im chern pat.
Von dann in Egiptenlant
Die wider redat ez zehant
Vnd wolt mit dem werden man
520 nicht ze land chern dan
Si wolt in nicht von ir lan
er můst alda pey ir bestan.
Nv tet der edel degen gůt
alz manik man noch gern tůt
525 Der mit willen allew frist
gerner pey den seinen ist
Dann in dem land anderswa.
in seinen sinen gedacht er da
Wie im der list zåm
530 daz er von dannen chåm
Mit sőlher fůg daz sein weib
Der er waz lieber dann ir leib
Nicht beswőrt wurd
vnd swårez iamerz purd

483 sich churczweil bewag — 485 Ee der ir wurd ze — 486 is mit poten — 489 *und* 490 *in W umgestellt.* — 495 Vnd er nam — 515 So lannge von der Stat — 519 werden] weisen — 521 Si wolt auch von dem chrieg nicht lan — 526 Gern pey den freunten ist — 527 in ellende anderswo — 534 Nicht gesweret wurde

535 Den si nach im trůg
so man in sein zů gewůg
Ditz waz in seiner tracht
von chunst maniger acht
Vnd listikleicher wunder
540 von Astronomie chund er
Daz liez er chiesen do dar an
Der edel chunstreich man
Macht im zwai vingerlein
Zwai chlainew pild guldein
545 Die warn wunderleich genůg
swer daz ain pey im trůg
Der vergaz in seinem můt
swaz im ie ze gůt
Oder ze lait geschach
550 swen man daz ander tragen sah
Den můt sein hertz zehant geuie
swaz im waz geschehen ie.
Also daz er der geschiht
mocht vergezzen nicht
555 Daz vergezzen vingerlein
liez Moises der mőrein
Do vergaz si sein so gar
Daz si nam chain war
Ob si sein ie chůnn gewan
560 Der edel rain weiz man
Chert wider haim ze hant
vnd fůr gen Egiptenlant
Da er von chindhait waz erzogē
der werd an sålden vnbetrogen
565 Gen Jerssen do chert
alz in die lieb lert
Die er seinem chůnn trůg
Do sah er iamerz genůg
Vnd not an seinen magen da
570 vnd in dem land anderswa
Wan si mit dienstleichen siten
manik hochew swår erliten
von Dienstleicher arbeit
die si da wurden an geleit.
575 Alz ich ew vor veriah
Moises der gůt sah
Daz ein Egiptisch' man do slůg
vngezogenleichen genůg
Ainen seiner magen da
580 An den selben chert er sa
Vnd slůg in zetod zehant
vnd parg in vnder den sant
Daz man innen wurd nicht
von im der selben geschiht.
585 Frů an dem andern tag
gie Moises nach der warhait sag
Zu dem werch hin do vand er
zwen Ebraisch die mit ein ander
Chriegten. ich waiz vmb waz
590 in paiden wert er daz
Vnd straft ienen genůg
der die schuld auf im trůg
Dem waz ez zorn vn̄ vngemach
vil zorinkleichen der selb sprach.

Erstes doppelblatt. II^a.

595 Wer hat dir gewalt gegeben
Daz du wild richten vnser leben
Wez vnder windest Du dich
ich wån du woldest slahen mich

559 chůnn] chunde — 563 von chinde was gezogen — 565 yesse — 577 ein lanntman do — 585 Do an dem dritten — 587 weg hin wider do — 589 Vrleugen ich

Alz du auch ienen gestern slûgd
600 Vnd in vnder den sant grûbd
Von hinnen einen lant man
Moses ser wundern began
Wer die verholn warhait
hiet so recht im gesait
605 Vnd ez doch haimeleich geschach
im waz laid do iener sprach
Gen im so paldikleich daz wort.
wan ez von dem chûnig dort
Waz vil churtzleich gesait
610 Der chûnig hiez dem degen vnuerzait
Zehant mit sûchen nach iagen
vnd wolt in haben lazzen erslagen
Da von der rain weiz man
Dem chûnig von dem land entran.

Hie hôrt nu wo Moises hinchom. vñ waz chinder er vnd sein prûder Aaron gewō

615 Do nu der gotez weigant
geraumt het Egiptenlant
Do cham er alz ich gelesen han
durch ein wûst in Madian
Daz waz ein reichew haubtstat
620 Die het an daz rot mer gesat
Mit pâw da vor Madian
den ich auch genennt han
Wan Abraham von seiner diern Cetura
in gepar. der pawet alda
625 Die selben stat in dem lant
Die er nach im selb nant
Alz ir sein nam wol gezam
Moises fur die gegangen cham
zu einem prunnen vor der stat
630 Durch rû er do nacher trat
Vnd wolt Do Die rû han
nu waz gesezzen in Madian
Ein edler Ewart do
der waz gehaizzen Jetro.
635 Siben tochter het Der
Die chomen do gegangen her
Nach irm sit vnd wolten
trenken als si solten
Ir vich daz waz ir sit Do
640 vnd do si stûnden also
Pey dem prunnen do chamen
stäch hirtten die namen.
Den iunkfrawen den prunnen
Den si alda gewunnen
645 Vnd wolten ir vich trencken e.
Ditz tet den iunkfrawen we.
Pis Moises der gût
gewaltez si behût
Vnd half in wol zerecht
650 hin ab slûg er die chnecht
Die chomen do zu in nie
e. die maid getrenckten hie
Die maid do wider cherten
mit danken si in erten
655 Zu dem vater waz groz ir pet.
Wan er in ditz ze ern tet.
Daz er dem frômden werden man
danckt. der si die er het gelegt an

Die überschrift vor 615 *fehlt W.* — 619 reichew] michel — 623 Abraham von cethura — 651 chomen darnacher nie — 652 hie] ie — 657 Das die fromden weren man — 658 Der sew er het gelegt an

Vnd beschirmt. do in Jetro ersah
660 er danckt im. Do daz geschach.
Do fůrt er in mit im hain
vnd wart Daz mit im enain
Daz im der will gezâm
Daz er seiner tôchter nâm
665 Ainew die hiez Sephora
Die nam der do ze weib da
Einen sun si im gewan
dem edlen gotes dienstman
Der wart Gerson genant
670 dar nach auer seit zehant
Gewan si seinez hertzen ger
einen sun der hiez Eliezer
Gotez hilff bedâwtt der nam
gůtleich vnd an allew scham
675 Lie im sein sweher Jetro
gewalt ŷber alz sein vich Do
Daz waz die grôst reichait
die do iemant waz berait
Wan hin vnd her warn die lant
680 in gantzem pâw nicht erchant
Da von waz vich die reichest hab
do sich betrůg iemant ab.
Nv han ich ew vor chunt getan
Daz Jacobs sun Leuy gewon
685 Gersson Caaht vnd Merary
die selben průder dry.
Mit irm geslâcht geparn
Die Leuiten in den iarn
Chaat der Leuy sun waz
690 der gewon alz ich ew vor laz
Amram vnd ysuar
Der selb ysuar einen sun gepar.

Erstes doppelblatt. II[b].

Exo

Der waz gehaizzen Chore
Amraran den ich nant .e.
695 Moyses vater der waz
vnd Aaronez Alz ich ew laz
Aaron ze weib nam
ein weib die im wol zam
Auz dem geslâcht von Juda
700 Amynadabes tochter da.
Die waz Elysabet genant
der selben waz ze pruder erchant
Ein werder man hiez Naason
pey Elyzabet gewon Aaron
705 Nadab Abyu vnd Eleazar
vnd einen sun hiez ythamar
Eleazar ze weib do nam
ein weib die im wol zam
Die selb im do gewan
710 einen sun dem gůten man
Der waz Phynees genant.
Der slug seit mit seiner hant
In gotez Dienst Zambry
Ditz geslâcht ist von Leuy
715 Vil gar von im chomen
Alz ir hie habt vernomen.
Hie hôrt nu waz got wunderz vñ zaichẽ
mit Moises vñ Aarõ begie.
vñ waz er mit in schůof
Do ditz geschehen waz also
in der zeit starb der chůnig Pharao.

659 Vnd beschirmet do er in sach — 663 *fehlt W* — 671 si] *fehlt W* — 683—716 *fehlen W, ebenso die überschrift darnach.*

Nach im ward ein chůnig in Egiptē lant
720 vil weiz. der ward auch genant
Alz e. die andern Pharao
Der tet den Israheliten do
Vil wirz dann in e. waz geschehen
Alz wir die warheit horn iehen
725 Da von si von hertzen såuften tieffen
hin ze got do rieffen
Die chint der Israhelischen schar
Die Israhelisch fruch gepar
Alz si twang manik arbait
730 do gedacht got an die sicherhait
Die er hie vor irn våtern tet
vnd erhŏrt do ir gepet
Daz si heten in irm laid
nu het Moises auf ein waid
735 Sein vich do getriben
in einer wůst waz ez beliben
Von dem perg Synay.
Do gie daz vich nahen py
Der perg dar an frey belaib
740 Daz niemant sein vich dar an traib
Wie da wår sůzzez graz
wan der låwt gelaub waz
Daz man dicker såch da
gotez heilikait dann anderswa
745 Indert da pey ůber daz lant.
ein horn dez pergz waz genant.
Oreb. pey dem selben perg hie
Moises vich da selbe gie
An der wusten waid
750 waident auf der haid
Avf dem selben perg Oreb geschach
ein wunder groz daz sah
Moyses der rain man
Da stůnd auf ein pusch vñ pran
755 Vnd waz dez fewrez flammen plick
prinnent starch vnd dick
Laub vnd holtz dar an wart
von dem fewr doch nicht verschart
Ez stund in seiner aigenschaft.
760 gantz. daz fewr pran mit chraft
Daz doch der pusch waz behůt
Moyses der rain gůt
Gedacht. ich wil gen besehen
Daz wunder daz hie ist geschehen
765 Daz diser pusch also print
vnd doch nicht mail gewint
Von disem grozzem fewr hie
hin zu dem pusch er do gie
Do er ditz grozz wunder sah
770 got erschain im vnd sprach
Moises Moises zehant
Do im die gotez stimm ward erchant
Do sprach er herr. hie pin ich
lôz dein schůch vnd entschůch dich
775 Wan die stat auf der du stast
vnd die erd dar auf du gast

745 In der die do vber das Lannt — 751 Auf oreb dem perg do geschach — 754 stund ein pusch der pran — 760 Ganz das verpran mit chraft — 761 Das dennoch des pusches hůte — 766 Vnd is nicht

Sint paidew samt heilig
vnd mit heilikait vnmeilig
Got sprach auer wider in
780 Abrahams got ich pin
Ysaackes vnd Jacobs got
Die gern laisten mein gepot
Ich han die grozzen arbeit
Die mein lewt ist an geleit
785 In Egipto wol gesehen
waz in da laidez ist geschehen
Vnd irn chlagenden rûf ververnomen
nu pin ich her nider chomen
Daz ich si da von lôsen wil
790 vnd fûrn in churtzem zil.

788 her wider — *nach* 790 *schliesst der satz in W:* In das erbunscht suzz lannt Das milich vnd honig ist erchant Baide bernde vnd fliessende Vnd wil sew machen niessende Dew lant die Chananeus Beresus vnd Ebuseus Jergessens vnd Euseus usw.

75 *rote initiale.* 83 *blaue initiale.* 113 *grosse rote initiale, die weit über den freien seitenrand hinab und hinauf reicht.* 145 *rote initiale.* 175 *rote und blaue initiale.* 191. Da] *auf rasur, darnach stand* anderswa, *vgl. v.* 192. 211 iar mit not *auf rasur.* 215 *rote initiale.* 225 *l.* geslâhtes. 249 *rote initiale.* 259 *l.* starchen. 283 *blaue initiale.* 313 *rote initiale.* 341 *blaue initiale.* 369 *rote initiale.* 421 hant *aus* hent *corrigiert.* 425 *rote initiale.* 457 *blaue initiale.* 523 *rote initiale.* 585 *blaue initiale.* 615 *rote initiale.* 653 *blaue initiale.* 683 *rote initiale.* 717 *blaue initiale.* 745 *hinter* pey *ist* an *rot gestrichen.* 751 *rote initiale.* 779 *blaue initiale. Die verse* 1. 51. 99. 145. 195. 245. 295. 345. 395. 445. 495. 545. 595. 643. 693. 741 *beginnen neue spalten.*

MITTEILUNGEN AUS DEUTSCHEN HANDSCHRIFTEN DER GROSSHERZOGL. HOFBIBLIOTHEK ZU DARMSTADT.

I.

Dietrich von Plieningens Senecaübersetzungen.

Als Karl Hartfelder 1884 das Heidelberger gymnasialprogramm „Deutsche übersetzungen klassischer schriftsteller aus dem Heidelberger humanistenkreis“ veröffentlichte, kannte er von Senecaübersetzungen des schwäbischen ritters und humanisten Dietrich von Plieningen[1] nur die in dem Münchener Codex germ. 977 erhaltene verdeutschung der „Consolatio ad Marciam“, sowie die zu Landshut 1515 gedruckte übersetzung des dem Seneca zugeschriebenen werkes „De moribus.“ Eine dritte, von Plieningen in der vorrede der letzten schrift selbst erwähnte übersetzung von Senecas „De ira“ war ihm nur dem namen nach bekannt (anm. 4 zu s. 7). Der zufall wollte es, dass nicht nur

1) Vgl. ausser der bei Hartfelder s. 5 anm. 2 angegebenen litteratur Th. Schott in der „Allg. deutschen biographie“ 26, 297. 1888.

die er schildert, sondern ausser den beiden oben genannten noch zehn andere von Plieningen verdeutschte werke Senecas sich handschriftlich in seiner nächsten nähe, in der Darmstädter hofbibliothek befanden. Dass Hartfelder von ihnen keine kenntnis erlangte, darf man ihm natürlich nicht zum vorwurf machen, da die hofbibliothek leider immer noch keinen gedruckten handschriftenkatalog besitzt. Die einzige frühere erwähnung der handschrift in Walthers „Beiträgen zur näheren kenntnis der gr. hofbibliothek zu Darmstadt" (Darmstadt 1867) s. 129 nr. 1 kann in ihrer unbestimmten fassung kaum in betracht kommen. Möge man die nachfolgenden ausführungen als ergänzung zu Hartfelders interessantem programm aufnehmen.

Die in einen braunen lederband mit eingeprägten verzierungen gebundene Darmstädter handschrift nr. 290 in fol. ist 31,5 cm. hoch und 21,5 cm. breit und besteht aus 309 blättern, die in einer spalte mit meist 30 zeilen in deutscher schrift aus dem anfange des 16. jahrhunderts beschrieben sind. Die überschriften und randbemerkungen sind rot. Eine menge farbiger und goldener initialen, zu anfang der einzelnen bücher mit farbigen rankenverzierungen, schmücken den band. Keine andeutung in der handschrift gibt uns kunde, von wem und für wen die abschrift angefertigt wurde. Dass es nicht Plieningens originalmanuskript ist, dürfen wir aus dem fehlen aller korrekturen und der gleichmässigen schrift in allen von 1515 bis 1517 datierten teilen annehmen. Das schliesst aber nicht aus, dass wir es mit einer auf Plieningens anordnung angefertigten abschrift zu tun haben, die der prächtigen ausstattung nach vielleicht zum geschenk für irgend eine hochgestellte persönlichkeit bestimmt war.

In die Darmstädter bibliothek gelangte der band 1813 mit der bibliothek des in Grossgerau verstorbenen kirchenrats Georg Nikolaus Wiener.

Die handschrift enthält die übersetzungen folgender Seneca'schen oder Pseudo-Seneca'schen schriften:

1. Blatt 1a—84b 4: Ad Novatum de ira libri tres. *Überschrift:* Lucy Annei Senece: von Corduba vom Zorn das Erst Buch dem Nouato zugeschriben: von mir Dietrichen vonn Pleningen zu Schoubegk vnd Eysenhouen Ritter vnd doctor zu teutsch gepracht ec' |. *Schluss:* Hye Endet sich das Trit Buch Senece vom Zorn ec'; | *Seitenüberschriften:* Das Erst (Ander, Trit) Buch | Senece vom Zorn/ |.

2. Blatt 85a—115a 25: Ad Neronem Caesarem de clementia. *Überschrift:* Hie facht an das Erst Buch Lucy Annei Senece von der senfftmutigkait dem kaiser Nero zugeschriben durch mich Dietrichen

von Pleningen zu Schoubegk vnd Eysenhofen ritter vnd doctor geteutscht ec'! | *Schluss:* Hye Endet sich das annder vnd letzst Buch Senece von der sennfftmutigkait: auf Sant Maria Magdalena aubent zu Landshut durch mich Dietrichen von Pleningen ec' geteutscht Anno 1515/|. *Seitenüberschriften:* Das Erst (Ander) Buch Senece | von der Senftmutigkait|.

3. Blatt 115b—130b. 28: Ad Lucilium quare aliqua incommoda bonis viris accidant, cum providentia sit. (De providentia.) *Überschrift:* Hye facht an das Erst Buch Lucy Annei Senece zu Lucilio geschriben: von regierung der welt vnd gôtlicher fursichtigkait/ vnd das vil onfalls den guten männern zustande: durch mich dietrichen von Pleningen zu Schoubegk vnd Eysenhofen ritter vnd doctor geteutscht ec' ~ | *Schluss:* Hie Endet sich das Buch Senece von der gotlichen fursichtigkait A⁰ 1515/ | *Seitenüberschriften:* Seneca von regierung der welt vnd gôtlicher fur | sichtigkait vnd das viel onfals dem guten mann (resp. den guten.) zustand; | , von bl. 117b an: Das Buch Senece warumb den guten | männern (oder dem guten | mann) vil onfalls widerfare.

4. Blatt 131a—157b 28: Ad Gallionem de vita beata.

5. Blatt 157b 28—165a 7: Ad Serenum de otio. Letztere schrift, die erst von Lipsius abgetrennt wurde, schliesst sich ohne jeden absatz an erstere an. Die gemeinsame *überschrift* lautet: Hie facht an das Buch Lucy Annei Senece zu Gallioni seinem bruder geschriben von dem säligen leben / durch mich dietrichen von Pleningen geteutscht/ | . *Schluss:* Hie Endet sich Seneca vom säligen leben auff den Ain vnd treyssigisten tag des monats octobris Anno 1515 durch mich Dietrichen von Pleningen: Ritter vnd doctor geteutscht ec' | *Seitenüberschriften:* Das Buch Senece | vom Säligen (Saligen, Seligen) leben | .

6. Blatt 165b—189b 17: Ad Paulinum de brevitate vitae. *Überschrift:* Das Buch Lucy Annei Senece vonn kurtzen des lebens zu Paulino geschriben: durch mich Dietrichen von Pleningen zu Schoubegk vnd Eysenhouen Ritter vnd doctor geteutscht ec'; |. *Schluss:* Finis ec' |. *Seitenüberschriften:* Das Buch Senece | von kurtze (kurtz) des lebens | , zuletzt: vom kurtzen leben | .

6. Blatt 190a—193b 19: De paupertate. *Überschrift:* Das Buch Lucy Senece von der Armut von mir obgemelten/ | Dietrich von Pleningen geteutscht | . *Schluss;* Hie Endet sich das Buch Senece von der Armut ec' | . *Seitenüberschriften:* Das Buch Senece | von der Armut |.

8. Blatt 194a — 226a 23: Consolatio ad Marciam. *Überschrift:* Hie facht sich an die loblich trostung Senece die Er zu der Irrleuchten frawen Marcia des Caton weyb: die Irn Sun Drusum verlorn het/ geschriben hat/ durch mich Dietrichen vonn Plenyngen auch geteutscht ec' ·:· ~ ~ | *Schluss:* Finis ·: ~ | *Seitenüberschriften:* Der Seneca/ | Ain Trostung zu der Marcia | , von blatt 197b an: Des Senece | Trostung zu der Marcia/ |.

Den anfang dieser übersetzung bis blatt 200b 2 hat Hartfelder nach dem Münchener Cod. Germ. pap. 977 fol. 1—20 auf s. 13—18 seines programms zum abdruck gebracht. Beide handschriften stimmen nicht ganz überein. Gleich in der überschrift hat die Darmstädter handschrift den fehler Caton für Cordus, dann fehlt die widmung an Kunigunde, erzherzogin von Österreich d. d. München 10. märz 1519, und auch in dem eigentlichen text zeigen sich mannigfache abweichungen.

9. Blatt 226b—233b 21: Ad Gallionem de remediis fortuitorum. *Überschrift:* Hie facht sich an das Buechlin Luci Annei Senece das Er zu seinem Bruder Gallioni geschriben hat von Artzneyen gegen allen Einlouffung des onfalls vnd do redent wider einander: die Synn: vnd die vernunft. der kaiserlichen maiestat meinem aller gnedigisten herren zu Ern durch mich Dietrichen von Pleningen geteutscht ec' ·: ~ | *Schluss:* Hie Endet sich das Buch Senece vonn Ertzneyen gegen allen vnfallen von mir Dietrichen von Pleningen ~ ·: geteutscht ·: ~ | *Seitenüberschriften:* Des Senece Buch | von artzneyen gegen allen onfällen |.

10. Blatt 234a—264a 30: Ad Serenum de tranquillitate animi. *Überschrift:* Hie facht an das Erst Buch Lucy Annei Senece: das Er zu Sereno geschriben hat dar jnnen begriffen ist: wölhe ding das styll vnd onbetruebt leben beschirmen: vnd wolliche ding das selb widergeben mögen: wölliche ding auch den ein kriechenden lastern widerstand thuend. durch mich Dietrich von Pleningen zu Eysenhofen Riter vnd doctor dem durchleuchtigisten fursten vnd herren herren Fridrichen Hertzagen zu ~ ·: geteutscht ·: ~ | Die schlussschrift blieb weg, offenbar nur weil blatt 264a vollgeschrieben war. *Seitenüberschriften:* Das Buch Senece | vom styllen rwigen vnd onbetrubten leben | .

11. Blatt 264b—284a 30: Ad Serenum nec iniuriam nec contumeliam accipere sapientem. *Überschrift:* Hie facht an das ander Buch Lucy Annei Senece zu Sereno von dem onbetrubten leben: vnd wie in ainen weysen mann schmachen nit einfallen mögen: durch

mich Dietrichen von Pleningen jn vigilia Ephiphanie dominj Anno ec' 1517 ~ :· geteutscht :· ~ | *Schluss:* Hye Endet sich das ander Vnd das letzste Buch Lucy Annej Senece von dem stillen vnd onbetrubten leben: durch mich Dietrichen von Pleningen geteutscht Anno 1517 zu Landshut ec' |. *Seitenüberschriften:* Das Ander buch Senece vom stillen vnd onbetrubten leben/ | vnd wie kain schmach in (ain) weisen man fallen mȯg/ |.

12. Blatt 284b—290b 15: Liber de moribus. *Überschrift:* Hie nach uolgt das Buch Lucy Senece von sytten dar Jnn er gantz schȯnlich vnd nutzlichen des lebens sytten erzelt hat durch mich Dietrichen von Pleningen zu Eysenhofen ritter vnd doctor geteutscht ec' ·:· ~ |. *Schluss:* Hye Endet sich das Buch Senece vonn sytten ec' |. *Seitenüberschriften:* Das Buch Senece | von Sytten |.

Aus dem ganzen inhalt unserer handschrift ist diese schrift die einzige, die zu lebzeiten des übersetzers gedruckt worden ist. Da mir die seltene zu Landshut bei Johann Weyssenburger 1515 in 4⁰ gedruckte ausgabe, deren genauer titel bei Weller, Rep. typ. nr. 946 und s. 455 zu finden ist, nicht vorliegt, vermag ich nicht festzustellen, wie weit der druck mit der handschrift übereinstimmt. Aus Hartfelders besprechung a. a. o. s. 7 ergibt sich, dass er eine in der handschrift fehlende vorrede Plieningens enthält.

13. Blatt 291a—309a 30: Proverbia Senecae. Voraus geht auf blatt 291a—b 28 eine widmung dieser übersetzung an den „herren Fridrichen Hertzogen zu Sachsen“, etc. „Geben zu Landshut vff den Sechzechenden tag Decembris nach Cristi vnsers hailmachers gepurt Anno 1515“ ~ | Es heisst darin: „Genedigister fȯrst vnd herr / wiewol ich neben deß durchleuchtigen hochgepornen fursten vnd herren / herren Ludwigen pfaltzgrafen bey Rein Hertzogen in Obern vnd Nidern Bairn ec' meins gnedigen herren furstlichen beuelchen vnd obligenden geschȧfften: mitler zeit vnd ich euren Curfurstlichen gnaden meinen geteutschten Salustium zugeschickt vber angekȯrten vleis gar wenig mȯssig tȧge erlangen mȯgen! so hab ich doch die selben tag: nyemants anderm dann allain Euren Curfurstlichen gnaden zu Ern vnd gefallen: vndertȧnigklichen zuuerzern fȯrgenomen. In besonderer bewegung dieweil ich hieuor durch vielfaltig glaubliche vnd grundtliche erfarung wares wissen empfangen han: das die selb eur Curfȯrstlich gnad vor allen andern geistlichen vnd weltlichen Curfursten des heiligen Römischen Reichs aller loblichen kunsten vnd guter sytten besonderlichen der philosophi ain getrewer furdrer liebhaber vnd gnediger vatter ist: also bewegt worden die Sprichwort: deß heiligen hochberompten manß

Senece auß latinischer jn teutsche also jn mein mûterliche sprach zu pringen |" etc. Nach einer längeren auseinandersetzung, warum Seneca ein heiliger mann zu nennen sei, fährt Plieningen fort: „Dem allem nach: vnd auf das eur Curfûrstlich gnad meiner willigen vnd gevlissen dienstparkait: wares vnd grundtlichs wissen empfachen môgen: so vberschick ich den selben Eurn Curfûrstlichen gnaden dits mein tranßlacion mit vndertäniger Bit die selben wôllen sollichs von mir mit gnaden an nemen. vnd wil mich hiemit also Eurn Curfûrstlichen gnaden vndertânigklichen beuolchen haben /".

Die (schwarze) *überschrift* der übersetzung lautet: Hye fachent an: die Sprichworter Lucy Annej Senece: die Er zu Paulino geschriben haben soll. Durch mich Dietrichen von Pleningen zu Schoub-Egk vnd Eysenhofen Ritter vnd doctor: dem durchleuchtigisten vnd hochgepornen Curfursten vnd herren / herren Fridrichen Hertzogen zu Sachsen ec' meinem gnedigisten herrn / zu ern geteutscht; | *Schluss:* Finis ·: ~ | *Seitenüberschriften:* Die sprichwort Senece / |.

Proben aus unserer handschrift hier zu geben, halte ich nicht für nötig, da das von Hartfelder veröffentlichte stück aus der verdeutschung der Consolatio ad Marciam vollständig genügt, um die art und weise der übersetzungen Plieningens kennen zu lernen, und neue züge zu der von Hartfelder in seinem programm s. 7 und 8 und in der „Zeitschrift für allg. geschichte" II, 677 fg. 1885 gegebenen treffenden charakteristik der übersetzertätigkeit dieses humanisten sich auch aus den vorliegenden arbeiten, die ja gleichzeitig mit den früher bekannten entstanden sind, nicht gewinnen lassen.

Dagegen möchte ich noch auf eine andere leistung Plieningens aufmerksam machen, die von seinen neueren biographen mit stillschweigen übergangen wird, obgleich gerade sie von besonderem interesse ist. Plieningen gehört nämlich zu den ersten deutschen schriftstellern, die sich um die einführung einer geregelten interpunktion in deutschen schriften verdient gemacht haben. Alexander Bieling weist in seinem buche „Das princip der deutschen interpunktion nebst einer übersichtlichen darstellung ihrer geschichte" (Berlin 1880) nach, wie die notwendigkeit sorgfältig zu interpungieren sich bald nach der ausbreitung der buchdruckerkunst eingestellt hat, und wie zuerst Niklas von Wyle 1462 und Steinhöwel 1471, dann erst viel später die grammatiker Kolross 1529 und Ickelsamer 1531 feste grundsätze der interpunktion aufgestellt haben. Die äusserung Plieningens aber ist ihm entgangen; sie wird auch in der neuesten arbeit über „Die historische entwickelung der deutschen satzzeichen und redestriche" von O. Glöde (Zeitschrift

f. d. deutschen unterricht 8, 6 fgg. Lpz. 1894) nicht erwähnt. Daher lasse ich sie hier wortgetreu folgen nach dem der Göttinger universitätsbibliothek gehörigen exemplar des druckes: Gay Pliny des andern lobsagung ... Durch .. Dietrichen vonn Pleningen ... getheuscht. Landßhût. Johann Weyssenburger. 1515. Dez. 14. Fol.[1] In der „Vorrede" genanten widmung an den herzog Wilhelm von Bayern, die 1511 auf S. Jörgen tag in München geschrieben ist, sagt der verfasser (Bl. A iiij verso): Nun hab ich gnediger Furst! souil mir môglichen: vnnd (Bl. A v recto) es vnser muterliche sprach erleiden hat mỏgen: dy arte auch dy natur diser lobsagung die Plinius in latin gepraucht hat: mit figuren vnd punctñ onuerändert behalten: vñ den anhengig pliben! die wort nit leichtlichen vmbrỏdt: Wỏllicher auch auff die punktē: Auch auff sich selbs jm lỏsen merckung haben: vnd auf ains yeden puncten/ aigenschafft zw pausiern sich fleissen will/ der wurdet an grosse mue: die verstantnus pald haben. wo nit: so mỏchte einem yeden lỏser nit allain der sententz sonnder auch dy wort tunckl vnd onuerstendig pleiben. dañ wie Plinius nichts vberflissigs im latin in diser seiner lobsagung sonnder allain was zur nottorfft vnnd der gezierde gedint: gepraucht hat: des hab ich mich meiner verstentnus nach auff dz kurtzest: dz auch auf die selben arten/ zu teůtschē! auch geflissen. Ich mächte auch gedēcken mancher lỏser sein wůrde: Der diser od' der gleichen rỏdē der lobsagūg in irn naturn nit erkent! oder d' punctē onwissenhaft: were: (daraus doch der mangel der pronuctiation vnd der geperden entsteen mueste): der wurde mich meiner kurtz halber strouffen wollen. Den pite ich aber: Das der selbs sich fleiß nach den puncten zw lỏsen / So wurdet auff hỏrn sein onverstäntnus vnd tunckelhait/ Die puncten habe ich auch mit einer kurtz: (Bl. A v verso) gleich nach diser Missiuen vnnd vor des půchs anfanng: wie man: nach eins yeden puncten aigenschafft: pausirn solle: endeckt vñ angezaigt.

Die auseinandersetzung über die satzzeichen lautet dann: (Bl. B recto) ¶ Ich Dietrich von pleningen hab in meiner vorrỏde versprochen Natur der puncten in einer kurtz: vor anfanng der lobsagung an zuzaigen das thun ich also/

1) In der schlussschrift Weyssenburgers heisst es: „jm durch herrn Dietrichen von pleningen zu gelassen sub priuilegio jmperiali: mit grossen penen verpundē das nyemants dises Bůch jn acht Jarn nach truckē soll." Aus diesen worten dürfen wir vielleicht, zumal da Plieningen 1515 in Landshut ansässig war, schliessen, dass der verfasser auch den druck überwacht hat, der uns dann in der von ihm beabsichtigten form vorläge.

q Ain punct: ist ain zaichē das do! oder durch figur oder sein verziechen: die clausel zertailt! die stym vnderschait: das gemuet wid' erkuckt. vnnd verlast ain zeit den gedencken. das geschicht oder durch verzug des ausprechens vnnd der zeit! oder durch zaichen der feder. Wöllicher puncten ainer des andern zaichen ist. Dañ wañ der durch die feder gerecht formirt: so zaigt er dem löser: an dē wege: aus zu sprechen vñ verstentlichē zu lösen. vnd domit thůt er aus trucken vñ ein pilden im selbs vnd den zuhörern dy begirlichen vñ rechte verstendnus der wörter vnd der Oration. Es sind auch mancherlay figurn der puncten die dañ dy versamelten wörter: von recht erfordern thůnd. domit die begirdē des rödners vñ seiner sententz zu bedeuten Namlichen thůnd dy latinischē sechserlay puncten sich geprauchē. Ainer haist virgula / Der ander Coma! Der dryt Colum: der fierdt Interrogatio / ain fragender punct ? Der funfft parentesis: vnnd der letzst periodus;

Virgula: ist ain hangende lini gegen der rechten handt sich aufrichten / die man ordenlichē thůt setzen nach worten die do noch volbekomenhait der bedewtnus oder worter in mangl stende;

(Bl. B verso) Coma. ist ain punct mit ainem virgelein obē erhebt! gleicherweis wie die erst virgel: also! wirt geschicklichen gesatzt nach wörtern die do ain volkomen bedeutnus hand das man haist ein zertailung. vñ wie wol das der zimlichen: nach volkomender bedeutnus vnnd worten gesatzt: so bezaichet er doch das man der rödē so ain namen ainer clausel behalten noch was nit ongehörlichs zufuegen möge;

Colum. ist ain punct mit zwayen tüpflen also: Wirt schier gleich mit ainer weniger mere auffhaltung der zeit dann Coma geprauchet aber auch: noch so mag was zierlichs angehenckt werden;

Interrogatio. ain fragēder punct ist ain pūct mit ainem virguli herumb gekrömpt also?

Parentesis. dise puncten prauchent die latinischen so sy in einer noch onuolendter angefangner clauseln eingeworffne wörter vnder schaiden wöllend. das thůnd sy mit zwayen halben zirckel also (ꝛc.)

Periodus. ist ain punct mit einer virgel vnden angegenckt also; wurd geprauchet am ende ains gantzen sententzien.

Das sind die punctē domit man die clauseln thůt vnderschaiden vnd so du Virgulam in deiner aussprechung recht bedeůten wilt: bedarff der in der pronunction vñ der zeit ainer ganntzen kurtzer auff haltung / Coma ainer klainer zeit mere Parentesis: ainer hupffend' aussprechung. Der frogend: erfordert seins selbs geperde / Periodus. ains guetē erholten Autemps / das ist mein vnderricht;

Um Plieningens bestrebungen auf dem gebiete der interpunktion würdigen zu können, müssen wir uns daran erinnern, dass die bemühungen seiner vorgänger Niklas von Wyle und Steinhöwel ziemlich wirkungslos geblieben waren. In den beiden ersten jahrzehnten des 16. jahrhunderts finden wir in den meisten druckwerken nur strich und punkt ziemlich willkürlich gebraucht oder auch gar keine satzzeichen. Dass er diesen übelstand erkannte und, als humanist natürlich im anschluss an die lateinischen vorbilder, zu beseitigen suchte, zeigt uns den schwäbischen ritter als einen denkenden und dabei praktischen mann. Namentlich die allgemeinen sätze zu anfang und in der vorrede lassen erkennen, dass er sehr wohl wusste, wie notwendig und wertvoll die interpunktion für das verständnis der schriften ist. Sein system ist reicher gestaltet als das des Niklas von Wyle und Steinhöwels, die beide zwischen virgula und punkt nur éin satzzeichen haben, wofür jener den doppelpunkt: (Bieling s. 70), dieser unser ausrufungszeichen! (D. L. Z. 2, 1231) wählt, während Plieningen noch zwischen Coma! und Colum: unterscheidet. Auffallend ist, dass er in seiner auseinandersetzung neben periodus; den einfachen punkt. nicht erwähnt, der in dem druckwerke selbst ungemein häufig vorkommt, während jenes unserem semikolon gleich geformte zeichen sich fast nur vor grösseren absätzen findet. Dies führt uns auf die frage, wie sich überhaupt die anwendung seiner regeln in dem druckwerke gestaltet. Es war, wie es scheint, auch in diesem falle leichter die regeln aufzustellen, als sie immer genau zu beobachten; denn an vielen stellen, wo Plieningen unbedingt ein zeichen hätte setzen müssen, fehlt es, an anderen, wo man mit dem besten willen beim lesen keine pause machen kann, steht es überflüssiger weise. Auch mit der wahl der einzelnen zeichen können wir uns nicht immer einverstanden erklären. Für jeden dieser fälle hier nur éin beispiel, die ich den oben mitgeteilten sätzen entnehme. Ein notwendiges zeichen fehlt zwischen „zu bedeuten“ und „Namlichen“ (s. 24 z. 12), ein überflüssiges steht zwischen „onwissenhaft“ und „were“ (s. 23 z. 23), falsch gewählt ist die virgula statt des punktes zwischen „tunckelhait“ und „Die puncten“ (s. 23 z. 27). Allerdings wissen wir ja nicht, was hierbei auf rechnung des verfassers, was auf die des druckers kommt, da die annahme, Plieningen habe die drucklegung selbst überwacht, immerhin nur eine, wenn auch begründete vermutung ist.

Sehr sorgfältig interpungiert ist unsere Senecahandschrift; ein umstand, der die annahme, dass uns eine auf Plieningens veranlassung angefertigte abschrift vorliege, zu bestätigen geeignet ist. Dass Hart-

felder in dem längeren aus der Consolatio ad Marciam in seinem programm abgedruckten stück die satzzeichen des originals durch seine eigenen ersetzt hat, ist recht schade.

Interessant ist es, die erste zu Landshut 1515 gedruckte ausgabe der Lobsagung mit einem trotz den in dem kaiserlichen privileg angedrohten „grossen penen" schon fünf jahre später veranstalteten nachdruck (GAy Plinij des Andern Lobsagung: ... Durch .. Dietrichen vō Pleningē ... geteütscht. o. O. 1520. Juli 18. Fol.), von dem die Darmstädter hofbibliothek ein exemplar besitzt, zu vergleichen. Der ungenannte nachdrucker (es ist der druckermarke nach Martin Flach der jüngere in Strassburg) gibt Plieningens interpunktionsregeln getreulich wider, aber er kehrt sich seinerseits durchaus nicht an die satzzeichen des originals. Manche fehler hat er verbessert, z. b. zwischen „zu bedeuten" und „Namlichen" (s. 24 z. 12) setzt er richtig einen punkt, zwischen „onwissenhaft" vnd „were" (s. 23 z. 23) tilgt er das überflüssige kolon :, in der aufzählung der satzzeichen (s. 24 z. 14) heisst es bei ihm richtiger: Der fünfft Parentesis (. Im allgemeinen aber hat er das bestreben Plieningens interpunktion zu vereinfachen, indem er meist statt ; (periodus) den punkt allein, statt coma ! und colon : die virgula / setzt, ohne aber die drei andern zeichen ganz aufzugeben. Ein rechtes princip der interpunktion fehlt ihm, vielmehr scheint er schon auf dem standpunkt zu stehen, den später Ickelsamer mit den worten ausspricht: Es leyt auch so vhast nit daran wie die zaichen sein / weñ allain die reden vnnd ire tail recht damit getailt vnd vnterschaiden werden.

II.

Heinrich Munsingers buch von den falken, habichten, sperbern und hunden.

Die für die geschichte der mittelalterlichen beizjagd hoch interessante schrift Munsingers wurde zuerst 1863 unter dem titel: „Heinrich Mynsinger. Von den Falken, Pferden und Hunden" als bd. LXXI der „Bibliothek des litterarischen vereins in Stuttgart" von K. D. Hassler nach einer in seinem besitz befindlichen, 1473 von Clara Hätzlerin in Augspurg geschriebenen handschrift veröffentlicht. Eine zweite „noch dem 15. jahrhundert angehörende" handschrift der reichsgräflich Nostizischen bibliothek zu Lobris bei Jauer beschrieb Heinrich Meisner 1880 in der „Zeitschr. f. d. phil.." XI, 480—482. Die grossherzogl. hofbibliothek besitzt eine dritte abschrift, die deshalb eine genauere beschreibung verdient, weil sie nicht nur die älteste bis jetzt bekannte

ist, sondern auch das werkchen in einer augenscheinlich älteren fassung bietet.

Die in mit rotgefärbtem leder überzogene holzdeckel gebundene papierhandschrift nr. 448 in 4⁰ ist 21 cm. und 14,5 cm. breit und besteht aus 120 blättern, die vom rubrikator mit den blattzahlen q j— q CXX. versehen sind. Die signaturen a_1—k_6 rechts unten in den ecken geben die reihenfolge der blätter an, während die der aus je 6 doppelblättern gebildeten 10 lagen durch die als kustoden auf der letzten seite jeder lage unten stehenden anfangsworte der folgenden lage geregelt wird. Die volle seite enthält 24 zeilen, die mit schöner und sorgfältiger deutscher schrift beschrieben sind. Überschriften und blattzahlen sind rot, einzelne buchstaben und worte im texte rot durchgestrichen oder unterstrichen, die einfachen kunstlosen initialen, für die der schreiber dem rubrikator kleine schwarze buchstaben an den rand gesetzt hat, sind rot oder schwarz mit roten verzierungen.

Der inhalt der handschrift (D.) ist folgender: Auf blatt 1a begint ohne jede überschrift die widmung, die ich hier vollständig abdrucke, da sie mit der Hasslerschen handschrift (H) und der Lobriser (L) nicht ganz übereinstimmt. Die nur selten vorkommenden abkürzungen löse ich auf, die fehlende interpunktion (in der hdschr. finden sich nur wenige striche und punkte) füge ich bei.

HOchgeborner, gnediger, lieber herre: Als vwer gnade die von angeborner arte zu adelichen dingen vnd zu allem dem, das den adell geczieren magk, furtrefflichen geneyget ist, zu den zcijten, als ich zcum lesten zu weybelingen bij derselben vwer gnade gewesen bin, mir geboten hait zu dutschtem vnd jnn dutsch zu beschriben Solichs, das die Philosophi vnd meistere von der natuer der falcken, der hebich, der Sperber Vnd darczu auch von der natuer der hunde jn latine beschrieben hant, Vnd domit auch waz sie von derselben jre nature geschrieben hant, als die yczu jn gebresten vnd suchte gefallen ist, wie man die mit arczenye zu gesuntheit (bl. 1b) widderbringen solle: Also gnediger, lieber herre nach dem vnd es billich ist, das ich nach allem mynem vermogen derselben vwere gnaden jn den vnd jn andern sachen jtzunt vnd zu allen zcijten gehorsame vnd willig sij, So han ich hie jn diesem buche nach begrifflichkeit myner synne vnd nach vermogunge myner vernunfft mit der hulff gotis volnbracht solichs, das mir vwere gnade also jn den obgeschrieben stucken zu thunde geboten hait, mit solicher ordenunge vnd wijse, das ich daz Buche jnn dru teyle geteylet han. Vnd das erste teyle diß buchs saget von den falcken, Das ander von den hebichen vnd von Sperbern, Vnd das

dritteyle saget von den hunden. Vnd ein jglich teyle hait sin vnderscheydt vnd Cappitel (bl. 2a) nach dem vnd man sie nacheinander ordinglichen geczeichent findet. Vnd vor dem anfangk eins jglichen vnderscheidt vnd Cappitel, so findet man mit roter schrifft geschrieben, wo von die redde des Cappitels vnd vnderscheidt saget, als es auch hie jn diesem register hirnachgeschrieben geschrieben stett.

Auf bl. 2a 9—9b 3 folgt nun das register über die drei teile des ganzen werks. Während in H. die register und zwar nur über die hauptkapitel vor den einzelnen teilen stehen, sind sie hier zu einem gesamtregister vereinigt und enthalten neben den kapitelüberschriften auch sämmtliche rubriken mit angabe der blätter, wo die betreffenden abschnitte zu finden sind.

Bl. 10a—117a 1 geben den text der drei bücher. Der erste teil begint ohne hauptüberschrift mit: „Das erste Capitel das saget, wie die falcken vnd die hebiche vnd auch die Sperbere nit eynes geslechtes sint“ und schliesst bl. 61b 13 mit: „Vnd domit hait ein ende diß erste teile diß Buchs daz da saget von den falcken.“ Es schliesst sich unmittelbar die überschrift des zweiten teiles an: „Das ander teyle diß Buchs ist das da saget von den hebichen vnd von den Sperbern“ etc. Ende bl. 103a 9: „Vnd domit hait das anderteyle diß buchs ein ende, das da saget von den hebichen vnd den Sperbern.“ Der dritte teil beginnt bl. 103a 10: „Das dritte vnd leste teyl diß buch jst daz da Sagett von den hunden vnd ist geteylt jnn dru Capitel“ etc. und endet bl. 117a 1: „Vnd domit hait auch ein ende dritteteyl diß buchs vnd domit daz gantz buche, das gemacht hait Meister heinrich Munsinger, Doctor jnn Arczenij ꝛc’. dem woilgebornen herren Ludewigk Grauen zu Wirtenbergk ꝛc’.

Der schreiber fügte dann noch zu: Deo gracias (rot.)

Also hait diß buch ein ende,
Got wolle vns von sunden wende,
Lobe vnd ere sij got geseyt
Vnd marien der reynen meyt.

Anno domini millesimo quadrin- | gentesimo Sexagesimo | sexta post omnium sanctorum (letzte zeile rot). Johannes glockener zu vrsel ꝛc’, hait | diß Buchelin geschrieben |
Die schon liniierten und foliierten blätter 117b—120b sind leer.

Über die früheren besitzer der handschrift gibt sie selbst keine auskunft. Wenn das einliegende blatt mit einem von Daniel Moser in Göppingen unterschriebenen rezept „Für die Vogelsucht“ von einem der eigentümer stammt, muss sie von Ursel in die heimat des verfassers

zurückgewandert sein. Von dort brachte sie wol der Hessen-Darmstädtische leibmedicus und professor in Giessen Johann Daniel Horst (1616—1685, vgl. Strieder VI, 195 fgg.), der in Tübingen promoviert hatte, und dem sie nach dem Jung'schen kataloge der Darmstädter bibliothek von 1717 s. 398 vormals zugehört hatte, nach Darmstadt. Zu ende des 17. jahrhunderts wird sie bereits in dem ältesten erhaltenen handschriftenkatalog der landgräflichen bibliothek als deren eigentum aufgeführt.

Aus der obigen beschreibung der handschrift D ergibt sich, dass Munsingers schrift in ihr aus drei teilen besteht, während in H. und L. zwischen dem zweiten und dritten teile ein weiterer abschnitt „von den pferden" eingefügt ist, so dass hier die hunde im vierten teil behandelt werden. In den allen handschriften angehörigen drei teilen ist der text in D. und H. ziemlich der gleiche, nur bietet D. fast durchweg bessere lesarten, die manche dunkle stelle in Hasslers abdruck zu erhellen vermögen. Da voraussichtlich die schrift nicht so bald mit benutzung aller handschriften herausgegeben werden dürfte, lasse ich hier die hauptabweichungen der handschrift D. von H. folgen, soweit sie zur erklärung des textes etwas beitragen.

Seite 2, 28 des Hassler'schen textes ist davon die rede, „das das geschlächt der häbich vierlay sey", es werden aber nur drei arten genannt. In D heisst die stelle bl. 10a 13: Vnd also vnder dem namen falcken begrieffen sie beyde die hebich vnd die Sperbere vnd furbaß vnder dem namen habiche begrieffen sie den Sperbere, wann sie sprechen, das das geslecht der habiche vierley sij. Das erste heißent sie den großen habich, vnd das ander, das darnach großer ist, heißent sie Tritzelin, Das dritte heißent sie Sperber, Das vierte heißent sie muscer. Statt „muscer" hat H. immer „mustet", ein wort, das nach Lexer I, 2258 nur bei Munsinger vorkommt und von Lexer = mûs-tœt? gesezt wird. Albertus Magnus, Munsingers quelle, hat „muscetus" (= frz. mouchet). In Munsingers original stand wol muscet, und beide abschreiber haben das ihnen unverständliche wort falsch widergegeben. Ein späterer übersetzer, Walther Ryff (Thierbuch. Alberti Magni. Franckfort. 1545) übersetzt dieses wort mit „Wanneber", wozu Lexer III, 682 wannen-wehe und Diefenbach-Wülcker, Hoch- u. ndd. wörterbuch s. 894 wannen-weher zu vergleichen sind.

2, 2 v. u. muss es statt „allem widerm vederspil" heissen „anderm". Derselbe lesefehler des abschreibers von H. oder Hasslers kommt öfter vor, so s. 16, 22: „So fahen sy tauben vnd nit vogel" statt „tauben vnd antfogel".

10, 4 st. vermischet lies vermißt.

13, 8 denn — haißens l. den — heißent.

13, 27 st. der Marck l. denmarckt (= Dänemark).

18, 3 st. als sy tůnd l. als man nu.

18, 18 st. in Clusen l. jnn Russen; st. in Swenden l. jnn Swedden (Schweden).

20, 13 st. gewël, die man vnderweilen macht von vedern vnd vnderweilen von pamöle l. gewelle die man vnderwylen von feddern macht vnd vnderwijlen von Baumwollen. (Albertus Magnus lib. 23 cap. 17: purgatoria quae vulgariter Germani guel vocant, et fiunt aliquando de pennis, sed melius fiunt de bombace.)

27, 13 l. übereinstimmend mit dem original cap. 18: gense miste oder tuben miste vnd die vber Rinde von der worczeln des baumes, den man nennet Elben, vnd wachssen bij dem wasser, Vnd sal man die Rinden sieden jnn waßer als lange biß das waßer dauon Roit wirt.

27, 19 l. So sal man nemen Roit wachsß vnd muscaten vnd die fruchte, die zu latein heisßent mirabolones Citrini vnd koment vber mere here, vnd findet man sie jnn der apoteken, vnd steyne salcz, daz man auch jn der appoteken findet vnd heißet zu latin Sal gemma vnd ist glich als yse, vnd ein harcz, heißet zu latin Gummi arabicum, vnd etwann viel korner von kern (= grana tritici) etc.

28, 5 st. vernychen l. vermischen.

28, 25 st. sincket das ayter l. smacket dasselbe eyter vbel.

30, 7 und 8 v. u. l. wer es an der zcijt, das man slehen (st. flëch) funde, So mochte man vff den flecken treuffen drij droppen von dem slehen safft (st. flehen). (= acacia quae sunt pruna spinarum silvestrium.)

31, 1 st. schwarwoll l. scharewollen.

31, 6 st. zu stund l. vff zcwo stunde.

31, 23 st. so sol man nemen von der Hawt ains rauchen ygels l. So sal man nemen von der hut eyns rohen slijgen (= abstrahatur cruda pellis piscis quae tincha vocatur, quem Germani sligen vocant).

33, 21 l. sprachen segen, wann sie des morgens den falcken vff die hand namen; dafür fehlt 33, 23 so haben sy die gesegent, das der schreiber von H. zugesetzt hat.

34, 6 v. u. st. der Ar, der da vich faucht l. der are, der da fische facht.

35, 10 st. der ze vil ist l. der zu vol ist.

35, 7 v. u. st. die herfliegen l. die sie erfliegent.

36, 2 l. VOrbaß ist zu wijssen, das der Sperber nach dem latinschen namen, den er hait, heißet (st. paißet) begirig. (Albertus Magnus

lib. 23 s. 194a 1 der ausgabe Venetiis 1519 fol.: Nisus ... a nisu hoc est conamine prede sic vocatur.)

43 zwischen zeile 6 und 7 fehlt in H. ein ganzer absatz: Wann der habich luse hait ꝛc'. Saltu also vertriben: Du salt nemen wechholder mit Rinden vnd alle, vnd eynen Rick dem habich daruß machen vnd yne daruff stellen, vnd yme zcwo ader drij mentschen luse an sinen halß lauffen laßen, vnd so der habich ein zcijt vff dem Rick also gestanden hait, vergeen die luse gantz vnd gar.

47, 13 v. u. st. sol es in seinen mund nemen l. sal wyne jnn sinen mundt nemen.

48, 22 hat D. richtig vor, nicht von.

48, 1 v. u. st. mit Eppfkrautt fest zesamen vermischen l. mit Eppenkrut safft.

52, 7 l. in dem kopff.

52, 8 st. solen l. vlen.

53, 22 l. Dann wann es also ist, So kan er vor lenge des snabels das asß nit verslinden.

55, 2 v. u. l. Hait das federspiele die febres vnd viele vnnaturliche hitze, So sal man yme geben das safft von dem krude, das man heisßet buckeln oder Bijfusß mit hunerfleisch zu essen.

56, 4 v. u. st. gundelres l. Gundelrebe.

57, 10 l. als die Appteker thunt, so etc. st. vnd so.

58, 5 v. u. l. Darnach sal man yne stellen vff ein dennen oder Salgen stangen, d. h. auf eine stange von tannen- oder weidenholz. (Albertus Magnus lib. 23 cap. 23 super lignum salicis aut abietis semper sedeat.) Hasslers „Tennen oder felchen stangen“ gibt ganz falschen sinn.

89, 22 l. Vnd wan sie wunt sint, so ist yre zcunge etc.

90, 4 v. u. l. jnnewendig wole suber werden.

91, 23 st. damit l. vnd nit.

93, 1 v. u. st. fliech l. flohe.

93, 3 v. u.: in D. steht richtig anderswo hat.

94, 1 v. u. st. gerent für milich l. gerente sure milche = geronnene sauere milch. Statt „gerente“ von gerennen (Lexer I, 878), das ihm wol nicht verständlich war, setzte der abschreiber von D. geremte, wobei er vielleicht an „abgerahmt“ dachte. Albertus Magnus lib. 22 bl. 175a hat: lac acidum et bene commixtum.

95, 24 l. vnd den kopff woil schern st. beswärn. (Albertus Magnus lib. 22 bl. 176b: caput radatur et bene depiletur.)

DARMSTADT. ADOLF SCHMIDT.

ZU REINKE DE VOS.

3774. *Isegrim sprack: „wat scholde dat wesen,*
Dat ik nicht scholde lesen, wat yd ock sy?
Ja, dűdesch, walsch, latin, ok franzoss dar by.
Hebbe ick doch to Erfort de schole gheholden!
Ock hebbe ick myt den wysen olden
Questien ghegeuen unde sentencien.

schole holden bezeichnet jetzt in Niederdeutschland allgemein die tätigkeit des lehrers. Da aber diese bedeutung hier nicht in den zusammenhang zu passen scheint, und man im Reinaert v. 4048 fg. der älteren ausgaben liest:

op Westvalen ende Provin
(hebbik) gegaen ter hoger scolen,

so bemerkt Lübben in seiner ausgabe des Reinke Oldenburg 1867 in der anmerkung zu v. 3778 auf s. 258 (vgl. auch das glossar unter *holden*): „*de schole holden* hier vom schüler gesagt, der die schule besucht." Ihm hat sich auch Karl Schröder in seiner ausgabe (Leipzig 1872) angeschlossen, indem er ausdrücklich erklärt: *schôle (ge)holden* nicht „schule halten" sondern „die schule besuchen", während in Fr. Priens ausgabe (Halle 1887) die stelle unerörtert blieb. Auch im Mnd. wb. bd. 4, s. 111 wird v. 3778 ähnlich erklärt durch: „habe ich meinen unterricht empfangen = studiert."

Nun liest aber E. Martin in seiner ausgabe des Reinaert, Paderborn 1874, s. 217 v. 4038 fg.:

Op Westvalen ende te Provijn[1]
hebbe ic die scolen gehouden.

Da also der niederdeutsche text sich auch an dieser stelle als genaue übersetzung des niederdeutschen erweist, und da jeder nachweis fehlt, dass das mnl. *scole houden* wie das mnd. *schole holden* in anderer als der jetzigen bedeutung vorkommt, so sind wir genötigt, uns nach einer anderen erklärung des ausdrucks umzusehen. Nach meiner meinung heisst *de schole holden* auch hier nichts anderes als „schule halten" und erklärt sich aus dem damaligen studiengange der universitäten. Diese teilten sich bekanntlich in die vier fakultäten der theologie, jurisprudenz, medicin und der „freien künste". Die artistenfakultät war den anderen untergeordnet und vertrat die stelle unserer gymnasien:

1) Martin vermutet einl. s. XXII mit recht eine entstellung dieses verses und möchte lesen: *te Westvalen op d'Erfortijn.* In der Delffter prosa heisst es: *ic hebbe terffortden ter scolen ghegaen.*

unter der leitung eines magisters hatte der scholar zunächst hier einen lehrgang durchzumachen; dann wurde er baccalaureus und hatte als solcher weiter zu studieren, zugleich aber sich selbst lehrend zu versuchen (vgl. F. Kurze, Deutsche geschichte im mittelalter. Stuttgart, Göschen 1894 s. 178). Da aber die erlangung der magisterwürde, welche an diese vorbedingungen geknüpft war, von einem jeden gefordert wurde, der in eine der höheren fakultäten eintreten wollte, so geht daraus hervor, dass Reinke, der es nach v. 3781 zum licentiaten der rechte gebracht hat, auch selbst lehrend aufgetreten sein muss. Es scheint aber durchaus angemessen, wenn Reinke seine sprachkenntnis durch die bemerkung zu erweisen sucht, dass er in Erfurt die würde eines magisters der freien künste erlangt habe.

NORTHEIM. R. SPRENGER.

MITTEILUNGEN AUS MITTELHOCHDEUTSCHEN HANDSCHRIFTEN.

Im nachlasse des am 12. juni 1812 an der landesbibliothek zu Wiesbaden angestellten, am 4. december 1817 entlassenen und am 9. oktober 1858 zu Endenich bei Bonn gestorbenen dr. Helferich Bernhard Hundeshagen finden sich die nachstehenden stücke 1—4 in saubern abschriften vor, die derselbe wol herausgeben oder jemanden mitteilen wolte. Da Hundeshagen 1817 nach Bonn zog und gänzlich herabkam, unterblieb diese absicht.

1. Liebesbrief[1].

Vil liber brif, nun var mit heil,
Du gewinnest aller selden teil,
Als ich dich bescheiden kan,
Dich sicht mein frouwe selber an.
5 Daz were [ist] dir ein groze er,
Dir widervert noch eren mer.
Darumb sei [Davon bis] fro, daz ich dich sende,
Sie beut nach dir ir weissen [weisse] hende.

1) Dieses interessante stück ist nach einer aus Regensburg durch v. Gemeiner mitgeteilten handschrift (original?) abgedruckt im Morgenblatt für gebildete stände 1815 nr. 167; vgl. Zeitschrift f. d. alt. 36, 358. Der ältere druck enthält zahlreiche abweichungen von dem hier durch Roth gebotenen texte, die ich — soweit sie ganze worte betreffen — in klammern oder unter dem texte hinzufüge. O. E.

Dir mag noch mer werden kunt,
10 Si list dich mit irem roten mund.
Daz wolte got, daz selbes [halb es] mir
Mocht wider varn, waz man dir
Grozer ere dort enbeut [erbeut]!
Wie selig wer mir solche zeit!
15 So var nun hin, du verst mit ere,
Und gruzze mir die minnigliche here,
Gruz mir iren rosen varben mund,
Gruz sie von mir zu tausend stund,
Gruz mir ir wenglein rosenvar,
20 Gruz mir ir spilden auglein klar,
Gruz mir ir helslein hermelnweiss [harminweiss],
Gruz die libe mir mit fleisz,
Gruz mir ir herz und iren sinn [ire sinne],
Gruz mir meines herzens konigin [küniginne],
25 Gruz mir ir danch und iren mut,
Gruz mir die herzens frouwe gut.
Gruz mir sie, der ich gutes gan,
Gruz sie von mir ellendem man,
Und sag ir meinen dienst von herzen gar,
30 Sie moge [Ich lass sie] wissen offenbar,
Wie ich getracht hab lange stund,
Dass [Wo] ich ein frouwe finden kunt,
So [Die] minnigliche wer gestalt,
Mit zuchten fro, zu rechte bald.
35 Der wolte ich mich eigen geben,
Mein leib und mein leben.
Ich bin fro, ich hab gefunden,
Wan ich bey meinen stunden
So trautes [liebes] lib noch nie gesach [nie ich sach].
40 Euer auge in mein herze brach,
Da ich zuerst euch erblickte [an erblickte],
Vor vrouden ich erschrickte,
Ich dachte, daz solde sie [die] sein,
Die mir so [mir die] senecliche pein
45 Keren [Wenden] sol, die ich getragen

35—37: Der wolte ich für eigen geben Beide leib und leben Nun wol ich hab euch funden

So [Hab] lange her bey meinen tagen.
Ir seid [seit's] ein engel an gemûte,
Und eine turteltaub an gûte,
Der tugend [Und seid der tugend ein] bluhender stam;
50 Gepreist sei [Des ist gepreist] euer edler nam!
Ir seid gebild von gotes handen,
An euch ist kein fel vorhanden.
Ach herzens liebste [herze liebe] frouwe mein,
Nu lazzet an mir werden schein,
55 Daz euch die werlt des besten gicht,
Ich hab kein ander [doch andre] hofnung nicht,
Als die ich gen euch frouwe [froue gen euch] han,
Des solt ir mich geniezen lan.
In meinem herzen seid ir verslossen,
60 Dar inne seid ir gar vervlossen,
Darin must ir gehauset sein
Nu bis [Nun stets bis] an daz ende mein.
Ob euer güte mir heiles gan,
So helfet [ratet] mir ellendem man,
65 Wo ich euch [Wo die] heimlich mög ergan,
Daz ich euch frouwe wol getan
Kan sprechen, als ich willen han
Und doch on allen valschen wan.
Nu lieber brif, bis mir [mir ein] guter bot,
70 Damit verleih der liebe got,
Dazu alles himelische her,
Daz sie sich liblich gen mir ker.
Amen.

2. Vom mönch Felix[1].

Ein heyliger mönch einest was,
Der gerne von got las,
Was er geschriben fand,
Der was Felix genant.

52 Dess seid ir gar on allen wandel

1) Jüngere, gekürzte bearbeitung der bei Hagen Gesammtabenteuer III, 613—623 abgedruckten legende; andere fassungen bei Grimm, Altdeutsche wälder II, 70. Zeitschr. f. d. a. V, 433. Pfeiffer, Germania IX, 260. Vgl. Wackernagel, Litt.-gesch. I², 214. Gering, Íslendzk æventýri II, 120—122. Zu den dort erwähnten modernen behandlungen des stoffes ist nachzutragen: Elise Polko, Neue novellen, 6. folge (Leipzig 1866) s. 277 fgg. RED.

5 Des morndes ging er
Mit einem buch aus dem münster,
Alda er zu lesen began
Und traf diese stelle an,
Dass in dem himel were
10 Stets freud one schwere
Ewiglich one ende.
Beyde augen und hende
Erhob er zu dem herrn:
O got, ich glaubte das gern,
15 Was diss buch mir spricht,
Doch ich begreife es nicht.
Da kam ein vogelein,
Das war gar merklich cleyn,
Doch tat es so minniglichen sang,
20 Dass der mönch aufsprang,
Und das buch verschloss.
Sein freud die war gross.
Im ward noch nyemals so wol,
Sein herze war freuden voll.
25 Das Beste, so im gescheen was,
Das hoechst, so er an büchern las
Dunckte im kein freud zu sein
Als der gesang des vögeleyn.
Wer es hörte singen,
30 Dem wars wie Harfen klingen.
Alle tone waren nit so susse
Wie dieser Tone grusse.
Dem heilig mann
Nun in sinnen kam,
35 Dass er mogt das voglein fangen,
Da flog dasselb von dannen.
Er sprach: Eya, lib vogeleyn
Du hast erfreut das herze meyn,
Mir dauchte gleich
40 Ich wär im hymelreich.
Deiner stimme klang
Ist uber allem menschlichen gesang.
Ze hand eine glock erklang,
Ze läutende den mittag gang.

45 Da begann der mönch zu bangen,
Dass er nit ins kloster gangen.
Gross reu er da empfing,
Gegen die pfort er eilends ging.
Der pfortner zur pforten lief,
50 Der mönch aussen rief:
Eya bruder lass mich eyn!
Der pfortner sprach: wer magst du sein?
Ich bin der mönch Felix gnant,
Dem abte wol bekant.
55 Wye seid ir her gekomen,
Hab nye was von dir vernomen.
Dreissig Jar seind es an der zeit,
Dass ich mich diesem haus geweiht,
Doch ich dich nimmer sach.
60 Der mönch zum bruder sprach:
O lasse deynen groben spott,
Auch ich sah euch nye, bey Gott!
Ich ging vom münster zur prim,
Gar grosse freud ich da empfing
65 Von eynem kleinen vögeleyn.
So gross ward die Freude meyn,
Dass nicht gang ins kloster eyn.
So ist mir die zeit entpflogen
Und ward ich um die stund betrogen.
70 Der pfortner red gar unverdrossen:
Die pforte wird nicht aufgeschlossen,
Ich kann euch nicht einlassen,
Drum gehet gemut euer strassen.
Der mönch begann zu flehen,
75 Er solle doch zum abte gehen,
Dass er zur stelle käme
Und seine red vernehme.
Der pfortner zu dem abte ging
Und sagte im den anbeging.
80 Ein mönch steht vor der pforten
Und spreche offenbar von worten
Er sei gewesen vierzig Jar
In diesem kloster gar.
Der abt die Ältesten nam

85 Und vor die pforte kam,
Doch keiner hat in je gesehen.
Da hiess in der abt ins siechhaus gen,
Wo ein viel alter mönch gelag,
Den frug der abte um die sach.
90 Der sprach: Do ich war novitius
Und lase in canonibus,
In diesem kloster ein mönch was,
Der gern von got las,
Der was Felix genant.
95 Zur prime zeit er einst entschwand,
Der ist jetzt zuruck gekommen,
Das soll dem kloster frommen,
Ein vil heiliger man
Do in das kloster kam.
100 Felix war es gewesen eine stund an zeit,
Die däucht im eine ewigkeit,
Von stund an er gern von got las
Und von got begriff er das,
Dass des himels freude one ende
105 Der her den seinigen zuwende. Amen.

3. Unser lieben frauen ritter[1].

Eyn ritter kün und weiss,
Sucht ritterlichen preiss,
Dabey from und dugenthafft
Maria zugethan in grosser krafft
5 Und liebe, die er ir
Stets bot in frommer zier.
Er wolt zu eym turney
Gewinnen ehren mancherley
Nach ritters art einst reiten.
10 Am münster sah er die mess bereiten.
Der ritter dachte fromm im sinn
Zu hören eine mess zu ehr Marien.
Er ging ins münster und hort die messe bass,
Doch als die messe nicht zu ende was,

1) Jüngere, gekürzte bearbeitung der bei Hagen G. A. III, 466 fg. Hahn, Passional 142, 75 fgg. abgedruckten erzählung. RED.

15 Hub schon eine ander an.
Da wolt er nicht von dannen gahn
Bis die zu end gesprochen wär.
So blieb er in dem Gottes haus
Bis Mittags war die letzte messe aus.
20 Als alles gebracht zum ende was,
Er schnell auf sein ross gesass
Und reitet eilig zum turney
Onwissend, dass es längst vorbey.
Die leute ritten im entgegen
25 Und lobten ihn als wackern degen
Auf Työst und schwerthieb fest
Noch keiner sei also gewest.
Je keinen ritter sye gesehn
So kühn die ritterschafft begehn,
30 Dass er mit seinem grossen mut
Erstritten viel hohes gut,
Dass ihm ein hohes los gefallen
Ehr, Preis und gut vor allen.
Den ritter nam gross wunder das,
35 Do er nicht beim turney was,
Alsbald er begann zu schauen
Ein wunder unser lieben frauen,
Die gestritten hat für in.
Erzält, dass er am turney kein gewin,
40 Dass er nicht dabey gewesen,
Dieweil er im münster messe hören lesen.
Drumb ihn sein hoher sinn
Zog ganz zu Marien hin,
Marien weiht er seine ritterschafft
45 Im closter mit aller tugend kraft,
Zu ir zog in sein ganzer sin
Zu des himels konigyn.

4. Diz ist ein segen für den Riten.[1]

Rit vil böse ich beswere
Dich bey der heiligen lere,
Die got in dem Jordan hat entphangen,

1) Parallele zu dem Ztschr. f. d. a. 17, 430 mitgeteilten fiebersegen. RED.

Daz du am dritten tag seyst vergangen.
Rit du solt gedencken,
Daz sich Jhesus Christ liss hencken
An daz frone crucze here.
So virmide mich heut und immermere.
Do Jhesus an der marter hing
Und seyn bitter leyd anfing,
Do sprach ein jude in seinem spott:
Hast du den riten, herre gott?
Wan ich den Riten nit enhan
Und ich den riten nye gewan,
Noch der in nymer darf gewynnen,
Der disse wort gesprechen kan:
Ez ging sich uber lande
Der gut herre sante
Johannes.

Da kamen zwen vnd sibentzig riten gegangen: Herre meister, wo wolt ir hin? Da wil ich in diesen walt und wil zwey vnnd sibentzig widen hawen und wil euch binden. Herre meister, daz lant sin, wir wollen euch geloben, daz wir nimmer kommen an, ez seye frauwe ader mann, der dis wort gesprechen kann.

5. Ein new lied von Hans und Lienhardt dem Vittel[1].

1. Nun wollen wir aber heben an
Ein newes lied zu singen,
Was zu Augspurg gesehen man,
Es soll mir wol gelingen.
Vittel Hanss ist er genant,
Vorm kaiser er gelegen ware
Um ein Sach, das sag ich euch fürwahre.
2. Er kam gen Augspurg eingeritten
Wohl in die werte Stadt,
Wann er thät nach seinen Sitten,
Und auf das Rathaus er trat.
Auf dem Rathaus solt er geschworen han,
Das wollt er nicht gethun,
Er wollts vor dem kaiser austragen lan.

1) Nach stark verunstalteter überlieferung mitgeteilt bei Liliencron, hist. volkslieder nr. 149.

3. Er stund bis auf den andern Tag,
Man eilet also gach,
Hans Vittel an den Eisen lag,
Lienhardt thät man es auche.
Das Recht liess man über sie gehn,
Ihr Leben mussten sie geben,
Sollt das seyn Recht oder Eben.

4. Sie hiessen inen Dinten und Feder bringen,
Ein Brief thaten sie schreiben
Iren Kindern vor allen Dingen
Und ihren ehelichen Weiben:
Um Unschuld müssen wir sterben,
So hilf uns Maria die reine Magd,
Lass uns dein Kind Gnad erwerben.

5. Fursten und Herren mit Bitten anliegen
Herzog Albrecht hochgeboren,
Dem Bischof war sein Bitt verzigen,
Dem Abt von Sant Ulrich verloren
Und andern mehr Thumherrn,
Dabey sechshundert Fräuwlein
Wolt man ihr Bitt nit gewähren.

6. Man zog die Sturmglocken an,
Die Söldner zogen dort here,
Da liefen die Frauen und Man
Und weinten gar sere.
Sie stiegen die Berlachstigen hinab,
Sie traten Hende und Füsse, ich sag,
Man meint, es käm der jüngste Tag.

7. Und da man die Vittel führt am Tage
Und man ausrufen wolt lan,
Vor manicher grosser Klage
Das Rufen konnt man nit verstahn.
Da stunden die Vittel die werthen Leut,
Sie riefen dem Schwartzen dahere
Und redten im an sein Ehre.

8. O Schwartz, du bist ein rechter Dieb,
Umb Unschuld willst du uns tödten,
Wir haben dir kein leid gethan nie
Und stehn in grössten Nöthen.

Um Unschuld müssen wir sterben,
So hilf uns Maria die reine Maid,
Lass uns dein Kind Gnad erwerben.
9. Und da sie auf die Richtstatt kamen
Und jeder sein Beicht het gethan,
Die brüder von einander Urlaub nahmen:
Ach Bruder durch Gott solt du ablan,
Durch Gott solt du vergeben,
Was wir um Unschuld leiden müssen,
So faren wir ins ewig leben.

6. Wie man den Schwartzen richt[1].

1. Augspurg ist eine werthe Stadt,
In einem Jahr eben, ja eben
Dem Burgermeister es do gaht
Gar an sein Leben, ja Leben.
Die Vittel thaten die Warheyt sagen,
Drumb man diesen ihr Haubt abgeschlagen,
Dem Kurtzen es an das Leben ging,
Schwartz und Taglang an dem Galgen hing.
2. Der Schwartz nahm sich an des Handels viel,
Do er nur an der Steuer sass im Sause,
Es war ihm gar ein eben Spiel,
Da er das Geld in Hüten aussmasse.
Mangmeister wollt kein Theil daran han,
Er hub sich auf und schlich von dann,
Mangmeister ihm that Verrath,
Und legt die Sache hintern Rath.
3. Bleib morgen daheim mein Herre,
Seine Frau gen den Schwartzen sprach,
Mir hats geträumt, ein Traum gar schwere,
Dass man euch morgen fach.
So schweig, so schweig, lieb Freüwelein,
Bist du Kaiserin, so will ich Kaiser sein.
Die Gewalt will ich über sie han,
Bin gar ein listiger man.
4. Des Morgens da er ging in Rath,
Man ihn mit den andern fangen that,

1) Sehr abweichend bei Liliencron, hist. volkslieder nr. 150. RED.

Den Schwartzen warf man an die Eisen ein,
Er hat geschenckt Most für Wein,
Er hat gestohlen also viel,
Mehr, als ich euch sagen will,
Mit seinen guten Gesellen,
Die haben ihm helfen stehln.

5. Der schwartz Rapp macht ein Capittel,
Da musten sterben beyde Vittel,
Da sah man Weib und Kleinen
Allenthalben auf den Gassen weinen.
Des Rappen Nest das wurd zerstört,
Da Jesus Christus Jahrzahl wehrt
Im Jahr mit einem M geschrieben,
Vier C, ein L, zwey X und sieben.

6. An des aprillen achtzehenten Tagen
Für das Rathaus kam ein Wagen,
Den thät der Schwartz betreten,
Auf denselben zu sitzen empor
Ihn zum Galgen führen vor das Thor.
Da ward nm ihn kein Beten,
Manniglich sich erfreuen that,
Dieweyl er das Hencken verdinet hat.

Nr. 5 und 6 aus handschrift des 15.—16. jahrhunderts, zwei blätter folio, in Hundeshagens nachlass.

GEISENHEIM. F. W. E. ROTH.

DAS CHRONOLOGISCHE VERHÄLTNIS VON STRICKERS DANIEL UND KARL

Fast allgemein nahm man bisher an, dass des Strickers poetische tätigkeit mit der dichtung seines Artusromans Daniel von dem blühenden tal begonnen habe (ausser den litteraturgeschichten vgl. besonders Bartschs einleitung zum Karl s. III); begründet wurde diese ansicht immer einzig und allein durch die mancherlei freiheiten in sprache und versbau, die der Daniel gegenüber des Strickers andern werken zeigen sollte (obwol man darüber eigentlich ohne untersuchung der handschriftlichen überlieferung und ohne ausgabe des gedichts gar kein

urteil haben konnte), und die man nur einem anfänger glaubte zu gute halten zu können. Die chronologie der andern gedichte des Strickers war schwankend: einige setzten den Karl, die erneuerung des alten Rolandslieds vom pfaffen Konrad, unmittelbar nach dem Daniel an; Bartsch versuchte in der oben citierten einleitung eine reihenfolge zu begründen, wonach der Karl etwa in den beginn der zweiten hälfte von des Strickers dichterischer produktion, jedenfalls nach dem frauenlob gefallen sein solte. Fest schien aber immer das zu stehen, dass der Daniel des Strickers erstes werk war. Nur bei Wilhelm Grimm finde ich in einer allerdings erst nach seinem tode gedruckten abhandlung „Deutsche wörter für krieg" eine andere auffassung; dort heisst es bei gelegenheit des wortes *wîgant* (Kleinere schriften 3, 527): „merkenswert ist Stricker, weil er in seinem Karl das wort absichtlich in allen den stellen übergeht, wo er es bei dem pfaffen Konrad vor sich hatte .... nur erscheint es einmal in dem später gedichteten Daniel und zwar im reim", wozu Grimm in der anmerkung hinzufügt: „Stricker hat es aus Roland, denn der Daniel ist später gedichtet." Wie Grimm sich diese ansicht begründete, habe ich nicht auffinden können; trotzdem er sie so sicher ausspricht, hat sie doch niemals jemand geteilt.

In jüngster zeit nun hat Gustav Rosenhagen, der erste herausgeber des vollständigen Danieltextes, in seinen Untersuchungen über Daniel s. 110 und in der ausgabe des gedichts s. IX, unabhängig von Grimm und ohne seine eben citierte ansicht zu kennen, die zeitliche priorität des Karl vor dem Daniel behauptet. Die kritiker seines buches haben sich nach beiden seiten hin entschieden: Seemüller hat seiner ansicht ohne rückhalt zugestimmt; Meier und Singer haben — allerdings ohne nähere begründung, als dass sie bekannten von Rosenhagens argumenten nicht überzeugt zu sein — sich abweisend dagegen verhalten. Bei gelegenheit der besprechung von Rosenhagens arbeiten für diese zeitschrift 27, 543 hatte ich mich eingehend mit dieser frage zu beschäftigen und will meine gleichfalls von Rosenhagen abweichende ansicht hier des genaueren darlegen.

Zunächst wären also Rosenhagens argumente für die priorität des Karl zu entkräften, was nicht schwer fallen kann, da sie tatsächlich (obwol er s. 112 bemerkt „die angeführten stellen beweisen nun klar und deutlich, dass der Karl älter ist als unser gedicht") auf sehr schwachen füssen stehen. Er findet nämlich, dass die stellen im Daniel, welche die wirkung des geschreis des tieres schildern, notwendig die schilderung der wirkung von Rolands blasen auf dem horn Olifant

im Karl, der dem Rolandsliede nacherzählt, voraussetzen; die betreffenden stellen (Roland 10, 4. 18. 214, 30; Karl 772. 7096; Daniel 752. 2900. 2944. 5746. 5766) hat er daher zweimal (Untersuchungen s. 110 und ausgabe s. X) neben einander gestelt; ich brauche sie nicht ausführlich zu citieren. Mir scheinen die geschilderten dinge zu sehr auf der hand liegend und zu einfach, als dass man überhaupt an „reminiscenzen" zu denken brauchte. Der schall des tieres und des hornes ist so gross, dass keiner den andern hören kann, und dass viele vor schrecken und betäubung wie tot zur erde nieder und von den rossen fallen. Diese naheliegenden vorstellungen sind in allen drei gedichten schmucklos ausgedrückt, zwingende wörtliche übereinstimmungen sind nicht zu entdecken. Ich bekenne mich von Rosenhagens beweisführung gänzlich unüberzeugt und glaube, dass andere bei vorurteilsfreier betrachtung denselben eindruck haben werden.

Wir müssen also auf einem andern wege zur entscheidung der chronologischen frage zu gelangen versuchen. Bei der vergleichung des stils aller drei werke nun kann man folgende für die prioritätsfrage recht wol verwertbare beobachtung machen: der Daniel ist durch den Roland in sprachlichen wendungen beeinflusst, die im Karl, auch an den dem Roland entsprechenden stellen, entweder vermieden oder doch nicht mit der vorliebe wie im Daniel gebraucht sind. Das material ist nur gering, doch, wie mir scheint, nur so richtig zu deuten:

ie baz unde baz (Roland 1, 24. 159, 2. 265, 10) steht Daniel 5225. 6488; im Karl fehlt es an allen drei stellen, steht dagegen 10512; später ist es ein lieblingswort des Strickers (vgl. frauenlob 1338. 1581; gäuhühner 17; melker sammlung 7, 193);

ellen (Roland 10, 9. 39, 16. 190, 12. 196, 9. 211, 19. 218, 7. 221, 8. 222, 4. 225, 23. 226, 4. 227, 2. 233, 3. 273, 18. 300, 8) steht in der formelhaften verbindung *baldez ellen* Daniel 992. 3180. 3928. 5598, im Karl nur 7292. 7584;

ergremen (Roland 142, 9. 146, 5. 226, 21. 266, 23) findet sich im Daniel 1142. 7480, im Karl nur 5122 (vgl. auch Amis 1905);

goltmâl (Roland 174, 6) steht Daniel 5120; im Karl ist die stelle verändert;

zebrechen sam daz huon (Roland 135, 16) wendet der Stricker im Daniel zweimal an (2761. 3191), wo auch sonst (3512. 4429) das huhn in vergleichen auftritt; im Karl steht die wendung nur an der entsprechenden stelle (4643);

queln (Roland 29, 33. 197, 1) begegnet im Daniel 2094. 2520. 3756. 3916, im Karl nur 5652;

den vergleich der kämpfer mit arbeitenden schmieden finden wir zweimal im Roland (145, 18. 174, 8), zweimal im Daniel (3626. 5050), aber nur einmal im Karl (5124); vgl. darüber meine zusammenstellung in Paul-Braunes Beiträgen 16, 356:

sîn herze ime spilete (Roland 210, 29) reflektiert sich in *sîn herze vor vreuden spilte* (Daniel 3012), während an der entsprechenden stelle im Karl die wendung vermieden ist;

entwischen steht Roland 75, 13 und Daniel 3293. 3392 (wo auch 3648. 5173 *hin wischen* und 4397 *ûf wischen* vorkomt), während es im Karl fehlt;

endlich sei bemerkt, dass das schöne poetische bild *si begunden einander vâren mit des tôdes knehten* (Karl 6592: gemeint sind tötliche verwundungen, nicht, wie Bartsch in der anmerkung erklärt, die waffen) nur verstanden werden kann, wenn den zuhörern die stelle im Daniel 4054 *er begunde im solhe slege geben, die wol des tôdes knehte mohten sîn mit rehte* bekant war, an die es deutlich erinnert.

Gibt man mir richtigkeit und tragweite dieser beobachtung zu, so hätten wir uns die dichterische entwicklung des Strickers etwa so zu denken. Mehr als durch alle zeitgenössische höfische dichtung fühlt sich der Stricker von früh an ergriffen und erfüllt von der urwüchsigen kraft und lebendigkeit der deutschen dichter des 12. jahrhunderts, vor allem vom Rolandsliede, das ihm frühe als eine art kanon erzählender poesie erschienen sein muss. Sein erster schriftstellerischer versuch ist der Daniel, im inhalte teilweise ein kompromiss mit der ihm unsympathischen herrschenden geschmacksrichtung, in form, stil und farbe stark beeinflusst vom Rolandsliede. Mangelnder erfolg und wol auch erstarken der eigenen selbständigkeit heissen ihn dann die bahn des höfischen romans, auf der ihm lorbeern nicht beschieden waren, verlassen; er modernisiert sein geliebtes Rolandslied, wobei er jedoch die im Daniel noch vielfach hervortretende archaistische färbung der sprache und des stils vermeidet; die grosse zahl von handschriften, in denen uns der Karl überliefert ist, spricht dafür, dass sein beginnen beifall und anerkennung fand, wenn er auch natürlich dem geist der vergangenheit, den er verehrte, nicht die herrschaft über die gegenwart erringen konnte. Erst später hat er dann im gebiete der kleinen erzählung, die er zum ersten male zur meisterschaft bringt, das richtige feld der tätigkeit für sein talent gefunden.

So muss es denn doch bei der alten ansicht, dass der Daniel des Strickers frühstes werk ist, der Karl erst sein zweites, meiner überzeugung nach sein bewenden haben.

WEIMAR, 14. OKTOBER 1894. ALBERT LEITZMANN.

ZUR TEXTKRITIK VON HARTMANNS GREGORIUS. I.

Eine neue ausgabe des Gregorius auf grund des durch die auffindung der Konstanzer handschrift (K) sowie der lateinischen übersetzung Arnolds von Lübeck (herausgeg. von G. v. Buchwald. Kiel 1886) erheblich erweiterten und verbesserten materiales der textkritik ist ein dringendes bedürfnis. Ich hatte eine solche selbst in angriff genommen, bin aber von diesem plane zurückgetreten, seitdem dr. K. Zwierzina in der Zeitschr. f. d. alt. 37, 129—217. 356—416 seine eingehenden studien über den wert und die gruppierung sämmtlicher Gregoriushandschriften veröffentlicht und mir mitgeteilt hat, dass er selbst die veranstaltung einer ausgabe beabsichtige. Möge dieselbe nicht zu lange auf sich warten lassen! Vielleicht können ihr die beobachtungen und bemerkungen in etwas zu gute kommen, die ich — um meine vorarbeiten und namentlich meine vergleichung der hss. K und I (jetzt in Berlin auf der königl. bibliothek, Germ. qu. 979) nicht ganz unbenutzt zu lassen — in dieser zeitschrift veröffentlichen will, und zwar zunächst zu dem texte der einleitung, den Zwierzina Ztschr. f. d. a. 37, 407 fg. nach IK und den in G erhaltenen fragmenten konstruiert hat. Ich zähle die 170 verse der einleitung für sich; am anfange des hauptwerkes würde ich raten, von neuem mit 1 zu beginnen, um die in allen lexikalischen und grammatischen hülfsmitteln eingeführte zählung Lachmanns beibehalten zu können.

5 fg. Zwierzina schreibt: *daz rieten im* (dem herzen) *diu tumben jâr;* die verbesserung des *nū* in K ist sehr ansprechend und kann sich gegenüber dem *mir* der in der einleitung oft wenig zuverlässigen handschrift I wol behaupten. Was den inhalt der ganzen stelle betrifft, so brauchen die *tumben,* d. h. jugendlichen jahre noch gar nicht vorbei gewesen zu sein, als der dichter diese verse schrieb; vielmehr passt die entgegengesetzte annahme, dass sie noch in Hartmanns frühere zeit zu setzen sind, viel besser zu v. 12—16, was schon Naumann Ztschr. f. d. a. 22, 40 mit recht betont hat. Die ansicht Schönbachs, der in seinen untersuchungen (Graz 1894) s. 455 den Gregorius sogar

später als den Iwein ansetzen will, findet in dieser stelle der einleitung ebenso wenig eine stütze wie in den bisherigen beobachtungen über sprache, stil und versbau beider dichtungen. — V. 6 hat, wie ich glaube, K die echte lesart: *nu weiz ich doch daz für wâr,* vgl. z. b. Iw. 1188 *ich weiz doch wol, daz ez geschach.* 1623 *nu weiz ich doch ein dinc wol.* Wenn IG beide für *doch* ein *wol* setzen, so ist darüber ebenso zu urteilen wie über viele ähnliche fälle, die Zwierzina selbst 37, 393 angeführt hat. — 7 lese ich auch in K *des,* nicht *der,* was Zwierzina angibt.

21 fg. sind von Zwierzina, wie ich glaube, richtig hergestellt. Über den rührenden reim *rihtet : b(e)rihtet* s. zu 99 fg.

28. K bietet ohne anstoss: *und solt im sîn sêle;* das *mit* in GI halte ich für einen unechten zusatz, veranlasst vielleicht durch das *mit* in v. 27.

36 fg. deutet der text von K auf die ursprüngliche fassung: *ze sprechenne von wârheit, daz gotes wille waere* = wahrhaftig (etwas) zu reden (d. h. dichterisch vorzutragen), das Gottes wille wäre (d. h. Gottes willen entspräche). Mit v. 38 fg. wird dann ein wider auf 36 zurückgreifender folgesatz angereiht: und (so zu reden), dass die grosse last meiner sünden etwas geringer werden möchte. 40 *ringer* ist durch IK sehr gut bezeugt; dagegen wird die lesart von G *geringet* empfohlen durch Iw. 4264 *geringet wart ir schoene.*

41. Von dem in I und mit voller deutlichkeit auch in K überlieferten *missekeit* = *missecheit* abzugehen liegt kein grund vor. Das wort war bisher nur belegt im Pass. 58, 20: *si* (Christus und Jacobus) *wâren an dem antlitze vil nâch gelîch beide âne missecheide;* es kann hier entweder ebenfalls bedeuten: *abweichung, verschiedenes* oder *unstetes benehmen* (indem Hartmann sich bald mit göttlichen, bald mit irdischen dingen beschäftigt habe); oder es bedeutet: *abweichung vom rechten und guten, bosheit* oder *sündhaftigkeit,* vgl. 46 *missetât.*

51. In K ist (mit recht) ein abschnitt bezeichnet, nicht in I. Die mehr oder weniger häufig in allen handschriften — teils durch zwischenräume, teils durch initialbuchstaben — bezeichneten abschnitte durchweg anzugeben, halte ich für pflicht des kritischen herausgebers.

57. *elliu sündigiu diet;* die in K überlieferten adjectivformen sind nicht zu ändern.

60. *noch* ist wol nur zusatz von I; das überlieferte *deheiner* (K mit geringer verderbnis: *da kainer*) ist nicht zu ändern.

71 steht in K hinter *der* ein *m* mit einem *i*-punkte darüber; das bedeutet bei diesem schreiber: *im,* wie gleich darauf 74 *im,* ebenso

41 *miner,* 103 *sinne,* 281 *ungewinne* und oft ähnliche wörter mit ersparung eines striches geschrieben sind. Diese von dem schreiber von K gemeinte fassung *der im sich niht enruoche* ist vielleicht die ursprüngliche; vgl. das Mhd. wb. 2, 798[b] zweimal aus geistlichen gedichten (freilich ohne dativ) belegte reflexive *ruochen.* Der sinn wäre dann: (Gott,) der ihm sich nicht rücksichtsvoll (d h. gnädig, barmherzig) beweise; vgl. 138. Geläufiger freilich, aber in keiner handschrift bezeugt, ist Zwierzina's: *der sîn niht enruoche.* Sonst stimme ich in der herstellung der satzreihen 66—78 fast ganz mit Zwierzina überein; nur betrachte ich 69 als beginn des nachsatzes zu 64 fgg. und halte in 70 das *er* für fehlerhaften zusatz von K.

84. *mos,* welches in der bedeutung sumpf recht gut in den zusammenhang passen würde, scheint mir durch I gegenüber GK zu wenig gestützt zu sein. Ich schreibe mit GK: *noch gebirge noch walt,* so dass auch dieser vers wie 82 und 84 ein par von gegensätzen enthält.

97: abschnitt in K, nicht in I.

100. I: *er was komen in irn gehalt;* K: *er was komen in ir walt.* Das zweite halte ich für das richtige, da *gehalt* Mhd. wb. 1, 623 nur in jüngeren quellen belegt ist, und auch nicht genau in der hier geforderten bedeutung. Der gebrauch rührender reime wie *gewalt : walt* bei Hartmann ist noch festzustellen, vgl. oben 21 fg.

108. *vingerblôz* aus *ungebloss* K halte ich für eine glückliche conjectur Zwierzina's, obwol mir der ausdruck sonst nicht bekannt ist.

110. *deñe hett* in K ist doch wol zu ändern in *dône het* = *do enhet.*

123. In K steht: *warbende* (vgl. 15 *arstarb,* 16 *arwarb* u. v. a.) = *werbende* I; Zwierzina's *weibende* verstehe ich nicht. *doch* aus I beizubehalten habe ich keinen grund.

138. *beruochen* conjiciert Zwierzina wol richtig aus *verruochen* in K, da dieses in einer hier passenden bedeutung sonst nicht belegt ist.

148. 149 sind von Zwierzina glücklich hergestelt.

154 halte ich für richtig (nach K): *ob ieman ze gotes hulden,* mit überladung des ersten fusses. I hat: *ob ez ze g. h.*

KIEL. O. ERDMANN.

BEITRÄGE ZUR ERKLÄRUNG WOLFRAMS[1].

I.

1) Parz. 1, 15 fgg. *diz vliegende bîspel*
ist tumben liuten gar ze snel,
sine mugens niht erdenken:
wand eȥ kan vor in wenken
rehte alsam ein schellec hase.

Diese stelle, auf welche man wol mit recht die bitteren worte von *des hasen gesellen* in Gottfrieds Tristan 4636 fgg. bezieht, hat — wie es scheint — auch noch einen andern dichter, den Stricker, zu einer polemischen anspielung bewogen. Doch knüpft er nicht wie Gottfried an das bild von dem hasen, sondern an das von dem fliegenden beispiel an. In seinem „Frauenlob" (Ztschr. f. d. a. VII, 478 fgg.) verkündigt er nämlich v. 86 fgg. ein gedicht,

daȥ in den sinnen hôhe swebe
und iedoch in der mâȥe
daȥ ichȥ niht vliegen lâȥe
nâch sînem wilden muote,
daȥ ichȥ sô habe in huote
daȥ man eȥ rinclîchen sehe
unde im doch der hoehe jehe
daȥ eȥ niht an schrîen
weder die krân noch wîen.

Die vorstellung von dem fluge des maeres ist ja im mittelhochdeutschen nichts ungewöhnliches (vgl. Myth.[4] 747, Grimm z. Freid. 136, 3, Frommann z. Herb. 13704 u. a.); aber die nachdrückliche betonung des Strickers, dass sein frauenlob nicht *nâch sînem wilden muote* fliegen, sondern in mässiger höhe sich halten solle, um weder unverständlich noch trivial zu werden, scheint doch nur motiviert durch die annahme, dass er einen bestimmten autor dabei im auge hatte, dessen *vliegendeȥ bîspel gar ze snel* war. Er hat dann den ausdruck, wie auch Albrecht im j. Tit. str. 50[2], einfach wörtlich genommen, während Wolfram doch offenbar meinte: „Dies gleichnis von etwas fliegendem, nämlich von der elster."

1) Diese beiträge bilden die fortsetzung zu den Zeitschr. f. d. alt. 37, 138 fgg. veröffentlichten.

2) Nach Lachmanns abdruck (str. 46 bei Hahn): *Diu flüge dirre spelle fuor den tumben liuten für ôren gar ze snelle.*

Die vermutung, dass die angeführte stelle aus dem „Frauenlob“ eine spitze gegen Wolfram enthalte, wird dadurch bestärkt, dass in demselben gedicht noch eine zweite äusserung auf ihn gemünzt zu sein scheint. Es heisst nämlich wenige zeilen später, v. 120 fgg.:

solt ich die nôt besorgen,
waȥ si sprechen begunden,
die niht gemerken kunden
waȥ ich sagte oder spræche,
unȥ ich die schulde geræche:
daȥ borgen unt daȥ gelten
die bræhten lîhte ein schelten .....
weiȥ ich selbe, waȥ ich sage
und welher verte ich nâch jage,
son darf manȥ diutschen liuten
niht anderstunt bediuten.

Die worte erinnern lebhaft an die bekannte Willehalmstelle (237, 8 fgg.), wo Wolfram über die dunkelheit seiner ausdrucksweise scherzt:

seht waȥ ich an den reche,
den ich diz mære diuten sol:
den zæme ein tiutschiu sprâche wol:
mîn tiutsch ist etswâ doch sô krump,
er mac mir lîhte sîn ze tump,
den ichs niht gâhs bescheide:
dâ sûme wir uns beide.

Auch das wort *rechen* kehrt, wie man sieht, beim Stricker wider.

Angeregt sind die beiden polemischen stellen im „Frauenlob“ offenbar durch Gottfried von Strassburg, der ja gleichfalls den *vindæren wilder mære,* bei denen er gewiss zunächst an Wolfram dachte, vorwirft (4682 fg.):

si müeȥen tiutære
mit ir mæren lâȥen gân.

Natürlich kann Wh. 4,. 19 fgg., wo der dichter von vielen tadlern seiner muse spricht, der Stricker nicht mit eingeschlossen sein: seinen angriff hat Wolfram wol nicht mehr erlebt.

2) Parz. 12, 27 fg.: *swer selbe sagt, wie wert er sî,*
da ist lîhte ein ungeloube bî.

Bartsch: „solcher aussage wohnt leicht ein unglaube (von seiten der hörenden) bei.“ Ähnlich Simrock: „da steht unglaube jedem frei.“ Was *ein ungeloube* heisst, ergibt sich deutlich aus einer stelle in dem beispiel „Des vögleins lehren“, das Pfeiffer in der Ztschr. f. d. a. VII,

343 fgg. veröffentlicht hat. Eine gefangene lerche erkauft sich leben und freiheit dadurch, dass sie dem vogelsteller drei gute lehren mitteilt; die eine davon lautet v. 13 fg.:

swâ ein ungeloube geschiht,
des sult ir ouch gelouben niht.

Fortfliegend redet das vöglein dem manne dann vor, dass es einen edelstein, grösser als ein straussenei, in seinem magen trage. Als aber der leichtgläubige über den verlust unglücklich ist, ruft es v. 32 fgg.:

du hâst übergangen
mîne lêre und mîn gebot.
nu verbôt ich dir bî got
niht ze glouben daz mære,
daz ungeloubec wære.

Also *ein ungeloube* ist etwas unglaubwürdiges, *ein mære, daz ungeloubec ist.* In derselben konkreten bedeutung haben wir das wort oben bei Wolfram: „wer sich selbst rühmt, sagt leicht etwas unglaubwürdiges, eine lüge mit dabei.“

3) Parz. 15, 22: *daz er was gegenstrîtes vrî*
vor ieslîchem einem man.

An der wortstellung *ieslîchem einem* nehmen Bartsch und Buchenau (Über gebrauch und stellung des adjectivs in Wolframs Parzival, Strassburger dissertation 1887, s. 23) mit unrecht anstoss. *einem* ist hier nicht unbestimmter artikel, sondern zahlwort; es heisst nicht „vor einem jeden“ sondern „vor jedem einzelnen manne.“ Nur mehrere gegner zusammen waren Gahmuret gewachsen, so dass er eigentlich wie Gramoflanz (604, 12 fgg. 685, 4 fg. 15. 705, 19 fgg. 707, 24) *niwan mit zwein* hätte kämpfen müssen.

In ganz analoger weise findet sich *ein* gebraucht Iw. 5347 fg.:

wande ie sîn einer slac
vaste wider ir zwein wac,

wo der neueste herausgeber nicht von seinen vorgängern und Paul (Beitr. I, 386) hätte abweichen sollen. *sîn einer* (so A, *ainiger* dl) *slac* ist keineswegs gleichbedeutend mit *ein sîn slac,* sondern heisst „der einzige schlag von ihm“ und steht gegenüber den zwei schlägen, welche gleichzeitig die beiden gegner tun. Eine reihe von handschriften liest allerdings *sîn eines slac,* wie Henrici in den text gesezt hat. Gegen diese lesart spricht aber das folgende *wider ir zwein:* es müsste vielmehr, um den gegensatz zu *sîn eines* auszudrücken, *wider ir zweier slegen* lauten. Die überlieferung von Adl wird ausserdem, wie Paul a. a. o. gezeigt hat, durch das frz. original bestätigt.

4) Parz. 367, 19 fgg.:

mîn hêrre mir gewalt wil tuon,
20 *durch daz ich hân decheinen suon.*
mir sulen ouch tohter lieber sîn ....
swer sol mit sîner tohter weln,
25 *swie ir verboten sî dez swert,*
ir wer ist anders als wert:
si erwirbt im kiuscheclîche
einen sun vil ellens rîche.
des selben ich gedingen hân.

Bartsch sucht in der gesperrt gedruckten zeile unnötig schwierigkeiten. Er bemerkt: „der ausdruck ist dem erbrecht entnommen und lautet vollständig *teilen und weln,* wobei der ältere bruder zu *teilen,* der jüngere zu *weln* pflegt. Wem als erbschaft vom schicksal eine tochter zufällt.“ Allein dann müsste es doch wol heissen *eine tochter weln,* nicht aber *mit sîner tochter weln*[1]. Dieses kann nur bedeuten „vermittelst seiner tochter wählen“, und dass objekt ist aus dem zusammenhange zu ergänzen, ausserdem im nachsatze v. 28 noch ausdrücklich genannt. Lippaut redet von einem sohn, den ihm das schicksal versagt hat. „Was schadet's?“ tröstet er sich, „mir sind töchter sogar lieber. Denn wer sich durch seine tochter einen sohn (sc. schwiegersohn) wählen soll — *si erwirbt im* usw.“ Der sinn ist: „durch töchter kann ich mir söhne wählen, während ich den eignen sohn nehmen müsste, wie ihn das schicksal bescherte. Darum *sulen mir tohter lieber sîn.*“ 25 und 26 enthalten einen zwischengedanken. Die juristische formel *teilen und weln* kommt also in dem bezeichneten verse gar nicht in anwendung.

5) Parz. 487, 1 fgg. Von dem kargen, nur aus wurzeln und kräutern bestehenden mahle, das Parzival bei Trevrizent genoss, be merkt der dichter:

swaz dâ was spîse für getragen,
beliben si dâ nâch ungetwagen,
daz enschadet in an den ougen niht,
als man fischegen handen giht.

Auch im Wälschen gast 526 wird das reinigen der hände nach der mahlzeit mit rücksicht auf die augen empfohlen, *daz ist hüfsch und guot zen ougen;* und Petrus Alfonsi sagt in der disciplina clericalis

1) In ähnlicher weise ist das *mit* von Bartsch misverstanden 826, 30, worüber weiter unten.

(ed. F. W. V. Schmidt, Berlin 1827) c. XXVIII, 9: *post prandium manus ablue, quia physicum est et curabile. ob hoc enim multorum oculi deteriorantur, quoniam post prandium manibus non ablutis terguntur.* Aber warum spricht Wolfram grade von „fischigen“ händen? Galt die berührung der augen mit ihnen für besonders schädlich? Ich finde das in der mhd. litteratur sonst nirgends ausgesprochen[1], obwol doch das verhalten bei tische darin häufig genug erörtert wird. Die in rede stehende bemerkung des dichters erklärt sich wol einfach aus dem tage, an welchem der besuch Parzivals bei dem einsiedler statt fand: es war der karfreitag (448, 7. 470, 1), an dem ja fische wegen des fastengebotes die gewöhliche speise waren, die meisten menschen also nach dem essen eben „fischige“ hände hatten.

6) Parz. 817, 28. Bei der taufe des Feirefiz zählt der priester verschiedene heilsame eigenschaften des wassers auf:

25 *von wazzer boume sint gesaft.*
wazzer früht al die geschaft,
der man für crêatiure giht.
mit dem wazzer man gesiht.
wazzer gît maneger sêle schîn,
30 *daz die engl niht liehter dorften sîn.*

Zeile 28 wird gewöhnlich dahin verstanden, dass das wasser das auge „frisch und sehkräftig“ mache (vgl. Bartsch und die übersetzer). Ich glaube aber, das ist nicht gemeint: die stelle ist vielmehr ganz wörtlich zu nehmen. Nach der ansicht des mittelalters, die wir aus Konrad von Megenberg kennen, lag nämlich in der wässerigen füllung des auges (dem sg. glaskörper) die sehkraft: K. v. M. 10, 9 fgg. *Daz aug ist gesetzt in siben röcke, daz sint siben häutel, dâ mit ist diu cristallisch fäuht verhüllt, dar an des gesihtes kraft ligt.* 93, 10 fgg. (der blitz kann den menschen blind machen.) *daz ist dâ von, daz er im die cristallischen fäuhten verprent in dem augapfel, där an des gesihtes kraft ligt.* Nach dieser auffassung konte Wolfram den priester wol sagen lassen: „vermittelst des wassers sieht man.“

7) Parz. 825, 9: *mit triwen milte ân âderstôz.*

Seine frühere erklärung (Germ. 7, 302 fg.), dass statt *âderstôz* mit d

1) Mit unrecht vergleicht K. Hofmann (Münchener SB 1864 II, 188 fg.) Helmbr. 783 fgg.: *het ich dan alle vische, irn twaht bî mînem tische durch ezzen nimmer iuwer hant.* Hier handelt es sich ja um das handwaschen vor dem essen. Nach Bartsch soll allerdings in Mecklenburg der aberglaube bestehen, dass fischige hände den augen schaden.

understôȥ zu lesen sei, hat Bech nach den bemerkungen Scherers in der Ztschr. f. d. österr. gymnasien 1869 s. 833 (= Kleine schriften I, 376) selbst zurückgenommen (vgl. Germ. 19, 55 fg.). Obwol eine entscheidende parallelstelle leider noch fehlt, kann der sinn von *milte ân âderstôȥ* doch kaum zweifelhaft sein: „freigebig ohne pulsschlag", d. h. „ohne erregung, ohne widerwillen", also etwa gleichbedeutend mit Hartmanns *milte âne riuwe* (Er. 2735, vgl. auch Wh. 462, 8) oder Walthers (84, 13) *man sach Liupoltes hant dâ geben, daȥ si des niht erschrac.* Eine reihe ähnlicher ausdrucksweisen hat Bech in seinem zweiten aufsatz (Germ. 19) zusammengestellt. Ich möchte hier noch auf eine niederdeutsche redensart aufmerksam machen, welche die verwendung von *âderstôȥ* in dem gedachten sinne zu stützen vermag: *dar sleit my nich ên ader na* = „das ficht mich gar nichts an, das beunruhigt mich nicht." Vgl. Brem. wb. I s. v. *ader* und Kosegarten, Wörterbuch der nd. sprache s. 119, wo die formel aus Firmenich I, 292 für das Münsterische belegt wird. Ohne nähere geographische angabe verzeichnet sie Berghaus, Der sprachschatz der Sassen I, 10[1]. Im Mnd. wb. fehlt sie.

8) Parz. 826, 29 fg.: *hie solte Ereck nu sprechen:*
der kund mit rede sich rechen.

Bartschs erklärung „*mit rede,* was reden betrifft; es könnte auch heissen *der kunde rede rechen*" ist unzulässig. Soll *rede* hier in dem sinne von oratio stehen, so kann *mit rede sich rechen* nur heissen „mit worten sich rächen, schelten." Das wäre aber im zusammenhange höchst trivial; auch schalt Erec Eniten ja nicht, sondern bestrafte sie vielmehr durch harte zumutungen für ihr warnendes reden. Folglich bleibt für das vorliegende *mit rede* nur die bedeutung „nach gebühr, wie es recht und billig war" (= adv. *redelîche*), die Benecke z. Wig. 1605 (*mit rede het er den valschen man*) belegt hat[2]; und es ist zu übersetzen: „der wusste gehörig (ordentlich) sich zu rächen."

1) Nach mündlichen mitteilungen ist sie auch in Göttingen und Witzenhausen bekannt.

2) Vgl. auch M. v. Craon 2, wo es Schröder mit recht gegenüber Haupts änderung wider eingesetzt hat.

KIEL, JANUAR 1895. JOHANNES STOSCH.

DER AUSGANG VON GOETHES TASSO.

Das vollendetste drama des meisters der darstellung und lösung von herzensirrungen hat die entschiedensten misurteile und misdeutungen hervorgerufen, nicht durch eigene schuld, sondern weil man bei der beurteilung des „Tasso“ den begriff von dramatischer handlung zu beschränkt fasste und beziehungen auf des dichters leben hereintrug, worüber man den dichterischen faden übersah, der die ganze dichtung durchzieht und zu lebendiger einheit zusammenschliesst. Und doch hatte Goethe, als er an der vollendung des „Tasso“ arbeitete, Herders gattin gebeten, ihn nicht zu deuten, obgleich er viel deutendes über seine eigene person habe; dadurch würde das stück ganz verschoben, dessen sinn die disproportion des talentes und des lebens sei; was doch nur heissen kann, diese werde in dem schauspiel durch den erlittenen verlust überwunden. Leider geht die vorwaltende richtung der neuern Goetheforschung darauf aus, persönliches in seinen dichtungen auszuspüren, in dem helden immer Goethe selbst, in den andern personen abdrücke seiner bekannten zu entdecken; ja man will uns neuerdings gar einreden, ein hauptfehler seiner dramen liege darin, dass sie biographisch seien. „Selbsterlebtes in Goethes Tasso“ hat Wilhelm Büchner im 15. bande des „Goethe-jahrbuchs“ ausgeführt, wobei er an das in Rom im februar 1787 der frau von Stein gemachte bekenntnis anknüpft, dass der gedanke, sie nicht zu besitzen, ihn aufreibe und verzehre. Die äusserung desselben briefes: „Ich bin heute konfus und fast schwach“ wird mit dem bekenntnis von Goethes prinzessin an Leonore zusammengestellt, sie sei geschwätzig und verbärge besser, wie schwach und krank sie sei. Von diesem archimedischen punkte geht der neue entdecker aus, um das vermeinte rätsel zu lösen. Wahr ist nur, dass bei der frühern dichtung der beiden ersten akte die glühende liebe zu frau von Stein ihn so mächtig erregte, dass er einmal gegen diese äusserte, was er heute geschrieben, sei als anruf an sie gewiss gut, aber er wisse nicht, ob auch als scene und an der stelle; und zweitens, dass bei der spätern umdichtung er der idealen schwärmerei für die beherrscherin seiner ersten elf Weimarer jahre entsagt hatte, die bei der kälte, womit die geliebte den aus Italien heimkehrenden empfing, und bei dessen natürlichem verlangen nach sinnlicher befriedigung, die er in seiner Christiane gefunden, nicht bestehen konte. Übergangen wird, dass er schon auf der seefahrt nach Sicilien einen plan des ganzen „Tasso“ entwarf, und dass jener brief an frau von Stein der letzte ausbruch seiner wilden leidenschaft war, dass er

dieser schon in Palermo schrieb, sein herz sei bei ihr und wider brenne und leuchte die schöne flamme der liebe, treue und anhänglichkeit. Deshalb kann der schmerz, den ihm zwei jahre später die völlige abwendung der gekränkten geliebten von ihm erregte, auf die handlung des dramas keinen einfluss gehabt haben, wenn auch die ausführung von der damals ihn häufig ergreifenden bewegten stimmung begünstigt werden mochte. Wol zu beachten war, dass der dichter auch die schwungkraft besitzt, sich in die seinem wirklichen zustande widersprechendste lage zu versetzen, ohne die ein dramatiker gar nicht denkbar ist. Dass der schluss genau ebenso in der gleichzeitigen seelenstimmung Goethes wurzele wie in den beiden ersten akten, ja der bruch mit Charlotte und dessen vorboten während Goethes italienischer reise (?) die vorbedingung für den abschluss der dichtung gewesen seien, beruht auf blosser verwechselung des schon in Palermo entworfenen planes mit der erst im spätherbst 1788, nach abschluss des „Faust", begonnenen, bis zum sommer 1789 erfolgten ausführung. Wenn Büchner sagt, zurückgedrängte liebe mache Tasso wie Goethe unglücklich, so war im dichter damals die leidenschaft der liebe zu frau von Stein längst gelöscht: nur wünschte er, ihr allerinnigstes vertrauen möge ihm bleiben, empfand schwer ihre kälte und ihren bitteren groll. Dagegen wird Tasso unglücklich, als er seine glühend ausgebrochene liebe von der prinzessin entsetzt zurückgewiesen und so das höchste glück seines lebens zerstört sieht. Solche vergleichungen führen eben zu nichts: sie zerstieben wie nebelbilder, wenn sie als beweise dafür dienen sollen, selbsterlebte zustände hätten die dramatische fabel eingegeben, zu welcher der dichter die überlieferung umgeschaffen hat.

Auf den spuren Schölls wandelnd, behauptet Büchner (s. 184): „Goethe entlässt uns mit dem gedanken, dass Tasso in einer furchtbaren gefahr schwebt." Er kenne sich so wenig mehr, dass er die zuflucht sogar bei Antonio suche, obschon er in ihm den felsen sehe, an dem er scheitern sollte. Man verkenne die bedeutung der schlussverse:

> Ich fasse dich mit beiden armen an.
> So klammert sich der schiffer endlich noch
> Am felsen fest, an dem er scheitern sollte,

wenn man in ihnen etwas anderes sehe als den versuch eines abschlusses. Was damit gesagt sein soll, verstehe ich nicht. Freilich ist es ein abschluss: es handelt sich nur um den sinn dieses abschlusses, den wir nicht als einen versuch, sondern als eine dem dichter endlich gelungene ausführung betrachten. Nur genaue auslegung mit besonderer

erwägung des zusammenhangs kann darüber wirklich aufklären. Hier werden wir bloss mit der anmerkung abgespeist: „Eine andere erklärung der worte: ‚an dem er scheitern sollte‘, ist sprachlich und sachlich unmöglich.“ Wunderlich mutet es uns an, wenn Büchner von der leicht errungenen stellung frohgemut besitz nimt: „Hätte Goethe es auch nur für möglich gehalten, dass dieser mann von Antonio zur selbstbestimmung gebracht wird, welch schöner stoff hätte sich dem dichter, der die heilung des Orest geschildert hat, geboten?“ Nun, er hat es nicht bloss für möglich gehalten, sondern es glänzend geleistet: freilich nur für solche, die dem verständnisse nicht widerstreben. Wie eine schönere heilung denkbar sei, möchte ich wissen. Ein bewundernswertes meisterstück ist es, wie Antonios entsetzte bestürzung, zusprache, ruhe, rührung, hinweisung auf Tassos dichtergabe, endlich sein stummes nähertreten und ergreifen von Tassos hand den wütenden allmählich beruhigen und sein volles vertrauen erwecken.

Halten wir uns zunächst an die von Büchner in ihr gerades gegenteil verkehrten schlussverse, so schweben bei dem bildlichen ausdruck stellen alter dichter vor. Herr v. Loeper hat einmal darüber gespottet, dass ich so viel von vorschweben spreche, und es für ein leeres wort halten wollen: und doch wüsste ich keine passendere bezeichnung für das anklingen bestimmter dichterstellen oder werke der bildenden kunst, das nicht zu einer wirklichen anspielung sich steigert. An unserer stelle schwebte zunächst die rettung des Odysseus im fünften buch der Odyssee vor. Auf der seefahrt nach Sicilien hatte Goethe den plan zu Tasso vollständig entworfen. In Palermo kauft er sich einen Homer mit lateinischer übersetzung, worin er zu einem eben ihm aufgegangenen trauerspiel „Nausikaa“ die betreffenden bücher der Odyssee, das sechste bis dreizehnte, liest, aber auch die stelle des fünften vom schiffbruch bis zum landen an der insel der Phäaken, worin geschildert wird, wie Odysseus, als die flut ihn an schroffe felsen zu schleudern droht, mit beiden armen einen felsen fasst, von dem ihn freilich nach einiger zeit die gewalt des rückflutenden meeres wegreisst. Auch dürfte er im vierten buche die erzählung von der rückreise des Menelaos, und in ihr den untergang des Lokrischen Ajax an den Gyräischen felsen gelesen haben. Der held rettete sich aus dem meere auf einen felsen; aber dieser, auf dem der gerettete übermütig der macht der götter spottet, wird durch einen blitz gespalten und das abgerissene stück mit Ajax ins meer geschleudert. Seinem zweck gemäss führt Goethe das bild nur bis zum fassen des felsens aus, übergeht das hinaufschwingen, wie er es auch bei römischen dichtern fand.

Vergils Palinurus rettet sich aus der meerflut, indem er „mit gebogenen händen den gipfel eines berges fasst". Auch die stelle des satirikers Persius könnte ihm bekannt gewesen sein (VI, 27 fgg.), wo der gestrandete freund die Bruttischen felsen gefasst hat und nun elend am ufer liegt. Horaz am schlusse der fünften ode des ersten buches bedient sich des bildes von dem aus dem schiffbruch geretteten, der dankbar im tempel des meergottes seine kleider aufgehangen hat und ein weihetäfelchen mit der abbildung seiner rettung. Dass Goethe diese stelle gekannt hat und sie ihm im gedächtnis geblieben war, ergibt sich daraus, dass der aus der Leipziger zerrüttung seiner gesundheit gerettete student seinem Leipziger freunde Langer bei dessen besuch zu Frankfurt im september 1769 in den ihm geschenkten abdruck seiner „Neuen lieder in melodien gesetzt" die worte aus Horaz als widmung schrieb. Lebhafte erinnerung an stellen des Horaz werden wir auch weiter im schlusse des „Tasso" finden. Aber nicht bloss aus den alten kannte Goethe die gefahr des scheiterns und das glück der rettung, er hatte beides erlebt, wie auch Horaz, der unter den gefahren, aus denen die gunst der musen ihn gerettet, auch einen sturm bei dem vorgebirge Palinurus nent. Auf der rückfahrt von Messina nach Neapel wäre das schiff, auf dem er sich befand, beinahe gescheitert, worüber sein bericht vom 13. und 14. mai 1787 vorliegt. In der meerenge von Capri schwankte und schwippte das schiff immer stärker nach den schroffen felsen hin, wo kein auch nur fussbreiter vorsprung, keine bucht rettung bot. Oben auf den bergen schrieen schon die ziegenhirten, unten strande ein schiff, und freuten sich auf die beute. Vergebens suchte man mit grossen stangen das schiff vom felsen abzuhalten; diese brachen, und der untergang schien unvermeidlich, als endlich ein leiser windhauch sich erhob, der sich allmählich verstärkte, so dass man die segel aufziehen konnte. Wenden wir uns zu unserer Tassostelle zurück, so geht scheitern sollte freilich auf den durch das schicksal ihm bestimmten wirklichen schiffbruch, aber nur das schiff scheiterte und ging in stücke (noch Klopstock braucht die scheiter). Nur in gangbarer übertragung spricht man auch vom scheitern eines menschen, wie ähnlich auch stranden gebraucht wird. Der schiffer selbst hat hier das leben gerettet, was im gegensatze zum scheitern durch das festhalten am felsen bezeichnet wird; das wegreissen vom felsen durch die flut ist durch die nichterwähnung ausgeschlossen.

Dass der dichter die heilung des Tasso von seinem wahn im sinne gehabt, habe ich ausser inneren gründen auch dadurch erwiesen, dass er den schluss des dramas als Tassos verklärung bezeichnet. An

Herder schrieb er den 2. märz 1789: „Von ‚Tasso‘, der nun seiner verklärung sich nähert, habe ich die erste scene im kreise der freunde publiciert. Deine frau und Knebel haben sie am meisten genossen. Ich habe diesen prologus mit fleiss dem werke selbst vorausgeschickt.“ Wie hier der erste akt als prologus bezeichnet wird, so der schluss, wo Tasso einsieht, wie sehr er die welt verkannt, als dessen verklärung. Als Herder am 7. august 1788 die reise nach Italien antrat, wusste er, dass Goethe den plan des „Tasso“, den er auf seiner seefahrt entworfen, zum teil schematisiert, auch mehrere einzelne stellen auszuführen begonnen, in derselben reinen form, die er der „Iphigenie“ gegeben, noch vor ablauf des jahres vollenden wollte. Dem vertrauten freunde, dessen geschmack und urteil er so hoch schätzte, hatte er viel davon gesprochen, so dass dieser die wendung kannte, welche das stück am schlusse nehmen sollte. Doch der zerrissene zustand seines damaligen lebens gab ihm nicht die zur ausarbeitung einer so feinen, in die tiefe der seele dringenden dichtung nötige stimmung. Freilich hatte er schon anfangs september ernstlich die ausführung bedacht, am 7. bei einer fahrt im mondschein drei geistreichen frauen manches von seinem plane erzählt, am 1. oktober gegen den herzog die hoffnung ausgesprochen, über diesen „das übergewicht zu kriegen“, da er, je weiter er komme, seiner sache um so sicherer werde; ja er las drei tage später Herders gattin einige stellen, denen diese beifall gab. Aber gleich darauf liess er den „Tasso“ ganz liegen, so dass er am ende des jahres beschämt Herder bekennen musste, dieser sei noch immer nicht fertig, ja bald dürfe er von ihm nicht mehr reden. Eifrig nahm er ihn erst während der anwesenheit seines geistreichen freundes Moritz wider auf, so dass er ihn vor dessen abreise vollenden zu können hoffte. Doch am 18. januar 1789 machte er wider eine pause. Herder hörte in den beiden ersten monaten des jahres von Tasso nur durch seine gattin, die ihm am 20. februar die erste vor kurzem ganz fertig gewordene scene des stückes sante. Ihr gatte hatte sie am 2. märz noch nicht erhalten, als Goethe die oben erwähnte äusserung tat. Erst mehr als vierzehn tage später gab er Herders gattin die zweite, am 20. den grössten teil der dritten scene. So langsam ging es mit der reinigung, der durcharbeitung bis zur letzten feile, nach welcher er sie als fertig, vollendet, absolviert erklärte. Geschrieben waren damals schon viele scenen, fertig nur diese drei. Dem herzog meldete er fünf wochen nach dem briefe an Herder vom 2. märz, seine freude über die drei ersten scenen lasse ihn desto mutiger dem ende entgegengehen; was darauf hindeutet, dass damals (am 6. april) die

erste ausführung schon recht weit fortgeschritten sein musste, wenn auch nur drei scenen fertig waren. Bestätigt wird dies durch die sich unmittelbar anschliessende bemerkung: „Ich habe noch drei scenen zu schreiben, die mich wie lose nymphen zum besten haben, mich bald anlächeln und sich nahe zeigen, dann wider spröde tun und sich entfernen.“ Es können nur die schlussscenen des stückes (wol die vier letzten, da das kurze selbstgespräch in der dritten mit zur zweiten gezogen war) darunter gemeint sein, zu denen ihn der beifall, den der herzog dem anfang gegeben habe, ermutigte; denn so hätte er unmöglich sich äussern können, wenn es sich um scenen der mitte handelte, die er noch unausgeführt gelassen. In demselben briefe heisst es: sehr glücklich wäre er, wenn er noch vor den feiertagen (dem 17.) die letzte (vierte) scene des ersten aktes fertigen könte, woran er fast zweifele; schicken werde er sie, sobald sie geschrieben sei. An dieser fehlte wol noch der durch fragen hervorgerufene bericht Antonios über seine römische gesantschaft, der, wie so manche notwendige, aber für den dichter weniger ergiebige ausführungen, besonders schwer zu machen war, sollte er nicht zu sehr von dem anziehenden leben des vorigen auftrittes und dem schlusse des vierten selbst abfallen. Auffallend ist freilich, dass er von derselbigen scene schreiben neben fertigen gebraucht. Den entwurf wird er damals vielleicht mit ein paar lücken, bis zum schlusse von V, 1 ausgeführt haben; aber fertig, gereinigt waren auch damals nur die drei ersten.

Schon hierdurch allein wird Büchners sonderbarer versuch widerlegt, die verklärung des Tasso durch die deutung wegzuschaffen, „dass der dichter ihn von den letzten schlacken reinigte, damit er sei wie ein verklärter leib“, was dem verfasser freilich auf der hand zu liegen scheint, obgleich eine reinigung, eine ausfeilung himmelweit verschieden ist von einer verklärung, einer höhern begeistigung, die den irdischen stoff umgestaltet, mit höherm leben erfüllt, nicht bloss die schlacken entfernt. Und wollen wir einmal annehmen, verklärung habe von der reinigung, dem limae labor gesagt werden können, so hiesse seiner verklärung sich nähern der reinigung sich nähern, bald zur reinigung kommen, deutete also darauf, dass das geschäft der reinigung bevorstehe, was hier gar nicht passt. Wollte man aber noch kühner sein und die vollendete reinheit verstehen, die fast erreicht sei, so würde man Goethe etwas ganz unwahres sagen lassen: denn so wenig war „Tasso“ damals der reinheit nahe, dass erst drei scenen fertig waren, wenn auch die erste ausführung bis auf wenige scenen vorlag. Den dichter drängte es mehr zur ausführung

als zur durchsicht des ausgeführten: war einmal der guss gelungen, so konnte die sorgfältige ausfeilung leichter geleistet werden.

Wenn Goethe von den fortschritten seiner dichtung berichten wollte, so lag nichts näher als es durch die angabe zu tun, bis zu welchem punkte der handlung er gekommen sei; statt, wie sonst, geradezu das ende zu nennen, wählte er die lage, in welche sein held dort gelangt ist, und so braucht er Tassos verklärung, da Herder die art des ausganges des stückes kannte. Büchner meint, bei meiner deutung sei ich von meiner philologischen akribie entschieden im stiche gelassen worden. Er sieht nicht, dass die von mir gegebene sachlich allein möglich ist, da Goethe unmöglich das sagen konnte, was er ihm in den mund legt, weil es unwahr wäre, und dass, wo man zwischen der annahme einer sprachlichen ungenauigkeit, besonders im leichten briefstile, und einer unwahrheit in dingen, die der redende genau wusste, zu wählen hat, die entscheidung nicht schwer fällt. Freilich wird „Tasso“ am anfange vom stücke gebraucht, wogegen seiner vor verklärung sich auf das vorhergegangene Tasso als bezeichnung der person bezieht; aber dies ist eine freiheit, der sich der ausdruck, wenn ein misverständnis kaum möglich, des leichtern flusses wegen bedienen kann, wenn man es nicht als nachlässigkeit entschuldigen will. Einen ähnlichen gebrauch finden wir in einer zwillingsstelle, von der Büchner freilich wol nichts ahnt. Am 9. juni 1814 schrieb Goethe von seinem festspiel „Des Epimenides erwachen“ an Riemer: „Epimenides naht sich seinem erwachen“, zur andeutung, dass dieses bald bis zu ende gedichtet sei; denn jener erwacht erst im einundzwanzigsten der siebenundzwanzig auftritte (nach der ersten zählung). Auch nahen steht dort ganz ähnlich wie hier nähern. Wir erinnern noch an den scherz in der „Xenie“ von 1814: „Epimenides, denk' ich, wird in Berlin zu spät, zu früh erwachen.“ Hier wird unter Epimenides zuerst das festspiel gedacht, dann aber bei erwachen die person. Hierdurch glauben wir unsere beziehung der verklärung des Tasso auf das erwachen aus seiner verkennung der welt und dem wahne, er sei von einer verschwörung von feinden umgeben, gesichert, und somit den äussern beweis erbracht zu haben, dass das drama mit dessen ungeahnt auf rauhe weise erfolgter heilung schliesse.

Den innern beweis bietet die ganze schlussrede Tassos, nachdem Antonio mit stummer rührung zu dem unglücklichen getreten ist und ihn bei der hand ergriffen hat. Sie ist von anfang bis zu ende von der vergleichung des unglücks mit einem schiffbruch beherrscht. Tasso beginnt mit der völligen verschiedenheit ihres wesens, das aber eine

gabe der natur sei. Antonio stehe „fest und still“, wobei schon die vergleichung mit einem felsen vorschwebt, die gleich darauf hervortritt und am schlusse widerkehrt: er selbst scheint nur die sturmerregte welle, ein spiel der ihn willenlos umtreibenden einbildung. Das scheinen deutet auf Antonios übersehen seines von der natur ihm verliehenen tiefen gefühls, wozu ihn dessen eigene, ganz entgegengesetzte natur verleitet hat. Dies tritt entschiedener in der sich unmittelbar anschliessenden mahnung hervor: „Bedenk' und überhebe nicht dich deiner kraft!“ die den leisen vorwurf enthält, dass er dies gegen ihn getan habe. Einen solchen konnte Tasso nur bei völligster beruhigung und im bewusstsein, dass Antonio ihm nicht feindlich gesinnt sei, gegen ihn erheben, und gerade in so leiser, ihn nicht beschuldigender weise. Dies führt ihn zu einer weit ausgeführten, mit bewegtestem gefühl ihn ergreifenden bildlichen darstellung seiner natur im gegensatze zum felsen Antonio, wobei auch der sturm leidenschaftlicher erregung als naturkraft bezeichnet wird, der sich die welle, das empfindliche dichterherz, nicht entziehen kann. „Wind ist der welle lieblicher buhle“ hatte Goethe schon 1779 in der Schweiz gesungen, hier aber ist von der sturmerregten welle die rede. Mit unendlicher rührung muss er hier des seligen glückes gedenken, das er im wahne der liebe der prinzessin und ihres vollen besitzes genossen, wo sein zärtlich bewegtes herz süsse himmelsruhe empfunden. Aber leider ist diese höchste seligkeit für ihn vorüber. „Verschwunden ist der glanz, entflohn die ruhe.“

Nach dem diesen satz schliessenden punkte findet sich schon in der handschrift ein gedankenstrich, dessen bedeutung bisher unbeachtet geblieben. Noch immer spuken in den ausgaben unserer klassiker falsche gedankenstriche, die nach der unart der zeit häufig statt eines punktes gesetzt wurden. Da dieser gebrauch heute nicht mehr besteht, so sollten sie endlich ein- für allemal verbanntsein, zumal da sie nur zu misverständnissen führen. Ich habe den unfug bei Goethe, Schiller und Herder in meinen „Erläuterungen“ verfolgt, ohne dass dies von anderer seite die gebührende beachtung gefunden hätte. So hat auch die Weimarische ausgabe keine rücksicht darauf genommen, weder bei den werken noch bei den briefen; wie sie überhaupt bei der interpunktion grundsätze aufgestellt hat, ohne genaue (freilich nicht augenblicklich zu erlangende) kenntnis der sachlage. Auch in den briefen finden sich solche gedankenstriche, selbst statt semikolon und komma, wie bd. II s. 27, 8 fg. In den briefen der frau rat an ihren sohn ergiessen sie sich fast seuchenhaft. Mir war dieser misbrauch zuerst

in Herders handschriften und ausgaben aufgefallen. Es verlohnt sich, den gebrauch des gedankenstriches in „Tasso“ mit vergleichung der „Iphigenie“ zu verfolgen, die hierin einige verschiedenheit zeigt. Nur kurz deuten wir den gebrauch des gedankenstrichs als parenthesezeichen an (Tasso 212. 1996. 2384 fg. Iphigenie 1566. 1718) und zur scheidung von wechselreden (Tasso 2899—2910). Im „Tasso“ findet sich ein gedankenstrich geradezu statt eines punktes, auch eines ausrufungs- oder fragezeichens mehrfach (1542. 1742. 2018. 2123. 2398. 2536. 2543 nach lässt. 3252. 3350. 3382. 3384. 3394. 3494 nach trägt). In einigen dieser stellen könnte man meinen, es sollte eigentlich noch eine starke interpunktion vor dem gedankenstrich stehen. „Iphigenie“ bietet auch einen fall dieser art 1632, wo man aber auch lieber vor dem gedankenstrich noch punkt sähe. „Tasso“ zeigt ein paarmal gedankenstriche auch am ende einer nicht abgebrochenen rede (196 und 3263), wogegen er das abbrechen bezeichnet 1821 (die zweite ausgabe hatte hier das wort „freund“ irrig gestrichen). 2286. 3162. In der „Iphigenie“ schliesst ein solcher gedankenstrich 349 die rede, wogegen er zeichen des abbrechens ist 628. Entsprechend dem heutigen gebrauche steht der gedankenstrich vor überraschendem und bei der scheu, etwas auszusprechen. Im „Tasso“ gehören hierher 2500. 2506. 3213, wogegen 1277 der gedankenstrich auf ein innehalten deutet, weil Tasso Antonios antwort erwartet, der überrascht schweigt, weshalb davor noch ein punkt stehen sollte. Dreimal steht er so in der „Iphigenie“ 1852. 1925. 1936. Eigen ist in dieser der gebrauch der gedankenstriche 1889 bei der verwirrung, worin Iphigenie nach einem sie am wenigsten verratenden ausdrucke sucht: „Sie sind — sie scheinen — für Griechen halt' ich sie.“ Häufig steht ein gedankenstrich vor dem nachsatze statt des sonst von Goethe gebrauchten semikolons, wenn dieser von grosser bedeutung ist oder des gegensatzes wegen besonders hervorgehoben werden soll, auch um ihn entschieden nach einem längern vordersatze trotz seiner kürze lebhaft zu betonen. Hierher gehören Tasso 873 (wo mir statt Mir zu schreiben ist). 945. 1472. 2249. 2400. 2560. In der „Iphigenie“ finde ich keinen ähnlichen fall. Ein gedankenstrich steht im „Tasso“ auch dann, wenn das gesagte mit gesteigerter kraft weiter ausgeführt wird. So steht 1173—1177 „Und wagte gern das leben, das ich nur Von ihren händen habe — forderte usw., 3429 fg. „Und mir noch über alles — Sie liess“, wo eine andere wendung eintritt statt des erwarteten „verlieh sie“.

Von dem gebrauche eines einfachen gedankenstriches in einer rede und innerhalb eines satzes sind die fälle, wo ein solcher zwischen

einem mit starker interpunktion geschlossenen und einem neu anhebenden satze steht. Hier kann er nur eine pause bezeichnen, welche der redende macht. 1927 tritt eine solche ein vor der ausführung, welch ein glück die nähere verbindung mit Tasso für Leonoren hat, 2230 vor dem die eingetretene veränderung einführenden „Ja“, 2530 vor der antwort, 2543 vor der warnung, sich nicht mehr betören zu lassen. Goethe hatte ihn hier nachträglich hinzugefügt. Die „Iphigenie“ hat ihn 359 bei der rückkehr zur erzählung, 426 bei dem übergange zur rettung, 880 vor mitteilung der ermordung Agamemnons, 1696 bei dem gegensatze zum ewig währenden fluch, 1970 bei der erinnerung, wie der könig Iphigenien die rückkehr zugesagt. Im „Tasso“ werden neben solchen kurze pausen bezeichnenden gedankenstrichen auch absätze verwant in den selbstgesprächen IV, 3 und 5, während V, 3 einmal die scenarische bemerkung „Nach einer pause“ steht, die sich auch V, 5 nach 3330 findet. Einen absatz hat „Iphigenie“ nur 1718, wol weil hier gedankenstriche als zeichen der parenthesen gebraucht sind. Gedankenstriche stehen so in ihr 1243 bei dem übergange zum schrecklichen aufruf des schattens der mutter, 1504 vor der ausführung der frühern unendlichen freude im gegensatze zum jetzigen schrecken, 1516 vor dem übergang zur darstellung des 1510 erwähnten unmöglichen. Ebendort 1189 deuten die gedankenstriche vor und nach „Schwelle brust!“ eine doppelte kurze pause an. Häufig bedient sich Goethe eines gedankenstrichs, wo der redende vorher etwas selbst tut oder etwas von einem andern geschieht, was eigentlich eine scenarische bemerkung angeben sollte. Wir finden 1189: „So soll es sein! — Hier kommt der rauhe freund“, weil Leonore den Antonio kommen sieht, 1283 „Noch einmal. — Hier ist meine hand“, weil Tasso diese entgegenstreckt. In der „Iphigenie“ findet sich 388 gedankenstrich vor: „Du wendest schaudernd dein gesicht, o könig“, weil die priesterin dies eben bemerkt hat. 793 deutet das zeichen vor „Still!“ darauf, dass Pylades eben sieht, wie Iphigenie sich naht. Der gedankenstrich vor 882 „Ja du verehrest dieses königshaus“ bezieht sich darauf, dass Iphigenie ihre bewegung über die eben vernommene schreckenskunde nicht verbergen kann. 1049 steht gedankenstrich vor: „Sage mir Vom unglücksel'gen“, weil Iphigenie, nachdem sie den göttern freudigsten dank dargebracht, sich wider an Orest wendet. 1255 finden wir den gedankenstrich vor „Wo bist du, Pylades?“ da sie, nachdem sie längere zeit stehen geblieben, davonzueilen begonnen, was freilich auch eine am schluss stehende scenarische bemerkung besagt. Von ähnlicher art sind die gedankenstriche 1265. 1267. 1274. 1286. 1290, wogegen darauf 1294 einer die anreden

an die mutter und an beide eltern trennt. 1415 fgg.: „Mich dünkt, ich höre gewaffnete sich nahen. — Hier! — Der bote Kommt von dem könige mit schnellem schritt.“ Zuerst glaubt sie waffengetöse zu hören, dann sieht sie jemand kommen, zuletzt erkennt sie den Arkas. 1607 fgg.: „Orest ist frei, geheilt! — Mit dem befreiten O führet uns hinüber, günst'ge winde, Zur felseninsel, die der Gott bewohnt.“ Der gedankenstrich bezeichnet den übergang zur dringenden mahnung, die von Apoll ihnen gnädig gewährte hülfe zur vollendung ihrer rettung nach der heimat zu benutzen. Pylades wendet sich flehend an die winde, was auch die erhebung seiner hände zum himmel andeutet. 1918 fgg. Nachdem Iphigenie die Götter angefleht, ihren kühnen entschluss zu segnen, tritt sie zum könige, ihm den betrug zu verraten. Der vor: „Ja, vernimm o könig“, stehende gedankenstrich deutet an, dass sie zum könige sich zurückwendet, ähnlich wie 1049. Dagegen bezieht er sich 1942 vor: „Was sinnst du mir“, darauf, dass sie einige zeit auf eine günstige antwort gewartet. Hier könnte auch, wie vor 1892, die scenarische bemerkung stehen: „nach einigem stillschweigen“ oder „nach einer pause“ wie im „Tasso“ vor 3311..

In diesen kreis gehört nun auch der gedankenstrich nach Tassos verse: „Verschwunden ist der glanz, entflohn die ruhe“: er vertritt eine scenarische bemerkung. Vor der schlussrede Tassos hat Antonio ihn bei der hand genommen, dieser sie nicht zurückgezogen. Da Tasso 3451 bei den worten: „Ich fasse dich mit beiden armen an!“ Antonios hand ergreift, muss er sie vorher losgelassen haben. Dies ist eben nach 3445 geschehen vor den worten: „Ich kenne mich in der gefahr nicht mehr.“ Durch den fürchterlichen gedanken seines erlittenen verlustes ganz ausser sich geraten, lässt er Antonios hand fahren und tritt mit der gebärde eines verzweifelnden, der die hände voll schrecken erhebt, zur seite, wie es auch Iphigenie 1039 tun muss, die 1049 wider zu Orest tritt; wogegen nach 1093, wie die scenarische bemerkung besagt, Orest sich entfernt, damit der dichter Iphigenien ihr dankgebet allein sprechen lassen kann. Sein lebhaft geschautes verderben schildert Tasso durch die not des seefahrers, dessen schiff der sturm mitten auf dem meer zertrümmert; es ist ein wirkliches gesicht, das ihm die erregte einbildungskraft vorspiegelt:

> Ich kenne mich in der gefahr nicht mehr,
> Und schäme mich nicht mehr es zu bekennen.

Bisher hat der beginnende sturm ihn nicht ausser fassung gesetzt, seinen tapferen mut nicht erschüttert; aber jetzt, wo er den sturm sein zerstörungswerk am schiffe beginnen sieht, kennt er sich nicht mehr,

er ist jetzt ein nauta pavidus, timidus (Hor. carm. I, 1. 14. 14. 14) geworden, der vor schrecken erblasst ist (Ovid Trist. I, 4, 11); wie römische dichter den schiffer in äusserster not selbst weinen lassen, wovon der gegensatz an einer sehr bekannten Horazischen stelle (carm. I, 3, 9—20) sich findet. Auf ganz unglaubliche weise hat Büchner die ganz deutlichen worte: „Und schäme mich nicht mehr, es zu bekennen“ misverstanden, da er sie auf Tassos wirklichen zustand bezieht, obgleich dieser den festen boden des schlossgartens unter den füssen hat. Er übersieht, dass sie im bilde des entsetzten schiffbrüchigen stehen, eng verbunden mit dem vorangehenden: „Ich kenne mich in der gefahr nicht mehr“, also eine weiterführung dieses vergessens sind, und macht den seltsamen fehlschluss: „Also hat er sich bis jetzt geschämt, seinen wahren seelenzustand zu enthüllen, und was er vorher über seine zukunft gesprochen hat, ist ihm eingegeben von dem stolzen bestreben, nicht allzu klein vor Antonio zu scheinen.“ Und auf einen solchen groben schnitzer sich stützend, triumphiert er: „Wie kann man, da Tasso dies eingesteht, die vorausgehende partie als zeugnis für sein zukünftiges leben ansehen?“ Diese albernheit dichtet Büchner dem Tasso nur an! Mehr bezeichnet offenbar den gegensatz zu der zeit, wo der sturm das schiff noch unversehrt gelassen, es bloss auf und ab getrieben hatte. Solcher leichtfertigkeit ist alles möglich. Aber auch abgesehen davon, wer kann es für möglich halten, dass Tasso bei der anrede „O edler mann“ (3434) und dem, was weiter folgt, sich verstelle; wer übersehen, dass die verscheuchung von Tassos wahnvorstellung durch Antonios benehmen auf das treffendste begründet ist? Bei der schilderung der zertrümmerung des schiffes schwebt die vierzehnte ode des ersten buches des Horaz, die berühmte allegorie des staates als schiff, unverkennbar vor. Aber der von der äussersten verzweiflung hingerissene erkennt jetzt, dass ihm in aller not ein edler freund in dem geblieben ist, den er für seinen grimmigsten feind hielt. So tritt er denn zu diesem, der ihn mit teilnehmendster rührung anblickt, und bietet ihm die hand mit dem vollsten vertrauen, dass er sein zuverlässiger freund sei. Freilich sollte auch nach 3450 ein gedankenstrich als vertretung der scenarischen bemerkung stehen; aber auch sonst fehlen mehrfach die notwendigen scenarischen bemerkungen oder die sie ersetzenden gedankenstriche. Vermissen wir ja auch am ende von II, 4 jede andeutung, dass Tasso das wirklich tut, was er sagt, dass er den degen und darauf den kranz über diesen zur erde legt; ja die wirklich am schlusse stehende, darauf wenigstens rücksicht nehmende anweisung: „Auf des fürsten wink hebt ein page den degen

mit dem kranze auf und trägt ihn weg“ hat Goethe erst nachgetragen. Wenn der dichter sagt, er fasse Antonio mit beiden händen an, so schwebt ihm schon das in den beiden folgenden versen ausgeführte bild des auf einen felsen sich rettenden schiffbrüchigen vor. Hier ist nicht, wie eben, von einem auf offenem meere zerstörten schiffe, sondern vom scheitern an klippen die rede. So (3452) gehört der vergleichung an, da der dichter, statt mit wie anzuknüpfen, einen neuen satz anhebt; es ist keineswegs mit fest zu verbinden. Den eigentlichen vergleichungspunkt bildet die hoffnung auf sichere rettung. In Antonio erwartet Tasso mit solcher sicherheit seine rettung wie der schiffbrüchige von dem ihm festen boden bietenden felsen. Der fels, an den der schiffbrüchige sich anklammert, statt sich vom meere verschlingen zu lassen, ist seine rettung. Die allerneueste deutung des „Tasso“ fasst das anklammern an den felsen gar als ein „stürzen ins schwert!“ So schliesst denn das stück mit Tassos überzeugung, dass er in Antonio seinen retter, seinen ihm treu zur seite stehenden freund gewonnen habe. Alle versuche, welche man macht, die dauernde verbindung Tassos mit Antonio als unmöglich nachzuweisen, sind nichtig. Tasso ist geheilt, freilich auf rauhe weise, durch den rauhen Antonio (1694), während Alphons die schuld des rauhen arztes nicht hatte auf sich laden wollen (333 fg.). Einen zweifel des zuschauers, ob Tasso nicht wider in seinen wahn zurückfallen werde, lässt die rührung nicht aufkommen.

Eine äusserst seltsame deutung hat Louis Lewes eben in seiner schrift „Goethes frauengestalten“ von Tassos schlussrede gegeben. Über Tassos zukunft urteilt er: „Das bittere geschick, welches ihn zerschmetternd getroffen hat, wird freilich in zukunft eine unversieglich sprudelnde quelle für seine lieder sein, und die poesie wird zwar immer wider die alten wunden aufs neue aufreissen, aber auch immer wider heilenden, lindernden balsam auf dieselben träufeln.“ Die schlussstelle soll nach ihm über den eigentlichen schlusspunkt hinausgehen und beides in der zukunft zeigen, Tasso also gleichsam der seher seiner eigenen zukunft sein. Der anfang bis 3445 sei mit einem tiefen, aber ruhig gefassten, besinnungsvollen schmerz gesprochen zu denken; derselbe ton solle in diesen worten angeschlagen werden, welcher in zukunft der bleibende für den dichter Tasso sei. In den letzten acht versen breche allerdings die leidenschaft hervor, sie beweise aber nur, wie mit jenem poetisch verklärten schmerze auch das unmittelbar in der erinnerung sich erneuernde wideraufleben desselben abwechseln werde und doch zugleich für solche augenblicke die freundschaft An-

tonios, die hilfe desselben und dadurch die rückkehr zu jener poetischen erhebung und verklärung des schmerzes gesichert sei. Und so fehle denn auch nicht der trost einer echt tragischen erhebung, wenn sie auch gegen den schmerz in den hintergrund trete. Bei dieser phantastischen deutung sind der offenbare dramatische fortschritt und der wirkliche gehalt der stelle geradezu verflüchtigt. Das drama bedarf eines wirklichen abschlusses, und dieser ist hier vortrefflich gelungen, wenn man ihn nur recht verstehen will. Die gangbare art der auffassung unserer klassischen dichtungen leidet daran, dass man auf kosten der dichter geistreich zu sein trachtet, unbekümmert um das verständnis aller einzelnen stellen und sorgfältige beachtung der leitung des ganges der handlung, woraus allein die vollkommene einsicht in das ganze gewonnen wird.

„Tasso“ ist kein marionettenspiel, in dem die laune ihre wunderlichen sprünge macht, sondern alles entwickelt sich nach dem ausgeprägten charakter der hauptperson und den gesetzen menschlichen denkens, fühlens und handelns in lebendigem fortschritte. Tassos heilung ist das ziel der handlung; die unmöglichkeit derselben darzustellen, ziemte kaum dem komiker. Büchner versichert ernstlich: wer an einen düstern ausgang, dass Tasso in der krankenstube bleiben müsse, nicht glauben wolle, der verkenne Goethes behandlung geschichtlicher stoffe, die wesentlich der überlieferung folge; der erdgeruch, der seine gesammten dichtungen durchwehe (?!), mache sich in seinen dramen doppelt geltend. Stärker kann man die wahrheit nicht verletzen. Tatsächlich ändert unser dichter regelmässig sogar den ausgang, gestaltet diesen entsprechend dem charakter und den verhältnissen, die er seinem helden gibt. Büchner stützt sich auf „Götz“ und „Egmont“, als ob diese für die in seiner reifen zeit geschaffenen meisterwerke irgend zeugen könnten! Aber auch sie beweisen das gerade gegenteil. Den Götz lässt Goethe zu Heilbronn im gefängnis sterben in folge seiner verwundung und des schmerzes über sein eigenes und des vaterlandes unglück, in dem feigheit und treulosigkeit herrschen. In wirklichkeit führte er noch viele jahre auf seiner burg ein tatenloses leben! Wie wesentlich Goethe sonst die handlung verändert, liegt vor aller augen. Egmont stirbt freilich wie in der geschichte auf dem schaffot, aber als mutiger held, in der überzeugung, dass der schmähliche wortbruch und sein opfertod die tyrannen stürzen und sein volk befreien werden; während er in wirklichkeit ganz gebrochen war durch sein schicksal, nicht um das vaterland, sondern bloss um frau und kinder bekümmert war, weshalb er untertänig gegen den feigen tyrannen war, der ihn

mordete, um die freiheit zu unterdrücken. Büchner muss dieses nicht wissen, er muss die vielen andern umgestaltungen nicht kennen, nichts von Schillers berühmter beurteilung gehört haben, die dem dichter seine verletzung der geschichtlichen wahrheit scharf als verderbung vorrechnete! Goethe hat alle geschichtlichen stoffe frei umgestaltet, immer erst aus der geschichte eine dichterische fabel gebildet. Laut sprechende zeugen sind „Iphigenie“, „Faust“, „Die natürliche tochter“, „Der ewige jude“, der beabsichtigte „Wilhelm Tell“. Und angesichts dieser unleugbaren tatsache soll Goethe nicht gewagt haben, Tasso durch seinen wirklichen grossen verlust und Antonios schöne menschlichkeit genesen zu lassen! Büchners Tasso wirft sich als unheilbarer kranker Antonio in die arme, eine torheit, die, nebenbei bemerkt, doch auch eine abweichung von der überlieferung wäre. Ja wir werden belehrt, Goethes dramen könnten uns sittlich nicht befriedigen, weil er zu sehr der geschichte folge, die er in ein Prokrustesbett spanne. Goethes Tasso ein Prokrustesbett ist wirklich ein ganz einziger gedanke! Jeder dramatiker ist gezwungen, sich auf einen geringen raum zu beschränken; dies mit geschick, ohne verzerrung zu tun, ist die aufgabe des dramatischen plans, und im entwerfen desselben ist Goethe unzweifelhaft nicht weniger glücklich als Schiller, wenn beide auch im einzelnen verschiedenheiten zeigen, wie jeder von ihnen der eigenheit des stoffes sein verfahren anpassen musste. Wer solche allgemeine sätze aufstellen will, sollte durch allergenaueste kenntnis der sache sich die berechtigung dazu erworben haben.

Ebenso nichtig ist der beweis, Goethe habe im stücke selbst andeutungen gegeben, dass Tasso nie zur ruhe kommen werde. Als ob der dichter überhaupt andeutungen dieser art durch eine seiner personen zu geben vermöchte, wie es nur in einem prolog oder einem chor allenfalls geschehen könnte! Keine der handelnden personen darf darauf anspruch machen, dass sie die zukunft sicher erkenne, wie ja selbst der kluge Antonio in seiner behandlung Tassos in den vier ersten akten ganz irre geht. Auch wären solche hindeutungen an sich undramatisch. Der dichter hat uns bloss die handlung anschaulich zu vergegenwärtigen. Büchners nachweise sind geradezu ergötzlich. Wenn Alphons V, 2 Tasso wolmeinend rät, nicht durch zu strengen fleiss und zu grosse rücksicht auf die stimmen anderer seine dichtung zu verderben, so soll dies darauf deuten, dass dieser wirklich in Rom durch die erinnerungen der kritiker in verzweiflung geraten werde! Die düstere schwermut, die ihm V, 4 auf der prinzessin erinnerung an den noch auf ihm ruhenden bann einredet, in keiner unternehmung werde er

glück haben, nie sich der höchsten vollendung seines gedichtes freuen, müsse die wahrheit sprechen!! Wenn er unmittelbar darauf sich im hirten- oder pilgerkleide nach Neapel fliehen, mit wildem haar, verdüstert, von staunenden knaben umringt, das haus seiner schwester in Sorrent betreten sieht, so ruft Büchner jubelnd aus: „Wer kann im ernst bestreiten, dass Goethe Tasso diese prophezeiungen (?) in den mund legt, um auf sein späteres schicksal hinzuweisen?“ Mit demselben unrecht würde man behaupten, dass Leonorens wort von Tasso und Antonio (III, 2) in erfüllung gehen müsse:

> Dann stünden sie für einen mann und gingen
> Mit macht und glück und lust durchs leben hin.

Der dramatiker soll nicht im gange der handlung auf die zukunft hindeuten, wenn dies nicht etwa durch die handlung selbst geboten wird; aber am schlusse muss er eine lösung geben, die uns einen blick in die zukunft gestattet. Durch den bittersten verlust ist Tasso von der schwärmerischen leidenschaftlichkeit, die ihn die welt verkennen liess, geheilt und hat an dem als todfeind gehassten Antonio einen freund und sicheren halt gewonnen; die holde gabe der dichtung ist ihm geblieben und sein verdüsterter geist verklärt. Er ist geheilt, gerettet!

KÖLN. H. DÜNTZER.

ZU DEN KINDER- UND HAUSMÄRCHEN DER GEBRÜDER GRIMM.

In nr. 152 der grossen ausgabe erwidert „das hirtenbüblein“ auf seine frage „Wie viele sekunden hat die ewigkeit?“ dem könige: „In Hinterpommern liegt der demantberg; der hat eine stunde in die höhe, eine stunde in die breite und eine stunde in die tiefe; „dahin kommt alle hundert jahr ein vögelein und wetzt sein schnäblein daran, und wenn der ganze berg abgewetzt ist, dann ist die erste sekunde von der ewigkeit vorbei.“ Im 3. (erläuterungs-) bande, 3. aufl. s. 256, wo W. Grimm auch zu diesem märchen zahlreiche parallelstellen aus andern erzählungen nachgewiesen hat, findet sich für die obige bildliche bezeichnung einer undenklich langen zeitdauer kein beleg. Ähnlich ist der gedanke im 2. bande von „Des knaben wunderhorn“ (neudruck der ausgabe von 1806—1808) in Meyers Volksbüchern nr. 1046—1050, s. 190:

„Wenn berg und thal aufeinander ständ',
Viel lieber wollt' ich sie tragen,
Als das ichs soll stehen vor dem jüngsten gericht,
Soll all meine sünden beklagen,
„Und käm' alle jahr' ein vögelein,
Und nähm nur ein schnäblein voll erden,
So wollt ich doch die hoffnung haben,
Dass ich könnt' selig werden."

NORTHEIM. R. SPRENGER.

ZU JOHANN RASSER.

In dieser zeitschrift XXVI, 480 hat G. Binz über ein aus alten bücherdeckeln von ihm zusammengestelltes exemplar von J. Rassers „Spil von kinderzucht" (Strassburg 1574) berichtet. Da dasselbe aber verschiedene lücken aufweist, so mache ich darauf aufmerksam, dass weitere exemplare auf den öffentlichen bibliotheken zu Dresden und Wolfenbüttel vorhanden sind. Auch Merklen (Histoire de la ville d'Ensisheim 2, 191. 1841) wird das stück gesehen haben. Binz hätte noch bemerken können, dass Rasser seine fabel von dem ungeratenen Aleator und dem wolgeratenen Hänslein ebenso wie fünf jahre später der Oltener dramatiker Schertweg seinen Bigandus aus Jörg Wickrams Knabenspiegel (vgl. Spengler, Der verlorene sohn im drama des 16. jahrhunderts 1888 s. 126) geschöpft hat.

Zu Martins artikel über Rasser in der Allgemeinen deutschen biographie notiere ich, dass das titelbild von Rassers zweiter komödie „vom könig, der seinem sohn hochzeit machte" (1575) von C. Oerdel (Über die pflege des dramas auf deutschen gelehrtenschulen. Tübinger dissertation 1870, tafel 1) reproduciert ist. Ebendort s. 75—89 steht auch ein auszug aus Baumgartens Juditium Salomonis (1561), der W. Kawerau (Vierteljahrsschrift für litteraturgeschichte 6, 1) entgangen ist.

BERLIN. J. BOLTE.

Rudolf Hildebrand.[1]

Sonntag den 28. oktober 1894 starb in Leipzig Rudolf Hildebrand. Sein tod kam nicht unerwartet: seit jahren war der nunmehr dahingeschiedene an die krankenstube gefesselt — und doch hat er rastlos bis zum letzten tage für die wissenschaft gewirkt; so reisst sein tod eine klaffende lücke in unsere reihen. Fürwahr ein schöner tod! Fast wie ein feldherr auf dem schlachtfelde ist meister Hildebrand verschieden: noch sonnabend revidierte er den jetzt Ztschr. f. d. a. 39, 1—8 abgedruckten aufsatz über Spervogel und schrieb an einem aufsatze über „wache stehn und dergleichen" — mitten in der arbeit musste er abbrechen; schmerzlos ist er in der nacht verschieden. Die schöne feier des tages, an dem er das siebente jahrzehnt vollendete, hatte er noch erlebt und, tiefgerührt von allen ihm dargebrachten zeichen der liebe, des dankes und der verehrung, es aussprechen dürfen, dass er sich wie auf dem höhepunkte seines erdenlebens fühle. Köstlichere freude konnte ihm nicht mehr zu teil werden. So klagen wir auch nicht.

„Völlig vollendet
Liegt der ruhende greis, der sterblichen herrliches muster."

Hildebrands leben ist ganz mit Leipzig verknüpft. Dort wurde Heinrich Rudolf Hildebrand sonntag den 13. märz 1824 als sohn eines schriftsetzers geboren. Wie der vater eifrig bemüht blieb, sich selbst fortzubilden, so sorgte er auch für des sohnes erziehung in aufopferungsvollster weise. Zuerst besuchte Rudolf eine privatschule; 1836 kam er auf die Thomasschule, zu der er später durchgebildet als lehrer zurückkehren sollte. Schon als quartaner gefiel er sich in dem wachen traume, wie er einst ein deutsches wörterbuch schreiben wolle! Von 1843 bis 1848 studierte er an der universität seiner vaterstadt — anfangs theologie, bald philologie, die klassische und in zunehmendem masse die deutsche. Eng schloss er sich hierbei an Moriz Haupt an. Wenige monate nach bestandenem statsexamen beginnt Hildebrands lehrtätigkeit an der anstalt, der er seine vorbildung für die akademischen studien verdankte. Bis 1869, volle zwanzig jahre, ist er der Thomasschule treu geblieben; dann übernahm er eine professur an der universität.

Nicht eigentlich das akademische lehramt rief ihn ab: sollte dieses doch zunächst nur die musse zur arbeit an einem gross angelegten wissenschaftlichen unternehmen gewähren. Von anfang an war unserm Hildebrand auf Haupts empfehlung die korrektur des Deutschen wörterbuches übertragen, welches die brüder Grimm seit 1852 herausgaben. In seiner zaghaft bescheidenen weise bat er über der korrektur, hie und da ergänzende zusätze vorlegen zu dürfen. Hierbei bekundete er alsbald eine solche fähigkeit zur mitarbeit, dass ihm zunächst die unumschränkte erlaubnis zu eigenmächtigen zusätzen erteilt, später die bearbeitung des buchstaben *K* übertragen ward. Jakob Grimm hatte schon in der vorrede des ersten bandes sp. LXVII Hildebrands ungemeine sachkenntnis und neigung zur deutschen sprache gerühmt, in der des zweiten (1860) sp. VI ihm volle befähigung zur mitarbeit zuerkannt. Nachdem Jakob Grimm 1863 gestorben war, gewährte schon 1865 der rat der stadt Leipzig dem fortsetzer des grossen nationalwerkes eine wesentliche erleichterung durch die erlaubnis, dass Hildebrand auf drei jahre nur acht stunden wöchentlich zu unterrichten brauche. Noch vor ablauf dieser frist veranlasste Julius Zacher

1) Durch auskunft haben den verfasser zu dank verpflichtet die herren oberlehrer dr. Rudolf Hildebrand, prof. dr. Friedrich Vogt und privatdocent dr. Georg Witkowski. — Vgl. namentlich auch die nekrologe in der „Zeitschrift für den deutschen unterricht", band IX, s. 1 fgg. (Otto Lyon); in der „Leipziger zeitung" vom 3. nov. 1894 abends und im „Leipziger tageblatt" vom 4. nov. 1894.

in der deutsch-romanischen abteilung der philologen-versammlung zu Halle 1867 einen beschluss, die so eben verheissungsvoll gestiftete nationale gemeinschaft, den Norddeutschen bund, um unterstützung des nationalen unternehmens anzugehen. Die folge davon war, dass die sächsische regierung Hildebrand 1869 zum ausserordentlichen professor der „neueren deutschen litteratur und sprache" ernannte, wie die hessische in ähnlicher weise für seinen mitarbeiter Karl Weigand in Giessen sorgte. Fünf jahre später wurde Hildebrands professur in ein ordinariat verwandelt. Inzwischen hatte er 1873 die bearbeitung des buchtaben *K* vollendet und die des *G* begonnen. Wenn die arbeit nur langsam vorrückte, wenn es Hildebrand, auch bei späterer unterstützung durch einen hilfsarbeiter, nur vergönnt war, in der ausarbeitung bis zum artikel „*Gestade*"[1] zu gelangen, so liegt der grund nicht nur in dem langen siechtum des bearbeiters und nicht nur in der äussern fülle, die das *G* (schon wegen der zusammensetzungen mit *ge-*) umfasst, sondern vor allem auch in der innern fülle, die ein schier unerschöpflicher reichtum an wissen und feinheit hier ausbreitete.

Auch Hildebrands arbeit an den späteren auflagen (seit der 2.) von Weiskes ausgabe des „Sachsenspiegel" berührte sich wesentlich mit seiner tätigkeit als wortforscher: im glossar konnte er die entstehung vieler wörter aus alten rechtszuständen verfolgen. Anderseits bekundet seine fortsetzung von Soltaus sammlung „Historischer volkslieder" (1856) seinen eifer und sein feinsinniges verständnis für volksmässige poesie.

Neben der arbeit am Deutschen wörterbuche gieng fortlaufend die akademische lehrtätigkeit her. Schon als gymnasiallehrer, als lehrer der Thomasschule hatte Hildebrand ein privatissimum für geistig rege primaner und sekundaner abgehalten; vorwiegend brachte er hier altdeutsche dichter zur lesung und erläuterung. An der universität lehrte er in vorlesungen und übungen über das volkslied, über Walther und die minnesänger, über das Nibelungenlied, die Gudrun, den Sachsenspiegel, Wickrams Rollwagenbüchlein, besonders auch über Goethe und die litteratur des 18. jahrhunderts u. a. Auch sonst besprach Hildebrand allerlei wissenschaftliche fragen mit den mitgliedern seines kränzchens auf gemeinsamen spaziergängen in der ihm eigenen gemütvollen und gemütlichen weise. Die langwierige krankheit nötigte ihn in den letzten jahren seine lehrtätigkeit auf ein privatissimum einzuschränken, das er mit um so eindringlicherer wirkung in seiner wohnung abhielt.

Hildebrands familienleben war gesegnet. Er fand eine verständnisvolle frau, mit der er 21 jahre (1853—74) in glücklichster ehe lebte. Nach dem tode der lebensgefährtin blieben ihm zwei söhne und zwei töchter zurück, von denen er eine tochter bis an sein lebensende im hause behielt, so dass er der treu sorgenden hand nie entbehrte. Wenige jahre vor seinem tode traf Hildebrand mitten in seinem siechtum ein schwerer schlag durch den in geistesumnachtung selbstgewählten tod seines ältesten hoffnungsvollen sohnes. Nun ist der meister selbst von uns geschieden, und wir blicken mit wehmütiger dankbarkeit auf die reichen früchte, die sein wirken in unserer wissenschaft und unserm leben gezeitigt hat.

Mit wie weitem blicke Rudolf Hildebrand seine mitarbeit am Deutschen wörterbuch auffasste, zeigt seine antrittsvorlesung „Über Grimms wörterbuch in seiner wissenschaftlichen und nationalen bedeutung" (1869); noch bedeutendere aufschlüsse gibt die vorrede zum V. bande des Wörterbuches (1873). In den vordergrund stellt er für die wortforschung natürlich das geschichtliche verfahren, wie es Jakob Grimm in die grammatische betrachtung der sprachen eingeführt hat. Aber ganz im geiste

1) Der letzte bei Hildebrands leben gedruckte aushängebogen geht bis *Gespiele*. O. E.

dieses grössten meisters unserer wissenschaft, ja vielleicht noch in weiterem umfange gilt für Hildebrand das Wörterbuch auch als stiller mitarbeiter zum begreifen unserer vorzeit wie unserer eigenen gedankenwelt. Die geschichte fast jedes wortes wird ihm ein beitrag zur inneren geschichte unseres kulturlebens, ein spiegel der entwicklung unseres volkes. So betrachtet Hildebrand den wortvorrat der deutschen sprache im höchsten und vollsten sinne als nationalschatz. Wol lässt er dabei als getreuer Eckart nicht ausser acht, dass andre völker meist dann erst in solchem umfange ihre geschichte zu schreiben begannen, wenn sie sich anschickten, mit ihrem leben abzuschliessen. Uns aber soll vielmehr nach seiner meinung der blick in den spiegel unserer entwicklung bald zur anfeuerung, bald zur heilung dienen. Das kann freilich nur geschehen, wenn die wissenschaft zum leben hinstrebt, nicht aber, wenn sie in selbstgenügsamkeit verknöchert.

Als denkmäler und zeugnisse der kulturentwicklung, gleichsam als abdrücke oder abspiegelungen vergangener, aber noch fortwirkender sitten und zustände sind die wörter für Hildebrand in erster linie von interesse. „Wie die sprache altes leben fortführt“, lautet eines seiner lieblingsthemata. Mit umfassender gelehrsamkeit und eindringender sachkentnis liebt er es nachzuweisen, wie viele wörter und wendungen ein stück alter sitten und anschauungen vor unsern blick zaubern. Indem er die redewendungen bis auf ihren ursprung zurückzuverfolgen sucht, greift er gern in die deutschen rechtsanschauungen und -gebräuche sowie in die sitten und gebräuche des volkslebens hinein; das familienleben wie die öffentlichen einrichtungen zieht er heran; bald holt er aus dem ritterwesen und dessen kampfspielen, bald aus kinderspielen aufklärung über den eigentlichen sinn unserer rede. So verstand Hildebrand meisterhaft, uns gleichzeitig unsere sprache und unsere vergangenheit lebendig zu machen; so strebte er die „freie, fröhliche innere anschauung“ anzuregen, ein gegenständliches, ein sach-denken im gegensatz zum bloss logischen oder wort-denken auszubilden. Hier wusste er sich ganz auf Goethes bahnen; er selbst verweist in der vorrede zum V. bande auf dessen worte 50, 93 fg. (Hempel 27, 1, 351 fg.). Mochte auch das eifrige spüren nach zusammenhängen und anknüpfungspunkten hie und da zu voreiligen hypothesen führen, so besass doch Hildebrand zu strenge philologische schulung, um sich nicht der uferlosen phantasieflut mancher sprachvergleicher entgegenzustemmen. Sehr verständig betonte er, dass es nicht die aufgabe des wörterbuches sein könne, ein wort über seine erste fest nachweisbare form hinaus zu verfolgen, um durch kombination und ansetzen hypothetischer formen zu einer älteren, möglichst urgeboren anmutenden wurzel zurückzuschreiten. Desto entscheidenderes gewicht legte Hildebrand auf entwicklung des begriffs vom greifbaren auftreten bis zum heutigen gebrauche; auf entwicklung, wie besonders betont werden darf: denn nicht bloss auf statistische aneinanderreihung der wechselnden gebrauchsweisen geht er aus, sondern er schreibt eine innere geschichte des wortes und des begriffes. So nehmen manche artikel den umfang einer kleinen abhandlung, unter umständen selbst einer grossen abhandlung an; über *Geist* z. b. wird auf 118 spalten gehandelt. Vielleicht ist bisweilen zu viel differenziert, wo das gespannte feingefühl unterschiede zu empfinden glaubte, die doch im wesentlichen auf denselben grundtypus hinauskommen. Dafür erhalten wir an der hand eines wortes aber auch meist eine tiefgreifende und voll ausschöpfende seelengeschichte des deutschen volkes, die nirgends ihres gleichen hat. Dies zeigt besonders die meisterhaft behandelte gruppe der wörter *gedanke, geist, gemüt, genie,* aus der allein schon die epochen und wendungen des deutschen gefühlslebens klar heraustreten! Mit vorliebe und mit vollem

rechte lässt er scharf den umschwung hervortreten, der in der deutschen volksseele um die mitte des 18. jahrhunderts vor sich gieng: die verinnerlichung und vertiefung gelangen zu kongenialer nachzeichnung, und auch das allmähliche eintreten des überschwangs und der verstiegenheit wird an der wortgeschichte kenntlich gemacht. Es gehört zu Hildebrands eigenartigsten verdiensten, aufgewiesen zu haben, wie die empfindungsfülle der genie-periode bis auf Gellert zurückgeht; von „sentimentalität", von „sturm und drang" wollte er da nichts hören, ganz erfüllt war er von pietätvollem danke für die positive, schöpferische gewalt, die sich in jener überwindung des nüchternen verstandes durch die gewalt des herzens offenbarte. Glücklich wusste er auch die epoche der romantik an der entwicklung der begriffe aufzuweisen. Einen früheren grossen abschnitt unserer geistesgeschichte fasst er als unsere Franzosenzeit zusammen, die er bis weit ins 18. jahrhundert hinein datiert. Im hinblick auf sie namentlich geht er von der blossen wortgeschichte zur wortkritik über, wo er findet, dass die ruhige entwicklung eines deutschen begriffes, welcher der sache und dem bewusstsein nach längst vorhanden war, von einem fremden eindringling durchkreuzt und auf seitenwege oder gar auf abwege gelenkt ward. Vom rein sprachlichen boden auf die gesammte kultur ausgreifend, polemisierte Hildebrand ähnlich gegen die sogenannte renaissance: nicht eine widergeburt, wie der name bedeutet, sondern eine widererweckung des altertums fand statt. Eine rechte widergeburt sei nur aus unserer natur heraus möglich und freilich jetzt vonnöten.

Gewähren die wörter so viel stoff zum nachdenken wie zu kultur-rückblicken, dann liegt es nahe, sie zu solchen zwecken methodisch fruchtbar zu machen. Die logik des sprachgeistes soll die „geistesbildung nach dem innern zu" fördern, zum sachdenken anregen. Spricht doch Hildebrand als ziel des deutschen unterrichtes gleicherweise aus, „dass jener spiegel der nation in jedem gebildeten deutschen sich widerholend darstelle." Daraus ergibt sich, wie unauflöslich wortforschung und sprachunterricht in dem interessenkreise unseres mannes verknüpft waren. Sein lebelang blieb er bemüht, die forschung und deren ergebnisse auch der schule nutzbar zu machen. Welche bedeutung Hildebrand dadurch für unser gesammtes erziehungswesen gewonnen, lässt sich schon aus jener schrift ermessen, welche neben seinen beiträgen zum Deutschen wörterbuche seinen namen vor allem in ehren lebendig erhalten wird: „Vom deutschen sprachunterricht in der schule und von deutscher erziehung und bildung überhaupt, mit einem anhang über die fremdwörter und einem über das altdeutsche in der schule" (erste auflage 1867, zweite 1879, dritte 1887, vierte 1890). Mit feuereifer verficht der verfasser hier folgende grund- und leitsätze: 1) „Der sprachunterricht sollte mit der sprache zugleich den inhalt der sprache, ihren lebensgehalt voll und frisch und warm erfassen." 2) „Der lehrer des deutschen sollte nichts lehren, was die schüler selbst aus sich finden können, vielmehr alles das sie unter seiner leitung finden lassen." 3) „Das hauptgewicht sollte auf die gesprochene und gehörte sprache gelegt werden, nicht auf die geschriebene und gesehene." 4) „Das hochdeutsch, als ziel des unterrichts, sollte nicht als etwas für sich gelehrt werden, wie ein anderes latein, sondern im engsten anschluss an die in der klasse vorfindliche volkssprache oder haussprache."

Im einzelnen macht Hildebrand namentlich darauf aufmerksam, wie doch unser ganzer sprachbesitz eigentlich aus lauter kleinen eigenen schöpfungsakten entstehe und bestehe: diese schöpfungsakte nun wären im unterricht unter anleitung des lehrers zu widerholen. Dabei ist stets an bekanntes anzuknüpfen, bis sich wort und sache im kopfe des schülers vermählen. „Nur zehn solcher augenblicke in einer stunde" —

ruft der feine kenner der kinderseele — „wo bleiben da leere und langeweile!“ Aber er will nicht einmal, dass der lehrer die gegenstände in die seele der kinder hineinarbeite, vielmehr soll er sie hineinspielen — in Schillers ästhetischem sinn des begriffes. An das unmittelbare leben, an die kindliche sphäre will er angeknüpft wissen: die methode hat überall im unterricht an die stelle des einseitig systematischen vortrags zu treten. So soll denn also der deutsche unterricht nicht bloss zum logischen, sondern zum begrifflichen selbstfinden und nicht bloss zum selbstfinden, sondern zum selbstbeobachten anleiten. Nimmer ward unser dahingeschiedener meister müde, gegen jenes rein gedächtnismässige wissen zu eifern, das in fächern wolgeordnet ruht, aber abstrakt bleibt. „Ja, es ist für eine frische zukunft eine grosse umkehr nötig!“ Widerum berührt er sich eng mit Goethe. — Man weiss, welchen umfang der von Hildebrand neu begonnene kampf gegen die vorherrschaft der geschriebenen sprache vor der gesprochenen angenommen hat. Die ausartungen dieser bewegung hat er sich nie zu eigen gemacht. Eng zusammen hieng mit dieser rettung der mündlichen rede seine forderung, dem hochdeutschen nicht eine falsche vornehmheit, der mundart nichts schlechtweg verächtliches zu geben. Lernen soll der schüler vielmehr von seiner mundart aus das hochdeutsche und noch vieles andere.

Noch enger gehen der wortforscher und der erzieher Hildebrand in dem abschnitte des buches zusammen, welches „Vom bildergehalt der sprache und seiner verwertung in der schule“ handelt. Jene bilder aus dem leben, die in festen wendungen niedergelegt sind, werden darin für den unterricht fruchtbar zu machen gesucht. Mit recht betont Hildebrand, dass der überlieferte vorrat solcher bildlicher redewendungen den eigentlichen geist, gehalt und reichtum, das eigentliche innerste leben der sprache darstelle. Mit ihrer hilfe müsse die schule wider eine deutliche anschauung, eine gesättigte bildlichkeit pflegen; das denken müsse in ein sehen, ja in ein bewegen, ein mitleben und mittun, ein nachschaffen übergehen. Sehr fein wird entwickelt, wie auch die namen ein stück kulturgeschichte spiegeln.

Selbst die fremdwörter, so lebhaft Hildebrand für ihre einschränkung ficht, weiss er noch in ähnlicher weise für den unterricht fruchtbar zu machen. Denn natürlich bewahrt ihn seine sprachgeschichtliche bildung bei sprachreinigenden bestrebungen vor übertreibung und geschmacklosigkeit. Mit glücklicher vereinigung von gelehrsamkeit und ironie weist Hildebrand nach, wie viele fremdwörter ihren gebrauch in Deutschland der blossen bildungsstreberei verdanken, und wie viel gedankenlosigkeit sich dabei kundgebe. Auch die gesichtspunkte der klarheit und schönheit lässt er in verurteilung des übermasses unserer fremdwörter nicht ausser acht. Eindringlich schärft er den satz ein: „Das bloss nachgeahmte und andern nur nachgelebte leben ist gar kein wahres leben.“ Aber dennoch verwahrt er sich dagegen, alles ausweisen zu wollen, was sich nicht schon fest eingebürgert hat. Nur müssten wir verstehen, den leben hemmenden wust in eine fröhliche ernte zu verwandeln, die leblosigkeit, die den fremdlingen anhängt, wider in volles förderndes leben umzusetzen. Wodurch? Auch die fremdwörter, soweit sie nicht entbehrlich sind, will Hildebrand als kulturbilder behandelt wissen, die nach ihrem ursprunge wie nach der zeit und veranlassung ihrer einführung im unterricht gesondert, somit in einen kulturgeschichtlichen rahmen gerückt werden.

Mit alle dem hat die wissenschaft nun freilich aufgehört, selbstzweck zu sein; sie ist in den dienst der erziehung wie des lebens getreten. Hildebrand tat diesen schritt mit vollem bewusstsein. Er war von der überzeugung durchdrungen, dass

jede wissenschaft verdorren und verknöchern muss, die sich selbstgenügsam auf sich zurückzieht, die sich nicht mit dem leben wechselseitig befruchtet. Darum stellte er schliesslich sein ganzes interesse, soweit es nicht vom wörterbuche gefesselt war, in den dienst des unterrichtswesens. Aus diesem grunde begrüsste er die begründung dieser zeitschrift ganz besonders mit freude, wie es die bd. 20, 409 mitgeteilte stelle aus einem briefe an ihren begründer Julius Zacher bezeugt[1]. Später (seit 1887) beteiligte er sich eifrig an der „Zeitschrift für den deutschen unterricht“, die er zugleich als fleissigster und gediegenster mitarbeiter förderte. In welchem geiste er dieses unternehmen ausgeführt wissen wollte, das bezeugen seine geleitworte: für uns Deutsche handele es sich jetzt darum, „ein neues leben eben als Deutsche zu beginnen.“ Der deutsche unterricht müsse deshalb in den mittelpunkt der erziehung treten. Für uns seien Lessing, Goethe, Schiller diejenigen, die uns „mehr mensch“ werden, uns eine „höhere menschheit“ erreichen liessen; sie also stellten für Deutschland die *humaniora* dar. Auch später noch kam er mit folgerechter beharrlichkeit auf diesen bedeutsamen gedanken zurück: jetzt erst laufe die periode der sogenannten renaissance ab, und wir erlebten den beginn der deutschen periode. In dieser denkt er sich vor allen Goethe als führer. Im anschluss an Goethe müsse das deutsche in die mitte der höchsten deutschen bildung rücken, wie ja auch schon das ausland beginne, eben im anschluss an Goethe, unserer geisteswelt für das allgemein menschliche eine bestimmende mittelstellung einzuräumen.

So erhoffte und erstrebte Hildebrand einen unmittelbaren einfluss der deutschen philologie auf das leben. Ihm war die wissenschaft eben nicht blosse kalte, interesselose verstandessache; wie er sie ausübte, war die wissenschaft vielmehr zugleich ein ausfluss des gemütes und des gewissens. „Das blosse wissen“, rief er aus, „der blosse verstand gibt uns von einem gegenstande nur die umrisse und die fläche, gibt ihn uns nur als äusseres schauspiel; die farbe aber und den duft und die seele oder das volle leben, die tiefe gibt uns allein die eigenste beteiligung, d. h. das empfinden, das gemüt!“

Wie in dem entschlafenen verstand und gefühl, wissen und gemüt zusammenwirkten, das offenbaren besonders charakteristisch die „Tagebuchblätter eines sonntagsphilosophen“, die er 1887 und 1888 in den „Grenzboten“ ohne seinen namen veröffentlichte. Ein sonntagsphilosoph! Mit sichtlicher vermeidung alles systematischen streut Hildebrand denn hier eine fülle gelegentlicher anregungen aus, ganz wie es für seine lehrart überhaupt charakteristisch war. Mit vorliebe wirkt er auch hier für gemütsbildung und nationale tatkraft. Nicht nur für gegenständliches denken in Goethes sinne tritt Hildebrand widerum ein; auch für das leben, für das handeln gegen ein blosses denken kämpft er im geiste von Goethes „Faust“, und er widerholt Goethes ausruf: „Armer mensch, an dem der kopf alles ist!“ In einem dieser tagebuchblätter spricht er „Vom zusammenleben“, widerum auf Goethe fussend, dessen „Natürliche tochter“ er geschickt als zeugnis gegen den egoismus heranzieht. Ein andermal verfolgt er an der hand der litteratur „Deutsche prophezeiungen über sieben jahrhunderte hin“, mit einer verständnisvoll rettenden auslegung von Goethes

1) In unserer zeitschrift erschienen folgende arbeiten R. Hildebrands: I, 442 „ein wunderlicher rheinischer accusativ“ (vgl. noch II, 190); I, 448 „die bedeutung der krypta“; II, 188 „zu Schillers Tell“; II, 253 „zur geschichte des sprachgefühls bei den Deutschen und Römern“; II, 468 „zur Gudrun“; III, 358: anzeige von Dietz, wörterbuch zu Luthers schriften; IV, 356: anzeige von Kudrun herausgegeben von Martin. — Mehrere von diesen arbeiten und viele andere zerstreute aufsätze Hildebrands sind vereinigt erschienen als: Gesammelte aufsätze und vorträge zur deutschen philologie und zum deutschen unterricht. Leipzig 1890. O. E.

festspiel „Des Epimenides erwachen." Gleicherweise zieht unser sonntagsphilosoph musik und bildende kunst, menschen- und tierseele, leben und sterben, trauer und treue heran; auch stiftet er eine versöhnung zwischen der guten alten zeit und dem fortschritt, unter der bedingung, dass man den ton auf das erste attribut „gut" lege.

Alles nationale, alles volkstümliche und alles individuelle nährt Rudolf Hildebrand; das nächstliegende heisst er uns ergreifen — wie Goethe, von den kindern lernen — im geiste des Heilandes. Denn er war eine voll harmonische und tief religiöse natur. Engherzigkeit war ihm aber auf religiösem und nationalem wie auf wissenschaftlichem gebiete zuwider. Zuwider war ihm auch jede wissenschaft, die nur an der materie klebt. Die einseitig grammatische wie die rein physiologische betrachtung der sprache wies er ab, ohne ihr begrenztes recht zu verkennen: die psychologie habe in der sprachwissenschaft ergänzend neben die physiologie zu treten; ihre einheit wird beiden gegeben in betrachtung der sprache als kunstwerk, welches das geistige leben in seiner ganzen erscheinung, seinem ganzen wesen einfängt. Diese bedeutsame auffassung ist für Hildebrand bezeichnend: er war eine künstlerische, positive, schöpferische natur. Wie sehr seine persönlichkeit wol an Gellert erinnern mag — sein geist war doch vielfach Herder und Jakob Grimm verwant. Demgemäss schienen ihm in der litteraturwissenschaft diejenigen betrachtungsweisen nicht ansprechend, die sich in kühlem feststellen von tatsachen, in mechanischer handhabung eines äusseren apparates gefielen. Ihn fesselte mehr die methode als das system, mehr die nachschaffende („rekonstruierende") als die kritische seite der wissenschaft.

Das erklärt den zauber, den Hildebrand als akademischer lehrer ausübte. Nicht freilich was man „schwarz auf weiss" „nach hause tragen" kann, erwarben wir bei ihm; aber anregung für alle seiten der philologischen arbeit und fürs ganze leben. Von scheinbaren nebensachen aus und durch seitensprünge eröffnete er ausblicke ins unbegrenzte. An das gemüt, nein, an die ganze persönlichkeit der hörer wandte sich meister Hildebrand, indem er zeigte, wie viel mehr an dem philologischen lernstoff haftete als etwa blosses denkwerk. So wusste er hunderte von jugendlichen herzen zu begeistern — für die wissenschaft von deutscher sprache und dichtung wie unwillkürlich auch für den meisterlichen lehrer selbst. Doch weiter reichte seine persönliche wirkung. Wer wäre je von ihm ohne anregung, ohne erquickung gegangen? Noch in der langen krankheit seiner letzten jahre leuchtete sein auge auf, sobald im gespräch ein gegenstand berührt wurde, der ihm am herzen lag; und wie viel lag ihm nicht am herzen, zum besten unserer wissenschaft wie unseres volkes! Dann konnte er, je nachdem gegenstand und stimmung es mit sich brachten, jubeln und weinen, begeistert anfeuern oder grimmig auffahren. Alles in ihm gieng durch das gemüt. Wer ihm je als schüler oder freund nahegetreten ist, den wird sein bild nimmer lassen. Und wie es sich unauslöschlich in die herzen seiner jünger und in die geschichtsbücher der wissenschaft vom deutschen eingegraben hat, so steht es mahnend und bahnweisend an der pforte der zukunft, auf dass unsere wissenschaft gedeihe in schöpferkraft und wetteifer mit dem frischen, befruchtenden leben!

KIEL. EUGEN WOLFF.

LITTERATUR.

[illegible] vindicatus. Über entstehung, geschichte und quellen der Historia Brit[illegible]. Von **Heinrich Zimmer.** Berlin, Weidmann. 1893. VIII u. 342 s. 8. 12 m.

[illegible] frage nach geschichte und verfasser der Historia Britonum schien nach [illegible] untersuchungen sich in nebel auflösen zu wollen; Zimmers buch hat ihr [illegible] festeren rückgrat gegeben. Ein glücklicher gedanke war jedesfalls die [illegible] fragestellung. Während man bisher vor allem nach der zeit der entste[illegible] einzelnen bestandteile zu forschen pflegte, wobei die durch das werk zer[illegible] widerspruchsvollen zahlen wie irrlichter jeden in eine andere sackgasse ver[illegible]. fragt Zimmer zunächst nach dem „wo?“. Die beantwortung dieser frage [illegible] dann auch die auffindung von etwas sichereren daten. Auch der beinahe [illegible] aufgegebene „Nennius“ wird als wirklicher verfasser einer redaktion der Hi[illegible] erwiesen; daher der titel des buches. Die grundlage bildet das handschrift[illegible] material, das Mommsen für die ausgabe des Nennius in den Monumenta gesammelt hat (s. das vorwort).

Das buch zeigt denselben charakter, wie die andern arbeiten des verfassers: [illegible] ungeheuren impetus, der vor keiner folgerung zurückscheut. Jede einmal geäusserte vermutung wird zum weiterbau verwendet (vorrede IV); hierdurch ent[illegible] für den rein ästhetischen beurteiler ein bild von berückender einheitlichkeit — wie einige erschienene recensionen des werkes zeigen —, für den dem zweifel zugäng[illegible] leser aber ein unbehagliches gefühl, wie wenn er ein hochragendes gebäude auf einem fundament, in dem sich luftsteine unter die quadern mischen, aufrichten [illegible]. Das umfangreiche buch mit all seinen detailuntersuchungen hätte einen aus[illegible] index verlangt, der aber fehlt; das verzeichnis der quellen der Historia (s. 265 fgg.) bietet einigen, aber ungenügenden ersatz; so werden auch manche gute gedanken, die in dem meere von hypothesen schwimmen, leicht übersehen oder vergessen werden.

Zimmers hauptresultate sind (s. 275 fgg.): Im jahre 679 schrieb ein Britte des nördlichen Kymrenstaats eine geschichte der Angeln und Britten des nordens bis auf seine zeit (§ 57 fgg.[1] der späteren Historia); sie war als fortsetzung gedacht zu dem überblick über die britannische geschichte, welche die einleitung bildet zu der von Gildas um 540 verfassten schrift *De excidio Britanniae.* Aus jener geschichte, die inzwischen einige zusätze erhalten, schuf der Südkymre Nennius, der auf der grenze von Brecknock-Radnor und Herefordshire lebte, im jahre 796 die Historia Brittonum (nach Zimmer *Volumen Britanniae* genannt; s. u. s. 90), namentlich indem er aus sehr verschiedenen quellen einen ersten teil dazu neu komponierte (bis § 56). Sie ist nur in verwirrtem zustande auf uns gekommen, indem in früher zeit zwei blätter einer handschrift herausfielen, an falscher stelle eingelegt und kopiert wurden. Der beste vertreter dieser redaktion ist cod. A (Harleian 3859); doch kommen daneben die handschriften DE in betracht (s. 171*, 280). Auch die vaticanische recension (die sog. Marcus-handschriften[2]) ist nicht altertümlich, sondern aus dieser Harleian-recension im 5. jahre könig Eadmunds (946) durch einen Engländer umgearbeitet (s. 167 fgg.). Vor der verwirrung hatte ein auf Anglesey lebender schüler eines pres-

1) Ich citiere hier und im folgenden nach der ausgabe von San-Marte (Stevenson).

2) Über den ursprung des titels *Marcus anachoreta* s. G. Paris, Romania 12, 370; Zimmer 169.

byters Beulan um 810 eine neue redaktion mit einigen zusätzen und mit kürzung der geschichte des nordens veranstaltet, die Zimmer als „nordwelsche recension“ der „südwelschen“ (= Harleian) gegenüberstellt. In lateinischer gestalt ist sie verloren, liegt dagegen der irischen übersetzung zu grunde, die der irische dichter und annalist Gilla Coemgin vor 1072 angefertigt hat; daher ist diese von hervorragender wichtigkeit. Auszüge aus der lateinischen fassung finden sich als randnoten in mehreren handschriften der südwelschen recension und sind in einigen handschriften in deren text aufgenommen. Eine solche handschrift ist L (13. jh.), die ein spätes bombastisches machwerk (§ 1. 2) als erste vorrede vorschiebt (s. 48).

Soweit Zimmer. Einige lokalisierungen und daten scheinen mir begründet; dagegen was über gestalt und inhalt der älteren recensionen erschlossen ist, hat sich im wesentlichen als irrig herausgestellt. Den hauptstoss hat das gebäude erlitten durch Mommsens nachweis, dass die handschrift von Chartres (9.—10. jh.), die auch Zimmer (s. 201 fg.) gekannt, aber in ihrem wert nicht erkannt hat, eine abschrift der Hist. Britt. enthält in der gestalt, die sie vor Nennius gehabt hat[1]. Sie ist jetzt allgemein zugänglich durch Duchesnes abdruck in der Revue Celtique 15, 174 fgg., der auch einige bemerkungen daran knüpft[2]. Ich bezeichne sie mit **Ch**. Die vorlage dieser — im einzelnen sehr fehlerhaften — handschrift war unvollständig, so dass sie leider mitten in § 37 abbricht. Doch so wie sie ist, genügt sie, um auf den ersten blick folgendes zu lehren: 1. Auch der erste teil der Hist. rührt in seinen wesentlichen bestandteilen nicht von Nennius her, sondern gehörte schon dem älteren werke an. Dieses war also nie als fortsetzung von Gildas gedacht. 2. Die scheinbare unordnung der „südwelschen recension“ beruht nicht auf ausfall von blättern, sondern ist altererbt; im gegenteil hat Nennius durch ein paar eingestreute sätze den weg gewiesen, sich in dem etwas chaotischen gemengsel zurechtzufinden. Also sind auch die daten in § 16 nicht erst später, beim kopieren einer verwirrten handschrift eingefügt. 3. Die „nordwelsche recension“ hat also gleichfalls nie einen „geordneten“ text besessen; sie ist nicht verloren, sondern bestand von anfang an, ausser in der kürzung des schlusses, in ein paar rand- oder interlinearnoten, wie sie noch mehrere handschriften bieten. 4. Die vaticanische recension hat neben Nennius eine handschrift des vornennianischen werkes benützt und verarbeitet[3]. 5. Das gleiche gilt von der irischen übersetzung. Schon Heeger hat in seiner anzeige des buches[4] — entgegen seiner eigenen früheren ansicht — ausgesprochen, dass ihre verständigere anordnung nicht der lateinischen vorlage (Zimmers x), sondern dem übersetzer zu verdanken sei, was jetzt keines beweises mehr bedarf. Mit recht bezweifelt er auch die autorschaft des Gilla Coemgin. Zimmer (s. 13 fg.) gründet sie auf den untertitel in der éinen der 4 vollständigen hss., im Book of Hy-Mane (vor 1423 geschrieben): *Incipit de Britania airte quam Nenius construxit; Gilla Coemain ro impai i scotic*, d. h. „G. C. übersetzte [sie] ins irische“[5]. Die notiz könnte nur wert haben,

1) Neues archiv der ges. für ältere deutsche geschichtskunde 19, 283 fgg.
2) Ein störender druckfehler ist dort s. 176 die zahl [11] statt [10] nach § 9.
3) Mommsen, a. a. o. 288.
4) Gött. gel. anz., mai 1894, s. 399 fgg.
5) Zimmer korrigiert *airte* in *aiste* und übersetzt: *ex ea, quam.* Vor einem relativsatz kann aber *ex ea* irisch nicht *aiste (este)* heissen, wie ja wol Zimmer selber weiss. Vielmehr steht *airte* nach irischer schreibweise für *arte.* Die überschrift umschreibt ungeschickt: *Incipit eulogium brevissimum Britanniae insulae, quod Ninius Elvodugi discipulus congregavit,* womit mehrere Nenniushss. beginnen; sie gibt also *eulogium* durch *ars* wider.

wenn sie in alte zeit hinaufreichte. Hiergegen spricht nicht nur, dass sie in der parallelhs. D (H. 3. 17 Trin. Coll., Dublin) fehlt[1], sondern namentlich auch die schreibung des namens. Der verfasser der Historia heisst für den irischen übersetzer durchaus *Nemnius* oder *Nemnus:* in § 3 (Todd s. 24) liest D *Numnus,* L *Nemnius,* B *Neimnus,* in der überschrift von § 13 (Todd s. 42) D und B *Nemnus,* L *Nemius* (Todd s. VIII), in § 48 (Todd s. 104) hat die älteste hs. U *Nemnus,* D *Neamnos,* L *Nemnes,* nur B *Nenus.* Die überschrift mit *Nenius* geht also nicht in die zeit des übersetzers zurück. Ist sie aber späterer zusatz, so hat sie keine bedeutung, da Gilla Coemgin als verfasser annalistischer gedichte auch in späteren jahrhunderten wolbekannt war, sein name sich also leicht für ein historisches werk darbot. Die frage ist insofern weniger wichtig, als ein fragment der übersetzung sich bereits in dem vor 1106 geschriebenen Lebor na h-Uidre findet, sie also nicht später ist als das 11. jahrhundert (der *terminus post quem* ist das jahr 910; s. u.). Es ist somit der zeit nach möglich, aber freilich nach allem sonstigen sehr unwahrscheinlich, dass sie von Gilla Coemgin herrührt.

Die grundlage für den Iren bildete, wie sich aus Zimmers untersuchungen ergibt, ein Nennius mit randnoten, die „nordwelsche recension“, und zwar steht ihr im allgemeinen hs. G am nächsten (Zimmer s. 43). Heeger hat aber nicht erklärt, ja merkwürdiger weise die frage gar nicht berührt, woher die zum teil besseren lesarten des Iren stammen, die sich entweder nur in der vaticanischen recension oder selbst da nicht widerfinden; und doch hatte sie Zimmer s. 19 fg. zusammengestellt. Das rätsel löst sich jetzt aufs einfachste. Der irische bearbeiter hat, wie ein blick in Todds ausgabe lehrt, verschiedene andere quellen beigezogen. Eine derselben war nun sicher eine Hist. Britt. in vornennianischer gestalt. Er hat sie da verwendet, wo sie ihm richtigeres und genaueres zu bieten schien als sein Nennius, dagegen ihre verworrenen partieen bei seite gelassen. Aus ihr stamt die notiz in § 31 (Todd s. 78), dass im jahre 347 nicht *Gratianus Aequantius,* wie alle Nenniushss. lesen, sondern Gratianus und Aequitius „herrschten“[2]. Ferner hat er ihr offenbar, wie die vaticanische recension, die zahl der 12 *magi* (§ 40, Todd s. 90), das wort *nitilsaxum* (= *Middelsaxum*) am schluss von § 46 (Todd s. 102)[3] und den satz: *stagnum figura* (der Ire las *regnum*) *hujus mundi est* in § 42 (Todd s. 96) entnommen. Die irische version komt also für die Nenniustradition nur in dem grade in betracht, wie die vaticanische recension.

Stellen sich so Zimmers misgriffe als recht beträchtlich heraus, so erscheinen sie doch darum verzeihlich, weil sie eigentlich alle in dem *autem* des zweiten satzes von § 10 wurzeln. Und in der tat, wer einmal die bedeutung von Ch verkannte, konnte nicht wol erraten, dass das *autem* des Nennius den gegensatz zu einer darstellung bezeichnet, die gar nicht mehr vorhanden ist, weil sie eben Nennius in seiner recension unterdrückt hat. Es ist der anfang von § 10 in Ch, den auch die vaticanische recension leicht geändert wider aufgenommen hat. Anstatt nun Zimmers aufstellungen, die durch Mommsens nachweis fast alle in eine schiefe lage geraten sind, einzeln zu durchgehen, glaube ich den lesern dieser zeitschrift einen besseren

1) s. Heeger, a. a. o. 401 fg. 2) Rev. Celt. 15, 178.

3) Der fehler des Nennius erklärt sich daraus, dass in der handschrift *Middelsaxum* und der zu § 47 gehörige satz: *ut ab illicita conjunctione se separaret* ausgelassen, aber am rande nachgetragen waren. Durch falsche beziehung der verweisungszeichen kam der satz an stelle von *Middelsaxum* ans ende von § 46 und letzteres wurde übersehen.

dienst zu erweisen, wenn ich kurz zu bestimmen suche, wie sich auf grund des Zimmerschen buches einerseits, der Bemerkungen Mommsens und Duchesnes anderseits die **geschichte der Historia Brittonum** gestaltet.

Die handschrift Ch führt den titel: *Incipiunt. exberta. fiiurbaoen*[1] *de libro sci. Germani inventa et origine. et genelogia Britonum. de aetatibus mundi.* Das zweite wort kann nur *excerpta* bedeuten, da Nennius § 3 über seine tätigkeit berichtet: *Ego Nennius ... aliqua excerpta scribere curavi, quae hebetudo gentis Britanniae dejecerat.* Es lag ihm also ein werk mit ähnlichem titel vor. Das dritte wort ist natürlich *fii* (d. i. *filii*) *Urbagen* zu lesen und erinnert sofort an *Rum* (besser *Run*), sohn des *Urbgen,* der sich in § 63 der Historia des Nennius ziemlich unmotiviert in den vordergrund drängt. Dort wird dem bericht, dass der nordhumbrische herrscher Eadguin, ein jahr nach der taufe seiner tochter Eanfled, mit 12000 mannen sich taufen liess (nach Beda i. j. 627), beigefügt: *Si quis scire voluerit, quis eos baptizavit, Rum map Urbgen baptizavit eos; et per quadraginta dies non cessavit baptizare omne genus Ambronum*[2] *et per praedicationem illius multi crediderunt in Christo,* eine notiz, die auch die Annales Cambriae a. 626 aufgenommen haben. Ein namhafter *map Urbgen* im 7. jahrhundert kann, da der name nicht häufig ist, fast nur ein sohn des brittenfürsten Urbgen (später Uryen) sein, der auf einem feldzuge gegen den Nordhumbrerkönig Theodric (572—579) auf anstiften seines brittischen bundesgenossen Morcant ermordet wurde (Nennius § 63)[3], also ein bruder des sagenberühmten *Euein* (*Ywein, Owein*) *mab Uryen.* Da Run map Urbgen ein geistlicher war, also latein konnte, werden wir in dem *filius Urbagen* der alten überschrift kaum einen dritten bruder, sondern wol eben diesen Run zu sehen haben. Diese übereinstimmung des namens macht Duchesnes annahme (a. a. o. 187), der zweite teil der Hist., die geschichte des nordens, habe dem ursprünglichen werke gefehlt, ganz unwahrscheinlich. Vielmehr drängt sich sofort die frage auf, ob dieser sohn Urbgens, auf den laut dem titel die *excerpta de libro sancti Germani* zurückgehen, welche wir längst aus Nennius als hauptquelle der geschichte Guorthigirns kannten, nicht überhaupt das ganze ältere werkchen verfasst habe. Da der erste, in Ch erhaltene teil keine daten liefert, kann nur der dort fehlende schlussteil (ab § 56 ende) die antwort geben.

Dieser gewöhnlich unter dem falschen titel *genealogiae Saxonum* zusammengefasste abschnitt besteht bei Nennius aus zwei ganz verschiedenen bestandteilen. An die kämpfe Arthurs wird § 56 mit kühner, nicht ungeschickter wendung eine geschichte des nordens von der regierungszeit des Ida, den der verfasser für den ersten einheimischen fürsten der Nordhumbrer hält, bis auf Ecgfrid angehängt. Sie

1) So Duchesne; bei Mommsen: *fu Urbacen.*

2) Weil in glossaren *ambro* mit *devorator* erklärt wird und Gildas § 14 die einfallenden Picten und Iren *quasi ambrones lupi* nennt, übersetzt Zimmer s. 105: „40 tage liess er nicht nach, bis er die ganze räuberbande getauft hatte“ (!). Ich brauche kaum darauf hinzuweisen, dass der schluss der Hist. überhaupt keine animosität gegen die germanischen stämme durchblicken lässt, dass eine solche aber gerade bei ihrer taufe besonders unangebracht wäre. Vielmehr waren die latinisten Britanniens in verlegenheit, wie sie „Nordhumbrer“ ins lateinische übersetzen sollten, und gebrauchten dafür den alten völkernamen *Ambrones.* Vielleicht erst Beda hat die form *Nordanhymbri* gewagt; in dem von ihm citierten briefe des erzbischofs Theodor vom jahre 680 heisst Ecgfrid noch *rex Hymbronensium* (Hist. eccl. 4, 17), eine leichte variante zu *Ambrones.*

3) Die zeitrechnung bei Zimmer 95** verstehe ich nicht.

steht in § 56 ende und in § 61 ende bis § 65. Störend schieben sich wie ein keil in diese fortlaufende geschichte und zwar mitten in den bericht über Ida die §§ 57 bis 61 ein, enthaltend genealogieen der fürsten von Bernicia, Kent, Ostangeln, Mercia und Deira. Sie nehmen zwar deutlich auf jene geschichte des nordens bezug; aber diese ihrerseits lässt sie völlig unberücksichtigt. Es finden sich selbst genealogische widersprüche. Nach § 63 ist Aedlric sohn des Adda, nach den genealogieen § 57 bruder desselben; nach § 65 ist *Ecgfrid* sohn des Osbiu, nach den genealogieen § 57 ist *Aechfird* sohn von Osbius bruder Osguid. Demnach sind die genealogieen nach vollendung der geschichte eingefügt worden[1] und fallen für die verfasserfrage ausser betracht. Wann und von wem sie eingeschoben worden, darüber unten. Die alte geschichte des nordens, in der § 63 die erwähnung Run map Urbgens vorkommt, reichte, wie Zimmer s. 96 richtig konstatiert hat, bis zu dem satze: *Ecgfrid filius Osbiu regnavit novem annis*, also bis zum 9. jahre des Nordhumbrerkönigs Ecgfrid, d. h. 678/679. Die notiz über den tod des bischofs Cudbertus und was in § 65 weiter folgt, sind spätere zusätze. Nun ist klar, dass ein sohn des vor 579 gestorbenen Urbgen zwar sehr wol die taufe Eduinis a. 627 erleben, aber unmöglich noch um 679 schriftstellern konnte. Da die erzählung in einem tenor weitergeht, wir also kein recht haben, den ursprünglichen schluss etwa nach der taufe Eduinis, vor § 64 zu setzen, kann Run map Urbgen nicht der verfasser des ganzen sein.

Somit steht zunächst nur fest, dass der verfasser des jahres 679, den ich in ermangelung eines namens im folgenden den „Historiographen“ nennen will, excerpte, die der bis 627 lebende Run map Urbgen aus einem *liber sancti* (oder *beati*[2]) *Germani* ausgezogen hatte, zu einer geschichte Britanniens verarbeitete. Map Urbgen hatte diejenigen stellen aus dem Heiligenleben excerpiert, die sich auf Brittenfürsten, auf Catell den stammvater der könige von Powis (§ 32—35) und namentlich auf Guorthigirn bezogen. Aber die ganze geschichte Guorthigirns stammt keinesfalls daher. Bei seinem tode werden ausdrücklich zwei andere berichte neben dem des *liber beati Germani* erwähnt (§ 47. 48). Auch z. b. die magiergeschichte § 40 bis 42, die zur gründung von *Cair Guorthigirn* führt und nichts christliches enthält — Guorthigirn flieht dort nicht vor dem heil. Germanus, sondern vor den Germanen —, kann in keinem Heiligenleben gestanden haben; bestätigt wird dies dadurch, dass in § 42 die Germanen *gens Anglorum* genannt werden, während sie sonst in diesem abschnitt (§ 36. 45. 46) *Saxones* heissen. Der § 43 verdankt seinerseits erst der prophezeiung in § 42 seinen ursprung. Dreimal jagen sich die schlangen und Ambrosius verheisst: „*Postea gens nostra surget et gentem Anglorum trans mare dejiciet.*“ Da nun tatsächlich das gegenteil einer völligen vertreibung der Germanen eintrat, hat ein späterer die prophezeiung dahin gedeutet, dass Guorthemir, Guorthigirns sohn, sie dreimal auf die insel Tanet (also *trans mare*) verjagt habe. Die situation ist dem folgenden § 44 entnommen, der also älter ist. Welche von diesen zusätzen auf Run selbst, welche auf den historiographen zurückgehen, will ich nicht entscheiden.

1) Ursprünglich wird an: *auxilium a Germania petebant et augebantur multipliciter sine intermissione et reges a Germania deducebant, ut regnarent super illos in Brittannia, usque ad tempus quo Ida regnavit, qui fuit Eobba filius* (§ 56) direkt angeschlossen haben: *Ida tenuit regiones in sinistrali parte Brittaniae i. e. Umbri maris et regnavit annis XII* usw. (§ 61). Der satz: *ipse fuit* usw. (§ 56 schluss) und die worte *filius Eobba* (nach *Ida* § 61) sind zugleich mit den genealogieen eingefügt worden.

2) So § 47.

Doch scheint mir sicher, dass jener ausser den *Excerpta* einiges weitere aufgezeichnet hatte; denn der bericht von Eadguins taufe § 63 geht doch sicher auf eine notiz von ihm zurück[1]. So ist denn die weitere vermutung gestattet, dass die berichte über ältere nordbrittische ereignisse, vielleicht namentlich die, bei denen sich kymrische sprache unter das latein mengt, von ihm herrühren. So möglicher weise schon die 12 *bella* des *dux bellorum* Arthur § 56. Sicherer der satz: *Ida* ... *[j]unxit Din Guayrdi*[2] *guurth Berneich* (§ 61), „Ida vereinigte Din-Guoaroi (das heutige Bamborough) mit Bernicia“, nebst der notiz über die änderung dieses namens in *Bebbanburch* (§ 63). Ebenso der bericht über Dutigirn und die zu seiner zeit blühenden Barden (§ 62), da Zimmer s. 103* scharfsinnig erkannt hat, dass *et Neirin* durch missverständniss des *a-* aus *Aneirin* entstanden ist. Vermutlich die notiz über Mailcunus und Cunedag (§ 62). Sicher die über die kämpfe der Brittenfürsten Urbgen, Riderch Hen, Guallanc, Morcant und den tod des ersteren, der wol in Runs knabenzeit fiel (§ 63); der satz „*[Urbgen] jugulatus est Morcanto destinante pro invidia, quia in ipso prae omnibus regibus virtus maxima erat [in] instauratione belli*“ schmeckt deutlich nach familientradition. Endlich wol auch die bemerkung über die eroberung von Elmet (§ 63). Ich denke mir die sache etwa folgendermassen, wenn auch hier natürlich jede sicherheit aufhört. Der historiograph fand eine ziemlich ausführliche geschichte Guorthigirns und manche notizen über spätere brittische ereignisse vor. Letztere brachte er in zusammenhang, indem er sie an eine nordhumbrische königsliste anschloss, die ziemlich genau derjenigen entsprach, welche von Petrie Mon. Hist. Brit. s. 290 aus einer handschrift des 8. jahrhunderts abgedruckt ist; nur ist sie hier an der hand von Beda bis auf Ceoluulf (Beda 5, 23) ergänzt[3]. Anderseits hat der historiograph den zweiten könig, Glappa, mit éinem regierungsjahr übergangen, weil er in seine regierung nichts einzureihen wusste. Sonst hat er Dutigirn und Mailcunus an könig Ida (547—559) angeschlossen, die kämpfe von Urbgen, Riderch Hen, Guallanc, Morcant an die fünf könige Adda (560—568), Aedlric (568—572), Deodric (572—579), Friodolguald (579—585), Hussa (585—592); es folgen Eadfered Flesaur(s) 592—616, Eadguin 616—633, Oswald 633—642, Osguid 642—670, Ecgfrid (seit 670) bis zu seinem 9. regierungsjahr[4]. Unter all

1) Freilich auf eine misverstandene. Die erzählung Bedas 2, 9—14 von der bekehrung und taufe Eduinis durch Paulinus, sowie über dessen 36tägiges katechisieren und taufen der Nordhumbrer (2, 14) ist so ausführlich, dass an ihrer glaubwürdigkeit kaum zu zweifeln ist. Run kann also nicht die taufe sich selber zugeschrieben haben, da wir keinen grund haben, ihn für einen lügner zu halten, und da der kampf zwischen Rom und den altchristen in betreff der osterberechnung damals im norden noch nicht entbrannt war. Vermutlich war er bei der taufe anwesend gewesen und hatte eine notiz darüber hinterlassen, die der historiograph so auffassen konnte, als sei ihm die hauptrolle dabei zugefallen. Auch der satz „*Eanfled filia illius XII. die post Pentecosten baptismum accepit cum universis hominibus suis*“ usw. sieht gegenüber Bedas „*anno DCXXVI. Eanfled filia Aeduini regis baptizata cum XII in sabbato Pentecostes*“ (5, 24) wie ein missverständniss der zahl XII aus.

2) Nach § 63 *Din Guayroi* oder *Din Guoaroi* zu lesen.

3) Sie lautet: *Anno DXLVII Ida regnare coepit, a quo regalis Nordanhymbrorum prosapia originem tenet, et XII annis in regno permansit* (vgl. Beda 5, 24). *Post hunc Glappa I anno. Adda VIII. Aedilric IIII. Theodric VII. Friduuald VI. Hussa VII. Aedilfrid XXIIII. Aeduini XVII. Osuald VIIII. Osuiu XXVIII. Ecgfrid XV. Aldfrid XX. Osred XI. Coinred II. Osrid XI. Ceoluulf VIII.*

4) Schon hieraus ergibt sich, dass der abschnitt „*Penda filius Pybba regnavit X annis*“ usw. (§ 65) späterer zusatz ist, da Penda nichts mit der nordhumbrischen königsliste zu schaffen hat.

diesen regierungen aber, auch den späteren, wo der historiograph selbständig arbeitet, wird ausser der regierungsdauer nur das erzählt, was direkt die Britten angeht oder wobei Britten beteiligt sind. Wenn Zimmer s. 105 diesen teil eine „geschichte der Angeln und Britten" nennt, so geschieht es, weil er die später eingeschobenen genealogieen mit hinzurechnet, die allerdings mehrere daten der Angelngeschichte nachtragen.

Dieser Brittengeschichte von Guorthigirn bis 679 hat der historiograph eine einleitung vorausgeschickt. Sie ist uns glücklicherweise in Ch erhalten, wenn auch nicht ganz rein, doch nur mit wenigen, leicht auszuscheidenden interpolationen. So können wir uns denn ein sehr genaues bild machen von der

Brittengeschichte aus dem jahre 679[1]. Der titel mochte lauten: *Incipiunt excerpta filii Urbagen de libro sancti Germani inventa, et genelogia Britonum.* Nennius, der den titel *excerpta* auch kennt (s. oben s. 83), scheint den folgenden namen bereits nicht mehr haben lesen zu können. Denn wo er sich nachweislich auf diese quelle beruft, nennt er sie unbestimmt: *traditio veterum, qui incolae in primo fuerunt Brittanniae* (§ 17), *vetus traditio seniorum nostrorum* (§ 27), *veteres libri veterum nostrorum* (§ 17 anfang)[2]. Dass der historiograph als haupttitel *excerpta filii Urbagen* beibehalten hat, bestätigt wol unsere vermutung, dass ihm nicht nur für das mittelstück, sondern auch für den schlussteil aufzeichnungen map Urbgens vorgelegen haben.

Die einleitung des werkes (betitelt *de aetatibus mundi?*) bildete eine unvollständige, mit Nabuchodonosor abbrechende periodisierung der weltgeschichte § 4[3] und eine einteilung der weltzeit in *sex aetates mundi* § 6. Es folgte die beschreibung der britannischen insel (§ 7—9), beginnend mit *Britannia insula a quodam Bruto consule Romano dicta* und schliessend mit *Britones olim impleverunt Britanniam a mari usque ad mare*[4]. An diese erwähnung der Britten schloss sich sofort, wol mit dem sondertitel *de genelogia Britonum,* § 17 an: *Tres filii Noe diviserunt orbem terrae in tres partes post diluvium* usw. *Primus homo venit ad Europam de genere Jafeth Alanus cum tribus filiis suis, quorum nomina sunt Hissicion Armenon Neugo. Hissicion habuit quatuor filios: Francus Romanus Almannus Brito* usw. *Ab Hissicione autem quatuor gentes ortae sunt: Franci Latini Almanni Britones* usw. *Istae autem gentes subdivisae sunt per totam Europam.* Es ist die nach Müllenhoff um 520 entstandene fränkische völkertafel, auf Japheth zurückgeführt[5]. Die lücke von Alanus aufwärts füllt ein anschliessender stammbaum aus, der Alanus durch eine reihe fiktiver namen mit *Jouan* (Javan), dem sohne Japheths, verbindet und Japheths stammbaum bis auf *Adam filius Dei* verfolgt. Dieser stammbaum kann dem ursprünglichen werkchen angehören, da er den zusammenhang nicht wesentlich unterbricht. Die namen, die er enthält, tauchen in der irischen gelehrtenlitteratur des 10. und 11. jahrhunderts wider auf und Zimmer s. 234 fgg. glaubt, sie seien aus Irland entlehnt. Der umgekehrte weg der entlehnung ist mir wahrscheinlicher.

1) Vgl. Duchesne a. a. o., dem ich aber nicht durchweg beistimme.

2) So auch in der einleitung § 3: *traditio veterum nostrorum.*

3) Dass der spätere § 5 nicht etwa in Ch ausgelassen, sondern von Nennius ergänzt ist, ergibt sich aus seiner fassung.

4) Zu den quellen des abschnitts vgl. Zimmer s. 265.

5) S. Heeger, Trojanersage der Britten s. 31 fgg.; Zimmer s. 232 fg.

Nachdem durch die völkertafel die Römer neben den Britten eingeführt sind, begint die geschichte (§ 19—20 mitte): *Romani autem cum accepissent dominium totius mundi, ad Britannos miserunt legatos, ut obsides et censum acciperent* usw. Der abschnitt erzählt Caesars dreimaligen angriff auf Britannien nach verwirrter quelle, in der man Gildas, Euseb-Hieronymus und des Orosius bericht über Caligulas (!) zug nach Britannien unterscheiden kann[1]. Das ist alles, was der historiograph von den Römern zu berichten weiss; er schliesst den abschnitt mit dem satze: *Tribus vicibus occisi sunt duces Romanorum a Britannis,* den später Nennius an den anfang seines § 30 gestellt, aber auch in § 28 verwertet hat. Dann geht es sofort weiter (§ 31): *Factum est autem post supradictum bellum quod fuit inter Britones et Romanos, quando duces eorum occisi sunt, et post occisionem Maximi tyranni, per XL annos fuerunt sub metu. Guorthigirnus regnavit* usw. Mit *post occisionem Maximi* setzen deutlich map Urbgens excerpte aus dem leben des Germanus ein, da Maximus vorher gar nicht erwähnt worden ist. Die worte können kein späteres einschiebsel, etwa auf grund der interpolation über die römischen kaiser in Britannien (hinter § 10) sein, da auch jenes verzeichnis nicht mit Maximus abschliesst. Im vorhergehenden abschnitt hiess es, *Julius* habe das *imperium Britanniae* 47 vor Chr. erhalten; hier, nur ein paar sätze weiter, steht, die Sachsen seien *regnante Gratiano secundo cum Aequitio,* 347 jahre *post passionem Christi* von Guorthigirn aufgenommen worden, so dass die zwei daten unvermittelt aufeinander stossen. Die letztere vielbesprochene jahreszahl[2] stammt also gleichfalls aus dem *liber S. Germani.* Da sie nach dem zusammenhang 40 jahre nach Maximus' tod († 388 n. Chr.) bedeuten muss, sehe ich in .cccxluii. einen alten lesefehler für .cccxcuii. (397), so dass des Maximus todesjahr auf 357 *post passionem Chr.* angesetzt war. Secundär sind die namen der jahresconsuln aus Victorius Aquitanus oder Prosper beigefügt, aber vor der einverleibung in die Hist., welche keine römischen chroniken benutzt hat.

Die erzählungen von Hengist, S. Germanus und Guorthigirn bis zu dessen tode (§ 31—48 mitte) sind, wie der in Ch erhaltene anfang zeigt, von Nennius nicht verändert worden. Es folgte, mit *in illo tempore* an Guorthigirns tod anknüpfend, der spätere § 56, Hengists tod und Arthurs kämpfe; endlich, wie oben erörtert, daten aus der geschichte der Britten, angeknüpft an die nordhumbrische königsreihe von vor der Ida bis zum neunten jahre Ecgfrids (§ 56 ende, § 61 ende bis § 65 mitte).

Der historiograph ist also zwar nicht wählerisch in seinen quellen gewesen, hat aber ein einheitliches, festgefügtes werkchen geschaffen. Diese einheit wurde bald durch interpolationen gesprengt und so der boden für Nennius' grosse erweiterung vorbereitet.

Interpolation des alten werkchens. Den ersten einschub bildet deutlich der abschnitt „*de origine Britonum*“ in Ch, der sich zwischen den titel „*de genelogia Britonum*“ und den zugehörigen § 17 eingedrängt hat[3]. Die vaticanische recension nimmt ihn in den § 10 des Nennius auf. Ich habe den eindruck, dass ihn Heeger, Über die Trojanersage der Britten, — er nennt ihn bericht B — nicht ganz verstanden hat. Was dieser bericht über die *Silvii* soll, ist in der tat nicht auf den ersten blick zu erkennen; erst der wortlaut der quelle, Euseb-Hieronymus a. Abr. 878, klärt darüber auf. Dort heisst es: *Latinorum III Sylvius Aeneae filius,*

1) Zimmer s. 189. 191. 199. 266. 271.
2) Zuletzt darüber Zimmer s. 199—206.
3) Dass er auch der quelle des Nennius ursprünglich eignete, geht aus dem folgenden hervor.

an. XXIX. Sylvius Posthumus, quia post mortem patris editus ruri fuerat educatus, et Sylvii et Posthumi nomen accepit, a quo omnes Albanorum reges Sylvii vocati sunt. Offenbar sind die *Albani* als „bewohner Albions“ verstanden worden. Das ist besonders leicht begreiflich, falls die quelle des interpolators aus Irland stammte; denn der bewohner der englischen insel heisst altirisch *fer Alban* (mann Albions) oder *Albanach*. Doch war das misverständniss auch sonst möglich[1]. Der verfasser des abschnittes will also zweierlei erklären: erstens, warum die *(reges) Britones* den namen *Silvii* führten. Die erklärung lieferte dieselbe quelle, aus der die nachricht geschöpft war. Zweitens, warum *Britannia*, also auch die *Britones*, *a quodam Bruto consule Romano* benannt sind (§ 7). Hier hilft ihm seine kunde, dass Brutus erster konsul von Rom, also offenbar bei dessen gründung beteiligt war; ferner dass er den ganzen westen erobert hatte. Letztere nachricht fliesst, wie schon mehrfach bemerkt worden, aus Euseb-Hieronymus a. Abr. 1875: *Brutus* (gemeint ist D. Brutus Callaicus) *Hiberiam usque ad Oceanum subigit.* So bietet der abschnitt, den ich nach Ch und Vat. einigermassen emendiert hiehersetze[2], keine schwierigkeit mehr, sobald man im auge behält, dass in der excerpierten quelle vorher davon die rede gewesen, dass die *Britones* (eigentlich ihre könige) *Silvii* hiessen.

De Romanis et Graecis trahunt etymologiam, id est de matre Lavina, filia Latini regis Italiae, et patre Silvii Aenea[3], *filio Anchisae*[4], *[filii Troi], filii Dardani. Idem Dardanus, filius Saturni regis Graecorum, perrexit ad partem Asiae et Trous filius Dardani aedificavit urbem Trojae. Trous pater Priami et Anchisae, Anchises pater Aeneae, Aeneas pater Ascanii et Silvii. Silvius filius Aeneae et Lavinae, filiae regis Italiae. Et de stirpe Silvii, filii Aeneae ex Lavina, orti sunt Remus et Romulus et Brutus, tres filii reginae sanctimonialis Reae, qui fecerunt Romam. Brutus consul fuit in Roma primus, quando expugnavit Hispaniam ac detraxit in servitutem Romae; et postea tenuit Britanniam insulam, quam habitabant Britones Silvii*[5], *olim Silvio Posthumo orti. Ideo dicitur Posthumus, quia post mortem Aeneae patris ejus natus est. Et fuit mater ejus Lavina semper clandestina, quando fuit praegnans; ideo Silvius dictus est, quia in silva natus est. Et ideo Silvii dicti sunt reges Romani et Britones, quia de eo nati sunt; sed a Bruto Britones*[6].

Dieser einschub I, wie ich ihn nennen will, hat zahlreichen weiteren gerufen. Zunächst ermöglichte er die zeitbestimmung (einschub II): *Quando regnabat Brito in Britannia, Heli sacerdos judicabat in Hisrael, et tunc archa testamenti possidebatur ab alienigenis; Postumus frater ejus regnabat apud Latinos.* Der verfasser dieser notiz kennt aus der völkertafel (§ 17) Brito als ersten Britten und weiss aus einschub I, dass er, wie alle *Britones*, den namen Silvius führte und sohn des Silvius Postumus war. Zur unterscheidung des Silvius (-Brito) von einem in Latium herrschenden bruder Postumus mochte Euseb-Hieronymus a. Abr. 908 den anlass

1) Ganz anders, mir nicht wahrscheinlich Zimmer s. 249 fg.

2) Ich glaube allerdings, dass er schon mit vielen fehlern in die Hist. aufgenommen wurde, bilde mir also nicht ein, den ursprünglichen text genau zu bieten.

3) *et patre Silvianiae* Ch, *et progenie Silvani* Vat.

4) *filii Enachi* Ch, *f. Inachi* Vat.

5) *Britones filius illi* Ch, *Britones Romanorum filii* Vat.

6) Das folgende: *et de stirpe Bruti surrexerunt* hat ein späterer, vielleicht der interpolator von § 18 beigefügt. Es widerspricht dem vorhergehenden, wonach die *Britones* von Brutus wol den namen führen, aber nicht abstammen.

geben, wo vom nachfolger des Silvius Postumus bemerkt ist: *Latinorum IIII Aeneas Sylvius, an. XXXI. In alia historia reperimus, IV. Lat. Sylvium regnasse, Laviniae et Melampodis filium, uterinum fratrem Posthumi, et V., qui nunc hic IV. ponitur, Sylvium Aeneam Posthumi filium.* Die nächst vorhergehenden daten der hebräischen geschichte sind bei Euseb-Hieronymus a. Abr. 861: *Heli sacerdos annis XL* und 900: *Mortuo Heli sucerdote arca testamenti ab alienigenis possidetur.* So gelang es, den ersten Britten zeitlich zu fixieren.

Das ist alles, was Ch vom späteren § 11 enthält. Allein noch blieb die lebensgeschichte dieses *Brito filius Silvii Postumi* zu schreiben und zu erklären, wie er nach Britannien gekommen; denn der einschub I bot ja nur: *Britanniam .. quam habitabant Britones .., olim Silvio Posthumo orti.* Das ist dann später durch den fabelhaften, mit weiteren citaten aus Euseb-Hieronymus geschmückten bericht bei Nennius § 10. 11 (Heegers bericht A) bestens besorgt worden. Er hat den einschub I dort völlig verdrängt; nur das verräterische *autem* in § 10 ist stehen geblieben. Dass Nennius den kern dieser erzählung selbst erfunden, bezweifelt man mit recht, besonders da er sich dabei ausdrücklich auf *annales Romanorum* beruft, eine quelle, die nach der vorrede § 3 von den *chronica Hieronymi* zu unterscheiden ist. Heeger und Zimmer vermuten irischen ursprung; letzterer denkt bei der stelle: *in nativitate illius mulier mortua est ... et vocatum est nomen ejus Brito* an ein wortspiel mit irisch *brith* „geburt“ (s. 246).

Wie dem auch sei, schon in hdschr. Ch, also vor Nennius hatte ein dritter adnotator den widerspruch zwischen einschub I, der die Britten auf Dardanus zurückführt, und § 17, wo als stammvater Alanus und weiter hinauf Japheth genannt ist, durch einen beide verschmelzenden stammbaum zu beseitigen gesucht (§ 18). Indem er auf grund der schlussworte von einschub I: *a Bruto Britones* den Eponymen Brutus mit dem stammvater Brito (in § 17) identificiert, setzt er einen stammbaum aus drei stücken zusammen: 1. von Adam bis Elisa (*Flisa*), grosssohn des Japheth; 2. von Dardanus über Aeneas bis Rea Silvia, tochter des *Numa Pampilius* (gemeint ist Numitor); 3. von Alanus über Hissicion auf Brutus (= Brito)[1]. Dieser stammbaum nebst den notizen über die von Japheth abstammenden völker ist längere zeit randnote geblieben; daher erscheint er in hdschr. Ch und bei Nennius an abweichender stelle eingereiht[2].

Um die ganze genealogienfrage gleich hier im zusammenhang zu erledigen, sei noch die randnote erwähnt, die die „nordwelsche recension“, d. h. wol ebenfalls Nennius (s. u.), zu § 10 beifügt und zwar zu der stelle: *et erit exosus omnibus hominibus. Sic evenit, ... et vocatum est nomen ejus Britto.* Die note lautet (Zimmer s. 25): *Haec est genealogia istius Bruti*[3] *exosi (nunquam ad se nos*[4], *id est Britones, ducti, quandoque volebant Scotti nescientes originis sui ad istum domari): Brutus*[3] *vero fuit filius Silvii fil. Ascanii fil. Aeneae fil. Anchise fil. Capen fil. Asaraci fil. Tros fil. Aerectonii fil. Dardani fil. Jovis de genere Cam filii maledicti videntis et ridentis patrem Noe. Tros vero* usw. (folgen nachrichten über Tros' nachkommen). *Sic inveni, ut tibi ... scripsi; sed haec genea-*

1) S. Heeger, Trojanersage s. 25. Durch weitere vermengung nennen dann einige hss. des Nennius den helden von § 10. 11 *Bruto* statt *Brito* oder *Britto.*
2) S. Mommsen, a. a. o. 239.
3) So San-Marte und Zimmer. Petrie gibt als lesart von hs. K und N (bei ihm B und C) *Briti* und unten *Britus,* von hs. L (bei ihm A) *Brito.*
4) *ad saevos* San-Marte.

logia non scripta in aliquo volumine Britanniae, sed in scriptione mentis scriptoris fuit. Nach dem schlusssatz schreibt der verfasser diese notiz aus dem kopfe und, wie das schlechte latein des anfangs vermuten lässt, sehr flüchtig nieder. Darf man dort in *ad istum* einen flüchtigkeitsfehler für *ab isto* sehen, so lässt sich etwa folgendes herauslesen: „Auf den Brutus, dessen stammbaum ich gebe, sind wir, die Britten, niemals zurückgeführt worden, obschon die Iren, die ihre eigene urgeschichte nicht kannten, von ihm bezwungen sein wollten"[1]. Das bedeutet wol: irische antiquare behaupteten, jener konsul Brutus, der den ganzen westen erobert (s. oben s. 88), habe Irland (und Britannien) bezwungen und die Britten stammten von ihm ab. Sie scheinen diesen Brutus an die stelle des Brito, sohn des Silvius, der *annales Romanorum* gesetzt und seinem ahnen Aeneas einen genaueren stammbaum gegeben zu haben, als er im alten einschub I besessen. Der brittische glossator citiert diesen stammbaum nach dem gedächtniss, nimmt aber die theorie, dass der stammvater der Britten Brutus und nicht Britto gewesen, nicht an. Dass er ausdrücklich bemerkt, diese genealogie finde sich in keinem buche Britanniens geschrieben, geschieht wohl darum, weil ja einschub I der alten Hist., den schon die Harleian-recension als irrig und unverständlich unterdrückt hatte, allerdings anklänge bot, aber doch tatsächlich abwich. Kaum geht aber daraus hervor, dass eine frühere recension der Hist. den titel *Volumen Britanniae* geführt habe (Zimmer s. 41). Der irische übersetzer hat den stammbaum — mit einigen weitern zwischengliedern zwischen Cam und Juppiter — in den text von § 10 eingefügt (wie hs. L) und vermittelt zwischen beiden bestandteilen, indem er sowol den Britto als den Brutus der Hist. Britus nennt. Er bemerkt zum stammbaum (Todd s. 36): „So hat unser erhabener *senior* Guanach die genealogie der Britten aus den chroniken der Römer ausgezogen." Todd und Zimmer vermuten, dass damit *liber Cuanach* „Cuana's buch" gemeint sei, das in den Ulsterannalen vom jahre 467 bis 628 öfters als quelle citiert wird. Das ist wahrscheinlich. Dieses frühe werk hat dann aber gewiss nur den älteren teil des stammbaums etwa bis auf Aeneas oder Ascanius enthalten; denn die sage von Brutus, dem sohne des Silvius, kann damals noch nicht gebildet gewesen sein. Immerhin wird dadurch bestätigt, dass die quelle des Adnotators der „nordwelschen recension" in Irland zu suchen ist.

Auf derselben kombination des Brutus der randnote mit dem Britto von § 10. 11 beruht dann der so berühmt gewordene Brutus des Galfred von Monmouth.

So lässt die neue handschrift das lawinenartige anschwellen des genealogieenchaos mühelos erkennen, an dem bisher so viel vergeblich herumgeraten worden ist, weil eben bei Nennius gerade der urkern, einschub I, fehlt.

Die durch einschub I in das einheitliche werkchen gerissene lücke ist aber früh noch durch interpolationen andern inhalts erweitert worden. Der historiograph hatte, wie oben bemerkt, von der römischen kaiserzeit nichts zu berichten gewusst. Dies bewog einen kundigeren, ein verzeichniss der *imperatores qui in Britanniam venerunt* einzulegen, genauer eine liste der römischen herrscher, die in Britannien geweilt haben. Sie steht in Ch hinter einschub I[2]. Auf den ersten blick scheint sie aus Beda, Hist. eccl. 1, 2—11 ausgezogen, an den sie oft wörtlich anklingt. Da aber die betreffenden kapitel bei Beda grossenteils aus wörtlichen excerpten aus Oro-

1) Etwas anders Zimmer s. 25* und 39 fg., dem ich nicht folgen kann.
2) Vat. bringt ebenfalls die imperatorenliste am anfang hinter den *calculi*, aber geändert nach dem text des Nennius § 19—29.

sius bestehen, so fragt sich, ob die liste nicht vielmehr direkt oder durch andere zwischenglieder aus diesem geflossen. In der tat spricht hiefür verschiedenes. Sie beginnt mit: *Julius imperator primus in Britaniam venit per Renum et Germaniam usque Tamensis bellum.* Das missverständniss, dass Caesar über den Rhein und Germanien nach Britannien gelangt sei, erklärt sich leicht aus Orosius VI 8, 23 — 9, 2, aber kaum aus Beda 1, 2. Die berichte über die folgenden imperatoren 2. Claudius, 3. Soverus *(Reversus)*, 4. Carausius tyrannus *(Curatius tirenus)* entscheiden nichts. 5. *Constantinus Constantini magni pater, vir tranquillissimus; ille Constantinus in Britannia morte obiit; qui Constantinum filium ex concubina Helena creatum imperatorem Galliarum reliquit; qui in Britannia obiit.* Dieser *Constantinus* beruht wol auf einer vermengung des Constantius, vater Constantins des Grossen, mit dem britannischen tyrannen Constantinus (Orosius VII 40, 4 fgg. = Beda 1, 11). Der satz: „*qui Constantinum filium*“ usw. steht genau so bei Orosius VII 25, 16, während Beda 1, 8 schreibt: „*hic Constantinum*“ usw., allerdings ein unwesentlicher unterschied. Es folgt 6. *Maximus imperator in Britania ordinatur invitus, cum quo Martinus sepe locutus est.* Den zusatz von Martinus kennt weder Orosius VII 34, 9 noch Beda 1, 9; er weist vielleicht auf ein zwischenglied. Endlich 7. *Gracianus Valentiniani filius, qui in Romam a Bretannia exiit et ibi a Maximo ocisus est; cujus sanguinem vindicavit Eugenius de Maximo, et postea Eugenium occidit pro Valentiniano Graciano frater* (etwa zu bessern: *et postea Eugenium occidit Theodosius pro Valentiniano Gratiani fratre*). Dieser *Gracianus* ist sicher ein mischprodukt aus kaiser Gratianus, dem sohne Valentinians, der nie in Britannien gewesen, und dem britannischen tyrannen Gratianus (Orosius VII 40, 4 = Beda 1, 11). Der schluss kann gar nicht aus Beda stammen, da dieser den Eugenius nirgends erwähnt, wol aber aus Orosius VII 35, 11 fgg.[1] Somit ist die liste nicht aus Beda geschöpft. In welchem verhältniss steht sie nun zu ihm? An und für sich könnten zwei historiker der englischen insel selbständig auf denselben gedanken gekommen sein, die römischen herrscher, die Britannien gesehen, aus Orosius auszuziehen; merkwürdig wäre aber, dass sie in der excerpierung so oft übereinstimmen, da das thema doch immerhin einigen spielraum liess. Das begreift sich besser, wenn Beda dasselbe oder ein ähnliches verzeichnis vorlag, das ihm die anregung zu jenen kapiteln gab und das er dann nach Orosius sehr gründlich ergänzte und verbesserte.

Diese ansicht wird bestätigt durch die von Zimmer, Mommsen und Duchesne besprochene legende, die sich gleichfalls in jenen anfangskapiteln Bedas findet, dass *Lucius Brittaniarum rex* durch papst Eleuther das christentum erhalten habe[2]. Zwar stammt Bedas text aus dem *liber pontificalis* (um 520 verfasst, hs. seit ende 7. jh.), nicht aber die jahreszahl 167 (Beda 5, 24), die zu papst Eleuther nicht stimmt. Die legende fehlt der liste in Ch, taucht aber bei Nennius § 22 mit demselben datum wider auf[3]. Der abschnitt § 20 mitte bis § 29 bei Nennius, der in Ch noch nicht

1) Das ist der *Owein* oder *Ywein ab Maxen Wledic* „Eugenius, sohn des tyrannen Maximus“ der welschen Triaden. Der nachfolger des Maximus ist zu seinem sohne geworden.

2) S. Zimmer s. 140 fgg.; Mommsen a. a. o. 291; Duchesne a. a. o. 186 A. 2.

3) Hier heisst der papst Eucharistus; *el]euther* mag in der tradition zu *euchar[istus* verderbt worden sein. Die lesart einiger hss. Euaristus ist, wie Mommsen zeigt, eine gelehrte verschlimmbesserung, indem kein papst Eucharistus, wol aber ein Euaristus (96—108) bekannt war.

vorhanden ist, erzählt von den Römern in Britannien und beruht deutlich auf der imperatorenliste von Ch, ergänzt und ausgeschmückt nach Euseb-Hieronymus und Prosper, nur § 27 (und 30) wol nach einer von Gildas abhängigen secundärquelle (Zimmer s. 197. 267). Nennius hatte aber eine doppelte vorlage für diese paragraphen. Er citiert § 27 erstens die *traditio seniorum nostrorum*, welche 7 *imperatores* aufzählte; das ist die liste in Ch. Nur nennt er den 7. nicht *Gratianus*, sondern durch irgend ein weiteres missverständniss, vielleicht nach der Gildasquelle, *Maximianus* (§ 27, vgl. § 29 anfang), schreibt ihm aber taten des Maximus zu. Dann fährt er fort: *Romani autem dicunt novem fuisse*, und fügt noch einen *alius Severus* und einen *Constantius* bei[1]. Er hatte also neben der interpolierten Brittengeschichte noch eine zweite, etwas erweiterte imperatorenliste, die er als „römisch" bezeichnet. Aus dieser muss, da wir seine quellen ziemlich vollständig überblicken, auch § 22, die legende von könig Lucius und das datum 167, übernommen sein. So ist das erweiterte verzeichniss der imperatoren, welche Britannien besucht, gewiss die gemeinsame quelle von Beda und Nennius gewesen. Ferner wird aus ihr die angabe stammen, dass die Römerherrschaft in Britannien 409 jahre gedauert habe (Nennius § 28).

Eine vermutung liegt nahe. In § 10, für die geschichte des Britto, wurden *annales Romanorum*, die nach Irland zu weisen schienen, als quelle angeführt. Hier wird die imperatorenliste, die den ersten brittischen christen Lucius enthielt, den *Romani* zugeschrieben. Beide abschnitte sind erweiterungen von kapiteln der vornennianischen Hist., wie sie in Ch vorliegt. Sollte es sich nicht um ein und dieselbe quelle handeln? Zimmer erwähnt s. 145, dass könig Lucius in der kymrischen litteratur *Les (Lles)* heisst und gibt eine unhaltbare erklärung. Nun bedeutet *les* altirisch (aber nicht kymrisch) „licht". Also ist wol entweder *Les* die irische übersetzung von *Lucius* oder umgekehrt *Lucius* die latinisierung eines irischen *Les*. Sollte nicht der Britannierkönig Lucius nebst seiner legende überhaupt eine irische erfindung sein und auch der *liber pontificalis* von nach Rom pilgernden Iren die notiz übernommen haben? Auch dies spricht dann für gemeinsamen ursprung beider abschnitte.

Hätte Mommsen (a. a. o. 292 fg.) mit der annahme recht, dass auch die namen *Vurtigernus*, *Hengist* und *Horsa* bei Beda auf engen zusammenhang mit Nennius weisen, so hätten wir wol dieselben *annales Romanorum* als Bedas nächste quelle anzusehen; sie hätten dann also noch weitere bestandteile der Hist. Brit. enthalten. Doch bin ich mit Zimmer der ansicht, dass Beda diese namen nicht aus der Hist. haben muss, ja dass ihre form diese annahme gar nicht empfiehlt. Somit können wir den *annales Romanorum* mit einiger wahrscheinlichkeit nur die Britto-geschichte und die erweiterte kaiserliste zuschreiben. Über eventuelle weitere bestandteile s. die folgende seite.

Die ältere imperatorenliste zeigt in hs. Ch vorn und hinten einen auswuchs. Jemand, der wusste, dass vor den römischen kaisern Caesar nach Britannien gekommen, diesen aber in dem *Julius imperator* der liste nicht erkannte, schickte ihr

1) Das missverständniss hat er offenbar aus seiner quelle übernommen, die für den „zweiten Severus" die Epitome des Aurelius Victor benutzt zu haben scheint (Zimmer s. 196). Es mag auf einer älteren notiz beruhen, dass in zwei imperatoren der alten liste je zwei personen zusammengeflossen sind, im 5. Constantius und der tyrann Constantinus, im 7. kaiser Gratian und der tyrann Gratian. Die letztere notiz ist dann fälschlich auf den dritten, Severus, bezogen worden und durch ein weiteres versehen erscheinen nun bei Nennius 2 *Constantii* und 2 *Severi*.

voran, dass Gajus Julius Caesar, *missus ab imperatore Latino*, dreimal mit *Casabellaunus* gekämpft und ihn schliesslich getötet habe. Nennius konnte diesen passus, auch wenn er ihn vorfand, nicht brauchen, da er inhaltlich mit § 19. 20 zusammenfällt. Endlich hinter der liste steht die notiz, *Libine* (Leofwine?) abt von *Inripum* (Ripon) habe als jahr der Sachsenankunft 500 n. Chr. berechnet. Das datum hat also nicht erst in der neuzeit viele köpfe beschäftigt. Aus dem vorderbten schlusssatz liest Duchesne (s. 182) heraus, dass diese note a. 801 entstanden sei. Nennius scheint sie nicht gekannt zu haben.

Die nächste gestalt, in der uns die Brittengeschichte entgegentritt, ist der sog. **Nennius.** Und zwar sind, wie Zimmer mit recht annimmt, die hss. die altertümlichsten, die den schluss ungekürzt erhalten haben; sie bilden die

Harleian-recension. Einige ihrer neuerungen sind schon besprochen, so der wegfall von einschub I, ferner § 10. 11 (geschichte des Britto), § 20 mitte bis § 30 (die Römer in Britannien). Ausserdem ergänzt diese recension die unvollständige zeitberechnung in § 4 durch die fragwürdigen zahlen von § 5, von denen die drittletzte (*Adam* bis *passio Christi* 5228 jahre) wol auf Prosper Tiro als quelle weist. In der Revue Celtique 6, 105 fgg. habe ich darauf aufmerksam gemacht, dass eine entsprechende rechnung mit demselben hexeneinmaleins sich in dem um 987 gedichteten irischen Saltair na Rann findet. Ich dachte damals an eine gemeinsame quelle, wie jetzt auch Zimmer (s. 185 fg.). Da aber § 4 und § 5 sich erst in der Hist. zusammengefunden haben, muss die rechnung des Saltair — wol indirekt — aus Nennius selber stammen.

Mit § 12—14 werden die sagen von der einwanderung der Picten und Iren eingeschoben (vgl. dazu Zimmer s. 221 fgg.); wieso Duchesne zweifeln kann, ob nach irischer quelle, ist mir bei dem irischen ausdruck *Dam Hoctor* „truppe der acht mann“ in § 14 unverständlich (s. Zimmer s. 222). Da sie unmittelbar hinter den aus den *annales Romanorum* geschöpften paragraphen 10. 11 stehen, obschon die berichte über den Brittenursprung im § 17 wider aufgenommen werden, können sie leicht aus derselben quelle geflossen sein; dann ist deren irische herkunft zweifellos. Sicher ist die annahme darum nicht, weil in der vorrede § 3 auch *annales Scottorum* erwähnt werden. Der schluss von § 14 (über Cuneda) enthält ein versehen des brittischen redaktors, veranlasst durch § 62, wie Zimmer s. 92 gut nachweist.

Da diesen erzählungen genauere daten fehlten, lieferten *peritissimi Scottorum* dem redaktor, wol auf sein verlangen, einige anhaltspunkte durch die angaben, die in § 15 niedergelegt sind. Wahrscheinlich geschah diess mündlich *(mihi nunciaverunt)*; daher das ängstliche vermeiden irischer eigennamen in diesem abschnitt und wol auch der grobe schnitzer in der zeitrechnung, den Zimmer s. 186 fgg. aufdeckt. Der paragraph enthält den ältesten bericht über den irischen eponymen Goidel Glass und seine auswanderung aus Ägypten, nachdem Pharao im roten meere ertrunken. Man beachte, dass er hier durch Afrika wegwandert, während er schon in dem gedicht des Mael-Muru Othna[1] († 887) und dann im Saltair na Rann (um 987) auf liburnen zum kaspischen meer und nach Scythien fährt, von späteren umgestaltuntungen im *Lebor Gabála* zu schweigen[2]. Doch ist hier nicht der ort, auf diese irischen gelehrtenfabeln einzugehen.

1) ed. Todd, Irish Nennius s. 220 fgg.

2) s. Rev. Celt. 6, 101. Nicht geschickt ist es und führt leicht irre, wenn Zimmer eine erschlossene quelle des *Lebor Gabála* „liber occupationis“, das wol im

Es folgen, nachdem § 15 mit excerpten aus Gildas abgeschlossen worden, in § 16 noch solche irische daten, die vermutlich gleichfalls *peritissimi Scottorum* geliefert hatten, die aber in der Brittengeschichte nicht anzubringen waren, vermischt mit ein paar eigenen. Da sich einige der älteren darunter auf Patricius' ankunft in Irland beziehen, mögen sie den anstoss gegeben haben zu der nächsten grossen interpolation, das leben des heil. Patricius betreffend, § 50—55. Dass sie erst von diesem redaktor herrührt, lässt sich freilich insofern nicht strikte beweisen, als eine direkte vergleichung mit der älteren version für diese teile nicht mehr möglich ist. Da der abschnitt aber keinesfalls ursprünglich ist und da diese recension auch sonst irische quellen benutzt hat, bietet die annahme keine bedenken. Die Patriciuslegende ist, wie Stokes (The Tripartite Life of Patrick I s. CXVIII) andeutet und Zimmer (s. 116 fgg.) näher ausführt, aus zwei irischen denkmälern geschöpft, die aus der zweiten hälfte des 7. jahrhunderts zu sein behaupten und nach der schreibung der einheimischen eigennamen wirklich sind, aus den lateinischen notizen des Muirchu maccu Machtheni und des bischofs Tirechán. Diese quellen werden also in der vorrede § 3 mit *annales Scottorum* „geschichtsbücher der Iren" gemeint sein.

Vor dieser interpolation, gleich nach dem bericht über Guorthigirns tod, findet sich § 48 mitte bis 49 ein abschnitt, der sich speciell auf zwei landstriche von Wales bezieht, auf *Buelt* und *Guorthigirniaun* im norden der heutigen grafschaft Brecknock und im süden von Radnor (Zimmer s. 67). § 49 mit dem stammbaum Fernmails, des fürsten dieser gegenden, *qui regit modo,* aufwärts über Guorthigirn bis auf *Glovi*[1], den angeblichen gründer von Gloucester, ist wegen der lebenszeit dieses fürsten sicher ein einschiebsel. So wird auch § 48 (von *Tres filios* an) gleichzeitig eingefügt sein; er steht mit der übrigen geschichte in keinem rechten zusammenhang, indem er erzählt, Ambrosius, *qui fuit rex inter omnes reges Britannicae gentis,* habe Pascent, dem dritten sohne Guorthigirns, diese zwei bezirke geschenkt[2]. Man darf wol eine landestradition darin sehen, und mit recht schliesst Zimmer, dass der interpolator aus dieser gegend stamme oder in ihr gelebt habe. Auch hat er die zeit des fürsten Fernmail einigermassen festlegen können, indem er in stammbäumen des Morgant Hen eine cousine Fernmails, Braustud, tochter seines väterlichen oheims Cloud und frau eines südwelschen fürsten Arthvael, entdeckt hat (s. 68). Die nächsten daten sind: Arthvaels und Braustuds grosssohn Howel (Hywel) ist 894 hochbetagt gestorben; dessen sohn Ewein (Owein) erscheint schon vorher, 892, als fürst von Glamorgan. Anderseits ist Arthvael urenkel von Rees f. Judhael, dessen lebenszeit durch den tod seines bruders Fernvail a. 775 annähernd bestimmt ist. Danach setzt Zimmer Braustuds vetter Fernmail, fürst von *Buelt* und *Guorthigirniaun,* rund um 785—815 an.

Bevor wir uns zu den andern daten dieser recension und zum schlusse des werkes wenden, müssen wir einen blick auf die version werfen, welche wir im anschluss an Zimmer vorläufig

Nordwelsche recension nennen wollen. Sie wird gebildet durch die hss. GKN und IL, und unterscheidet sich von der Harleian-recension: 1) durch die vor-

11. jahrhundert aus verschiedenen bestandteilen zusammengesetzt wurde, selber wider *Lebor Gabála* nennt.

1) Zu diesem namen vgl. eine vermutung von Zimmer (s. 174 fgg.).

2) Wäre § 48 alt, so müsste er wol schon aus dem *liber S. Germani* stammen, da nur dieses auf die provinz Powis, zu der die landschaften gehören, bezug nimmt. Das ist aber ganz unwahrscheinlich.

rede § 3 *(Apologia)*. 2) Durch weitere gemeinsame zusätze, die in KNG mehrfach noch als rand- oder interlinearnoten erscheinen (Zimmer s. 38). Sie sind zusammengestellt bei Zimmer s. 24 fgg.; doch gehört noch dazu s. 42 gruppe I und s. 43 die note zu § 5 über Anaraut[1]. 3) Durch die kürzung des schlusses der eigentlichen Brittengeschichte. Sie wird in GKL durch eine bemerkung motiviert, die nach Petrie und San-Marte in K gleichfalls auf dem rande steht.

Die vorrede (§ 3) beginnt: *Ego Nennius sancti Elvodugi discipulus aliqua excerpta scribere curavi, quae hebetudo gentis Britanniae dejecerat* usw. und berichtet: *Ego autem coacervavi omne quod inveni, tam de annalibus Romanorum quam de chronicis Sanctorum Patrum, id est Hieronymi Eusebii Isidori Prosperi et de annalibus Scottorum Saxonumque et ex traditione veterum nostrorum.* Man sieht, es passt alles so haargenau auf die tätigkeit des verfassers der Harleianrecension, dass ein zweifel daran, dass dieser sich hier selber nennt, gar nicht aufkommen kann. Das hat Zimmer mit recht hervorgehoben. Er meint zwar s. 263, den Isidor habe Nennius nirgends direkt benützt; ich vermag es nicht geradezu zu widerlegen, möchte aber bei der genauigkeit der übrigen angaben doch vermuten, dass sich bei der nachprüfung dieses oder jenes datums die möglichkeit herausstellen wird, dass Isidor mit beigezogen wurde[2]. Durchaus unpassend wäre anderseits die vorrede, wenn sie sich nur auf die änderungen der „nordwelschen recension“ beziehen sollte. Mit den paar randnoten, die diese beifügt, hat jener apparat nichts zu schaffen, und *annales Saxonum* konnte derjenige gar nicht brauchen, der gerade den schluss der Hist. unterdrückte.

Eher kann man fragen, ob der name Nennius buchstäblich richtig sei. Der irische übersetzer las, wie oben s. 82 bemerkt, *Nemnius* oder *Nemnus*; und die in einer wol gleichzeitigen hs. erhaltene anekdote, die ihm die erfindung eines brittischen alphabets zuschreibt, nennt ihn *Nemnivus*[3]. Also zwei selbständige quellen haben *mn* statt *nn*.

Wie dem sei, seine zeit lässt sich aus den daten, die die Harleianrecension den früheren beigefügt hat, annähernd genau bestimmen. Drei jahreszahlen beziehen sich auf die gegenwart des schreibenden. In § 5 haben die besten hss. (Zimmer s. 126 fg.): *a passione Christi anni* 796, *ab incarnatione* 831. Ist auch der abstand von 35 jahren von *incarnatio* bis *passio* ungewöhnlich, ein rechenfehler also nicht ausgeschlossen, so wird das datum c. 831 n. Chr. doch ungefähr richtig sein.

In § 16 sind irische daten in zwei verschiedenen zeitpunkten eingetragen worden; zuerst wird die ankunft des Patricius in Irland a. 405, später a. 438 n. Chr. angesetzt. Vor der ersten angabe steht: *A primo anno, quo Saxones venerunt in Brittanniam, usque ad annum quartum Mermini regis supputantur anni CCCCXXIX* (429). Dass unter *Merminus* nur *Merfyn frych* verstanden werden kann, darin stimme ich Zimmer (s. 164 fgg.) bei. Merfyn erbte Nordwales von seinem schwiegervater Cynan

1) Dass diese, obschon sie in die irische bearbeitung aufgenommen ist, bei der ersten aufzählung fehlt, ist unbegreiflich und führt den leser — man möchte fast sagen absichtlich — irre.

2) Dass in § 4. 5 kein zusammenhang mit Isidor vorliegt, wie ich Rev. Celt. 6, 105 gemeint hatte, hält mir Zimmer s. 185 mit recht entgegen.

3) Gramm. Celtica[2] XXVII und 1059, Zimmer s. 131. Dass unser Nennius gemeint sei, ergibt sich, wie Zimmer gesehen, mit sicherheit aus der angabe, er habe die erfindung gemacht, *ut hebitudinem dejeceret gentis suae,* eine deutliche anlehnung an den anfang der vorrede § 3.

Tindaethwy und dazu Powis, weil seine mutter tochter des Powisfürsten Cadell war; auch wird er, wie sein schwiegervater, den titel „könig aller Kymry“ geführt haben. Im Brut y Tywysogion der Myvyrian Archaiology (s. 687) wird der tod Cynans sub a. 814 n. Chr. erzählt, der tod von Cadells sohn Griffri a. 815 und Merfyns antritt der doppelherrschaft a. 818 angesetzt; danach wäre das 4. jahr der regierung 822. Die bedeutend älteren Annales Cambriae setzen Cynans tod ins jahr 816; Zimmer zählt Merfyns königtum von diesem jahre an, also das 4. jahr = 820. In jedem falle steckt in der zahl 429 ein fehler; aber als rundes datum dürfen wir c. 820 ansetzen[1]. Damals wird der verfasser auch die vorausgehenden irischen wanderungssagen in die Hist. eingefügt haben.

Nach dem späteren datum von Patricks ankunft findet sich (§ 16 schluss) eine neue berechnung des gegenwärtigen jahres, die die jahreszahl 859 n. Chr. zu ergeben scheint. Dass diese verschiedenen daten verschiedenen personen oder verschiedenen ausgaben entsprechen, wie man angenommen, scheint mir durch nichts angedeutet; im gegenteil, die vorrede macht wahrscheinlich, dass die zusätze der Harleianrecension von éinem manne und zwar von Nennius herrühren. Zu den festen daten kommt noch, dass er früher ein *discipulus* des 809 gestorbenen bischofs von Bangor, Elbodgw, gewesen, der in Wales eine wichtige rolle gespielt hatte, so dass die schülerschaft als ein ruhmestitel erscheinen mochte. Nimmt man beispielweise an, Nennius sei bei Elbodgw's tode 18 jahre alt gewesen, so hätte er die ersten irischen daten etwa in seinem 30., die ergänzung der *calculi* (§ 5) etwa im 40. und das letzte datum (859) im 68. lebensjahre eingetragen. Doch kann er ein paar jahre jünger gewesen sein. Jedenfalls hat er ziemlich sein lebenlang für die Historia gesammelt.

Die *Apologia* steht nun aber nicht in der Harleian-recension, sondern nur vor der gekürzten, Zimmers „nordwelschen“. Auch hier war sie, wie es scheint, erst nachträglich eingetragen wol in derselben kleineren schrift wie die randnoten, was spätere kopisten zum teil beibehalten haben[2]. Kann sie ursprünglich mit dieser recension verbunden gewesen sein, d. h. ist Nennius auch verfasser der gekürzten Historia? Zimmer verneint die frage, Heeger und Duchesne bejahen sie. Ich denke, mit recht. Die die kürzung motivierende note (Zimmer s. 31) schliesst nach dem bericht über Eduini's taufe (§ 63): *Si quis scire voluerit, quis baptizavit eos, sic mihi Renchidus episcopus et Elbodus episcoporum sanctissimus tradiderunt, Run map Urbeghen, id est Paulinus Eboracensis archiepiscopus, eos baptizavit; et per XL dies non cessavit baptizare omne genus Ambronum et per praedicationem illius multi crediderunt in Christo. Sed cum inutiles magistro meo, id est Beulano presbytero, visae sunt genealogiae Saxonum et aliarum genealogiae gentium, nolui eas scribere. Sed de civitatibus et mirabilibus Brittanniae insulae ut alii scriptores ante me scripsere, scripsi.* Sie enthält also zunächst eine verbesserung des § 63

1) Nimmt man als wirkliches jahr 821 an, und rechnete Nennius hier wie in § 5 das passionsjahr = 35 unserer zeitrechnung, so wäre DCCLXXXVI (786) *post passionem Chr.* das von ihm gemeinte jahr. Davon abgezogen das jahr der Sachsenankunft 347 *p. pass. Chr.* ergäbe 439; in CCCCXXIX betrüge der rechenfehler also nur ein X.

2) Nur so kann ich mir Petrie's bemerkung deuten, in allen hss., welche die *Apologia* enthalten, sei sie *manu vel aliena vel aliquanto recentiori* geschrieben (Nennius s. 48 anm. b und vorrede s. 66). Es ist doch unmöglich anzunehmen, dass die ganze reihe von hss., die schon an sich derselben recension angehören, zufällig den gleichen zusatz nachträglich aufgenommen haben.

der Harleianrecension, wo Nennius — wol nach seiner vorlage — geschrieben hatte: *Rum map Urbgen baptizavit eos.* Denn *Run map Urbeghen* ist die teils richtigere teils altertümlichere form des namens[1]. Die andere notiz, dass dieser Run gleich Paulinus, erzbischof von York, sei, ist zwar irrig, beruht aber indirekt auf Bedas bericht, dass Paulinus die Nordhumbrer getauft habe. Als gewährsmänner werden ein — unbekannter — bischof Renchidus und der heiligste bischof Elbodgw genannt, ersterer aber vorangestellt. Das dürfte darauf hinweisen, dass der schreiber die korrektur zunächst Renchidus verdankt, der ihn auf irgend eine bemerkung oder notiz Elbodgw's mag aufmerksam gemacht haben. Die berufung auf diesen passt sehr gut für einen ehemaligen *discipulus Elvodugi.* Dagegen darf man nicht annehmen, dass Nennius schon als schüler Elbodgw's an der Historia gearbeitet habe. Kannte dieser — wie es nach obigem scheint — schriften Bedas, so hätte er ihm viel mehr neue materialien zuführen können und wäre gewiss viel öfter von ihm citiert worden[2]. Es spricht also nichts dagegen, dass Elbodgw zur zeit, als vorrede und schlussnote verfasst wurden, seit lange tot war. Somit hat gewiss Nennius selber nach der Harleianrecension, also nach dem jahre 859 die gekürzte recension besorgt und jenen passus beigeschrieben. Aus letzterem lernen wir ferner, dass der alte Nennius in einem untergeordneten verhältnisse zu einem presbyter Beulan stand, den er *magister meus* tituliert. Demnach rührt gleichfalls von ihm her die randnote zu § 10 (s. oben s. 89), welche die worte enthält: *Sic inveni, ut tibi, Samuel, id est infans magistri mei, id est Beulani presbyteri, in ista* (d. h. der gegenüberstehenden) *pagina scripsi.* Die künstliche übersetzung Zimmers (s. 50) ist unnötig. Beulan, dem Nennius diese ausgabe wol bestimmt hatte, mag vor oder gleich nach der vollendung gestorben sein; der verfasser wendet sich daher in dieser nachträglichen note an Beulans sohn Samuel. Die einzige schwierigkeit bildet das schlechte latein im anfang der note, da Nennius sonst wenigstens verständlich schreibt. Aber die schwierigkeit bleibt immer bestehen, wenn man die beiden stellen, in denen Beulan genannt wird, demselben autor zuschreibt, was doch alle tun; denn die zweite hat glattes latein. Darum habe ich oben s. 90 angenommen, dass die mangelhafte sprache auf grosser flüchtigkeit beruhe.

Endlich spricht auch der anfang der motivierenden schlussnote für Nennius als verfasser der kürzenden recension. In der Harleianrecension hatte § 61 den unverständlichen schluss: *Ida filius Eobba ... unxit Dinguayrdi guurthberneich.* Die kürzende recension bringt wider eine wenigstens halbrichtige korrektur[3]: *Ida ... junxit arcem, id est Din, Gueirin et Gurdbirnech: quae duae regiones fuerunt in una regione, id est Deur a Bernech, Anglice Deira et Bernicia.* Diese erklärung, über die vereinigung von *Deur a Bernech* „Deira und Bernicia“ wird doch wol schon ihrer fassung nach von demselben manne stammen wie die bemerkung zu Soemil in der genealogie von Deira § 61: *ipse primus separavit Deur o Birneich.* Da letztere sich nur in der Harleianrecension findet, kann sie nur vor oder von Nennius eingetragen sein. Auch diess führt also wider auf Nennius.

1) In *Urbeghen* ist wie in *Urbagen* (überschrift in Ch) der auslautende vokal des ersten kompositionsgliedes *(Urbi-genus)* bewahrt, freilich in schwankender schreibung.

2) Die irische übersetzung hat den papstnamen *Eu(ch)aristus* der Luciuslegende in *Eleutherius* verbessert. Das beruht aber nicht auf der „nordwelschen recension“ (Zimmer s. 141), sondern ist selbständige besserung des irischen bearbeiters nach Bedas schrift *De temporum ratione.*

3) Vgl. oben s. 85.

Ob noch andere der gemeinsamen rand- und interlinearnoten auf ihn zurückgehen, mag dahingestellt bleiben. Sicher nicht alle. Denn die randnote zu § 5 zählt 6108 jahre *ab exordio mundi usque ad XXX annum Anaraut regis Moniae* (Anglesey), *qui regit modo regnum Wenedociae regionis*, d. i. 910 n. Chr. (Zimmer s. 43 fg.). Um diese zeit kann ein schüler Elbodgw's nicht mehr gelebt haben. Bald darauf scheint das archetyp der hs. G und wol auch die vorlage des irischen übersetzers kopiert worden zu sein; bei weiteren zusätzen hört daher die übereinstimmung der handschriften auf.

Zu ganz anderen resultaten ist, wie oben bemerkt, Zimmer gelangt, der für die Harleianrecension und die „nordwelsche recension" verschiedene verfasser annimmt, nur für die erstere Nennius. Der § 16 ist nach ihm später in das werk des Nennius eingeschoben, seine daten also für dessen lebenszeit ohne belang; in dem datum von § 5 sieht er einen grossen lapsus (s. 127 fg.) Er rechnet folgendermassen. Der verfasser der nordwelschen recension ist ein junger mann, weil er Beulan seinen *magister* nennt; er beruft sich auf eine mündliche mitteilung des bischofs Elbodgw, kann also nicht lange nach 810 geschrieben haben. Nennius, ein *discipulus* dieses bischofs, ist also noch etwas früher anzusetzen. Der fürst Fernmail, dessen stammbaum er § 49 bringt, lebte rund um 785—815. Catell Durnluc, den Nennius in einer glosse (§ 35) nennt, ist der fürst Catell von Powis, dessen tod die Annales Cambriae a. 808 melden (s. 71 fgg.). Die genealogieen von Mercia (§ 60) fügen am schluss den stammbaum könig Ecgfrids bei, der nach einer regierung von nur 141 tagen a. 796 starb. Also ist 796 das jahr, in dem Nennius sein werk verfasste (s. 82).

Abgesehen davon, dass wir nun nicht mehr so leicht wie Zimmer über die daten der Harleianreçension hinwegsehen können, ist auch Fernmails lebenszeit nur ungefähr, durch generationenrechnung bestimmt (oben s. 94); sie kann sich leicht in die 20er oder 30er jahre des 9. jahrhunderts erstreckt haben, wo Nennius nach dem obigen eben an der arbeit war. Ausserdem ist gerade bei der interpolation von § 49 nicht ganz zweifellos, dass sie Nennius und nicht einem vorgänger zuzuschreiben ist.

Mit Catell aber verhält es sich so. Nach § 32 fgg. hat S. Germanus einem *servus* des bösen königs Benli, namens Catel, prophezeit (§ 35): „*Non deficiet rex de semine tuo — ipse est Catell Durnluc — et tu solus rex eris ab hodierno die.*" Und so geschah es; von seinem samen *omnis regio Povisorum regitur usque in hodiernum diem.* — Der satz: *ipse est Catell Durnluc* ist ein späterer einschub, wie Zimmer gesehen und wie hs. Ch bestätigt; seiner fassung nach rührt er von Nennius her. Am nächsten liegt gewiss, dass mit *ipse* der stammvater der Powisfürsten gemeint sei, dem Germanus die königswürde verheisst. So haben es nicht nur die kopisten des Nennius verstanden, die bei der früheren nennung des *servus* schreiben: *cui nomen erat Katel Durnluc dux*[1]; sondern auch in den alten genealogieen (Harl. 3859) steht *Catel Durnluc* an der spitze der könige von Powis. Anders Zimmer; er denkt, *Catell Durnluc* bezeichne den zu Nennius' zeit regierenden fürsten, gehöre also gewissermassen zu *semen tuum.* In dem Brut y Tywysogion den die Myvyrian Archailogy s. 685 fgg. enthält, auf dessen besonderheiten übrigens auch Zimmer sonst nicht viel baut, heisst es nämlich zum jahre 804: *y bu farw* ... *Cadell Brenin Teyrnllwg a elwir yr awr honn Powys* „da starb Cadell, könig von

1) *Dux* scheint die typische bezeichnung der herrscher zu sein, die nicht aus dem brittischen hochadel hervorgegangen; vgl. *Arthur dux bellorum* § 56.

Teyrnllwg, das jetzt Powis genannt wird"; und in der folge wird dieser fürst mehrfach als *Cadell Deyrnllwg* citiert. Dass *Deyrnllwg* mit dem obigen *Durnluc* zusammenhängt (durch den lesefehler *Diirnluc*), ist an sich klar und wird dadurch bestätigt, dass in jüngeren genealogieen (Zimmer s. 72) der stammvater des geschlechts das epitheton *Deernluc*, eine andere variation von **Diirnluc*, führt. Da jedoch der historische fürst gerade in den älteren quellen einfach Catell (Cadell) von Powis heisst[1], so muss der name *Cadell Deyrnllwg* in der Myv. Arch. auf einer verwechslung mit dem urahnen und die erklärung von *Teyrnllwg* = Powis auf einem naheliegenden schlusse beruhen[2]. Der name kommt also für die bestimmung der zeit des Nennius gar nicht in betracht. Dann aber ebensowenig das datum des königs Ecgfrid von Mercia, das nur in verbindung mit den andern in die wagschale hätte fallen können (s. darüber unten, s. 101). Die daten aus dem 9. jahrhundert in § 5 und § 16 behalten somit ihre volle beweiskraft.

Nunmehr sind wir in der lage auch die bestandteile der zweiten hälfte der Hist. Britt. auf ihren urheber hin zu prüfen. Oben s. 83 constatierten wir, dass der schluss der Brittengeschichte zum alten bestande gehört. Als vermutliche interpolationen wurden bereits besprochen § 48 (von der mitte an) und 49, ferner das leben des Patricius § 50—55. Es bleiben ausser dem anhang, den *Mirabilia* und *Civitates*, noch die

Genealogieen § 57—61. Sie nehmen, wie früher s. 84 bemerkt, häufig auf die Brittengeschichte, in die sie eingeschoben sind, bezug. Alle enthalten fürstennamen, die in dieser vorkommen. Eine merkwürdige ausnahme bildet nur die genealogie der Ostangeln § 59, indem sie keinerlei beziehung zur Brittengeschichte zeigt, auch nicht zu dem hysterogenen schluss des § 65: *Penda .. Onnan regem Easteranglorum .. occidit;* gerade dieser Ostangelnkönig kommt im stammbaum nicht vor. Ihre aufnahme lässt sich also nur so erklären, dass sie schon in der quelle direkt auf die genealogie von Kent (§ 58) folgte und, sozusagen aus versehen, mit abgeschrieben wurde.

Die genealogieen beginnen mit Bernicia § 57. Der stammbaum wird von *Woden* über *Ida* bis auf die generation *Aechfirds* (= Ecgfrid) herabgeführt, des letzten in der Hist. erwähnten königs (regiert 670—685). Dann wird sein tod im Pictenkriege berichtet, der in der Brittengeschichte von 679 natürlich fehlte. Von wem? Das verrät wol der satz: *et nunquam addiderunt Saxones Ambronum, ut a Pictis vectigal exigerent.* Der verfasser bezeichnet also die Nordhumbrer, die *Ambrones* (s. o. s. 83 anm. 2), als *Saxones Ambronum,* obschon sie Angeln sind. Mithin ist für ihn *Saxones* ein gesammtname für alle Germanenstämme Englands; demnach ist er ein Südkymre, d. h. aus Wales oder umgegend, wie noch heute in Wales alle Engländer *Seison* „Sachsen" genannt werden. Da nun auch der verfasser der gekürzten recension von *genealogiae Saxonum et aliarum genealogiae gentium* spricht (oben s. 96), obschon die stammbäume nur Angeln und Jüten, aber keinen einzigen der englischen Sachsenstaaten betreffen, wird wol ein und derselbe mann beide bemerkungen verfasst haben, d. h. Nennius. So wird wahrscheinlich, dass auch die folgende notiz über *Osguids* zwei frauen von Nennius herrührt; er führt sie an, weil

1) *Catell Pouis* in den Annales Cambriae a. 808, *Cadell brenhin Powys* in dem Brut y Tywysogion des roten buchs von Hergest (ed. Rhys-Evans s. 258).

2) Dadurch verliert auch die von Zimmer s. 73 citierte stelle der Jolo Mss. jede glaubwürdigkeit.

die eine, *Riemmelth*, die grosstochter, die andere, *Eanfled*, nach § 63 der täufling des dort erwähnten *Rum (Run) map Urbgen* zu sein schien. Ebenso geht dann der zusatz zu *Aelfret: ipse et Aedlfred Flesaur*, der gleichfalls auf § 63 hinweist, auf ihn zurück.

Die zweite genealogie § 58, die die fürsten von Kent bis auf *Ecgberth* (664—673) herabführt, ist mit rücksicht auf Hengist und seinen sohn Octha (§ 56) aufgenommen. Die vorfahren Hengists sind weggelassen, weil sie schon in § 31 der *Hist.* genannt waren. Zimmer s. 82 fgg. meint, die namen seien aus den genealogieen ausgezogen und an jener früheren stelle eingefügt worden. Eher werden sie doch dem ursprünglichen werkchen angehören, da der stammbaum, im unterschied von den andern genealogieen, über *Woden* hinaufgeht bis auf *Geta filius Dei* (s. unten).

Die anschliessende genealogie der Ostangeln § 59 erstreckt sich von *Woden* über *Guecha* bis auf einen unbekannten *Elric*, der hier als sohn *Aldul(f)s* (663—713) erscheint (s. unten). — Die genealogie von Mercia § 60 führt zuerst von *Woden* auf *Penda* (626—655), der in § 65 der Brittengeschichte vorkam, und seinen bruder *E(o)ua* († 642). Dann folgen aufsteigende stammbäume von drei späteren mercischen fürsten: 1. *Eadlrit* (675—704), 2. *Eadlbald* (716—757), 3. *Ecgfrid filius Offa*, der 796 (795?) nur wenige monate regiert hat. — Die genealogie von Deira § 61 endlich führt von *Woden* über *Soemil* auf *Aedguin*, von dem § 63 handelte. Sein und seiner söhne tod in der schlacht gegen *Catguollaunus*, der in der Brittengeschichte übergangen war, wird hier nachgetragen, vermutlich gleichfalls von Nennius.

An diese verschiedenen genealogieen ist in § 61 noch angeschlossen: 1. der stammbaum eines unbekannten *Oslaph*, der in 6. generation von *Osguid* (regiert 642—670) abstammt. Rechnet man sechs generationen als rund 200 jahre, so war er ein zeitgenosse des Nennius. 2. Der stammbaum *Eadbyrths*, des Nordhumbrerkönigs von 737—758, und seines bruders *Ecgbirth*, der 766 als erzbischof von York starb.

Hat nun Nennius nur ein paar zusätze zu den genealogieen gemacht oder hat er überhaupt den ganzen abschnitt § 57—61 der *Historia* einverleibt? Ich glaube, die zeit der quelle der genealogieen, die wir einigermassen bestimmen können, spricht für die zweite anschauung. Sweet, The Oldest English Texts s. 169 fgg., druckt aus dem Cotton ms. Vespasian B 6 fol. 108 fgg., einer hs., die vor 814 von einem Nordhumbrer geschrieben scheint, eine reihe von genealogieen ab. Der titel lautet: *Haec genelogiae per partes Brittaniae regum regnantium per diversa loca.* Dann folgt zunächst ein abschnitt mit stammbäumen von Nordhumbrerfürsten: 1. von *Eduine Aelling* (616—633) aufwärts bis *Uoden Frealafing* (vgl. Nennius § 61); 2. von *Ecgfrið Osuing* (670—685) bis *Uoden Frealafing* (vgl. § 57); 3. von *Ceoluulf* (729—737) über *Ecguald* bis *Ida;* daran angehängt der stammbaum von *Eadberht Eating* (737—758), vgl. Nennius § 61, wo *Eadbyrths* bruder, erzbischof *Ecgbirth*, hinzutritt; 4. die genealogie von *Alhred* (765—774).

Hierauf vier genealogieen von Mercia: 1. von *Aeðilred Pending* aufwärts bis *Woden Frealafing;* 2. von *Aeðelbald Alwing* bis *Eowa Pybbing;* 3. von *Ecgfrið Offing* bis *Eowa Pybbing;* 4. von *Coenuulf Cuðberhting* (796—819) bis *Coenwalh Pybbing*. Die drei ersten entsprechen genau den drei abschnitten bei Nennius § 60: *Eadlrit*, *Eadlbald* und *Ecgfrid*.

Nach einer genealogie der *Lindisfari*, die bei Nennius fehlt, folgt die von Kent. Sie geht von *Aeðelberht Uihtreding* (748—760) über *Uihtred Ecgberhting*, *Ecgberht Erconberhting* usw. und *Hengest Uitting* hinauf bis auf *Uoden Frealafing*. Sie enthält also zwei generationen mehr als Nennius § 58, der mit *Ercunbert genuit*

Ecgberth (664—673) abbricht. Das ist schon an sich auffällig, da die andern gleichartigen stammbäume des Nennius nicht so früh schliessen. Jetzt wird sehr wahrscheinlich, dass nur ein flüchtigkeitsfehler des Nennius vorliegt; die ähnlichkeit der namen *Ecgberth* und *Eadlberth* hat ihn die zwei letzten glieder übersehen lassen.

Die genealogie der Ostangeln führt von *Aelfwald Alduulfing* (713—749) aufwärts bis *Uoden Frealafing*. Bei Nennius § 59 schliesst dagegen der stammbaum mit *Aldul genuit Elric*. Schon Lappenberg bemerkt, dass ein solcher sohn oder nachfolger[1] Aldulfs sonst nirgends erwähnt werde. Da nun bei Nennius Aldul(f)s vater *Edric* (= *Eđilric*) unmittelbar vorhergeht, scheint mir zweifellos, dass in *Elric* nur ein durch diesen namen veranlasster schreibfehler für **Elfguald* steckt.

Die ähnlichkeit beider denkmäler springt in die augen: dieselbe auswahl der stammbäume (nur Angelnstämme und Kent) und in allem einzelnen, in der einteilung, in den besonderheiten der Ostangeln-genealogie, überall die grösste übereinstimmung. Da, soviel ich sehe, die annahme, dass diese englischen genealogieen aus der Historia Brit. ausgezogen seien, schon durch ihre form so gut wie ausgeschlossen ist, so gehen beide auf dieselbe quelle zurück. Diese scheint nach ihren hauptbestandteilen in die mitte des 8. jahrhunderts zu gehören, befand sich aber wol 796 in Mercia, wo der stammbaum könig Ecgfrids eingetragen wurde. Bei späteren daten (könig Ceonwulf) stimmt Nennius nicht mehr mit den englischen genealogieen überein. Immerhin sind wir damit der lebenszeit des Nennius so nahe gerückt, dass kein grund vorliegt, die einreihung der genealogieen einem andern interpolatar zuzuschreiben. Hatte Nennius selbst sie in der Harleianrecension eingeschoben, so begreift sich auch das urteil seines *magister* Beulan besser, sie seien *inutiles*.

Nennius, der seine quelle in der vorrede § 3 *annales Saxonum* nennt — vielleicht erhielt er sie durch den *Oslaph*, dessen stammbaum § 61 beigefügt ist —, hat wol einiges weggelassen[2], namentlich aber vieles nachgetragen und zwar aus brittischen quellen, wie die brittischen namen der schlachtfelder in § 57 und 61 und mehrere sonstige einschiebsel dartun. Als zusatz zu den genealogieen ergibt sich nun aber auch der bericht über die 12 söhne Idas, die 7 söhne Aedlfreds und die 3 söhne Osguids in § 57; doch stammt dieser vielleicht eher aus der vorlage als von Nennius selbst. Dagegen wird ihm gewiss die auffällige anordnung der genealogieen zuzuschreiben sein: Nordhumbrien (Bernicia), Kent, Ostangeln, Mercia, Nordhumbrien (Deira). Die alte reihenfolge mag gewesen sein: Kent, Ostangeln, Mercia, Bernicia-Deira. Da Nennius an Ida (§ 56) anknüpfen wollte, musste er Bernicia an die spitze stellen. Ähnlich hat der nordhumbrische schreiber der englischen genealogieen mit seiner heimat begonnen.

Ferner bestätigt sich jetzt, dass der stammbaum von Hengist und Hors aufwärts über *Woden* bis auf *Geta filius Dei* (§ 31) nicht aus diesen genealogieen ausgezogen ist, dass wir also nicht anzunehmen haben, die version der hs. Ch, worin er sich bereits findet, habe auch schon die genealogieen enthalten. Freilich steht auch bei Sweet (s. 170) ein stammbaum, der über *Woden Frealafing* hinaufreicht; das ist aber gerade der der *Lindisfari*, den Nennius nicht hat. Zudem ist hier als oberster stammvater *Godulf Geoting* (bei Nennius: *Folcwald fil. Geta*) genannt; die

1) In den genealogieen, denen Lappenberg folgt, ist nämlich *Aelfwold* nicht sohn, sondern bruder Aldulfs.

2) Ob die vielen nachlässigkeitsfehler, von denen einige oben berührt worden sind, von ihm oder einer dazwischenliegenden vorlage herrühren, bleibe dahingestellt.

notiz, dass Geta *filius Dei* sei, fehlt. Überhaupt weichen die namen in der schreibung zu stark ab, als dass direkter zusammenhang angenommen werden könnte. Alle andern englischen genealogieen, auch die von Kent, gehen nur bis auf *Uoden Frealafing* hinauf, genau wie bei Nennius. —

Die notiz über bischof Cudbertus am ende der Brittengeschichte § 65 stammt kaum, aber die über Ecgfrids tod sicher von Nennius (vgl. § 57). Wer den schluss (über Penda) beigefügt hat, kann ich nicht bestimmen. Er nennt die Nordhumbrer *Nordi*, gen. *Nordorum*, was weder Nennius noch der historiograph tun. Jedesfalls hat ihn Nennius schon vorgefunden.

Die 28 **Civitates** (San-Marte s. 80) und wenigstens ein teil der **Mirabilia** (§ 67 fgg.) standen ebenfalls schon in seiner vorlage nach seinen oben citierten worten: *Sed de civitatibus et mirabilibus Brittanniae insulae ut alii scriptores ante me scripsere, scripsi.* Für die Civitates die einen excurs zu § 7 bilden, wird das ausserdem durch die altertümliche orthographie der namen bestätigt, auch durch das fehlen von Gloucester, das Nennius wegen § 49 gewiss nicht übergangen hätte (Zimmer s. 109). Die vaticanische recension, welche die städtezahl zu 33 erweitert, hat denn auch *Cair Glori* richtig beigefügt.

Die Mirabilia zerfallen in vier abschnitte[1]. Zuerst (§ 67 und § 68 anfang) 4 numerierte wunder, betreffend 1. Loch Lomond in der schottischen grafschaft Dumbarton; 2. die mündung des flusses Trent in den Humber (Zimmer s. 112); 3. warme quelle bei Bath; 4. eine saline *in eadem (regione?)*[2]. Diese bilden jedesfalls einen alten stock; Zimmer denkt, die beiden ersten haben schon zum alten werkchen gehört, was möglich ist.

Die folgenden 10 wunder (§ 68—74) sind lose angereiht mit: *Aliud miraculum est, Est aliud mirabile* oder ähnlich. Die genannten lokalitäten sind: 1. und 2. Severnmündung, 3. unsicher, 4. fluss Wye, 5. 6. 7. Monmouth-Glamorgan, 8. *regio Buelt* (Builth), 9. quelle des *Amir*-baches, der südlich von Hereford fliesst (Zimmer s. 114); 10. Cardigan; also die mehrzahl im gebiet des Wye-flusses von seinem oberen laufe bis zur mündung. Zu wunder 7. (bei Chepstow am untern Wye) und zu 9. (grafschaft Hereford) bemerkt der erzähler: *ego probavi.* Dass das 10. wunder späterer zusatz sei, scheint mir durch Zimmer s. 111 nicht erwiesen.

Den dritten abschnitt bildet § 75 mit 4 numerierten, summarisch aufgezählten wundern der insel Anglesey, den vierten § 76 mit zwei wundern Irlands. Die beiden letzten gruppen scheinen nur in hs. I überschriften zu tragen: *De mirabilibus Moniae insulae* und *De mirabilibus Hiberniae.* In der urhs. sollten sie offenbar nachträglich eingetragen werden, da der text auf sie bezug nimmt. Doch lagen sie auch dem irischen übersetzer vor, der *Monia* als insel Man missverstanden hat.

Alle diese wunder finden sich sowol in den guten hss. der Harleianrecension als in der gekürzten, sie sind also von jenen in diese herübergenommen worden, da nichts zur umgekehrten annahme zwingt. Sie führen uns zur frage, wo Nennius gelebt und geschrieben hat. Für Nordwales, wol speciell Anglesey spricht: 1. er war schüler des bischofs von Bangor, Elbodgw; 2. vier wunder von Anglesey sind an später stelle angehängt; 3. am rande der urhs. der gekürzten recension wird um 910 ein datum nach Anaraut, fürsten von Anglesey und herrscher über

1) Vgl. Zimmer s. 110, dem ich aber auch hier nicht in allem folgen kann.
2) Ich weiss nicht, ob es bei Bath salinen gibt. Petrie, der wol *in eadem* als *in Britannia* versteht, bezieht es auf die saline bei Chester.

Nordwales, berechnet. Nach dem süden (süd-osten) von Wales weisen: der stammbaum Fernmails, des fürsten von *Buelt* und *Guorthigirniaun*, in § 49 und die Mirabilia aus dem Wye-gebiet. Da der Wye-fluss an Builth vorbeiströmt, wird man mit Zimmer für sehr wahrscheinlich halten, dass beide abschnitte denselben verfasser haben. Anderseits erlaubt der abweichende stil, in dem die wunder von Anglesey erzählt werden, keinen sichern schluss auf die verschiedenheit der verfasser; es könnte nur der zeitpunkt der eintragung ein verschiedener sein.

Wir erhalten also folgendes bild von Nennius tätigkeit. In seiner jugend war er schüler des berühmten Elbodgw, bischof von Bangor, der 768 die römische osterberechnung bei den Kymren eingeführt hatte und 809 starb. Entweder kam er später eine zeit lang nach Südost-Wales und begann dort die alte Brittengeschichte, die er aufgefunden, weiter auszuarbeiten; oder er erhielt ein exemplar derselben, in das kurz vorher in Südost-Wales einige zusätze eingetragen worden waren. Jedesfalls vollendete er sie später in Nordwales, wahrscheinlich auf Anglesey. Er erscheint dort abhängig von einem presbyter Beulan, den er seinen *magister* nennt. An der erweiterung der Brittengeschichte arbeitete er mindestens seit c. 820 und hatte bis oder nach 859 ein exemplar seines werkes fertig gestellt. Es liegt den hss. der Harleianrecension zu grunde. Da der presbyter Beulan die eingeschobenen genealogieen englischer fürsten überflüssig fand, liess er sie in der definitiven ausgabe, die er bald darauf besorgt haben mag, weg, zugleich aber auch den alten schluss der Brittengeschichte, in den sie verarbeitet waren (also § 57—65). Nachträglich fügte er diesem exemplar bei: 1. eine motivierung der kürzung, worin er zugleich einige partieen des unterdrückten schlusses wider aufnahm, nämlich solche, bei denen er verbesserungen seiner früheren lesarten anzubringen hatte; 2. die vorrede zum ganzen werke, eine wahrheitsgetreue aufzählung seiner quellen; sie kennzeichnet ihn als einen sehr bescheidenen mann und erklärt dadurch, weshalb er so lange jahre mit dem abschluss gezögert; 3. eine randnote zu § 10, die er an Beulans sohn Samuel richtet, was vielleicht auf den inzwischen eingetretenen tod seines „magisters" schliessen lässt; endlich vielleicht noch andere kleine randbemerkungen. Das ist die „gekürzte recension mit randnoten", die sich noch um 910 in Nordwales oder Anglesey befand, und auf die auch die irische übersetzung des 10. oder 11. jahrhunderts zurückgeht. Nun gibt es aber auch hss. der gekürzten recension ohne diese zusätze (hauptvertreter scheinen DE). Ob sie aus der definitiven ausgabe vor eintragung der noten geflossen, oder wie sie sich zu den andern versionen verhalten, wird wol die kommende edition zeigen.

Ich lasse, wie Zimmer s. 265 fgg., ein schema der Historia des Nennius nach dem abdrucke von San-Marte folgen. So werden die abweichungen übersichtlicher zu tage treten. Was sich schon in der um 679 im norden verfassten Brittengeschichte fand, nenne ich „ursprünglich"; doch berücksichtige ich nur die hauptbestandteile der einzelnen paragraphen, führe auch nur die hauptquellen an.

§ 1. 2. *Prologus:* Spätere rhetorische ausarbeitung der echten vorrede des Nennius.

§ 3. *Apologia:* Vorrede des Nennius, nachträglich der definitiven ausgabe beigefügt. S. oben s. 95. 96 fg.

§ 4. Unvollständige *Calculi*, ursprünglich. S. oben s. 86.

§ 5. Ergänzung der *Calculi* durch Nennius um's jahr 831. S. oben s. 86 anm. 3. 93. 95. 99.

§ 6. *Calculi:* die 6 weltalter, ursprünglich. S. oben s. 86.

§ 7—9. Beschreibung Britanniens, ursprünglich. S. oben s. 86.

§ 10. 11. Geschichte und zeit des Britto, sohn des Silvius. Von Nennius hauptsächlich auf grund der (irischen?) *annales Romanorum* eingeschoben an stelle einer älteren interpolation (einschub I); s. oben s. 87 fg. 89.. In den schluss von § 11 ist ein zweites älteres einschiebsel verarbeitet; s. oben s. 88 fg. — Stammbaum des *Brutus (Britus) exosus* nach irischem bericht, späte randnote des Nennius zur definitiven ausgabe § 10; s. oben s. 89 fg. 97.

§ 12—14. Einwanderung der Picten und Iren; von Nennius beigefügt nach irischen quellen *(annales Romanorum?)*. S. oben s. 93.

§ 15. 16. Daten zur sagenhaften und wirklichen geschichte der Iren, von *peritissimi Scottorum* dem Nennius mitgeteilt und der hauptsache nach um 820 aufgezeichnet; ein nachtrag um 859. S. oben s. 93 fg. 95. 99.

§ 17. A. Ursprung der Britten nach der fränkischen völkertafel, ursprünglich, s. oben s. 86. B. Stammbaum von *Adam* bis *Alanus*, ursprünglich oder früher einschub; s. oben s. 86.

§ 18. Stammbaum des Brutus, sohn des Hissicion. Vornennianischer zusatz, schon in Ch; s. oben s. 89.

§ 19—20 erste hälfte: Caesars angriffe auf Britannien, ursprünglich. S. oben s. 87.

§ 20 mitte bis § 30. Die Römerherrschaft in Britannien. Von Nennius eingefügt, hauptsächlich auf grund von zwei listen der imperatoren, welche Britannien besucht, einer kürzeren, die früh in die Hist. eingeschoben worden, und einer erweiterten, wol in den *annales Romanorum* enthaltenen; mit zusätzen aus Hieronymus und Prosper, auch Gildas (?). S. oben s. 90—92. Zur Luciuslegende (§ 22) vgl. s. 91 fg. 97 anm. 2.

§ 31—48 mitte. Geschichte von Hors und Hengist, Guorthigirn und S. Germanus, ursprünglich; beruht grossenteils auf Map Urbgen's excerpten aus einem *liber sancti* (oder *beati*) *Germani*. S. oben s. 83. 84. 87.

§ 48 mitte bis § 49. Über das fürstengeschlecht von *Buelt* und *Guorthigirniaun*, eingeschoben entweder von einem Südwelschen kurz vor Nennius oder von Nennius selbst. S. oben s. 94. 98. 102 fg.

§ 50—55. Leben des heil. Patricius; wol sicher von Nennius, nach zwei irischen quellen. S. oben s. 94.

§ 56. Brittengeschichte von Hengists tod an, ursprünglich. S. oben s. 87.

§ 57—61, z. 13 (bis zu den worten: *de natione eorum*). Genealogieen der fürsten von Bernicia, Kent, Ostangeln, Mercia, Deira (Nordhumbrien). Von Nennius hineinverarbeitet nach einer quelle, die oder deren vorlage sich 796 in Mercia befand. S. oben s. 84. 99 fgg. Diesen abschnitt, sowie die zwei folgenden hat Nennius in der definitiven ausgabe weggelassen.

§ 61 (von *Ida fil. Eobba* an) bis § 65 (bis: *Ecgfrid ... regnavit IX annis*). Schluss der Brittengeschichte, ursprünglich. S. oben s. 83 fgg.

§ 65 rest. Verschiedene zusätze, meist vornennianisch. S. oben s. 102.

[§ 66. Anfang der Annales Cambriae in hs. A].

S. 80. *Civitates;* excurs zu § 7, vornennianisch und ziemlich alt. S. oben s. 102.

§ 67—68 anfang *(Quartum miraculum)*. Grundstock der *Mirabilia Britanniae*. Vornennianisch; die zwei ersten wunder vielleicht ursprünglich oder sehr früher anhang. S. oben s. 102.

§ 68 (von *Aliud miraculum* an) bis § 74. Zehn wunder, meist aus dem gebiet des Wye-flusses; entweder von einem Südwelschen kurz vor Nennius oder von Nennius selbst. S. oben s. 102 fg.

§ 75. *Mirabilia* von Anglesey. Von Nennius. S. oben s. 102. 103.

§ 76. *Mirabilia* von Irland. Wol von Nennius. S. oben s. 102.

Von einzelheiten in Zimmers buch möchte ich besonders hervorheben: die nachrichten über die irischen ansiedelungen in Wales und auf der cornischen halbinsel (s. 84 fgg.), die meines wissens noch nie so vollständig zusammengestellt worden sind, und den nachweis, dass die südlichsten derselben trotz Nennius § 14 durch Cunedag und seine söhne nicht vertrieben worden sind (s. 93), ein für die Oghaminschriften in Südwales wichtiges resultat. Ferner die vermutung, dass der erweiterte Servius-kommentar zu Virgil aus Irland stamme (s. 238 fgg.). Für verunglückt halte ich dagegen die parabase über den Irenapostel Patrick (s. 146 fgg.), für ebenso verunglückt wie Zimmers artikel in der Ztschr. f. d. a. 35, 1 fgg., auf den er sich stützt. Da er mit einer gewissen vorliebe immer wider darauf zurückkommt, möchte ich die gelegenheit nicht vorübergehen lassen, einmal entschiedenen widerspruch gegen seine aufstellungen einzulegen[1]. Seine these ist: Patricius, den das Irland des mittelalters und der neuzeit als seinen hauptapostel verehrt, war in wirklichkeit ein wenig bedeutender brittischer priester Sucat, der, vom heil. Germanus von Auxerre gesant, dem Pelagianismus der bereits bekehrten Iren entgegentrat, dann namentlich gegen den volksaberglauben ankämpfte und zwischen 457 und 461 als erster bischof in dem von ihm zum bischofssitz erhobenen Armagh starb, ohne dass er in der nächsten folgezeit über seine diöcese hinaus einen besonderen ruf genossen hätte. Durch eine lange reihe bewusster fälschungen, die namentlich vom 8. bis 11. jahrhundert von Armagh ausgiengen, wurde der mann, dem man durch eine verwechslung den namen Patricius beilegte, zu seiner späteren berühmtheit hinaufgeschwindelt. — Gewiss eine sensationelle enthüllung!

Nun wird man zwar ohne weiteres zugestehn, dass die ältesten aufzeichnungen über Patricius viel legendarisches enthalten; auch dass er niemals in Rom gewesen, ergibt sich jetzt, wo die ältesten quellen durch den druck zugänglich sind, als sehr wahrscheinlich. Dass ferner manche äbte und bischöfe von Armagh nach kräften ihren einfluss zu erweitern strebten, erscheint, da sie ja menschen waren, recht glaublich. Aber von da bis zu dem Zimmerschen zerrbild ist noch ein sehr weiter weg.

Seine beweise. Prosper meldet in seiner chronik zum jahre 431: *Ad Scottos in Christum credentes ordinatus a papa Caelestino Palladius primus episcopus mittitur*. Also — schliesst Zimmer — die Iren waren damals bereits Christen, und Palladius wird ähnliche zwecke verfolgt haben, wie Germanus von Auxerre auf seiner 429 unternommenen reise nach Britannien, nämlich die unterdrückung der pelagianischen ketzerei; der Britte Sucat (= Patricius), den auch die spätere legende mit Germanus verbindet, ist demnach offenbar zu demselben zwecke nach Irland entsant worden, um ordnung in der schon bestehenden kirche zu schaffen, nicht um Irland zu bekehren. — Sonst pflegt man zugleich mit der notiz aus Prospers chronik eine zweite, sie ergänzende stelle anzuführen, die Zimmer, ich weiss nicht weshalb, bei seite lässt. Sie steht in dem um 435 von Prosper verfassten *Liber contra collatorem* kap. 21 und sagt von dem *venerabilis memoriae pontifex* Caelestinus aus: *Nec vero segniore cura ab hoc eodem morbo* (dem Pelagianismus) *Britannias liberavit,*

1) Wenigstens soweit sie Patrick betreffen. Die abenteuerliche hypothese, dass *tuatha Féne* (eine alte, halb poetische bezeichnung der Iren) eigentlich die nordischen Vikinger bezeichnet habe, verlangt wol keine specielle widerlegung.

quando quosdam inimicos gratiae, solum suae originis occupantes, etiam ab illo secreto exclusit oceani, et ordinato Scotis episcopo, dum Romanam insulam studet servare Catholicam, fecit etiam barbaram Christianam. Mir scheint, da steht etwas von heidenmission und Irlands christianisierung in der ersten hälfte des 5. jahrhunderts, und Muirchu maccu Machtheni hätte eigentlich Zimmers tadel (s. 149) nicht verdient, wenn er jene notiz des Prosper umgestaltet zu: *Palladius ordinatus et missus fuerat ad hanc insolam sub brumali rigore positam convertendam*, mag immerhin als motiv für die sendung mitgewirkt haben, dass man die eben dem christentum sich erschliessende insel nicht den Pelagianern in die hände fallen lassen wollte.

Das ist, was man in Rom von den anfängen des Christentums in Irland wusste. Als man aber auf dieser insel selbst im 7. jahrhundert daten und materialien zur geschichte der irischen kirche zu sammeln begann, strömte zwar eine reiche fülle von notizen und angaben über den brittischen Irenbekehrer Patricius zusammen, glaubwürdige und unglaubwürdige; aber von Palladius, den man doch aus Prosper kannte, keine spur und kein wort. Das geht deutlich aus der art und weise hervor, wie die biographen des Patricius im 7. jahrhundert, Muirchu maccu Machtheni und Tírechán, sich mit Palladius abfinden. Der erstere lässt seine mission scheitern: *Nam neque hi feri et inmites homines facile receperunt doctrinam ejus, neque et ipse voluit transigere tempus in terra non sua; sed reversus ad eum qui misit illum.* Auf der heimreise stirbt er aber *in Britonum finibus*[1]. Anders Tírechán (ebend. s. 332): *Paladius episcopus [a Celestino] primo mittitur, qui Patricius alio nomine appellabatur; qui martyrium passus est apud Scottos, ut tradunt sancti antiqui. Deinde Patricius secundus ... mittitur, cui Hibernia tota credidit, qui et eam pene totam baptizavit.* Also Palladius wird mit dem legendarischen „Alt-Patrick" *(Sen-Phatric)* identificiert, der in Irland den märtyrertod erlitten haben sollte[2]. Dass dies keine böswilligen fälschungen sind, sondern einfach naive versuche, den mangel an nachrichten über den verschollenen Palladius zu erklären, wird jedermann zugeben. Also das christliche Irland des 7. jahrhunderts weiss nichts von Palladius, aber sehr viel vom heil. Patricius, dem es seine bekehrung zuschreibt.

Aber „Beda, mit der irischen kirchengeschichte wolvertraut, kennt Patrick in der Hist. eccl. absolut nicht"; das ist Zimmers hauptargument (s. 148). Von den anfängen des Christentums in Irland ist aber Beda überhaupt nichts bekannt als die notiz in Prospers chronik, die er jedesmal wörtlich anführt, wenn er darauf zu sprechen kommt (Hist. eccl. 1, 13 und 5, 24; Chronicon unter *Theodosius minor*); irische berichte lagen ihm also keine vor. Auch später erwähnt er nur solche Iren, die auf der englischen insel geweilt haben, wie den Pictenapostel Columba und seinen nachfolger Adamnan oder die geistlichen, die bei den nordhumbrischen Angeln tätig waren. Von der inneren geschichte der irischen kirche bringt er nichts als bei gelegenheit des streites um die osterberechnung die angabe, dass die Süd-Iren *jamdudum* ostern nach römischer art berechnet hätten (Hist. eccl. 3, 3), aber nichts von all den irischen heiligen, von den grossen klostergründungen in Irland usw. Wenn er also „mit der irischen kirchengeschichte wolvertraut" war, so scheint er von seinen kenntnissen keinen gebrauch gemacht zu haben.

1) Stokes, The Tripartite Life of Patrick *(Rer. Britann. med. aev. scriptores)*, s. 272.

2) Vgl. d'Arbois de Jubainville, Rev. Celt. 9, 111 fg.

Diesem *argumentum ex silentio* steht gegenüber, dass die Iren selber seit dem 6. jahrhundert, wo sich nur eine gelegenheit findet, den Patricius nennen und zwar als ihren anerkannten schutzpatron und heiligen[1]. Dass der primat der „nachfolger Patricii“, wie sich die äbte und bischöfe von Armagh betiteln, von Iren jemals bestritten worden, kann ich nicht entdecken[2]. Hat es also zur zeit, als Patrick nach Irland kam, dort schon einige christen gegeben, so hat jedesfalls seine mächtige persönlichkeit und seine wirkungsvolle tätigkeit alles frühere in schatten gestellt und dem gedächtniss entschwinden lassen.

Der irische name *Patric (Patraicc)* ist einfach lat. *Patricius* mit weggelassener endung, also — sagt Zimmer — „nur gelehrtenfabrikat des 7. jahrhunderts.“ Dass heiligennamen die lateinische form beibehalten, pflegt sonst nicht gegen ihr alter zu sprechen; ist es nötig, an Bonifaz zu erinnern? Zum überfluss kennen wir aber wirklich eine volkstümlichere irische form, das gut bezeugte *Cothrige Cothraige*[3] aus älterem **Qwathriche*, das so regelrecht wie denkbar lat. *Patricius* widergibt. Auch Zimmers zweifel an der echtheit der Confessio S. Patricii (Zs. f. d. a. 35, 79 A.) überschreitet meines erachtens die grenzen des berechtigten skepticismus und hat keinen andern grund als seine vorgefasste meinung. Pflugk-Hartungs ähnliche versuche (Heidelberger jahrbb. III, 71 fgg.) zeigen nur von neuem, wie schwer es hält, innere gründe für diese unechtheitstheorie aufzutreiben.

Es hätte keinen wert im einzelnen zu verfolgen, wie Zimmer nun in jeder legende, sobald sie Patricius und Armagh günstig ist, „aus habsucht und herrschsucht entstandene lügen“ sieht. Aber die hauptstelle (Ztschr. f. d. a. 35, 75 fgg.), auf die er sich auch jetzt wider (s. 149 fg.) beruft, darf ich nicht übergehen. Sie handelt von der *lex Patricii*.

Von den verschiedenen durch die irische geistlichkeit erlassenen *leges* (ir. *cáin*) hat im zusammenhang Petrie, Antiquities of Tara Hill s. 171 fgg., gesprochen. Über ihren inhalt meldet eine glosse zum 24. september des heiligenkalenders, der Oengus zugeschrieben wird, folgendes: „Das sind die vier *cáin* Irlands: 1. die *cáin* Patricks, keine geistlichen zu töten; 2. die *cáin* von Dari Caillech, keine kühe zu töten; 3. die *cáin* Adamnans, die frauen nicht zu töten; 4. die *cáin* des sonntags, am sonntag nicht zu übertreten.“[4] Die letztgenannte *cáin* kommt für uns nicht in betracht, da sie erst ende des 9. jahrhunderts auftritt.

Unter den übrigen „gesetzen“ ist das älteste die *cáin Adamnáin* oder *lex innocentium*, das nach der einen nachricht die frauen von der pflicht des kriegsdienstes befreite, nach der andern das töten von frauen und kindern im kriege verhindern sollte. Adamnan, der nachfolger Columbas als abt von Hí (Jona), brachte es in den 90er jahren des 7. jahrhunderts in Irland zur geltung (das datum schwankt zwischen 693 und 697). Als seine reliquien im jahre 727 nach Irland übergeführt wurden, wurde das gesetz erneuert. Dies scheint der *lex Patricii* gerufen zu haben, welche das erschlagen von geistlichen *(clerici)* in den nimmer ruhenden raub-

1) Die zeugnisse bei Stokes, a. a. o. s. CXIV.

2) Selbst in dem verhältnismässig unabhängigen süden, in Munster, begründete man den anspruch der fürsten von Cashel auf die königswürde über ganz Irland mit einer weissagung von Patricks schutzengel Victor (Leabhar na g-Ceart, ed. O'Donovan, s. 30).

3) S. Stokes a. a. o., Index s. 601; von Tirechán in *Cothirthiacus* latinisiert (ebend. 302).

4) S. Petrie, a. a. o.; Stokes, Calendar of Oengus, s. CXLVIII.

zügen und kriegen verbot. Die Ulsterannalen berichten a. 733: *Commotatio martirum Petir ocus Phoil ocus Phatraicc ad legem perficiendam*, was Zimmer wol mit recht auf die *lex Patricii* bezieht. Also reliquien von Petrus, Paulus und Patricius wurden „commutiert", um die *lex* perfekt zu machen; d. h. vermutlich: sie wurden von ihren bisherigen standorten entfernt und irgendwie mit der *lex* verbunden (daher wol der name *lex Patricii*), die von da an als wertvollstes besitztum Armaghs erscheint und von jedem flüchtenden abt mitgenommen wird[1]. Den erfolg lehren die Ulsterannalen a. 736[2]: *lex Patricii tenuit Hiberniam*. Gewiss ist das ein zeugniss für die macht der geistlichkeit und auch für die bedeutung Armaghs in jener zeit; aber unberechtigte übergriffe Armaghs gegen andere diöcesen gehen daraus nicht hervor, da das gesetz natürlich alle geistlichen Irlands schützen sollte. Freilich mag es bald eingeschlafen sein. Aber in der zweiten hälfte des 8. jahrhunderts und am anfang des 9. hören die oft erfolgreichen bemühungen der bischöfe und äbte von Armagh nicht auf, dieser *lex* bei den irischen fürsten und ihren untertanen geltung zu verschaffen. Man vergleiche die daten der Ulsterannalen: a. 766 *lex Patricii* (also erneuerung des gesetzes); a. 782 Promulgation der *cáin Patricii* in Cruachna (Connaught) durch Dubdalethe (bischof von Armagh) und Tipraite mac Taidg (fürst von Connaught); a. 798 *lex Patricii* über Connaught durch Gormgal mac Dindataig (abt von Armagh); a. 805 *lex Patricii* durch Aedh mac Neill (oberkönig von Irland) — vermutlich ein letzter erfolg Gormgals, der in diesem jahre starb —; a. 822 *lex Patricii* über Munster durch Feidlimid mac Cremtainn (fürst von Munster) und Artri mac Conchobair, bischof von Armagh; a. 824 *lex Patricii* über die drei (provinzen von) Connaught durch (denselben) Artri mac Concobair. Inzwischen war ein zweites schongesetz aufgekommen, das verbot, „die kühe zu töten", d. h. die rinder, die man bei den raubzügen nicht wegtreiben konnte, hinzuschlachten, was vermutlich öfters hungersnot erzeugt hatte. Das ist die *lex Darii*. Sie wird für Connaught zuerst erwähnt a. 811 (d. i. 812) und widerholt a. 825; die *Ui-Neill* nahmen sie an a. 812[3]. Alle diese gesetze, die man völkerrechtliche nennen möchte, sind dann natürlich in den folgenden Wikinger-wirren untergegangen.

Wir haben oben angenommen, dass jene glosse den inhalt der *lex Patricii* richtig angebe. Und man wird zugestehen, dass ein gesetz zum schutze der geistlichen im kriege sich trefflich einreiht zwischen eines zum schutze der frauen und eines zum schutze des viehstandes. Freilich gab es auch andere deutungen des ausdrucks *cáin Patraicc*, die — äusserlich betrachtet — auf derselben stufe stehen wie jene notiz, indem ja wol alle diese angaben aus einer zeit stammen, wo die wirkliche *lex Patricii* verloren und halb verschollen war. So steht in der vorrede des grossen gesetzbuches *Senchas mór*, dieses selber sei die *cáin Patraic*[4]. Das gesetzbuch *Lebar Aicle* beruft sich in der abhandlung über pfänder dreimal auf die *cáin*

1) Vgl. Ulsterann. a. 810: Nuadha, abt von Armagh, *migravit* nach Connaught *cum lege Patricii et cum armario ejus;* a. 834: Dermait (abgesetzter abt von Armagh) gieng nach Connaught *cum lege et vexillis Patricii.* — Im Chronicon Scotorum lautet der schluss der ersten notiz (hier a. 811): *cum lege Patricii et con-a-cáin* („mit seiner *cáin*"), als ob *lex* und *cáin* zweierlei wären; das ist offenbar ein versehen dieser späteren quelle.

2) Die Ulsterannalen datieren in der regel um ein jahr zu früh, was auch für die folgenden daten gilt.

3) A. 813 wird noch eine *lex Quiarani* erwähnt, von deren inhalt wir nichts wissen.

4) Ancient Laws and Institutes of Ireland I, 18.

Patraic (a. a. o. III, s. 150. 323. 325); ich finde im *Senchas mór* I, 276 fgg. wol ähnliches, aber nichts genau entsprechendes. Über die entstehungszeit des grundstockes des *Senchas* steht noch sehr wenig fest[1]. Dass es wirklich die *lex Patricii* der alten annalen sei, ist schon darum unwahrscheinlich, weil man nicht begriffe, welch grosses interesse die bischof-äbte von Armagh an seiner annahme gehabt haben sollten, und weshalb ein gesetz solchen inhalts alle paar jahre hätte aufgefrischt werden müssen[2].

Hennessy, der herausgeber der Ulsterannalen, nennt s. 234 anm. 1 die *lex Patricii* ein „*system of collecting tribute*" und verweist dabei auf eine stelle in einer schrift von Reeves, die mir nicht vorliegt. Zimmer (Zs. f. d. a. 35, 75) nimmt an, die *lex* habe „neben anderm auch die ansprüche Armaghs auf den primat und sein recht auf erhebung von kirchensteuern enthalten", ja sie sei der *liber angeli* des buches von Armagh, in dem alle die ansprüche vorkommen, welche die bischofäbte von Armagh auf grund ihres primates erhoben (s. 79 anm.). Worauf er sich aber bei dieser annahme stützt, weiss ich nicht zu sagen, da er sie nicht begründet hat[3]. So sind ihm nun alle oben angeführten daten zeugnisse für einen hundertjährigen kampf Armaghs um den Primat. Wir können ihm auf diesem wege nicht folgen.

Also bleibt es vorläufig dabei, dass Patricius, seit wir überhaupt zeugnisse aus Irland besitzen, als der bekehrer und patron der Iren galt, und dass der primat seiner nachfolger niemals angezweifelt wurde, wenn man sich auch natürlich den praktischen konsequenzen, die die bischöfe und äbte von Armagh daraus zogen, nicht immer ohne weiteres gefügt haben wird. Das hat aber mit der anerkennung des primates ebensowenig zu tun wie auf dem festlande der widerstand gegen die ansprüche der nachfolger Petri.

Zimmers Nennius hat als anhang (s. 291 fgg.) einen abschnitt „Über die Hisperica Famina und andere südwestbrittannische denkmäler des 6. jahrhunderts." Er handelt von dem keltischen kunstlatein der Hisperica Famina, des Luxemburger fragments, des sogenannten *hymnus loricae* und des alphabetischen gedichts, das Bethman in der Ztschr. f. d. a. 5, 207 fgg. und Stowasser in seinen Stolones latini (Wien 1889) herausgegeben haben. Da ich in diesem abschnitt widerholt mit entschiedener missbilligung citiert werde (s. 292. 299. 311*), mich aber unschuldig fühle, möge der leser verzeihen, wenn ich noch mit ein paar worten darauf eingehe. Zimmer tadelt mich vornehmlich darum, dass ich irrtümer Stowassers ungerügt gelassen habe. Daraus geht hervor, dass wir das amt eines recensenten sehr verschieden auffassen. Ich halte es natürlich nicht für meine pflicht, vor allem die fehler aufzusuchen und wie ein schullehrer unter jeden lapsus einen roten strich mit ausrufungszeichen zu setzen; sondern womöglich anzugeben, was in der anzuzeigenden schrift brauchbar erscheint oder durch leichte korrektur brauchbar wird. Polemik scheint mir im allgemeinen nur da am platze, wo die fehler des verfassers den falschen schein der wahrheit an sich tragen, also andere täuschen könnten. Dass dies nicht der fall ist,

1) Zimmers angaben (a. a. o. 35, 85 fgg.) beruhen auf seiner Wikingertheorie, sind also wertlos. [Vgl. jetzt auch d'Arbois de Jubainville, Études sur le droit celtique, I. Cours de littérature celtique, Tome VII.]

2) Vgl. auch Zimmer a. a. o. s. 87.

3) Jene stelle bei Reeves scheint nicht seine grundlage zu bilden, da er sie nicht erwähnt.

wenn jemand aus altbretonischen glossen auf schottischen ursprung eines schriftstückes schliesst (Zimmer s. 299), wird er mir zugeben, und dass ich nicht dadurch zur billigung des resultats bewogen wurde, vielleicht glauben. Dass aber das, was ich selber ausgesprochen, so sehr irrig gewesen, davon haben mich Zimmers ausführungen nicht überzeugt.

Nachdem Geyer und Stowasser im Archiv für lat. lexicographie an dem latein der Hisp. Famina herumgerätselt hatten, sante ich die Archiv 3, 548 abgedruckte notiz ein, dass durch die lateinischen und altbretonischen glossen des Luxemburger fragments das verständniss dieser sprache erschlossen werde. Sie wurde vor dem druck durch Wölfflins vermittlung Stowasser bekannt, der dann das fragment neu abdruckte und bei seiner ausgabe der Hisp. Fam. benützte. Ich glaubte damals, einige der Luxemburger glossen bezögen sich direkt auf die erhaltenen Hisp. Fam., ein irrtum, den Stowasser verbessert hat. Dagegen schien und scheint mir sein von Zimmer s. 298 gebilligter schluss unberechtigt, die Hisp. Fam. seien eine gekürzte bearbeitung eines älteren werkes. Wahrscheinlicher ist mir immer noch, wie ich Archiv 4, 341 ausgesprochen, dass in kap. 1—5 der Hisp. Fam. der alte grundstock erhalten ist, das muster sowol für die fortsetzer als für direkte nachahmer. In jener notiz wies ich ferner darauf hin, dass diese latinität von Kelten herrühre und setzte mit rücksicht auf die altbretonischen glossen des Luxemburger fragments hinzu: „vielleicht von einem brittischen Kelten"; ähnlich jetzt Zimmer. Die bedeutung der glossen ist gewiss nicht zu unterschätzen; denn ein solches denkmal kann nur entweder vom verfasser selber oder von einem schüler, dem er es erklärte, so richtig glossiert worden sein; das lehren ja die vergeblichen versuche neuerer, dieses latein ohne die glossen zu verstehn, deutlich genug. Aber die bedeutung der unter die lateinischen gemischten altbretonischen glosson wird dadurch sehr verringert, dass sie, wie ich ebend. 3, 547 an der missverstandenen glosse zu *samo* nachwies, erst aus lateinischen übersetzt sind. Sie zeugen also direkt nur für die bretonische herkunft des Luxemburger blattes, nicht für die seiner vorlage, also auch nicht für die der nahe verwanten Hisperica Famina; darum schrieb ich „vielleicht". Als ich dann gelegentlich der anzeige der Stowasserschen ausgabe die ganzen Hisperica Famina genauer durchsah, ergab sich, dass in der tat jener schein getrogen, dass vielmehr — mit A. Mai und Stowasser — ein *Scottus* oder mehrere *Scotti* als verfasser anzunehmen seien (*Archiv* 4, 341). Das bestreitet Zimmer. Die entscheidenden stellen sind die, wo *scottigenus* vorkommt, seite 9, 23 und 10, 8 der Stowasserschen ausgabe.

Die Hisp. Fam. schildern das treiben einer christlichen lateinschule, die man sich gewiss in einem kloster zu denken hat. Kap. 10 wird beschrieben, wie eine mahlzeit bereitet wird. Dann handelt es sich darum, wer fähig sei, die gelehrten herrschaften zum essen zu bitten *(Quis tales poscet possores?)* Da sagt einer (kap. 11): *„Non ausonica me subligat catena*[1]*; ob hoc scottigenum haud cripitundo eulogium* .. (folgt ein unklarer satz; bedeutet *amiclios* „hunde"?). *Venusti excusent*[2] *acculae, parcas amplecti sub numine alimonias"* usw. Ich verstehe: „Die ausonische kette bindet mich zwar nicht (d. h. ich spreche kein gewähltes latein[3]); darum knarre ich doch nicht irische rede (d. ich kann immerhin so viel

1) Stowasser und Zimmer fassen diesen satz als frage, was möglich, aber nicht notwendig ist.

2) *excusant* ms. und Stowasser.

3) Oder als frage: „Bin ich nicht ein guter lateiner?"

latein sprechen, um zum essen einzuladen) ... Mögen die gütigen herrschaften geruhen, das karge mahl unter freiem himmel einzunehmen" usw. Zimmer fasst *scottigenum eulogium* „irische wolredenheit" als „latein, wie es die Iren sprechen"; der verfasser blicke verächtlich auf dasselbe herab, sei also selber kein Ire. Näher liegt die annahme, dass *scottigenum eulogium* nach art dieser latinisten einfach für *scotticum eloquium* gesetzt ist. Darauf scheint mir auch die stelle in kap. 2 zu weisen, aus welcher der ausdruck *ausonica catena* entlehnt ist. Dort wandelt die schaar der gelehrten prächtig einher, als plötzlich ein abscheulicher rüpel (eigentlich „drache", *horrendus chelidrus*) ihnen naht und spricht: *Novello temporei globaminis cyclo hispericum arripere tonui sceptrum; ob hoc rudem stemico logum ac exiguus serpit per ora rivus. Quod si amplo temporalis aevi stadio ausonica me alligasset catena, sonoreus faminis per guttura popularet haustus ac inmensus urbani tenoris manasset faucibus tollus,* d. h. „erst seit kurzem habe ich latein zu lernen unternommen; deshalb ist meine rede rauh und fliesst kärglich. Hätte mich die ausonische kette schon lange zeit gefesselt, so würde sie wolklingend und voll hervorströmen." Er wird nach einigem hin- und herraten als gewesener schafhirte erkannt und ihm der rat erteilt, aufs land zu seiner mutter und zur alten beschäftigung zurückzukehren (kap. 3). — Also auch hier steht der „ausonischen kette" die sprache der weniger gebildeten desselben landes, nicht eines ausländers gegenüber.

Die andere stelle findet sich in dem bericht über die genossene mahlzeit in kap. 11, ende: *Farriosas sennosis motibus corrosimus crustellas, quibus lita scottigeni pululavit conditura olei* „mit zahnbewegungen zernagten wir die mehligen kuchen (die brote), denen die aufgestrichene brühe irischen öles entquoll." Zimmer meint, die Hisp. Fam. seien in einem brittischen kloster, das auch irische mönche enthalten habe, verfasst. „Dass einzelne irische confratres das einheimische öl gelegentlich rühmten, ist doch auch ganz gut denkbar" (s. 294); und er sieht in der erwähnung des irischen öles einen — mir in diesem zusammenhang unverständlichen — spott brittischer mönche. Das sind aber doch nur ausflüchte; die worte weisen eben auch nach seinem gefühle auf einen Iren, sagen wir doch geradezu nach Irland. Dass übrigens *scottigenum oleum* wirkliches öl bedeute, halte ich für ausgeschlossen; es verstösst gegen die grundsätze dieser latinisten, öl „öl" zu nennen. Ob damit butter oder dickmilch oder sonst etwas gemeint sei, was man aufs brot streichen kann, lasse ich gerne dahingestellt.

Stowasser hat Archiv 3, 168 nachgewiesen, dass sich kap. 5 der Hisp. Fam. aus Charisius erklären lasse. Zimmer macht wahrscheinlich, dass das recept für diese ganze latinität bei Martianus Capella zu suchen sei (s. 330 fgg.). Aber dem umstand, dass uns keine in Irland geschriebene handschrift des Capella erhalten ist, ein argument gegen den irischen ursprung der Hisp. Fam. zu entnehmen, halte ich für zu kühn. Zum mindesten der abschnitt kap. 6—13, vermutlich aber das ganze stammt aus Irland. Gerade die vielfältige berührung irischer und bretonischer mönche macht begreiflich, wie glossen dieser litteratur ins bretonische übersetzt werden konnten. —

Der *hymnus loricae* sodann ist bis jetzt nach 4 hss. veröffentlicht; erstlich mehrfach nach hs. K, einer Kölner hs. des 9. jahrhunderts, zuletzt nach neuer kollation von Zimmer s. 337 fgg.; ferner nach hs. C, einer Cambridger hs. (Bibl. Publ. Cantab. Ll. 1. 10 fol. 43), die der ersten hälfte des 9. jahrh. anzugehören scheint[1],

1) S. Sweet, Oldest English Texts, s. 171. Auf die beiden englischen handschriften, die Zimmer entgangen sind, hat mich Stokes aufmerksam gemacht.

[illegible] von [illegible] gewande [illegible] Cockayne, Leechdoms etc. of early England I, LXXII fgg. wo die varianten der [illegible] hs. H (Brit. Mus. Harl. 585 fol. 152) [illegible] B. dem [illegible] Lebor Brecc (14. jahrh.) [illegible] Irish Glosses s. 133 fgg. Die unterschrift in H lautet: *Rogo te Christe hymnus quem Lathacan scotigena fecit*; die überschrift in C: *Hanc vero loricam Loding cantavit ter in omne die*; dagegen in B: *Gildas hanc loricam fecit ad demones expellendos eos qui adversaverunt illi. Peruenit angelus ad illum et dixit illi angelus: Si quis homo frequentaverit illam, addetur ei* [illegible] *septimum annis* [illegible]. *Laidcend mac Buith-Bannaig venit ab eo in insolam Hiberniam, transtulit et portavit super altare sancti Patricii episcopi. Sa[l]-uos nos facere. Amen.* Dieser *Gillas* ist Gildas sapiens († um 570), *Laidcenn* (*Laidgenn*) *mac Baith-Bannaig* ein bekannter irischer kleriker, der am 12. januar 661 gestorben ist (Zimmer s. 312); gewiss ist er auch mit *Lathacan* und *Loding* der andern hss. gemeint. Unter diesen nachrichten schenkt nun Zimmer der letzten, in der jüngsten hs. enthaltenen glauben, und zwar deshalb, weil es im Hymnus vers 5 fg. heisst: *ut non secum trahat me mortalitas*; *hujus anni neque mundi vanitas.* Eine der grossen *mortalitates*, die Irland a. 664 und 683/684 verheerten, habe Laidcenn nicht erlebt, wol aber Gildas das „grosse sterben“ in Britannien a. 547; also sei dieser wirklich der verfasser. Dass Laidcenn nicht *ab eo* (von Gildas) nach Irland kommen konnte, indem er ein jahrhundert später gelebt hat, stört Zimmer nicht; er beseitigt es durch conjectur (*inventam ab eo*, s. 305). Aber muss denn die *mortalitas* gleich eine solche gewesen sein, die ganze länder verheerte? Die vorrede des Lebor Brecc trägt so deutlich den stempel junger erfindung, indem sie den Hymnus so heilig und wirksam als möglich erscheinen lassen möchte, dass die grössere glaubwürdigkeit der kürzeren und älteren notizen mir nicht zweifelhaft ist. Demnach hat der Ire Laidcenn im 7. jahrhundert die *lorica* gedichtet.

Dagegen das alphabetische gedicht von St. Omer, in dom jede strophe, so weit tunlich, mit einem griechischen worte beginnt, wird brittischen ursprungs sein nicht nur wegen der brittischen glossen, die ja gleichfalls übersetzt sein könnten, sondern namentlich auch wegen des metrums; vgl. meine anzeige Archiv 6, 593, auch Rev. Celt. 11, 86 fgg.

Nach Zimmer sind dagegen alle diese werke um die wende des 5. zum 6. jh. aus der berühmten schule Iltuts in Llanilltyd fawr (Glamorgan) hervorgegangen, als dessen bedeutendster schüler eben Gildas erscheint. Dass eine nahe verwantschaft diese spätlateinischen produkte verbindet, verkenne ich nicht; aber dass man sie zeitlich und örtlich so eng beschränken dürfe oder gar müsse, halte ich für unerwiesen und unwahrscheinlich. Man vergleiche etwa des Iren Muirchu maccu Machtheni im 7. jahrhundert geschriebene vorrede zu Patricks leben (Stokes, a. a. o. s. 269) oder die angeblichen verse des Nennius (San-Marte s. 22), die, mögen sie echt oder unecht sein, ja sicher viel später als das 6. jahrhundert fallen; ist es nicht fast genau dieselbe technik und derselbe geschmack, wie sie bei Gildas oder in den oben besprochenen werken hervortreten? Die ähnlichen „kunstwerke“ in irischer sprache, die mich in erster linie zur beschäftigung mit dieser an sich unerquicklichen litteratur geführt haben, hängen meines erachtens aufs engste mit den lateinischen zusammen und setzen gleichfalls eine lange dauer dieser geschmacksrichtung voraus. Der schlussabschnitt Zimmers hat mich also nichts weniger als überzeugt.

[Korrekturnote. Inzwischen ist Mommsens ausgabe der Historia Brittonum erschienen (Monumenta Germaniae Historica, Auctorum antiquissi-

morum t. XIII p. I, Chronica minora III, 1). Sie scheint mir die obigen aufstellungen, von kleinigkeiten abgesehen, nur zu bestätigen, wenn auch Mommsen selber in der schätzung der irischen bearbeitung der ansicht Zimmers folgt. Insbesondere zeigt Mommsen s. 168, dass Isidors Chronica in der tat benutzt sind, und zwar schon in der Harleianrecension § 29; diese ist also sicher von Nennius verfasst (s. oben s. 95). Ferner ergibt sich, dass die hss. DE (Mommsens PQ) und ihre verwandten aufs engste zur gekürzten recension gehören (oben s. 103), nicht nur in bezug auf die kürzung, sondern auch auf die textgestalt; sie stellen also des Nennius „definitive ausgabe“ ohne die secundären zusätze dar.]

FREIBURG I. B. R. THURNEYSEN.

Herders persönlichkeit in seiner weltanschauung. Ein beitrag zur begründung der biologie des geistes. Von dr. **Eugen Kühnemann.** Berlin, F. Dümmler. 1893. XVI und 269 s. 5 m.

Nachdem die Herderforschung lange im interesse der litterarhistoriker in den hintergrund getreten war, hat sie in den beiden lezten decennien einen höchst erfreulichen aufschwung genommen. 1871 schrieb der pfarrer A. Werner sein durch freie auffassung und anziehende darstellung ausgezeichnetes buch „Herder als theologe“; 1877 begann das nun nahezu vollendete monumentalwerk der kritischen gesamtausgabe von Suphan; die 80er jahre brachten uns endlich in der umfangreichen monographie Hayms eine musterleistung emsigen bienenfleisses, tiefeindringenden verständnisses und sichern urteiles. Durch diese bedeutenden arbeiten ist das vorhandene material ausgeschöpft und zukünftigen Herder-studien eine feste grundlage gegeben. Wenn nun eine neue darstellung von Herders geistesentwicklung neben die erwähnten werke tritt, so wird sie zunächst durch erschliessung neuer quellen oder durch einführung neuer gesichtspunkte ihre daseinsberechtigung zu erweisen haben.

Unter den jüngern kräften, die sich neuerdings der erforschung Herders zugewant haben, begegnet der name des verfassers nicht zum ersten male. Schon früher hat er in Kürschners Deutscher national-litteratur die Humanitätsbriefe (band 77, II) und die Ideen (77, I) herausgegeben und mit sehr eingehenden einleitungen begleitet; ausserdem enthalten die Michael Bernays gewidmeten „Studien zur litteraturgeschichte“ (Hamburg und Leipzig 1893) auf s. 135—155 von ihm eine abhandlung „Herders lezter kampf gegen Kant.“ Lassen sich diese publikationen als vorstudien zum zweiten buche des vorliegenden werkes fassen, so erfahren wir aus der kurzen vorbemerkung weiter, dass das erste buch von der philosophischen fakultät der universität Berlin mit einem preise gekrönt ist. Diesen vorläufern und der mehrjährigen versenkung in Herders philosophische schriften verdankt das vorliegende buch augenscheinlich die ungemeine knappheit der darstellung, durch die es möglich wurde, auf weniger als 250 seiten den gesamten philosophischen entwicklungsgang Herders darzulegen und kritisch zu beleuchten. Gleichwol ist es von den frühern arbeiten des verfassers durchaus verschieden: jene wollen die einzelnen schriften Herders möglichst erschöpfend in ihrer innern struktur erklären, aus den psychischen motiven des denkers ableiten und danach die stellung jeder schrift in der geschichte Herders wie der wissenschaft bestimmen; dagegen ist hier das interesse durchaus der gesamtrichtung und -entwicklung Herders zugewandt, und von den einzelnen werken wird nur dasjenige in betracht gezogen, was für die erkenntnis dieser gesamtentwicklung wichtig ist.

Damit ist zum teil schon angedeutet, was den inhalt und wert des buches ausmacht. Unbekanntes material ist darin nirgends mitgeteilt oder verarbeitet. Wer also den wert eines buches nur nach dem stofflich neuen, das es enthält, abwägt, der kann es getrost ungelesen lassen; er wird weder neuen funden noch tatsächlichen berichtigungen begegnen. Wer aber sinn hat für eine eigenartige und urpersönliche art, die dinge zu sehen, der wird das buch nicht ohne reichen genuss und tiefgehende anregung aus der hand legen. Allerdings mühelos wird dieser genuss nicht sein, zumal für leser, die dem verfasser zum ersten male begegnen. Vielleicht werden solche gut tun, sich zunächst durch die erwähnten frühern schriften, die leichter verständlich sind, mit der art des verfassers vertraut zu machen, um dann aus dem jetzt vorliegenden abschliessenden werke den vollen gewinn ziehen zu können.

Es kann hier nicht meine aufgabe sein, ein endgiltiges urteil zu fällen oder gar einzelheiten herauszugreifen und zu kritisieren; vielmehr will ich nur versuchen in kurzem zu zeigen, worin das eigentümliche der methode des verfassers besteht und welcher gewinn der wissenschaft aus ihr erwachsen kann.

Über sein verhältnis zu Haym, das uns zunächst interessiert, äussert sich der verfasser selbst in einer anmerkung auf s. 35 fg.: „Haym bespricht bei den einzelnen werken die gedanken, weist die abhängigkeit dieser von anderen denkern im einzelnen nach, bemerkt die keime späterer arbeiten Herders und berührt endlich den zusammenhang der gedanken mit Herders lebensstellung und sonstigen beschäftigungen. Er ist beschreibender anatom, für den jeder körper etwas abgeschlossenes, fertiges, seiendes ist, der also die entwicklungsgeschichte nur insofern mit vertritt, als die einzeln präparierten stücke sich als glieder einer entwicklungsreihe aufweisen lassen. Mir kommt es darauf an, die treibenden motive in den arbeiten Herders zu erkennen, danach die gedanken im verhältnis zu seinem gesamtlebensgefühl zu begreifen, zu begreifen, wie er das einzelne im ganzen seines lebensbaues fühlt, die ganze gedankenbildung also auf die ursprünglichen lebensrichtungen seiner persönlichkeit zurückzuführen und so das immer feste, den gedanken, als ein ewig fliessendes, nämlich als ein element psychologischer entwicklung zu erweisen. Ich treibe also diese arbeit als psycholog, oder, um den vergleich zu ende zu führen, als biolog.“

Weiter entwickelt und begründet wird diese betrachtungsweise in der kurzen einleitung (s. 1—3). Auch die angeblich rein objektive forschung scheint im zusammenhange zu stehen mit dem ethischen lebensideale einer zeit. Die ethische grundüberzeugung der modernen welt ist die von dem unendlichen und einzigen werte des individuums. Daraus ergibt sich für die wissenschaft die forderung, in allen geisteserzeugnissen die persönlichkeit des erzeugers zu fassen, sie als erleben der individuellen seele zu verstehen. Sind jene aber lebendige geburten einer lebendigen seele, so ist es nicht genug und unstatthaft, in ihnen nur die einzelnen gedanken und züge zu untersuchen und sie danach in zusammenhänge zu ordnen; sie müssen vielmehr als organismen eben aus ihrer psychologischen entstehung erklärt werden. Ja, die ganze weltanschauung des denkers muss verstanden werden aus den innern motiven, die sie aus seiner seele hervortreiben, aus der eigenart seines geistigen erlebens. Mit der durchgeführten psychologischen analyse der Herderschen philosophie ist aber zugleich ihre kritik gegeben, indem sich zeigt, inwieweit die seelenvorgänge des denkers zu reiner entwicklung hinstreben, inwieweit die art seines denkens zur erzeugung der wissenschaft tauglich ist.

Wir wollen nun sehen, wie weit der verfasser den so formulierten forderungen genügt hat, indem wir mit flüchtigem blicke den inhalt des buches durchmustern.

Das erste buch verfolgt die „entwicklung der geschichtsphilosophie und weltanschauung Herders“ von 1767—1784 und zerfällt in zwei kapitel: 1. entstehung und ausbreitung der grundanschauungen (1767—1770); 2. religiöse begründung der weltanschauung Herders (bis 1784). Schon der erste abschnitt, die besprechung der Fragmente, zeigt das verfahren des verfassers. Er lässt den ganzen bunten reichtum des werkes zur seite liegen und greift nur ein stück als eigentümlich Herderisch heraus, den roman „Von den lebensaltern einer sprache“, um daran Herders grundanschauung von der sprache festzulegen, ihm sein verhältnis zu Hamann, Winckelmann und Kant zu bestimmen und endlich die art, wie sich Herders anschauungen bilden, zu untersuchen. Als urphänomen wird die ästhetische feinfühligkeit gefunden, „welche das sprachkunstwerk als ein ganzes in dem tone, in der eigenart seiner empfindung begreift, darum den seelenzustand des dichters, des volkes in ihm deutet und so aus dem ästhetischen genusse heraus in psychologischer betrachtung dichter, völker, zeiten verstehen lernt.“ Aber diese anschauung, im innersten erleben wurzelnd, will nun wider ins leben hinüberströmen; sie strebt fort zu pädagogischer wirkung in einer reform der deutschen dichtung, und sogleich offenbart sie ihre schwäche: den mangel an abgrenzung und an einem einheitlich belebenden mittelpunkte, an einem bestimten ideal, das ihr als ziel der entwicklung vorschwebt. — Unter ganz denselben gesichtspunkten, wie die sprache, sucht Herder an der hand der Hebräer die religion als ausdruck nationaler kultur zu erfassen.

Die folgenden werke zeigen die fortschreitende ausbreitung der grundanschauungen. In der Archäologie des morgenlandes erweitert sich Herders ansicht von der poesie zu einer lebensanschauung: „Die ursprünglichen leidenschaften verflüchtigen sich in gemachter kunst.“ Indem er die mosaische urkunde als gedicht, aus der naturempfindung des morgenlandes heraus, deutet, befreit er sich von den dogmatischen schranken; derselbe sinn, der die eigenart der alten dichtung versteht, tritt für das eigenrecht moderner denkweise und wissenschaftlicher forschung ein. Aber das wort „natur“, mit dem Herder die werke der griechischen kunst, wie der hebräischen litteratur bezeichnet, verleiht dieser dichtung einen heiligen glanz, „einen schimmer von jugend, von glück und fülle, von goldener zeit“; es drückt sein verlangen nach ursprünglichem leben aus, es trägt seine stimmung des menschlichen in sie hinein.

Das Vierte kritische wäldchen versucht eine theoretische begründung dieser interpretationsweise auf psychologischer grundlage. Aber die mängel der theorie, das fehlen scharfer, grenzbestimmender begriffe und das abstrakte schematisieren verraten uns seine geheime absicht: nicht spekulation, sondern belebung des ästhetischen genusses; den ursprünglichen quellen des menschlichen lebens ist der ästhetiker wie der pädagoge zugewant.

Im Reisetagebuche von 1770 haben sich Herders anschauungen in die ganze breite des historischen problems ausgedehnt: das ziel einer geschichtsphilosophie als einer universalgeschichte der bildung der menschheit steht fest, die grundlage bilden die naturgesetze, die methode ist die psychologisch-genetische deutung, die gesinnung die eines erziehers der menschheit (s. 29).

Mit der betrachtung der sprache begann, mit der reifen frucht dieser studien „Über den ursprung der sprache“ schliesst die erste periode der Herderschen entwicklung, deren inhalt die ausweitung der grundanschauung in die historischen pro-

bleme bildet. Diese, ausgehend vom ästhetischen geniessen, gefärbt in der feststehenden grundstimmung der humanität, verleugnet nicht ihr entstehen aus der persönlichkeit des denkers. So empfindet er diese ganze, reiche welt, so noch die psychologische theorie als ein element persönlichen lebens. Aber die theoretischen gedanken, als die letzten ausläufer dieses vorganges, haben nicht mehr die kraft zu methodischem durcharbeiten der probleme; so münden sie in entwürfen und einfällen, die die voreilige hast sogleich für ansätze zur reform der wissenschaft nimmt; so zerflattern sie in unruhigen lichtblitzen in der weite des alls.

Die zweite periode begint mit rein litterarischen arbeiten, die noch einmal den keim der Herderschen gedankenbildung, das reizbare ästhetische gefühl, vor augen führen, und zwar jezt an dem beispiele der volkspoesie und Shakespeares. Wider wird die dichtung als sprache der natur, als natur bezeichnet; wider begegnet (wie bei sprache und plastik) das bild der seele, die sich einen körper schafft; aber es zeigt sich, dass es mehr als bild ist: „Die ahnung taucht auf von der natur als einheitlicher erscheinungsweise eines geistes in wirkenden kräften ... Eine metaphysische gesamtanschauung scheint herauszuwachsen aus Herders art, geistige erscheinungen zu deuten“ (s. 39).

In überraschender mächtigkeit und grossartigkeit erscheint diese ausgebildet in den theologischen schriften der nächsten jahre. Auch hier begint Herder mit der ästhetischen interpretation: er erklärt die Genesis als ein morgenländisches gedicht. Aber indem er das verständnis dieses gedichtes aus seiner eignen naturanschauung belebt, trägt er sein eignes selbst in dasselbe hinein, findet er in ihm die gedanken, die er als sein eigenstes empfand. Es ist nur ein ausdruck dieses den gedanken anhaftenden lebensgefühls, wenn er sie auf göttliche offenbarung zurückführt. Dieser geheime sinn, dieser psychologische gehalt des gottesbegriffes bildet den centralpunkt für das verständnis Herders; er komt daher in jedem abschnitt zur sprache. (Vgl. s. 56. 57. 59. 85. 99. 150 fgg. 198.) Gott ist in wahrheit nur der objektivierte ausdruck seiner gedankenbildung; er gibt seinen gedanken einheit und schwung, er erhält ihnen die lebenswärme, aus der sie geboren wurden; er stempelt sie für Herder als eignen besitz und schliesst sie ihm ab gegen seine zeit. Auch der pädagogische drang komt nun in gott zur ruhe: die ganze geschichte erscheint als eine direkte göttliche erziehung des menschengeschlechts; diese aber spiegelt nur das ideal einer persönlichen wirksamkeit, wie sie Herder selbst als höchstes lebensziel vorschwebte. — Da aber diese einheit lediglich in Herders gemüte besteht, nicht im systematischen zusammenhange der gedanken unter sich, so tut sich hier die grosse gefahr für Herders denken auf, die in der letzten anlage seiner persönlichkeit wurzelt. „Gibt gott die namen für ihr innerstes wollen ihr schwung und kraft, so bezeichnet er auch als name [illegible] wilkür und schwäche den ort, an dem ihr verständnis endet“ (s. 59).

Die einzelnen gedanken treten nun aus ihrer absonderung heraus und strömen über in die benachbarten gebiete der geschichte und psychologie. Beide werden in die [illegible] weltanschauung Herders eingeordnet, mit seinem lebensgefühle durchdrungen und tragen nun das gepräge seiner persönlichkeit. Wenn dann jene gedanken in den 80er jahren sich wider in besondern schriften sammeln, so zeigen sie einen wesentlich veränderten charakter. Das überkühne, jugendliche ungestüm der [illegible] ist verflogen; sie sprechen sich ruhiger, abgeklärter aus. Sie [illegible] auch nicht ein besonderes gebiet der forschung für Herder ab und beengen seinen gesichtskreis; in die ganze breite der welt haben sie sich ergossen und, indem

sie seiner forschung überall freien lauf lassen, sie ihm als persönliches leben zugeeignet und zum gottesdienste geweiht.

Mit dieser beruhigung der gedanken und ausbreitung der religiösen grundstimmung hat Herders geist seine reife erreicht. Die vier preisschriften der jahre 1775—1781 bestätigen diese auf litterarhistorischem gebiete. So sind die für Herders geschichtsphilosophie konstituierenden momente nun alle in ihrer endgiltigen form zusammengeschossen, und es schliesst die erste, gleichsam aufsteigende hälfte von Herders entwicklung.

Das zweite buch stellt uns die vollendung der geschichtsphilosophie und weltanschauung Herders, den höhepunkt seines schaffens in den „Ideen", vor augen, deren analyse den hauptteil des vorliegenden buches bildet (s. 105—216).

Der erste abschnitt gibt eine „genetische entwicklung des werks", er erklärt dessen struktur in ihrem herauswachsen aus der geistesform des schöpfers. Drei paragraphen behandeln Herders welt-, menschheits- und geschichtsbild. In dem ersten wird besonders das entwerfen im steten hinblick auf den menschen, das humanisieren der gesamten natur hervorgehoben; im zweiten die unsicherheit des ansatzes der geschichte und die schwankende bedeutung der begriffe, welche den übergang zu ihr bilden und ihr weg und ziel bestimmen sollen, wie tradition und humanität. Die erste z. b. erscheint in dreifachem sinne: „erst besagt sie einfach das weitergeben der bildung durch erziehung und sprache, dann kann sie als starre tradition das stagnieren des historischen lebens bezeichnen, schliesslich wird sie im gegenteil die fortbildende kraft der geschichte, und als solche ist sie die stimme gottes" (s. 125). In den historischen teilen der „Ideen" sehen wir endlich, wie nach der ruhenden beschreibung der asiatischen kulturen bei der darstellung des Griechentums im 13. buche und wider bei der entstehung des neueren Europas der entwicklungsgedanke, der die kultur eines volkes in ihrer gesamtheit aus dem nationalen leben und erleben verstehen lehrt, durchbricht, aber nicht stark genug ist, um auch im bewustsein des denkers und in den principiellen erörterungen der theoretischen bücher klar erfasst zu werden, sondern hier in abstrakter metaphysik untergeht. Wie wenig formende kraft diese grundgedanken haben, erhellt auch daraus, dass einzelne stücke aus früheren perioden Herders, die mit seiner gereiften anschauung im widerspruch stehen, wie die lehre vom unterrichte der Elohim, unverändert in die „Ideen" herübergenommen sind, ohne dass er diesen widerspruch empfunden hat.

Das hauptstück des ganzen buches ist der zweite abschnitt: „Das werk und der mensch. Die entstehung der wissenschaft aus der persönlichkeit." Zwei hauptfragen werden aufgestellt: 1. „Wie lebt die persönlichkeit sich aus in ihrem werke?" 2. „Entstehen in den gedankenformen der persönlichkeit die gedanken der wissenschaftlichen geschichtsphilosophie?" Aus der ästhetischen empfindung giengen die gebilde der Herderschen geisteswelt hervor; indem aber jene sich mit diesen zugleich überliefern will, erhalten diese ein selbstgefühl und werden gleichsam lebendige wesen. Erst wenn sie durch das gefühl der glückseligkeit in sich abgeschlossen und zu künstlerischen gestalten abgerundet sind, genügen sie den bedürfnissen dieser reizbaren seele; „sie predigen nun deutlich das ideal der Herderschen seelenvollendung, dessen tätige darstellungen sie stufenweis waren." Die theoretischen begriffe widerholen nur in allgemeinen ausdrücken den vorgang der gedankenbildung. In gott endlich schliessen sich die gedanken zu einer einheit zusammen (vgl. o.): „Gott ist die ganze Herdersche seele lebendig in ihrem werke" (s. 169).

Aber wie nicht das reine streben nach erkenntnis, sondern ein ästhetisches interesse diese welt hervorgetrieben hat, so vermag sie auch den ansprüchen der wissenschaft nicht zu genügen. Indem die gedanken ihrem urheber etwas anderes scheinen (tatsachen, in gott gegründete objekte), als was sie sind (bewustseinszustand des subjekts), sind die „Ideen" kein selbstbewustsein in gedanken. Wol erreicht der gedanke, überall den ursprüngen zugewandt, die entwicklungsgeschichte, ja er vermag selbst die durchgehende entwicklung zum europäischen staatensystem zu fassen; aber das begleitende stimmungsmoment bricht ihm stücke aus dem geschichtlichen gesamtbilde (staat, verstandeskultur), und indem es sich auch in den theoretischen begriffen durchsetzt, bringt es die lebendige entwicklung der gedanken zum stehen. Der sieg der metaphysik bezeichnet das erlahmen der lebenskraft in den gedanken. Diese theoretischen begriffe, nur der stimmung zum ausdruck verhelfend, sind keine zeugungskräftigen leitgedanken zur erforschung der probleme, wie sie andrerseits auf die gestaltung der lebensvollen bilder keinen einfluss haben. Wie sie sich nicht in lebendigem fortwachsen in den zusammenhang der probleme ausbreiten und zu einem organismus der arbeit auswachsen, so sind sie „der zustand einer in ihrem gefühl beharrenden, in ihrem gefühl isolierten person, ein gefühlszustand, der als gedanke sich überliefern will, aber nicht zur reinen erkenntnis sich entwickelt" (s. 189). Indem endlich die begriffe lebendige personen werden, bauen sie jenseits der wirklichen eine geistige, transscendente welt. So findet der naive realismus, der die dinge als fertig gegeben nimmt, seine ergänzung in der metaphysik. — Wenn also das werk als erkenntnis morsch ist, so liegt die erste ursache in der starren, ruhenden stimmungssittlichkeit, die nur dem einzelnen ein abstraktes ideal bietet, ohne verständnis für die erzeugung der kultur in der zusammenarbeit aller. Die abneigung Herders gegen den staat wurzelt in der gegen den staat seiner zeit. So ist sein denken durch eine tiefe kluft getrennt von der praktischen berufsarbeit; es geht ihm nur am horizonte seines wirklichen daseins auf. Der theoretische mangel erweist sich als eine sittliche schwäche: der gedanke ist lahm, weil nicht Herders ganzes leben gedanke wird.

So führt die genaue analyse des einzelnen denkers selbst zu dem ideale der reinen denkerpersönlichkeit, die in klarem selbstbewustsein ihr leben in gedanken ausprägt; die, indem sie den menschen in seiner geschichtlichen bedingtheit erfasst und die kulturtaten auf seelische bewegungen zurückführt, auch die geschichtsphilosophie erzeugt als ein glied im complex der wissenschaften, auf alle gestützt, allen zu ihrer vollendung notwendig, und so in der reinen ausbildung des gedankens als ihres sittlichen berufes selbst ein stück idealer kultur verwirklicht.

Das folgende kapitel behandelt den „verfall der geistesform Herders." Alle den „Ideen" gleichzeitigen oder späteren schriften sind nur auswickelungen aus dem inhalt des hauptwerkes, entstanden, indem die hier zu einem weltbilde zusammengefassten elemente sich sondern und zerbröckeln, mit immer deutlichern zeichen des verfalls. Zurückschreitend nimmt Herder die bestrebungen seiner jugend wider auf, und vor allen problemen versagt seine kraft; es bleibt nur der drang, erziehlich zu wirken. In diesem drange aber offenbart sich uns Herders eigenster, ursprünglicher beruf. Mit diesem drange von seiner zeit abgewiesen, gestaltet er sein ideal jenseits der wirklichkeit in dem plane der göttlichen erziehung des menschengeschlechtes; die gedanken selbst, aus seinem lebensgefühle zu personen belebt und nach einem feststehenden ethischen ideale gerichtet, sind gleichsam seine zöglinge. So ist sein ganzes denken nur abgelenkter beruf. Zugleich erscheint aber

seine unvollkommenheit in ihrer sozialen bedingtheit: er fällt ein opfer der zeit, die seinem wirkungsdrange nicht das rechte feld bot, die ihm nicht gestattete, seine persönlichkeit rein in taten auszuprägen. Reine darstellungen der persönlichkeit aber waren die werke der männer, die er nicht mehr verstand und in denen die zeit über ihn hinausschritt, die philosophie Kants und die kunst Goethes.

Der schlussabschnitt „Zur biologie des geistes" (s. 248—269) zieht aus der ganzen früheren untersuchung den methodischen gewinn; er ist für den, der sich über das vorliegende buch und die stellung seines verfassers ein urteil bilden will, der wichtigste. Indes muss ich mir hier eine eingehende zergliederung versagen; wie ja auch die vorstehenden bemerkungen in keiner weise den reichen inhalt des werkes erschöpfen konnten, vielmehr nur das verfahren des verfassers und die richtung, in der sein forschen sich bewegt, zu charakterisieren suchten.

Kühnemann fühlt sich im gegensatze zu einer geschichtschreibung der philosophie (und natürlich auch der litteratur), welche die einzelnen gedanken und systeme als etwas für sich bestehendes und als fertig gegebenes hinnimt, den bestand registriert und nach äusserlichen merkmalen ordnet. Dagegen gilt es für ihn, den gedanken zu fassen als erleben, als seelenbewegung der denkerpersönlichkeit in seiner psychologischen und sozialen bedingtheit, und so an stelle des naiven realismus, der die dinge als gegeben voraussetzt, den idealismus zu setzen, der allein der wahre realismus ist, insofern als nur er die wahre realität ergreift, „den psychischen process, in dem die welt, sei es in wissenschaft, in sittlichem leben oder in kunst, als reine darstellung der persönlichkeit lebenskräftig erzeugt wird" (s. 260).

Man sieht, der gegensatz ist derselbe, welcher vorhin zwischen Herder einerseits und jenen vorbildern reinen erlebens und kulturschaffens, Kant und Goethe, andrerseits festgestellt wurde. So ist denn die arbeit des verfassers ein baustein zu der gewaltigen kulturarbeit, die uns jene grossen genien als ihr kostbarstes vermächtnis hinterlassen haben: sie ist die begründung der geistesgeschichte im Kantischen sinne, gegründet auf das sichere fundament einer transscendentalen kritik, d. h. der untersuchung der bedingungen ihrer möglichkeit, der gesetze ihrer erzeugung. Dies ist der sinn jener einleitenden programmsätze. Nun wird auch das zusammenwirken philosophisch-systematischer und psychologisch-historischer forschung klar: soll der einzelne nach der art, wie seine persönlichkeit sich rein in kulturtaten darstellt, verstanden und gewertet werden, so bedürfen wir des ideals der rein entwickelten persönlichkeit als massstab; andrerseits kann nur die genaueste analyse des einzelfalles uns die bedingungen für die verwirklichung jenes ideals lehren.

Dieses schauen des innersten lebens in den äusseren werken der menschen, dieses aufspüren der inneren treibenden motive ist eine künstlertugend. Heinrich v. Kleist redet einmal (Briefe an seine schwester Ulrike hsg. v. A. Koberstein s. 49) von einer ihm von der natur verliehenen klarheit, die ihm zu jeder miene den gedanken, zu jedem worte den sinn, zu jeder handlung den grund nennt, und bezeichnet damit ein hauptgeheimnis des dichterischen schaffens. In der tat, um in dies innerste heiligtum der dichter- und denker-werkstatt einzudringen, und die natur in ihrer geheimsten arbeit zu belauschen, dazu bedarf es des künstlerischen schauens, das vermag nur, wer in sich selbst die wunder schöpferischen erlebens erfahren hat. „Wir bedürfen mehr als den gliedernden scharfsinn des verstandes, wir verlangen die sittlich erlebende, die anschauende vernunft" (s. 259).

Künstlerisch ist denn auch der eindruck des ganzen buches. Wie eine gewaltige tragödie rollt sich dies merkwürdige denkerschicksal vor uns ab mit scharf mar-

kierten einschnitten. Drei akte bilden den aufsteigenden teil: das eroberungslustige sichausbreiten in die welt, dann das finden des eignen selbst, endlich die gestaltung der welt zu einem abdrucke der eignen persönlichkeit. Dann aber, nachdem der höhepunkt überschritten, folgen verfall und katastrophe in immer schnellerem tempo, mit notwendigkeit sich ergebend aus der ersten anlage des Herderschen geistes und den umständen und verhältnissen, die ihn umgaben. Auch im einzelnen spürt man diese dramatische anlage: so in den häufigen hindeutungen auf das, was nun kommen muss; in der tragischen ironie (vgl. s. 60); in starken kontrasten, wie s. 139: „fiebernd vor erwartung greifen wir nach den philosophischen abschnitten des dritten teils, welche die principien der geschichtsphilosophie vorlegen. — Welche enttäuschung! Nichts als die alten bekannten abstraktionen!“ Hierher gehört auch der analytische aufbau des buches, wo zugleich mit dem fortschreiten der handlung die erkenntnis rückschreitend in die ersten ursachen eindringt. Es geht uns beim lesen desselben wie bei einer bergbesteigung: je höher wir aufwärts gelangen, um so weiter dehnt sich der horizont, um so vollständiger erhellt sich der zurückgelegte weg.

Künstlerisch wirkt endlich auch der stil des buches. Eine ungefähre vorstellung von der schreibart des verfassers kann der leser schon aus meiner inhaltsangabe entnehmen, die ich vielfach mit den worten des buches selbst gegeben habe. Nirgends verfällt der verfasser in leere schönrednerei; kein wort steht lediglich als klingende phrase da, vielmehr erfordert und erträgt jedes die genauoste prüfung und wägung seines inhaltes. Die künstlerische gestaltung der gedanken, die sich oft zu grosser wirkung erhebt, ist in der anlage und dem zwecke des buches begründet, welches nicht nur dem verstande des lesers objektive erkenntnis übermitteln, sondern ihm in den gedanken das seelenleben der schaffenden persönlichkeit zu fühlen geben und in ihrer kritik ein ideal der wissenschaft und des lebens predigen will. Dieser lebensgehalt der gedanken verlangt nach künstlerischem ausdruck, um als leben empfunden zu werden. Am schlusse des buches, wo die arbeit der erkenntnis getan ist, sammelt sich das begleitende gefühl zu selbständigem ausdruck in einer stimmungsvollen zukunftsphantasie, wie in volltönenden schlussakkorden.

Aber wie viele künstlerische momente auch in dem buche zusammenwirken, der zweck und plan des ganzen ist nicht ästhetisch, sondern wissenschaftlich. Nicht, um das geschaute im bilde festzuhalten und das gefühl des lesers in ästhetischem geniessen ruhen zu lassen, versenkt sich der verfasser in Herders seelenleben, sondern um an diesem einen so tief und umfassend durchforschten beispiele die gesetze des geisteslebens überhaupt zu studieren, und um aus ihm die methoden reinen, wissenschaftlichen denkens abzuleiten.

Die äussere ausstattung des buches verdient uneingeschränktes lob; auch die korrektur ist sehr sorgfältig. Sehr erwünscht ist das ausführliche inhaltsverzeichnis. Was den ausdruck betrifft, so sind einige auffallende wortbildungen zu erwähnen: wesenbar (s. 87), naturgemässig (s. 127), „Griechenheit“ statt des uns aus Schiller geläufigen „Griechheit“ (s. 137), entgegensatz (s. 252). Bisweilen finden sich weniger geschickte oder unklare satzbildungen; so s. 75: Die bedeutung innerer volkommenheit ist schönheit; s. 90: kampf um sich selbst; s. 137: der staat als das sittliche klima, der das werk des günstigen physischen fortsetzt; s. 268: Wie anders ihr (der wissenschaft) sprachlicher bruder, die poesie!; vgl. noch s. 181. 196 oben.

Dass die methode des verfassers allgemein angenommen werden, dass sie schule machen werde, glaube ich natürlich nicht; dazu ist sie zu sehr persönlich, zu sehr ein produkt von selten vereinigten faktoren. Aber die mahnung wird die litteratur-

geschichte allerdings daraus entnehmen können — und dies scheint ihr heute besonders not zu tun —, dass es mit dem feststellen und ordnen von sogenannten tatsachen nicht getan ist, sondern dass es die aufgabe der geistes- so gut wie der naturwissenschaft ist, die verwirrende fülle der erscheinungen, die sich den beobachtenden sinnen und dem forschenden verstande bieten, aufzulösen in ein spiel von gesetzen, und so „was in schwankender erscheinung schwebt, zu festigen mit dauernden gedanken.“ Als ein schritt zu diesem ziele sei die vorliegende schrift hier dringend empfohlen.

GÖTTINGEN. HEINRICH MEYER.

Bidrag til den ældste skaldedigtnings historie af Sophus Bugge. Christiania, H. Aschehoug & Co. 1894. (VIII), 184 s. 3,50 kr. (= 3,95 m.).

Das vorliegende buch, das von neuem die ausgebreitete belesenheit und das ungemeine kombinationstalent des ausgezeichneten norwegischen gelehrten auf das glänzendste betätigt, ist der eingehenden untersuchung der unter dem namen Bragis des alten überlieferten fragmente und des dem norwegischen dichter Þjóþolfr or Hvini zugeschriebenen Ynglingatals gewidmet. Bugge sucht den (bereits Beitr. 13, 201 angekündigten) beweis zu führen, dass diese dichtungen, die man bisher in das 9. jahrhundert zu setzen pflegte, einer so frühen zeit nicht angehören können, und will sie der 2. hälfte des 10. jahrhunderts zuweisen.

Seine behauptung sucht Bugge zunächst durch sprachhistorische deductionen zu erhärten. Ein hauptargument des verfassers ist, dass die synkope der schlusssilbenvokale, zum mindesten die synkope des *u*, im 9. jahrhundert in Norwegen noch nicht eingetreten sein könne, da noch in der runeninschrift des schwedischen Rökerstein, die er um 900 ansetzt, die formen *strandu*, *sunu*, *fiaru*, *karuʀ* sich finden, in der dänischen inschrift von Helnæs, die dem 9. jahrhundert angehören soll, ebenfalls *sunu* (acc. sg.) begegnet u. a. m.; durch einsetzung der unsynkopierten formen in die strophen Bragis (ich spreche zunächst nur von diesen) würde aber ihr metrischer bau zerstört. Ich will hierauf nicht entgegnen, dass keine einzige norwegische inschrift[1] die erhaltung des *u* auch für das westskandinavische bezeugt, da die sprachentwicklung doch wol im ganzen norden im wesentlichen gleichmässig vor sich gieng. Auch den einwand, dass mir — bei aller achtung vor den glänzenden ergebnissen der modernen runenforschung — die datierungen der einzelnen denkmäler noch keineswegs sicher erscheinen, will ich nicht erheben, sondern einfach annehmen, dass Bugge mit seiner behauptung, *u* sei im 9. jahrhundert noch nicht synkopiert worden, im rechte ist. Wenn er aber daraus den schluss zieht, das die gedichte von Bragi diesem jahrhundert nicht angehören können, so muss ich gegen die zulässigkeit einer solchen beweisführung protest erheben. Nur soviel liesse sich behaupten, dass die

1) Von norwegischen inschriften aus dem jahrhundert, das der besiedelung Islands vorauf gieng, haben sich — wenn die datierung richtig ist — nur zwei erhalten, die von Valby und Gimsö, und auf beiden sind formen, die für die streitfrage entscheidend wären, nicht anzutreffen (auf dem steine von Gimsö steht zwar *Nafʀsun*, aber Bugge behauptet, dass in dem enklitisch an den genetiv eines eigennamens angehängten *sunuʀ* die synkope weit früher vollzogen sei als in dem isoliert stehenden worte). Überhaupt glaube ich, dass im 9. jahrhundert die sitte, zum andenken an verstorbene runensteine aufzurichten, in Norwegen aus der mode gekommen war, denn sonst hätten die isländischen kolonisten, die so zäh an den alten gebräuchen hiengen, auch diesen in der neuen heimat sicherlich beibehalten. Bekanntlich aber weiss keine Islendinga saga von runensteinen etwas zu erzählen.

form, in der wir heute diese gedichte lesen, nicht die des 9. jahrhunderts ist, weil sie es eben nicht sein kann, da in den vier jahrhunderten, die zwischen der entstehung jener strophen und unseren handschriften liegen, nicht bloss die sprachformen sich geändert haben, sondern möglicherweise auch die metra eine umwandlung erlitten. Wenn es der zufall gewollt hätte, dass sich von dem goldenen horne und der auf ihm eingeritzten inschrift eine kunde bis in die litterarische zeit erhalten hätte, so würde diese inschrift in einem codex des 13. jahrhunderts wahrscheinlich lauten[1]:

Hlégestr Hyltingr horn þat ortak (oder *gørþak*).

Bugge würde von seinem standpunkte aus die nachricht, dass diese zeile in uralter zeit, lange vor der besiedelung Islands abgefasst sei, für erfunden und die inschrift für unecht erklären, da das metrum des fornyrđislag-verses durch die widerherstellung der ursprünglichen sprachformen zerstört würde. Dies wäre jedoch ein fehlschluss, denn der auf dem goldenen horne stehende vers:

Ek HlewagastiR HoltingaR horna tawido, d. i.

x] ´x`x | ´xx || ´x | ⏑́xx

war zu seiner zeit eine vollkommen korrekte langzeile im „fornyrđislag“[2], das eben damals auftakte und mehrsilbige senkungen noch gestattete. Ob dem „dróttkvætt“, falls es vor der durchführung der synkopierungsgesetze schon bestand, nicht dieselben freiheiten eingeräumt waren, können wir nicht wissen; jedesfalls aber wäre es voreilig diese möglichkeit zu läugnen.

Auch die tatsache, dass bei Bragi bereits einzelne keltische lehnwörter[3] sich finden, kann meines erachtens nicht beweisen, dass die gedichte erst im 10. jahrhundert abgefasst sind. Wir wissen, dass schon gegen ende des 8. jahrhunderts (795) die nordischen wikinger an den irischen küsten erschienen, und es ist daher zweifellos, dass sie den weg zu den nordschottischen inselgruppen, die auf ihren zügen nach westen eine natürliche etappe bildeten, weit früher müssen gefunden haben. Nehmen wir an, dass dies um 750 geschehen sei[4], so lag fast ein volles jahrhundert zwischen den ersten berührungen der Normannen mit den Kelten und der zeit, in

1) Vgl. Bugge, Tidskr. for phil. VI (1865) s. 317.

2) Ihr lassen sich z. b. altsächsische verse wie

líthocòspun bilúcan (Hêl. 2724)

an die seite stellen, die ich nicht mit Sievers für „erweiterte“ A, sondern für altertümliche A ansehe. In einer fornyrđislag-strophe der Röksteininschrift steht neben 4silbigen halbzeilen, die genau den regeln der späteren altn. metrik entsprechen, auch eine 5silbige:

Strandu Hræiđmarar,

also ein „erweitertes“ D, das durch die synkopierung des *u* zu einem regelmässigen D werden musste. Vgl. ferner verse mit auftakt wie: *in wange márir, ek Wiwar after* (Bugge, Norges inskrifter med de ældre runer, s. 24).

3) Bugge meint, dass in Bragis fragmenten auch ein französisches lehnwort enthalten ist, nämlich *rósta* „lärm“, obgleich ein verbum *rusta* „lärmen“ noch heute im schwedischen und norwegischen lebendig ist. Allerdings ist es bedenklich, dieses neunordische wort zu *rósta* in beziehung zu setzen, da der übergang von *ó* zu *u* sonst nur in der proklise erfolgt zu sein scheint (z. b. norweg. *gu'dag* < *god dag*), aber nicht minder unwahrscheinlich ist die annahme, dass dasselbe, kaum sehr gebräuchliche wort zu zwei verschiedenen zeiten nach dem norden importiert sein sollte.

4) Schon um 725 mussten sich die irischen anachoreten infolge der angriffe nordischer piraten von den Færöern zurückziehen (Zimmer, Ztschr. f. d. a. 32, 231).

welcher Bragi nach der gewöhnlichen annahme seine drápas verfasste, und dieser zeitraum war lang genug, dass „die impulse von den keltischen völkern selbständige formen sich schaffen konnten."

Ferner meine ich, dass die konsequenzen der Buggischen hypothese, nach der die fragmente Bragis eine fälschung des 10. jahrhunderts sein sollen, eine reihe von unwahrscheinlichkeiten ergeben. Dass ein dichter Bragi um die mitte des 9. jahrhunderts wirklich im westlichen Norwegen gelebt hat, gibt Bugge selber zu. Er räumt ferner ein, dass Ragnarr loðbrók (dessen person allerdings von der sage mit einem üppigen gewinde fabelhafter erzählungen umrankt und zu einem typus des wikingertums ausgestaltet ist) möglicherweise mit dem dänischen piratenführer (dux[1]) Ragneri identisch ist, der um 845 in Frankreich brandschatzte und bald darauf an der pest starb. Er meint endlich, dass wir den schwedischen könig, den die isländischen quellen Bjǫrn at Haugi nennen, in dem „rex Bern" widerfinden, mit dem nach der Vita Anskari von Rimbert der apostel des nordens kurz vor 830 in Schweden zusammentraf. Die beiden fürsten und der dichter waren also zeitgenossen, und es empfienge mithin die isländische tradition, nach welcher Bragi zu Ragnarr und Bjǫrn in beziehungen stand, einen rückhalt in der beglaubigten geschichte. Nun glaubt Bugge überdies den beweis führen zu können, dass in Bragis strophe, die die sage von Gylfi und Gefjon behandelt, suecismen sich erhalten haben! Wenn das wahr ist (ich hege meine bescheidenen zweifel), so würde jeder vorurteilsfreie mensch darin eine bestätigung der nachricht finden, dass Bragi sich tatsächlich in Schweden bei Bjǫrn at Haugi aufgehalten und dort seine strophe verfasst hat. Stammt diese dagegen erst aus dem 10. jahrhundert, so ist sie das werk eines fälschers, der so raffiniert war, dass er absichtlich, um seinem falsificate den schein der echtheit zu geben, schwedische formen einflickte! Und dieser raffinierte fälscher war zugleich so geistesarm, so vollständig aller eigenen gedanken bar, dass er seine produkte mühsam aus dem material, das ihm ältere gedichte darboten, zusammenleimen musste: er hat — als ein wahrer *skáldaspillir!* — die Hamþismǫl und Hárbarþsljóþ, die Atlakviþa und Helgakviþa geplündert, nicht minder Haraldskvæþi und Ynglingatal, die Arinbjarnarkviþa und andere gedichte von Egill Skallagrímsson, den Einarr skálaglamm, Vetrliþi und Þorbjǫrn dísarskáld! Mir scheint es wahrscheinlicher, dass die parallelen, welche Bugge aus diesen dichtungen zu den fragmenten Bragis beibringt, aus reminiscenzen an den alten skalden sich erklären, wie ich dies z. b. (Arkiv VII, 66) für Þjóþolfs Haustlǫng nachzuweisen versuchte[2].

Bei dem Ynglingatal (um nun zu diesem mich zu wenden) kann man freilich nicht den einwand erheben, dass das metrum im laufe der zeit geändert sein

1) Nach Bugges ansicht kann der verfasser unserer fragmente nicht jenen historischen dux besungen haben, da das prädikat *þengill,* das er ihm beilegt, im altn. nur den „könig" bezeichne. Aber die bedeutung des wortes kann sich in späterer zeit verengert haben; ags. *þenȝel* bedeutet nur „princeps, dominus".

2) Ich bin weit davon entfernt, heute noch alles aufrecht zu erhalten, was ich in meiner kleinen, schnell hingeworfenen gelegenheitsschrift (Kvæþabrot Braga ens gamla, Halle 1886) gesagt habe, und gebe gerne zu, dass manches darin „verfehlt" und übereilt ist. Wenn aber Bugge meint, dass in der halbstrophe *Nema svát góþ* usw. (nr. 2 meiner ausgabe) die lesart des Regius und Wormianus durch Haustlǫng 1 gestützt werde, so glaube ich doch darauf aufmerksam machen zu müssen, dass der text dieser Haustlǫng-strophe, wie Bugge ihn citiert, ohne allen zweifel corrumpiert ist, und dass ich die gründe, die ich im Arkiv a. a. o. für meine herstellung derselben beigebracht habe, noch immer für stichhaltig ansehe.

könne, denn hier hat selbstverständlich schon in dem original des dichters der regelmässige wechsel zwischen drei- und viersilbigen versen bestanden. Wenn aber Bugge aus dem umstande, dass die einsetzung unsynkopierter formen in das gedicht das metrum zerstört, den beweis herleitet, dass das Ynglingatal erst im 10. jahrhundert entstanden sein könne, so geht er dabei von der durchaus unwahrscheinlichen — wir können geradezu sagen: unmöglichen — voraussetzung aus, dass uns die strophen Þjóþolfs in ihrer echten und unverfälschten gestalt, wie sie aus dem munde des dichters kamen, erhalten seien. Wer kann die möglichkeit läugnen, dass verse, die durch den eintritt der synkope unkorrekt geworden waren, durch die abschreiber geändert sind[1] und dass an anderen stellen unabsichtliche modifikationen der ursprünglichen lesart eindrangen? Bugges beweis stützt sich auf drei (ganze drei!) verse. Der erste ist Yngl. 28[7]: *hæfis hjǫrr*. Das habe im 9. jahrhundert nach Bugge noch lauten müssen: *hæfis heruʀ*, was einen unmöglichen vers ergäbe. Setzen wir aber die beiden wörter um (was herausgeber aus metrischen gründen unzählige male getan haben), so erhalten wir: *heruʀ hæfis*, einen vers, der genau ebenso richtig ist wie *magar Þóris* in Egils Arinbjarnarkviþa 14[8] (Sievers, Altgerm. metrik § 71, 4 e). Ebenso lässt sich *bragnings buraʀ* (überliefert ist *burs*) 32[8] umstellen zu *buraʀ bragnings*, vgl. *hǫfuþ heiptrækt* 49[7]. Somit bliebe als einziger vers, der sich nicht ohne weiteres emendieren lässt, *viþ foldar þrǫm* 52[2] übrig, und auf diesen vers allein eine hypothese zu begründen, dürfte doch etwas verwegen sein. Wer kann beweisen, dass nicht *þrǫm* an stelle eines anderen wortes getreten ist, das schon im 9. jahrhundert einsilbig war? Vgl. z. b. *jarþar skaut*, Sn. E. I, 328.

Die sprachliche form des Ynglingatals kann also kaum beweisen, dass das gedicht erst im 10. jahrhundert entstanden ist. Ebensowenig kann dies aber aus dem vorkommen des wortes *flæmingr* geschlossen werden, das Bugge wol mit recht als „flämisches schwert" erklärt. Denn daraus, dass die Norweger erst um 820 an den küsten Flanderns zu heeren versuchten, folgt nicht, dass sie in Flandern verfertigte waffen damals zuerst kennen lernten; diese können ja auf dem handelswege weit früher nach dem norden importiert worden sein, wie ja auch die Damascener klingen lange vor den kreuzzügen in Europa bekannt waren. Beweisend ist es auch nicht, dass bei Þjóþolfr poetische formeln[2] und eigennamen sich finden, die auch in den eddischen gedichten vorkommen, denn die ersten waren zum grossen teile altes erbgut und die letzten beweisen doch höchstens, dass die mythen, in denen die träger der namen auftreten, dem Þjóþolfr sowol wie den dichtern der Edda geläufig waren. Erst dann könnte von einem beweise die rede sein, wenn es sich erhärten liesse, dass jene mythen im 9. jahrhundert noch nicht entstanden waren. Bugge ist ja allerdings dieser ansicht, aber die zum teil halsbrechenden etymologien, die den

1) Dass ältere dichtungen umgearbeitet wurden, um den anforderungen einer moderneren technik zu genügen, ist aus der mhd. litteratur bekannt. Und in unserem falle war das eine kleinigkeit. Wir dürfen nicht vergessen, dass „die sprachform in den ältesten isländischen und norwegischen handschriften in allem wesentlichen dieselbe ist, wie die in der sprache der runeninschriften von 800—1000" (Wimmer, Die runenschrift s. 341).

2) Kenntnis der Vǫluspǫ́ soll durch Yngl. 21: *þá's bræþr tveir | at bǫnum urþusk* (vgl. Vsp. 54: *bræþr munu berjask | ok at bǫnum verþask*) bewiesen werden! Aber *verþa at bana* ist eine uralte, gemeingermanische formel (vgl. Hildebrandslied 54, Béow. 587. 2203, Hêl. 644), die jedem dichter, der davon zu berichten hatte, dass jemand seines kindes oder seines bruders mörder wurde, sich von selbst aufdrängen musste.

fremden ursprung der heidnischen götterlehre erweisen sollen (*Byleistr* < *Beelzebub, Fornjótr* < *Phoroneus, Garmr* < *Cerberus* u. a. m.), werden ausserhalb des nordens wenige gläubige finden. Dass *Vé* der heilige geist sei, hat schon E. H. Meyer in seinem buche über die eddische kosmogonie behauptet und Bugge spricht es nach; wir dürfen aber wol fordern, dass er zunächst den beweis liefert, dass das dem got. *weihs* entsprechende adjectiv noch zur zeit der wikingerzüge in den skandinavischen sprachen existierte[1]: in den litterarischen denkmälern ist es ebensowenig wie in runeninschriften gefunden worden, und auch die ags. sprache kennt es nicht[2]. Dass der götter- (und zwergen-) name *Vili* (wofür bei Egill die nebenform *Vílir* begegnet) mit *vili* „voluntas" identisch sei, soll auch erst bewiesen werden. Vorläufig beharre ich bei der ansicht, dass die Skandinavier (ebenso wie die Inder, Griechen und Litauer) selbständig darauf gekommen sind, eine trias an die spitze ihres götterstaates zu stellen, und nicht erst durch die heilige trinität der christlichen kirchenlehre dazu angeregt wurden.

Gewichtiger sind zweifellos die historischen gründe, die Bugge für die spätere datierung des Ynglingatals ins feld führt. Nach der angabe Snorris in der vorrede zur Heimskringla wäre Þjóþolfr or Hvini dichter des königs Haraldr schönhaar gewesen und habe auch auf könig Rǫgnvaldr heiþumhæri, einen sohn des Ólafr geirstaþaálfr und brudersohn Halfdans des schwarzen, das Ynglingatal gedichtet. Diese nachricht, die in anderen quellen widerholt wird, sucht Bugge als falsch zu erweisen. Er meint, dass sie nur aus missverstandenen angaben im Ynglingatal selbst construiert ist und dass ein könig Rǫgnvaldr von Vestfold oder Grenland, der ein zeitgenosse von Haraldr schönhaar gewesen sein soll, gar nicht existiert hat, da diese landschaften von anfang an zu Haralds reiche gehörten und nur während seiner abwesenheit sein oheim Guttormr in der Vík als stellvertreter die regierung führte. Daher glaubt Bugge, dass das Ynglingatal einen britannischen könig nordischer abkunft gefeiert habe, wenn er es auch nicht wagt, einen bestimmten Rǫgnvaldr aus dem 10. jahrhundert (die quellen kennen aus jener zeit mehrere „könige" dieses namens) als denjenigen zu bezeichnen, dem das gedicht gewidmet ist. Diese meinung ist deshalb nicht unwahrscheinlich, weil auch die norwegischen könige in Dublin ihr geschlecht von den Ynglingern ableiteten, und sie gewinnt an glaubwürdigkeit durch den von Bugge geführten nachweis, dass irische gedichte aus dem 10. jahrhundert und noch früherer zeit nach form und inhalt so genau mit dem Ynglingatal übereinstimmen, dass sie geradezu als vorbilder desselben betrachtet werden müssen[3]. Endlich macht Bugge darauf anfmerksam, dass in der zweiten hälfte des 10. jahrhunderts tatsächlich ein Norweger mit dem namen Þjóþolfr or Hvini gelebt hat, da unter den helden Olaf Tryggvasons, die mit ihm auf dem „langen drachen" in der schlacht bei Svoldr kämpften, ein Þorgrímr or Hvini Þjóþolfsson erscheint, nach

1) Zu *weihs* stellt man das st. n. *vé* „tempel" (ags. *wíh, wéoh;* alts. *wîh*) und das pl. tantum *véar* „götter"; aber das adjectiv selbst hat sich nur in den alten eigennamen auf *-vér* erhalten, falls die deutung Bugges (Norges indskrifter med de ældre runer s. 12) richtig ist.

2) Vgl. meine ausführungen in der Theol. litt. zeitung XVII (1892) sp. 42.

3) Ich möchte mir aber doch erlauben, einen ganz bescheidenen zweifel zu äussern, ob die keltische philologie (die doch noch tief in den kinderschuhen stecken muss, wenn einer ihrer bedeutendsten vertreter es sich nicht zutraut, eine vollständige übersetzung von einem schwierigeren texte zu geben) wirklich schon soweit vorgeschritten ist, dass sie eine genaue datierung der alten denkmäler vornehmen kann? Mir wird

Bugge ein sohn des verfassers des Ynglingatals, den man also mit einem älteren dichter gleiches namens, der zu Harald schönhaars zeiten gelebt haben mag, verwechselt hat. Dieser jüngere Þjóþolfr or Hvini kann dann auch, wie die isländischen quellen berichten, auf den dänischen jarl Strutharald († um 985) gedichtet und für Þorleifr spaki, den zeitgenossen von Olaf Tryggvason und Eiríkr jarl, die Haustlǫng verfasst haben, während es für ausgeschlossen gelten muss, dass ein skalde Harald schönhaars noch gegen ende des 10. jahrhunderts am leben war.

Ich meine also, das wir — nicht aus sprachlichen und metrischen gründen (diese versagen, wie ich oben erwiesen zu haben glaube, den dienst) — wol aber auf grund historischer und litterarhistorischer indicien das Ynglingatal mit Bugge in das 10. jahrhundert werden versetzen müssen. Aber ich sehe nicht, dass wir dadurch genötigt sind, auch für die fragmente Bragis eine spätere entstehungszeit anzunehmen, zumal da einzelne spuren altertümlicher sprach- und versformen in ihnen noch deutlich sichtbar sind[1]. Dass in den eddischen liedern eine einfachere und schmucklosere darstellung herrscht[2], beweist gar nichts, da diese lieder und die skaldischen dróttkvættstrophen ganz incommensurable grössen sind und beide dichtweisen noch lange neben einander herlaufen. Übrigens hege ich schon seit längerer zeit ernste zweifel, ob man nicht neuerdings die älteren schichten der eddischen lieder zu spät datiert. Die frage würde erledigt sein, wenn die behauptung Zimmers, dass die Nibelungensage in ihrer jüngeren gestalt bereits gegen ende des 9. jahrhunderts durch norwegische wikinger nach Irland verpflanzt worden sei, als richtig sich erwiese. Aber die parallelen zwischen irischer und nordischer heldensage, auf welche Zimmer aufmerksam macht, sind nicht zahlreich und nicht charakteristisch genug, um beweiskräftig zu sein: auch schiesst er augenscheinlich in seinem eifer, möglichst viel im irischen leben und dichten auf nordischen einfluss zurückzuführen, über das ziel

es schwer daran zu glauben, dass eine so rohe, barbarische, phrasenhafte und geistlose, von den gröbsten zoten wimmelnde poesie befruchtend auf die skandinavische sollte eingewirkt haben. Diese kann keine bessere folie empfangen, als die irischen „heldensagen" des „älteren kreises" (man vergleiche z. b. die schöne geschichte von den königinnen (!), die sich dadurch unterhalten, dass sie einen schneehaufen mingendo zum schmelzen bringen, und auf diejenige, die in diesem geistreichen sport den sieg davon trägt, so eifersüchtig werden, dass sie sie töten: Ztschr. f. d. alt. 32, 218). Die vielgerühmte „kultur" des volkes wird ausserhalb des bereiches der klöster nicht gross gewesen sein; offenbar war das pygmäengeschlecht der Iren körperlich und geistig den Germanen nicht gewachsen, eine inferiore, für fremdherrschaft und geistige knechtung prädestinierte rasse.

1) S. Kvæþabrot Braga ens gamla s. 8. Gegen zwei von den dort aufgestellten behauptungen hat Bugge widerspruch erhoben: das von mir aus dem handschriftlichen *aptr* hergestelte *apt*, das ihm 1888 noch plausibel erschien (Om runeindskriften paa Rökstenen og paa Fonnaasspænden s. 6), beanstandet er jetzt wol mit recht auf grund der von Hj. Falk gemachten einwendungen, und *Ermenrekr* betrachtet er als eine unnordische namensform, die schon bekanntschaft mit der südgermanischen sage verrate (?).

2) Gegen die auch von Bugge (s. 111) citierte äusserung von Steenstrup, der sich darüber wundert, dass schon um 850 die norwegische poesie so schwerfällige bilder solle gekannt und bei den zuhörern eine so grosse gelehrsamkeit solle vorausgesetzt haben, hat schon Gust. Storm (Kritiske bidrag til vikingetidens historie s. 45) mit recht eingewandt, dass man nicht a priori die einfachere poesie für die ältere erklären dürfe. Sollte das ein kritisches princip werden, so behauptet vielleicht ein gelehrter des 3. jahrtausends, dass Goethe und Heine vor Hoffmannswaldau gelebt haben.

hinaus[1], und die etymologischen partien verraten hier und da eine ungenügende kenntnis der nordischen sprache[2]. Es wäre aber interessant zu erfahren, wie Bugge zu der hypothese Zimmers sich stellt.

Bugges ausführungen haben mich also nur teilweise überzeugt. Gleichwol stehe ich nicht an, sein buch zu den bedeutendsten werken zu rechnen, die auf dem gebiete der altnordischen litteraturgeschichte erschienen sind, da er eigentlich zuerst die frage nach der echtheit der ältesten norwegischen skaldendichtungen in fluss gebracht hat. Die zweifel, die andere vor ihm geäussert haben, wollen wenig besagen gegenüber diesem mit der ganzen wucht solider gelehrsamkeit und kritischen scharfsinns unternommenen angriffe. Dass die gelegentlichen bemerkungen über einzelne schwierigere stellen in den werken altnordischer dichter sehr vieles richtige und treffende enthalten und das verständnis dieser poesie erheblich fördern, sei zum schlusse noch besonders hervorgehoben[3].

1) Zu streichen ist z. b., was Zimmer (Ztschr. f. d. a. 32, 332) über nordgermanische züge in der irischen Ercoilsage vorträgt: das isländische *hestavíg* war etwas ganz anderes, als was Weinhold im Altn. leben (auf das Zimmer sich beruft) daraus macht.

2) So operiert er z. b. in seinem versuche, ir. *fiann* aus altn. *fjándi* herzuleiten (Ztschr. f. d. a. 32, 92) mit der lediglich neuisländischen pluralform *féndr;* für *lægđir, lægđa* (ebda s. 152) wäre *lagđir, lagđa* zu setzen, was dem ir. *lægda* nicht mehr genau entspräche.

3) Ich freue mich konstatieren zu können, dass die s. 126 anm. gegebene erklärung von strophe 6 der Arinbjarnarkviþa im wesentlichen mit der kürzlich (Sagabibl. III, 310) von mir vorgeschlagenen zusammentrifft. Dass die stelle eine anspielung auf den mythos von Ǫþinn und Gunnlǫþ enthält, dürfte wol nicht mehr bezweifelt werden. Nur in der erklärung des wortes *maki* weichen wir von einander ab: ich würde Bugges auffassung (als der einfacheren) den vorzug geben, wenn *maki* in der bedeutung „conjux“ schon im altn. nachweisbar wäre.

KIEL, 16. DECBR. 1894. HUGO GERING.

Germanische werbungssagen. Von **K. Wolfskehl.** I. Hugdietrich. Jarl Apollonius. Darmstadt, A. Bergsträsser. 1893. 33 s. 1 m.

Die vorliegende arbeit ist zunächst nur ein aus zwei teilen bestehendes fragment, das jedoch bereits das endziel des angekündigten werkes ahnen lässt: der verfasser will die germanischen werbungssagen aus einem altgermanischen naturmythus erklären und in engsten zusammenhang mit dem nahanarvalischen Dioskurenpaare des Tacitus bringen. Im ersten teile, in dem ganz am schlusse die werbung Hugdietrichs verarbeitet wird, soll der riese Vasolt, wie er uns im Eckenliede und bei Caspar von der Rön entgegentritt, als sturmdämon erwiesen werden, dessen kraft in seinem haupthaare liegt, in dem die sturmgebärende, flatternde wolke symbolisch dargestelt sei; durch sein „weibliches“ haar sei Vasolt das mythische parallelstück zu dem priester jener Dioskuren, der *muliebri ornatu* geschmückt war. Mit Vasolt deckt sich der sturmgott Óđinn, nur dass dieser nirgends mit weiblichem haare erscheint. Aber auch dies wird aus der überlieferung herausconjiciert: Óđinn ist bei Rindr erst zum ziele gelangt, als er in weibsgestalt zu ihr getreten war; diese frauengestalt ist aber das jüngere, ursprünglich waren es nur die weiblichen haare, durch die er zu seinem ziele kam (s. 23). An Óđins stelle ist in der süddeutschen sage Hugdietrich getreten, der die Hildeburg gewint, indem er als jungfrau verkleidet bei ihr eindringt. Natürlich wird auch die Hartungensage mit verarbeitet. Hier baut Wolfskehl blind-

lings auf Müllenhoffs deutung. — Der verfasser ist unstreitig in der litteratur seines themas wol bewandert, allein ihm fehlt ein weiterer blick und mit ihm die wünschenswerte kritik der quellen und der litteratur. Seiner methode vermag ich ebensowenig beizustimmen wie dem resultate seiner forschung.

Im zweiten stück (Jarl Apollonius) wird das gedicht „vom Weltweib“ (Hoffmann, Hor. belg. II nr. 14) mit der Apolloniussage in der Þiðrikssaga zusammengebracht. Ich halte diesen beweis für gelungen. Die tatsache lässt sich auch geschichtlich leicht erklären: das niederdeutsche lied oder die sage, aus der es geflossen, kam mit anderen stoffen nach Norwegen, wo sie der sagaschreiber an die Ironsage angeknüpft hat. Dagegen mythischen hintergrund hier zu wittern, halte ich für ebensowenig angebracht wie in der Hugdietrichsage.

LEIPZIG. E. MOGK.

Die sprache der skalden auf grund der binnen- und endreime, verbunden mit einem rimarium von **Bernhard Kahle.** Strassburg, Karl J. Trübner. 1892. VIII und 303 s. 7 m.

Das buch Kahles zerfällt in zwei teile: einen darstellenden, der nach einem einleitenden kapitel über die reimtechnik der skalden in drei abschnitten vokalismus, konsonantismus und einigte punkte der formenlehre behandelt und dann auf zwei seiten die ergebnisse zieht, und einen statistischen, das rimarium, das von seite 93 bis zum schlusse des buches reicht. In dem kapitel über die reimtechnik konstatiert Kahle zunächst auf grund statistischer tabellen das allmähliche seltenerwerden der vollreime in den ungeraden verszeilen und analysiert dann die reimbindungen der konsonanten, zunächst nach der zahl der gebundenen konsonanten (einfacher konsonant: einfachem konsonanten, einfacher konsonant: erstem konsonanten einer gruppe, usw.), dann nach der art der konsonanten (muta: muta + liqu., usw.), woran sich belege für die bindung tonloser und tönender konsonanten schliessen. Die dankenswerten und fleissigen zusammenstellungen leiden nur daran, dass das induktionsmaterial nicht vollständig ist; eine auswahl von fünf skalden aus dem 11. bis 14. jahrhundert, wie sie z. b. Kahle bei der untersuchung über das abnehmen des vollreimes an ungeraden stellen zu grunde legt, gewährt doch wol nur unsichere schlüsse. Auch die druck- oder rechenfehler sind störend, die in den statistischen tabellen schlimm gehaust haben; so z. b. ergibt die zusammenstellung unter 1) in der tabelle auf seite 6 nicht 560, sondern 554, wodurch die procentzahl von 10,71 auf 10,83 steigt; die summe 80 unter 1) auf seite 12 oben stimmt weder mit den einzelnotierungen des verfassers, denn diese geben addiert 75, noch mit der wirklichen zahl der fälle, denn bei *Þjóþólfr hvinverski* ist 10 zu 14 zu korrigieren und die gesammtsumme beträgt alsdann 79; und dergleichen noch öfter. Wer also in die lage kommt, sich dieser statistischen tabellen bei einer arbeit zu bedienen, der wird nicht umhin können, fleissig nachzuaddieren und procente zu berechnen, was für einen philologen nicht immer die angenehmste arbeit sein dürfte. Auch die citatenziffern sind von druckfehlern nicht frei; so begegnen z. b. unter den wenigen citaten aus Wisén in tabelle XI (s. 23) die fehler *flo* (sic): *tíva þjóþ hv. Wis. 19* statt 9, seite 24 zeile 2 14 für 15, und auch andere druckfehler haben sich eingeschlichen: Brage, Ragn. dr. 2, 3 heisst es bei Wisén *mære,* nicht *mæve; leiþiþir* l. *leiþiþir* (im zweitnächsten citat); für *Skál.* in zeile 2 der tabelle (sub a) muss *Skúl.* stehen, wie überhaupt mit den abbreviaturen *Ein. Skál.* [Einarr skálaglamm] und *Ein. Skúl.* [Einarr Skúlason]

der druckfehlerteufel sein böses spiel getrieben hat; ich notiere nur aus dem ersten kapitel, dass s. 16 *Skúl.* für *Skál.* steht, ebenso s. 18 z. 5, umgekehrt *Skál.* für *Skúl.* s. 19 oben, s. 21 sub IX a [wo es übrigens *Wis. 58* heissen muss], s. 23, s. 27 z. 9 und 13. — Die unkorrektheit des druckes betrifft übrigens gleichmässig das ganze buch, und es darf in dieser beziehung fast als ominös angesehen werden, dass dem leser gleich auf einer der ersten seiten unter anderen kleinen fehlern die merkwürdige gleichung „$^1/_3$ = erste hälfte“ entgegentritt! Die unsicherheit, die den benutzer des buches zwingt, jedes citat nachzuschlagen, ist bei einem werke, dessen grösster teil als nachschlagebuch dienen soll, unangenehm, und im interesse des verfassers, von dessen fleiss und ehrlichem streben die ganze mühsame arbeit zeugt, muss man diese äusseren mängel, die sich bei genauer korrektur hätten vermeiden lassen, beklagen. Um billig zu sein, darf man allerdings nicht vergessen, welche schwierigkeiten die korrektur einer aus tausenden von citaten bestehenden arbeit bereitet.

Die Kapitel II—IV beschäftigen sich mit den folgerungen, die sich für die grammatik, speciell die lautlehre aus den reimen ergeben; Kahle geht ausführlich auf die fragen des *u*- und *v*-umlautes ein, und gibt ein (allerdings kaum ganz hinreichendes) resumé über die schwankenden und widerstreitenden erklärungen und untersuchungen des problems, wobei er sich hauptsächlich Wadstein anschliesst. Es folgt die behandlung der brechung und einiger anderer vokalischer probleme, wobei — wie überhaupt in diesem kapitel — das durcheinander historisch-polemischer betrachtungen und der darstellung des in skaldenreimen gegebenen materials vielleicht unvermeidlich war, aber die übersicht über die tatsächlichen verhältnisse etwas unbequem macht. Kürzer und übersichtlicher ist der konsonantismus behandelt, auffallend kurz das „Aus der formenlehre“ überschriebene kapitel. Gerade an diesem letzten zeigt sich, dass die sprache der skalden nicht auf grund der binnen- und endreime allein dargestellt werden kann, sondern zum mindesten auch die zeugnisse der metrik eingezogen werden müssen; und damit ist der schwache punkt in der anlage des ganzen werkes berührt: die allzu kleine basis, auf der sich das gebäude einer darstellung der skaldensprache, mit andern worten der norwegisch-isländischen sprachentwicklung in einer zeit, für die uns die skaldenfragmente (und Eddagedichte) fast allein auskunft geben, erheben soll. Und ist diese enge basis (die der verfasser übrigens noch enger gezogen hat als es wünschenswert wäre, denn er berücksichtigt ohne ersichtlichen grund nicht das ganze überlieferte material) auch ausreichend gesichert? Bei untersuchungen, wie die in Kahles buche angestellten sind, muss die textkritik eine vollkommen gesicherte grundlage bereits geliefert haben, ehe eine auf formelle beobachtung gegründete ableitung sprachhistorischer resultate beginnen kann. Wiséns Carmina Norrœna sowie die Unger'schen ausgaben der Heimskringla und Konungasögur können diesen anspruch nicht erheben; ehe aber eine ausgabe der skalden mit vollständigem kritischen apparat vorliegt, ist es überhaupt fraglich, ob ein versuch, die sprache der skalden darzustellen, zu abschliessenden resultaten führen kann. Die antwort wird wol im allgemeinen verneinend ausfallen, und damit ergibt sich auch ein billiges urteil über die schwachen seiten von Kahles versuch; der darstellende teil muss schon wegen der beschaffenheit des benutzten materials an wert hinter dem Rimarium zurückstehen, und die beständige bezugnahme auf sprachhistorische theoreme, die in ihrem umfange weit über das gebiet der skaldensprache hinausreichen, zeigt am deutlichsten, dass die meisten der hier berührten probleme ihre lösung nicht auf diesem engbegrenzten gebiete finden können. Unbillig wäre es,

darüber die anerkennung für den fleiss und die ehrliche mühe, die sich der verfasser gegeben hat, zu vergessen, und den nutzen unbetont zu lassen, den das Rimarium für grammatische und metrische zwecke bietet; ganz leicht zu heben sind freilich seine schätze nicht, denn auch hier muss der benutzer erst die nachprüfung der citate und richtigstellung der nicht seltenen druckfehler vornehmen, und kein register hilft dem benutzer, der aus der menge gleichgiltiger belege diejenigen hervorsuchen will, die etwa über das vorkommen von doppelformen (wie z. b. *fram* und *framm*, *fyrðar* und *firðar* usw.) auskunft geben, oder sonstwie wert für die beleuchtung einer wortform oder grammatischen erscheinung besitzen. Ein solches wortregister, das die stellen anführte, an denen ein wort nach seinen verschiedenen grammatischen seiten behandelt ist, würde viel dazu beitragen, die wertvollen belege und erörterungen, die sich zu einzelnen formen und glossen in dem buche finden, hervorzuheben und leichter zugänglich zu machen; es würde vielleicht auch bei der arbeit selbst den verfasser auf manche versehen aufmerksam gemacht haben, die sich bei der isolierten betrachtung der einzelnen verszeilen eingeschlichen haben (vgl. z. b. die bemerkungen Finnur Jónssons Ark. f. nord. fil. IX, 384), ihn manches haben scheiden lassen, was nach der reimrubrik jetzt zusammengeworfen steht (so z. b. vermindert sich die zahl der beweisstellen für *j* als spirans auf s. 69 um die fälle, wo *g* intervokalisch vor palatalen vokalen steht; sowol die schreibungen isländischer handschriften (z. b. *segir*) als auch die moderne aussprache, die ein so feiner phonetiker wie Henry Sweet in diesen fällen konstant als halbvokal, nicht als spirans notiert — vgl. z. b. die Specimens of Icelandic in seinem Handbook of Phonetics — machen rätlich, diese fälle von den übrigen abzusondern) u. dgl. m. Seit dem erscheinen des buches sind teils direkt durch recensionen berufenerer fachmänner, als referent es ist, teils indirekt durch verschiedene abhandlungen und werke, von denen besonders Gíslasons Udvalg af oldnordiske skjaldekvad zu nennen ist, verschiedene einzelheiten im darstellenden teile korrigiert und überholt worden; dieser umstand verwehrt mir, der ich erst in letzter stunde als ersatzmann die anzeige des buches übernommen habe, vom heutigen bereicherten standpunkte unsres wissens aus ein vor drei jahren erschienenes buch in einzelheiten zu kritisieren, über die der verfasser selbst inzwischen seine meinung berichtigt haben dürfte. Es liegt in der art eines solchen grammatisch-statistischen werkes, dass seine mängel mehr ins auge fallen als der nutzen, den es gewährt. Dieser nutzen wäre noch grösser gewesen, wenn der verfasser das ganze material in sein Rimarium aufgenommen hätte; doch auch so bleibt neben dem verfrühten und unzulänglichen in der arbeit der wert der tatsächlichen beobachtungen und belege bestehen und gibt dem verfasser das anrecht auf dankbare anerkennung seiner mühe.

BRESLAU. O. JIRICZEK.

Über den einfluss des hauptsatzes auf den modus des nebensatzes im gotischen. Von prof. dr. **V. E. Mourek.** Aus den sitzungsberichten der königl. böhmischen gesellschaft der wissenschaften; vorgelegt am 5. december 1892 (s. 263 bis 296).

In meiner abhandlung „Der gotische optativ" (Ztschr. VIII, 1—38) habe ich in bezug auf den einfluss des hauptsatzes auf den modus des nebensatzes folgende regeln aufgestellt:

1. (Bedingungssatz.) Fällt die bedingung in die zukunft, oder widerholt sich dieselbe in gegenwart und zukunft, und enthält der hauptsatz den imperativ oder den

adhortativus, oder ist er selbst ein finalsatz im optativ, so schien dem Goten auch die bedingung, von der jener abhängt, in die sphäre des gedachten zu gehören, und der sprachgebrauch erforderte den optativ. Dasselbe gesetz gilt von den relativ- und temporalsätzen und ist auch im ahd. in kraft (s. 26).

2. (Relativsatz.) Häufiger findet sich, wie im ahd., der optativ in solchen relativsätzen, die einen künftigen oder in gegenwart und zukunft sich widerholenden fall bezeichnen, an den, wie an eine bedingung, das eintreten der handlung des hauptsatzes geknüpft ist; an die stelle des *saei* könnte *jabai hvas* treten, und im griechischen steht oder müsste doch nach dem klassischen sprachgebrauche *ἄν* mit dem conjunctiv stehen. Auf diese relativsätze also findet die regel der bedingungssätze anwendung: sie stehen bei nachfolgendem (richtiger „übergeordnetem“) imperativ, adhortativus und bei übergeordnetem finalsatze im optativ. Doch ist wahrzunehmen, dass die regel nicht ganz so streng durchgeführt ist, wie bei den bedingungssätzen (s. 33).

3. Der optativ steht ferner ausnahmelos im relativsatze, wie im ahd., wenn die existenz des im relativsatze umschriebenen begriffes durch eine negation im hauptsatze geleugnet oder durch die fragende (hypothetische) form desselben als unsicher hingestellt wird (s. 35).

4. (Temporalsatz.) Ganz wie im bedingungs- und relativsatze steht der optativ bei *biþe* und *þan*, wenn der hauptsatz eine aufforderung enthält oder ein finalsatz übergeordnet ist und der nebensatz ein einzelnes künftiges oder in gegenwart und zukunft sich widerholendes ereignis bezeichnet (s. 37).

Ganz ähnliche sprachliche erscheinungen hat O. Erdmann bei Otfrid und anderen ahd. schriftstellern, auch im mhd., teilweise sogar im nhd. nachgewiesen, s. Untersuchungen über die syntax Otfrids § 232 fgg.; Grundzüge der deutschen syntax § 192 fgg. Vgl. auch für das mhd. Bock, QF. 27 (Strassburg 1878); Weingartner, programm Troppau 1881, sowie die eingehenden untersuchungen von Ullsperger, programme des staatsgymnasiums in Smichow 1884—1886.

Gegen meine aufstellungen wendet sich der in der überschrift bezeichnete aufsatz Moureks. Mourek leugnet zwar die „assimilierende“ kraft des optativs im hauptsatze nicht ganz, schreibt ihr aber geringe wirksamkeit zu; zur erklärung des optativs im nebensatze komme man überall mit dessen eignen umständen aus. Dem imperativ im hauptsatze erkennt er eine einwirkung auf den modus des hauptsatzes gar nicht zu, der negation nur eine beschränkte.

Seine darlegung hat mich nicht überzeugt, und es liegt mir ob, das, was ich vor 17 jahren behauptet habe und noch für richtig halte, zu verteidigen. Zuvörderst ein zugeständnis: um möglichen misverständnissen vorzubeugen, hätte ich auf s. 26 vielleicht das dort aufgestellte gesetz so fassen sollen: Fällt die bedingung in eine noch nicht gewisse zukunft oder widerholt sich dieselbe in gegenwart und zukunft, und enthält der hauptsatz den imperativ oder den adhortativus, oder ist er selbst ein finalsatz im optativ, so pflegt der Gote im nebensatz, wenn dessen inhalt es gestattet, den optativ zu setzen. Dass ich nicht meinte, der optativ stehe auch im widerspruche mit der beschaffenheit des nebensatzes und mit der logik, ergibt sich übrigens aus meiner darstellung auf s. 27 von selbst.

Eine erklärung der erscheinung versucht Erdmann in den Grundzügen § 196. Ich möchte noch einen versuch zur erwägung geben. Wilmanns gibt in seiner Deutschen grammatik s. 194 folgende erklärung des umlauts: Das *i* wurde in der weise in die stammsilbe aufgenommen, dass die zunge, noch ehe sie den trennenden konso-

nanten artikulierte, schon die stellung, die das *i* verlangte, einzunehmen trachtete. Was hier auf phonetischem gebiete vorgieng, könnte sich auch auf dem logischen ereignet haben; nämlich der dem gebiete des vorgestellten angehörige, fast immer nachfolgende hauptsatz könnte den nebensatz in dies gebiet hineingezogen haben. Freilich darf man sich den vorgang nicht als ganz unbewusst denken; das beweisen die wol überlegten, von mir auf s. 27. 34 angeführten ausnahmen.

Mourek handelt zuerst von den bedingungssätzen. Den s. 36 von mir angeführten belegen für das aufgestellte gesetz habe ich 11 ausnahmen gegenübergestellt, die teils darauf beruhen, dass die bedingung zweifellos tatsächlich ist (z. b. Joh. XVIII, 8 *jabai nu mik sokeiþ, letiþ þans gaggan ïl* — ζητεῖτε), wohin die fälle mit dem präteritum gehören (z. b. Röm. XI, 17 *jabai sumai þize aste usbruknodedun, iþ þu intrusgiþs warst — ni hvop ana þans astans*), oder dass sie, entsprechend der ansicht des angeredeten, für den augenblick als tatsächlich angenommen wird (hierher auch das von mir übersehene Mt. XXVII, 42), teils, wie ich damals annahm, auf nachlässigkeit des übersetzers oder unrichtiger überlieferung zurückzuführen sind (Röm. XIII, 4. I. Kor. VII, 12 *gawilja ist.* II. Kor. X, 7; bei übergeordnetem finalsatze II. Kor. IX, 4). Mourek hat noch drei weitere, von mir übersehene stellen dieser art nachgewiesen (I. Kor. VII, 15. 21. Gal. V, 15). Sehen wir von den fällen wirklicher oder angenommener tatsächlichkeit ab, so stehen den 36 von mir gegebenen belegen 7 ausnahmen gegenüber; meine behauptung (s. 27) „die ausnahmen sind selten“ dürfte demnach unanfechtbar sein. Über einige von Mourek falsch ausgelegte stellen s. unten.

Über die ausnahmen darf man sich nicht wundern; sie stehen in gleicher reihe mit manchen anderen grammatischen unregelmässigkeiten der gotischen übersetzung. Wulfila fand keine litterarisch durchgebildete und gefestigte sprache vor; wenn er nicht überall mit strenger folgerichtigkeit verfährt, so ist sein werk im ganzen darum nicht weniger der bewunderung wert. Vielleicht ist daher der verdacht unrichtiger überlieferung für jene stellen unbegründet.

Neben diesen ausnahmen führt Mourek als beweis gegen das von mir aufgestellte gesetz ferner an, dass der modus des nebensatzes neben imperativischem hauptsatze bisweilen wechsele, welche fälle ich auf s. 27 einzeln erklärt habe; ferner, dass sich der optativ des nebensatzes auch bei indicativ im hauptsatze finde (s. meine abhandlung s. 24), was niemand als beweis gegen meine ausführungen ansehen wird; endlich, dass der optativ des nebensatzes in allen fällen aus dessen eigner beschaffenheit erklärbar sei: er sei entweder euktiv (d. h. er drücke, neben der bedingung, den wunsch des redenden aus), oder dubitativ (d. h. er stelle die bedingung als zweifelhaft hin), oder potential. Die beiden letzten kategorien fallen im grunde zusammen; die erste erkenne ich nicht an: ich glaube nicht, dass ein bedingungssatz seiner form nach so gestaltet werden könne, dass daraus der wunsch des redenden, die bedingung möge sich verwirklichen, zu erkennen sei. „Euktiv“ soll z. b. sein Mc. IX, 22 *jabai mageis, hilp unsara;* wenn ich Mourek recht verstehe, soll also *jabai mageis* dort bedeuten: „wenn du kannst — und, dass du könnest, wünschen wir.“ Dies halte ich für undenkbar. Auf solche weise erklärt Mourek Joh. XII, 26, eine stelle, die ich als deutlichen beweis für den einfluss des adhortativus hervorgehoben hatte: „*jabai mis hvas andbahtjai* (und das wünsche ich), *mik laistjai — jah jabai hvas mis andbahteiþ* (ob er's tut oder nicht, ist seine sache, ich will es nicht entscheiden, aber sicher ist:) *sweraiþ ina atta.*“ Ist das *andbahtjan* an zweiter stelle weniger wünschenswert, als an der ersten? Woher denn

die verschiedene wendung des gedankens, wenn nicht der einfluss der verschieden gestalteten hauptsätze sie hervorrief?

Potential, d. h. subjektive annahme und ungewissheit über das eintreten der bedingung ausdrückend, ist der optativ des nebensatzes in allen diesen fällen. Ob er auch „ironisch potential" sein könne (*jabai hvas habai ausona hausjandona* „wenn jemand etwa ohren hat zum hören — und er dürfte sie wol haben" s. 272) ist mir sehr zweifelhaft.

Drei stellen, die Mourek unter den ausnahmen aufführt, hat er entschieden falsch aufgefasst. Zu Joh. IX, 22 *gaqeþun sis Judaieis, ei, jabai hvas ina andhaihaiti Xristu, utana synagogais wairþai* bemerkt er, *jabai hvas andhaihaiti* sei ein irrealer vordersatz, was undenkbar ist; in direkter rede würde es heissen: *jabai hvas ina andhaitai — wairþai.* II. Kor. XI, 20 (*usþulaiþ, jabai hvas izvis gaþiwaiþ* gehört nicht unter die ausnahmen von meiner regel, denn *usþulaiþ* ist, wie das griechische ἀνέχεσθε γάρ beweist, indicativ. II. Kor. XIII, 5 gehört ebenso wenig dazu; der satz mit *nibai* (nisi forte —) ist von den imperativen *fraisiþ* und *kauseiþ* durch einen zwischensatz getrennt, so dass jene keinen einfluss üben konnten.

Auf s. 271 wirft mir Mourek widerspruch vor; „*jabai* mit optativ", sagte ich s. 24, „bezeichnet die bedingung als rein gedacht; ob sie sich verwirklichen kann oder nicht, kommt nicht in betracht." Dies soll sich mit s. 2 nicht vereinigen: „Es findet (beim optativ) ein subjektiver anteil des redenden von grösserer oder geringerer stärke statt, durch welchen sich die aussage als wunsch, geheiss, vermutung oder annahme darstellt." Unter „annahme" verstand und verstehe ich, was ich s. 24 als „rein gedacht" bezeichnete, z. b. εἰ τὰ παρὰ τοῖς ἄλλοις εἰδείης κακά, ἄσμενος ἔχοις ἄν, Νικοφῶν, ἃ νῦν ἔχεις (denken wir uns einmal, nehmen wir an, dass —). Über den unterschied dieser satzart von *jabai* = εἰ mit indicativ (eines haupttempus) möge sich Mourek aus einer beliebigen schulgrammatik, z. b. der griechischen von Curtius § 536. 546, oder aus meiner gotischen § 182 unterrichten. Bei seiner definition der letztgenannten satzform (s. 268) vermisse ich klarheit.

Ich gebe noch folgende zahlen zur erwägung: *jabai* mit indicativ des präsens findet sich nach Schulze Glossar 136 mal, teils griechischem εἰ mit indicativ des praesens, teils ἐάν mit conjunctiv des praesens oder aorists entsprechend. Mit dem optativ des praesens steht *jabai* 48 mal; darunter 36 mal so, dass imperativ oder adhortativus oder ein finalsatz im optativ übergeordnet ist; da ist doch wol der schluss gerechtfertigt, dass nicht zufall gewaltet hat, sondern ein sprachliches gesetz vorliegt.

Im zweiten abschnitt redet Mourek von den relativsätzen. Wie ich auf s. 32 deutlich gesagt habe, handelt es sich dabei um die relativsätze, die einen künftigen oder in gegenwart und zukunft sich widerholenden fall bezeichnen und durch einen bedingungssatz ersetzt werden können. Den unterschied zwischen sätzen, wie „wer gestohlen hat, ist ehrlos" und „dieser mann, der gestohlen hat, ist ehrlos" scheint aber Mourek nicht anzuerkennen; indem er es unternimmt meine regel, dass jene hypothetischen relativsätze im optativ stehen, wenn ein imperativ oder adhortativus oder finaler optativ übergeordnet sei, zu widerlegen („von einer solchen regel kann gar nicht die rede sein"), führt er eine menge von beispielen an, die gar nicht hierhin gehören, weil der relativsatz teils tatsächliches aus der gegenwart enthält, teils sogar vergangenes bezeichnet; diese stellen sollen beweisen, dass der modus des hauptsatzes ohne einfluss sei! Schon sein erster beleg gehört nicht hierher: in Mt. X, 27 *þatei qiþa izwis in riqiza, qiþaiþ in liuhada* (ὃ λέγω, nicht ἃ ἂν λέγω) bedeutet *þatei qiþa izwis* „das, was ich euch (jetzt tatsächlich) sage", nicht „was ich euch

künftig etwa sagen werde." Ebenso unrichtig ist das zweite beispiel gewählt, mit dem praeteritum: Mc. I, 44 *atbair fram gahraineinai þeinai þatei anabauþ Moses.* Moureks auf solche belege begründete beweisführung ist daher durchaus hinfällig. Dass das gesetz nicht ohne ausnahme durchgeführt ist, dass zuweilen, wo man den optativ erwartet, der futurische indicativ des praesens steht, habe ich selbst s. 34 anerkannt.

Auch dass bei übergeordnetem finalsatze im relativsatze der optativ stehe, leugnet Mourek; aber auch hier hat er seine belege zum teil übel gewählt. In Joh. V, 36 (*þo waurstwa, þoei atgaf mis atta, ei ik taujau þo*) ist nicht der finalsatz, sondern der relativsatz übergeordnet. In Kol. IV, 16 (*aipistaule*) *þoei ist us Laudeikaion* (*ei*) *jus ussiggwaid* liegt kein hypothetischer relativsatz vor; ebenso wenig Mc. X, 35. II. Kor. XII, 6. I. Thess. IV, 12. Mehrere belege waren am praeteritum als nicht hierher gehörig auf den ersten blick zu erkennen.

Bei Moureks eigener erklärung der optative wird der euktiv wider mit herangezogen, z. b. Phil. 3, 15 *swa managai swe sijaima fullawitans, þata hugjaima* (also „alle, die wir vollkommen sind", mit dem nebengedanken „dass wir es doch alle wären?"). In I. Thess. V, 21 *þata goþ sijai gahabaiþ* soll *sijai* potential, in Eph. V, 10 *gakiusandans þatei sijai wailagaleikaiþ fraujin* dubitativ sein; ich vermag keinen unterschied zu erkennen.

Noch auffallender als in den bisher besprochenen abschnitten tritt unklarheit des grammatischen wissens und denkens in dem hervor, was Mourek über den optativ nach negativem hauptsatze sagt. In dem satze Luc. I, 61 *ni ainshun ist in kunja þeinamma saei haitaidau þamma namin* trifft die negation den inhalt des nebensatzes: das nennen mit diesem namen findet nicht statt. Dagegen Mt. X, 37 *saei frijoþ attan seinana aiþþau aiþein seina ufar mik, nist meina wairþs* trifft sie ihn nicht: es sind ja fälle vorhanden, in denen das mehr-lieben stattfindet, vgl. Joh. XII, 35 *saei gaggiþ in riqiza, ni wait hvaþ gaggiþ* usw. Nur auf jene erste gattung von sätzen bezieht sich meine regel, dass hier der optativ stehe; sie erleidet keine ausnahme; die von Mourek zur widerlegung angeführten beispiele gehören sämtlich der zweiten an, soweit sie nicht — ein ebenso auffallender irrtum — indirekte fragesätze, nicht relativsätze, sind, wie Joh. VII, 27 *Xristus biþe qimiþ, ni manna wait, hvaþro ist.*

Bei übergeordneter frage ist zu unterscheiden, ob die frage negativen sinn hat und rhetorisch ist, und ob die darin liegende negation sich auf den nebensatz erstreckt; in diesem falle ist der optativ erforderlich, z. b. II. Kor. XII, 13 *hva ist þizei wanai weseiþ* „ihr habt nichts entbehrt"; II, 2 *hvas ist saei gailjai mik* „niemand erfreut mich." Ganz anders geartet sind fälle, wie Lc. XX, 2 *hvas ist saei gaf þus þata waldufni,* denn das geben hat stattgefunden; vgl. Lc. VI, 3 *niu þata ussuggwud þatei gatawida Daveid* usw. Auch hier wirft Mourek die verschiedenen arten durch einander; doch hat er eine von mir übersehene ausnahme von meiner regel angeführt: I. Kor. IV, 7 *hva habais þatei ni namt,* wo man *nemeis* erwartet[1].

Ebenso wenig glück wie mit den relativsätzen hat Mourek mit den temporalsätzen gehabt. Meine behauptung ging dahin, dass temporalsätze der zukunft mit *þan* und *biþe* bei übergeordnetem imperativ, adhortativus, finalsatze im optativ

1) In meiner abhandlung hätte ich die anders gearteten sätze Lc. VII, 49 *hvas ist sa saei frawaurhtins afletai* und Mc. XIV, 14 *hvar sind saliþwos þarei paska — matjau* unterscheiden sollen; *afletai* drückt, wie Mourek richtig sagt, den zweifel der pharisäer aus; *þarei matjau* „wo ich essen könnte".

stehen. Dass bei *unte* und *und þatei* der sprachgebrauch zwischen optativ und (futurischem) praesens schwankt, habe ich selbst konstatiert. In einem falle I. Kor. XIV, 26 *hva nu ist, þan samaþ garinnaiþ?* nahm ich einfluss des fragenden hauptsatzes an[1]. Von einer einwirkung der negation im hauptsatze habe ich überhaupt nichts gesagt; sie könnte bei temporalsätzen nur in verbindungen wie griechisch *οὐκ ἔστιν ὁπότε* eintreten, und solche kommen nicht vor.

Mourek will zuerst beispiele des indicativs nach hortativem hauptsatze anführen; mit *þan* ist nur ein von mir erwähntes zu finden: Mc. XIII, 29 *swah jah jus, þan gasaihviþ þata wairþan, kunneiþ*, wo Mourek erklärt: „gesetzt den fall, ihr sehet dies werden", eine hypothetische bedeutung, die *þan* nicht hat; vielmehr scheint der indicativ des praesens das zweifellos in zukunft zu erwartende zu bezeichnen, wie Mc. XII, 23 *in þizai usstassai, þan usstandand, hvarjamma ize wairþiþ qens* und sonst. Sodann folgen beispiele des indicativs neben fragendem hauptsatze, die wider zum teil ein praeteritum enthalten, also gar nicht hierher gehören; dann eine aufzählung von temporalsätzen im indicativ nach negativem hauptsatze, dessen „negation offenbar auch den inhalt des nebensatzes trifft"; hierbei herscht dieselbe unklarheit, wie bei den relativsäten, vgl. Mc. XII, 25 *þan usstandand, ni liugand ni liuganda*. Mt. XXVII, 12 *miþþanei wrohiþs vas, ni waiht andhof*. Wie Mourek meinen konnte, der nebensatz werde hier von der negation des hauptsatzes betroffen, ist mir unverständlich. Dass die von finalsätzen abhängigen temporalsätze im optativ stehen, wofür ich neun belege angab, „ist gewiss nur zufall".

Bei Moureks eigener erklärung des optativs in temporalsätzen tritt auch hier der „euktiv" mit auf, z. b. Lc. I, 20 *sijais þahands und þana dag ei wairþai þata*, bei dem worte des engels an Zacharias: er würde also sagen: „sei stumm bis auf den tag, da dies geschieht, und dass es geschehe, wünsche ich." Das heisst zwischen den zeilen lesen.

Ich kann auch bei diesem abschnitte nicht finden, dass das von mir behauptete von Mourek irgendwie widerlegt wäre.

Es folgen nun die aussagesätze[2], d. h. die von einem verbum der rede, der wahrnehmung, des wissens und meinens abhängigen nebensätze mit *ei*, *þatei* und die sogenannten indirekten fragen. Mourek erklärt hier den optativ „in den meisten fällen" für dubitativ, indem der redende seine zweifel über die richtigkeit der aussage andeute (s. 289); in anderen fällen sei er „eher potential" (s. 291), wie Mt. IX, 28 *ga-u-laubjats þatei magjau þata taujan?* Nach den verben des wollens und der willensäusserung soll er „euktiv (hortativ, final)" sein; fallen diese drei kategorien zusammen? Als final betrachtet Mourek eigentümlicher weise (s. 292) auch die optative, wie Mc. VIII, 2 *ni haband hva matjaina*. Was die von verben der rede, der wahrnehmung, des wissens und meinens abhängigen sätze betrifft, so stimmt Moureks ansicht mit der meinigen (s. 12. 13) und der Erdmanns (Grundzüge § 198, nicht 194,

1) Ich glaube jetzt eher, dass hier ein schreibfehler (für *garinniþ* vorliegt; den optativ weiss ich nicht zu erklären. Gelegentlich bemerke ich gegen Mourek, dass *þande(i)* stets causal, nicht zeitpartikel ist; Joh. XII, 35. 36, wo es für *ἕως* zu stehen schien, haben die besten handschriften und namentlich der Alexandrinus, der dem gotischen texte am nächsten steht, *ὡς*, wonach meine ausgabe zu berichtigen ist.

2) Der begriff „aussagesatz" ist hier über das ihm dem wortlaut nach zukommende gebiet ausgedehnt, eine ungenauigkeit, deren ich mich selbst (s. 12) schuldig gemacht habe. Mourek rechnet hierher auch die nebensätze nach verben des wollens und der willensäusserung, wie befehlen, bitten u. dgl. Auf keinen fall durfte er Lc. I, 43 *hvaþro mis þata, ei qemi aiþei fraujins meinis at mis?* hierher rechnen (s. 289).

wie Mourek s. 285 citiert. 196. 197) überein; das verhältnis des redenden zu der von ihm berichteten aussage oder meinung, sein fürwahrhalten oder sein zweifel und seine verwerfung sind es, die den modus bestimmen. Nur in wenigen fällen (s. 14) glaubte ich den optativ aus dem verhältnis grammatischer abhängigkeit an sich, und in der indirekten frage (s. 17) durch den einfluss eines übergeordneten optativs erklären zu müssen. Man sieht unter diesen umständen nicht, welchen gegner Mourek (s. 285 „die regel (welche?) wird vollkommen hinfällig") zu widerlegen sucht, indem er eine lange reihe von aussagesätzen und indirekten fragen im indicativ neben adhortativem, fragendem, finalem, hypothetischem hauptsatze aufzählt; die indicativischen aussagesätze nach negativem hauptsatze will er nur anführen, ohne viel gewicht darauf zu legen, da man überall darauf hinweisen könne, dass die negation den inhalt des hauptsatzes nicht direkt treffe. Ich will noch bemerken, dass er die deliberativen fragen von den in seinem sinne dubitativen hätte scheiden sollen: Phil. I, 22 *hvaþar waljau, ni kann* enthält einen anderen optativ als Mt. XXVII, 49 *let ei saihvam qimaiu Helias nasjan ina.*

Im letzten abschnitt handelt Mourek von den folgesätzen und sucht auch hier nachzuweisen, dass kein einfluss des hauptsatzes stattfinde und der modus sich ausschliesslich nach dem inhalt des nebensatzes selbst richte. In der tat ist ein solcher einfluss kaum wahrnehmbar und der indicativ überwiegend; einige fälle des optativs nach *swaei, swaswe* glaubte und glaube ich jedoch durch das verhältnis grammatischer abhängigkeit erklären zu müssen (s. 22) und kann Moureks auslegung nicht billigen; II. Kor. VIII, 5. 6 z. b. kann der optativ *swaei bedeima* unmöglich final sein. II. Kor. I, 8 *ufarassau kauridai wesum ufar maht, swaswe skamaidedeima uns jah liban* erklärt er „so dass wir uns bald (d. h. beinahe) geschämt hätten"; der ausdruck des „beinahe" dürfte dann nicht fehlen. Eher kann ich mich mit seinen bemerkungen zu Röm. VII, 6 (*swaei skalkinoma* beabsichtigte folge) und II. Kor. III, 7 (*swaei ni mahtedeina sunjus Israelis fairweitjan* „so dass — nicht im stande gewesen wären") befreunden.

Zum schluss werden die elliptischen sätze mit *ni þatei (þeei)* besprochen, die Mourek als causal betrachtet. Unzweifelhaft ist Joh. VI, 26 causal, wo der indicativ steht; nicht wol denkbar aber z. b. Phil. IV, 11. 17. Ich glaube nach wie vor, dass diese sätze eine irrige ansicht ablehnen sollen und dass man sie sich durch *qiþa* oder *skal ahjan* (man muss annehmen) vervollständigt zu denken hat.

Am schlusse meiner beurteilung angelangt, fasse ich meine meinung dahin zusammen: was Mourek in betreff der bedingungs-, relativ- und temporalsätze hat beweisen wollen, hat er nicht bewiesen; seine ansichten über aussage- und folgesätze enthalten nichts wesentlich neues.

Die erneute beschäftigung mit der frage, inwiefern im deutschen der hauptsatz auf den modus des nebensatzes einwirke, hat mich veranlasst die gedichte Walthers von der Vogelweide daraufhin durchzusehen[1]; ich glaubte schon längst bemerkt zu haben, dass im mhd. wesentlich derselbe sprachgebrauch hersche, wie im gotischen und ahd. Dies hat sich bestätigt, und es sei mir gestattet für die übereinstimmung einige belege zu geben. Die stellen citiere ich nach Lachmanns ausgabe.

Bedingungssätze, die einem imperativ untergeordnet sind, stehen im optativ: 50, 33 *sich nider an mînen fuoȥ, sô dû baȥ enmügest.* 85, 34 *frowe'n lât iuch*

[1) Vgl. auch die dissertation von Knepper, Tempora und modi bei Walther von der Vogelweide. Münster 1889. Nicht alle hierher gehörige fälle sind dort genügend erwogen. O. E.]

niht verdriezen mîner rede, ob si gefüege sî. 69, 16 *wellest du mir helfen, sô hilf an der zît; sî abe ich dir gar unmaze, daz sprich endelîche.*

Ebenso neben adhortativem optativ: 74, 6 *sî mir ieman lieber, maget oder wîp, diu helle müeze mir gezemen.*

Neben optativischem nebensatze: 28, 24 *sî abe er so hêre, daz er dâzuo sitze, sô wünsche ich, daz sîn ungetriuwe zunge müeze erlamen.*

Relativsätze neben imperativ stehen im optativ: 55, 6 *nû tuo mir, swie du wellest.* 19, 37 *wol ûf, swer tanzen welle nâch der gîgen!*

Ebenso nach wünschendem oder aufforderndem optativ: 19, 2 *swer nu des rîches irre gê, der schouwe, wem der weise ob sîme nacke stê.* 20, 4 *der in den ôren siech von ungesühte sî — daz ist mîn rât — der lâz den hof ze Dürengen frî.* 11, 13 *swer dich segene, sî gesegent; swer dir fluoche, sî verfluochet.* Recht bezeichnend ist 42, 15 *swer verholne sorge trage, der gedenke an guotiu wîp: er wirt erlôst,* verglichen mit 93, 17 *swer guotes wîbes minne hât, der schamt sich aller missetât.*

Bei übergeordnetem optativischem nebensatze: 5, 15 *nû bite in, daz er uns gewer durch dich, des unser dürfte ger.*

Wie im gotischen, so wechseln auch bei Walther zuweilen die modi neben einem hauptsatze: 71, 14 *der mîn ze friunde ger, und wil er mich gewinnen, der lâz alselhe unstætekeit.* Vgl. 29, 34.

Besonders auffallend sind einige stellen, in denen der optativ, infolge der abhängigkeit von einem imperativ oder optativ, über sein gebiet hinausgreifend, unzweifelhaft tatsächliches bezeichnet. So in dem gebet an Christus 24, 24 *als ir* (der jungfrau Maria) *der heilic engel pflæge — als pflig ouch mîn,* und sogar in einem causalsatze: 70, 35 *sô ich in underwîlen gerne sæhe, sô ist er von mir anderswâ; sît er dâ alsô gerne sî, sô sî ouch dâ.* Vgl. die anmerkungen von Wilmanns in seiner ausgabe zu 29, 26. 51, 22. Auch elliptischer ausruf pflegt den optativ nach sich zu ziehen, selbst wenn er nicht, wie das oben angeführte *wol ûf, swer tanzen welle nâch der gîgen,* eine aufforderung enthält. So 28, 21 *er schalc, in swelhem leben er sî, der dankes triege;* 22, 31 *er gouch, der für diu zwei ein anderz kiese.*

Die angeführten beispiele sind aus einer weit grösseren zahl ausgewählt. Ausserhalb solcher satzgefüge ist der optativ des praesens im bedingungs- und relativsatze zwar nicht unerhört, aber selten; 41, 25 *rüemære und lügenære, swâ die sîn, den verbiute ich mînen sanc, und ist âne mînen danc, obs alsô vil geniezen mîn.* 29, 22 *belîbe er dort, sô lachent ir; kom er uns friunden wider hein, sô lachen wir.* Unverständlich ist mir der optativ 5, 27 *daz ûz dem worte erwahsen sî* (Christus aus der verkündigung), *daz ist von kindes sinnen frî* [s. Erdmann, Grundzüge § 203].

Unbedingt notwendig ist freilich der optativ des bedingungs- oder relativsatzes nach übergeordneter aufforderung oder finalem optativ nicht, ebenso wenig wie er im gotischen folgerichtig durchgeführt ist. Nicht häufig sind jedoch bedingungssätze, die sich der regel entziehen, wie 95, 33 *spotte er niht darumbe mîn, ob im sîn liep iht liebes tuot.* Relativsätze solcher art sind häufiger: 110, 22 *daz müeze uns beiden wol werden vollendet, swes ich getar an ir hulde gemuoten.* Wilmanns s. 135 *swer küssen hie ze mir gewerben wil, der werbe ab ez mit fuoge.* Auch das gotische hat bei den retalivsätzen mehr ausnahmen.

Beim rückblick auf die ganze abhandlung erkenne ich an, dass Mourek auf seine arbeit grossen fleiss verwant hat; aber es ist ihm, wie mir scheint, nicht gelungen zu beweisen, dass im gotischen der modus des hypothetischen, relativen und temporalen nebensatzes von dem des hauptsatzes ganz unabhängig sei, und seine beweisführung selbst verrät bisweilen unzureichende grammatische schulung.

Von demselben verfasser liegt mir, ein beweis eifriger und fleissiger fortsetzung seiner studien, ein stattlicher quartband vor, betitelt: Syntaxis složených vět v gotštině, erschienen in den schriften der kgl. böhmischen gesellschaft der wissenschaften, Prag 1893. IX und 334 s. 4. Ein auszug in deutscher sprache (Syntax der mehrfachen sätze im gotischen) ist s. 287—334 angehängt, aus dem ich hier nur entnehme, dass der verfasser (s. 312 u. a.) die anschauungen der oben besprochenen monographie im wesentlichen festhält. Auf s. 301—304 werden die merkwürdigen gotischen beispiele von moduswechsel in beigeordneten sätzen scharfsinnig besprochen. Genauer auf das einzelne einzugehen muss ich mir hier versagen, namentlich wegen meiner unkenntnis der böhmischen sprache, in welcher der haupteil des werkes geschrieben ist. Doch bemerke ich, dass die gotischen belegstellen in dem hauptwerke durchweg völlig ausgedruckt sind, so dass ein ungefährer überblick über den gedankengang des verfassers auch dem der böhmischen sprache unkundigen leser möglich wird. [Eben gieng mir noch zu: Mourek, zur syntax des ahd. Tatian. Sitzungsber. der k. böhm. akad. vom 12. oktbr. und 17. decbr. 1894. Prag, in comm. bei Fr. Řivnáč. 28 und 51 s. O. E.]

ERFURT IM OKTOBER 1894. E. BERNHARDT.

MISCELLEN.

Zur altsächsischen bibeldichtung.[1]

Im folgenden will ich zu der in so vortrefflicher ausgabe erschienenen altsächsischen Genesis einige bemerkungen machen, wie sie sich mir bei der interpretation und quellenforschung ergeben haben.

I. bruchstück.

Vers 10. Die handschrift hat *thē*: das abkürzungszeichen (meistens erscheint es ja deutlicher, vgl. z. b. v. 305) glaube ich noch zu erkennen. Es liegt kein grund vor, *them* in *thes* zu ändern, weil es von dem ags. übersetzer missverstanden ist. *sorogon for them sīđa* bedeutet „angst haben vor dem schicksal". Dass *sīđ* auch im as. in diesem sinne gebraucht werden konnte, dazu mussten wendungen wie vers 1/2 *ubilo gimarakot unkaro selbaro sīđ* führen; *for* mit dem dativ findet sich in der gleichen bedeutung auch Hel. 4757 *drōbde for themu dōde*.

Vers 12 fgg. In der Vulgata, der sich ja der dichter hauptsächlich anschliesst, wird über die folgen des sündenfalles, von denen das erste bruchstück handelt, gar nichts gesagt; ebensowenig in den lateinischen kommentaren zur Genesis. Gedanken,

1) Vgl. meine übersetzung und abhandlung in der beilage zur Allg. zeitung vom 23. febr. 1895. — Ferner haben inzwischen über die as. Genesis gehandelt, konnten aber im folgenden nicht mehr berücksichtigt werden: Koegel, R., Gesch. d. deutschen litteratur, ergänzungsheft. Strassburg 1895; Sijmons (Versl. en mededeel. der kgl. akad. van wetensch. III. r. XI, 149 fgg. — mir leider noch nicht zugänglich); Holthausen und Jellinek (Zs. f. d. a. 39, 52 fgg.; 151). Betreffs v. 10 treffe ich mit Koegel und — wie die red. mir gütigst mitteilt — mit Sijmons, betreffs v. 22 mit Koegel und Holthausen zusammen.

wie sie der schilderung der hölle (v. 2—5) zu grunde liegen, mochten dem dichter vielleicht aus manchen homilien geläufig sein, man vgl. z. b. den Homiliarius des Paulus Diaconus nr. LX,LXII (Migne, Patrol. 95, 1206. 1209). Anders aber ist die komposition in vers 14 bis 23 zu beurteilen: da ist doch gewiss eine in sich abgerundete dichterische vorlage anzunehmen. Sievers hat diese bekanntlich in den versen des Alcimus Avitus III (de sententia Dei), 323 fgg. erkennen wollen, s. Mon. Germ. auct. ant. VI, 2 pag. 233. Da heisst es: „Die elemente brechen ihre fesseln. Das meer erregt der sturm, und es schwellen die wogen. Vom schwarzen himmel herab, zur strafe für die undankbare menschheit, giessen die wolken hagelschauer, und der himmel neidet der erde das grün. Ja die erde selbst erbebt und will trügerisch, was auf ihr herrlich erwuchs, vernichten. Das war damals beschieden dem ersten menschenpaare." Demgegenüber lässt der altsächsiche dichter den Adam klagen über hunger und durst, über stürme von allen himmelsrichtungen, über hagelschauer und kälte, über hitze, die sie nackt ertragen müssen, und über den mangel an allem lebensunterhalt. Das einzige gemeinsame motiv sind also die hagelschauer. Ferner: hätte der Sachse hier den Avitus benutzt, so würde er sich gewiss bei der schilderung der hölle (vers 2 fgg.) ebenfalls an ihn angeschlossen haben, vgl. v. 204 fgg.

Angustatur humus strictumque gementibus orbem
Terrarum finis non cernitur et tamen instat.
Squalet et ipse dies, causantur sole sub ipso
Subductam lucem, caelo suspensa remoto
Astra gemunt tactusque prius vix cernitur axis.

Ich möchte vielmehr eine beeinflussung durch das gedicht *in Genesin ad Leonem papam* annehmen, welches im 5. jahrhundert von einem gewissen Hilarius[1] verfasst ist. Es heisst da (ed. Peiper, Corp. script. ecclesiast. XXIII, 237) v. 164 fgg.:

culpa comes sequitur, peccato obnoxia vita
debilitat vires, caelo venientia dona,
aethere demissus paulatim deficit ignis.
frigore peccati torpentia corda rigescunt:
cura cibi ventrisque subit et cura tegendi
corporis, et sacrum subeunt mortalia pectus.

Ferner v. 175 fgg.

tum primum venti coepere incumbere terris,
intempestivus descendere nubibus imber:
fulmina tum primum caelo deiecta sereno,
horrida tum grando turbatos verberat agros.
tonitrua altisono infractus murmurat aether.

Vers 22. Ich vermute *ni te skadowe ni te scûra,* also einen vers nach dem typus A; vgl. 231a, 272a. In zeile 9 der handschrift glaube ich hinter *biuoran* drei *m*-striche und dann die reste eines *t* zu erkennen; das dann folgende deutliche *e* und *sk* sowie meine weiteren ergänzungen stimmen zu Braunes angaben (s. 43). Der sinn ist: „und wir haben hier keinerlei schutz, weder schatten (gegen die sonne) noch schirmdach (gegen das unwetter), und es sind uns hier keinerlei vorräte zum mahle gegeben. *scûr* bedeutet, wie noch heute in ndd. gegenden, „schauer = schirmdach" und ist bereits von dem ags. übersetzer misverstanden worden; *scat* fasse ich nicht mit Braune als „geld", sondern allgemeiner als „besitz, vorrat".

1) Keineswegs ist es Hilarius von Poitiers, wahrscheinlich auch nicht Hilarius von Arles (429—449); es hat im 5. jahrhundert viele Hilarii in Gallien gegeben.

II. bruchstück.

Vers 32—42. Mit recht meint Braune (s. 33), dass es wenig nützen würde, einzelne kleine gedanken des dichters als gelehrte reminiscenzen nachzuweisen. Ich tue es hier auch nur, um zu zeigen, dass, wie der verfasser des Heliand die expositiones zu den evangelien, so der dichter des alten testamentes die Genesiskommentare (etwa des Isidor, Beda, Alkuin, Hraban und Angelom) benutzt hat. Welche von diesen erklärungen ihm vorgelegen haben, wissen wir natürlich nicht; wir sehen nur, dass ihm die in jenen kommentaren stets aufs neue widerholten deutungen bekannt waren. So wird die frage Gottes (v. 32/33) durch den zorn motiviert, vgl. z. b. *interrogat Deus Cain non tamquam ignarus eum, a quo discat, sed tamquam iudex reum, quem puniat* (Beda, Alkuin und Hraban, Migne 91, 66; 100, 525; 107, 504). Ebenso vgl. zu v. 40—42 z. b. Isidor (a. a. o. 83, 224) *fallax enim Cain interrogatio* oder Beda's Hexaëmeron (91, 66) (*responsio*) *stulta, cum illum falli posse putabat* oder Alkuin, Interr. et respp. in Genesin (100, 525) *cui Cain ad cumulum peccati sui fallaciter ac superbe respondit;* vgl. Angelom, Migne 115, 148. Es ist nun auch begreiflich, dass der dichter gerade solche stellen der Vulgata, die den kommentatoren schwierigkeiten machten, fortgelassen hat, vgl. unten v. 164 fgg. 277 fgg.

Vers 72 fgg. Höchst auffällig ist die fassung des urteils: dem mörder, der zur strafe friedlos, also doch flüchtig (vgl. ags. *flýma*) sein müsste, wird friede gesetzt, und in frieden (*an treuwa*) mag er leben; dann aber heisst es *fluhtik scalt thu endi frêðig libbian.* Eine solche inkonsequenz sollte man dem dichter, der sich im Heliand mit den schwersten widersprüchen gewant auseinandersetzt, nicht zutrauen! Auch der ganze folgende abschnitt fällt gegen das übrige werk bedeutend ab: die übermässig breiten klagen v. 87b bis 95a könnte man ohne schaden entbehren, und die langweiligen widerholungen (v. 103 fgg. und v. 115 fgg.) sind ebenso unbegreiflich wie die plumpe anknüpfung v. 140.

III. bruchstück.

Vers 160 fgg. Dass — wie Braune meint — die auffassung des wortes *tabernaculum* im kirchlichen sinne zu der schilderung des opfers geführt habe, ist nicht notwendig: der dichter hat wahrscheinlich an die erwähnung des altars in Mamre (Gen. 13, 8) angeknüpft.

Vers 164 fgg. Abraham erblickt die drei engel und geht ihnen entgegen, verneigt sich aber vor Gott allein. Die göttliche einheit gegenüber der dreiheit (bekantlich wird diese stelle von den kommentatoren mystisch auf die dreieinigkeit gedeutet) ist schon v. 158 hervorgehoben worden. Eine parallele dazu bietet Claudius Marius Victor in seiner Alethia III, 644 fgg. (ed. Schenkl, Corp. script. eccles. XVI, 431): *iuxta aedes quippe sedenti*
Tres subito adstiterunt augusta luce micantes.
Abraham tanti stimulatus imagine uisus
procurrit dominumque solo prostratus adorat
unum, cum tres miretur ......

Mit Cl. Marius Victor hat unser dichter ferner gemein, dass er die verhandlungen zwischen Gott und Abraham bedeutend abkürzt, vgl. 673 fgg.:
ultro ausus dominum scitari, an perderet urbem
errantis populi per crimina cuncta nocentum,
quinquaginta probos ciues si forte tulisset.

„non perdam" dixit. dehinc percunctatio blanda
deducens sensim numerum ueniamque lacessens
suppliciter summasque ipsis minuente recursu
usque decem meruit responsum auferre parentis,
et ne se totam domini clementia mitis
proderet, in medio famulum sermone reliquit
tendentem ulterius seque in sua regna recepit.

Vers 180. *æwardas* als „priester" oder „männer des rechtes" aufzufassen, gibt gar keinen sinn. Einmal wären doch diese „gerechten" der strafe nicht mit verfallen gewesen, dann aber sind es auch nach der allgemeinen auffassung die sündigen Sodomiten, deren geschrei zum himmel dringt, vgl. z. b. Alkuin, Interr. et respp. in Genesin (Migne 100, 542): *quaeritur quare de coelo vindicta data est super habitatores impios civitatum illarum? Quia clamor peccantium in coelum ascendisse dicitur; idcirco de coelo puniendi erant.* Ich halte nun zweierlei für möglich: entweder *æuuardas* steht für *êuuuardas* und ist adverbialer genitiv wie *fordwardas* „immerzu"; oder — und damit wäre auch die schwierigkeit der alliteration gelöst — in der vorlage stand *áwarda,* nom. plur. part. praet. zu *âwerdian,* also „die verderbten". Das accentuierte *á* konnte leicht als *æ* verlesen werden (vgl. *anuuerdit* v. 125 und Braunes anmerkung dazu), und damit lag das misverständnis nahe. — Erwähnt sei nebenbei, dass bei Bosworth-Toller s. 25 im ags. *ǣ-werd* verzeichnet und als „gesetzbrecher" gedeutet ist; ein citat fehlt leider.

Vers 277 fgg. Hier ist ebensowenig wie in vers 167 fgg. von der bewirtung der engel die rede (Gen. 18, 4 fgg. 19, 3 fgg.). Das scheint auf den einfluss der kommentare zurückzugehen, die sich zu erklären mühen, was immer der göttlichen natur zu widerstreiten scheint. So fehlt auch die erwähnung Segors als einer *occasio infidelitatis* (Alkuin, Interr. et respp. 100, 542) u. a. m. Ich darf es mir versagen, die einschlagenden stellen der kommentare hier alle anzugeben.

Vers 287. Gemäss der forderung des typus C lese ich *fora daga huoani* „vor tage der hahn." Die handschrift widerspricht dem durchaus nicht, es kann hier mit demselben rechte *huoani* gelesen werden wie etwa vers 240 *tehani.* Das *uoa* statt *ô* macht keine schwierigkeit, vgl. *duoas duoan* v. 196. 233. Und dass man das neutrale *hôn* (gen. comm.) „huhn (hahn, henne)" mit dem maskulinsuffix der *ja*-stämme versah, um mit *hôni* den hahn zu bezeichnen, ist doch nicht minder begreiflich als wenn z. b. ahd. *kalba* für vitula gebraucht wird. Übrigens scheint im Harlingischen Ostfriesisch ein ganz ähnlicher fall vorzuliegen, wenn bei Cadovius-Müller *heyne* „die henne" heisst (auf altes **hônjô-* zurückweisend). — Mit der ansicht Gallée's dass hier dem sinne nach ein wort für hahn nicht am platze sei, kann ich mich ebensowenig befreunden wie mit der gewaltsamen konjektur *liomon* (Tijdschrift v. nederl. taal- en letterkunde, letztes heft). Die umschreibung *ûhtfugal* verlangt meinem gefühl nach geradezu die aufnahme jenes begriffes durch die geläufigere bezeichnung.

Vers 321 fgg. lese ich:

al ward farspildit
Sôdomarîki, that is segg(i)o ênig
thêg nigiênas; ac thus bidôdit
an dôđsêu, so it noh te daga stendit
fluodas gifullit.

d. h. „ganz Sodom ward zerstört, dass von seinen männern keiner irgendwo erwuchs, sondern so ertötet im toten meere, wie es noch heute daliegt, flutengefüllt." Ob *segg(i)o* oder *sun(i)o* ergänzt wird, ist gleichgültig; in dem *thêg* praet. sg. zu *thîhan* (plur. *thigun* v. 104. 118) macht das *g* keine schwierigkeit; *nigiênas* kann als adverbialer genitiv oder auch, falls man *sun(i)o* statt *segg(i)o* ergänzt, als possessiver genitiv aufgefasst werden. Dass der des stabreims unkundige schreiber jene verderbte stelle der vorlage schliesslich (vgl. die rasur) nicht durch *thus* — *so,* sondern durch das ihm geläufigere *so* — *so* ergänzte, kann nicht wunder nehmen; *so* in der alliteration findet sich auch v. 218.

Vers 335 fgg. Dass das weib des Lot versteinert heute noch dastehe und in ewigkeit stehen werde, ist die auffassung der kirchenväter (schon Clemens Rom. ad Cor. I, 11; Irenaeus u. a.). Eine parallele bieten auch die verse 121/22 eines unbekannten autors „*de Sodoma*" (Corp. script. eccl. XXIII, 218):

durat enim adhuc nuda statione sub aethra,
nec pluuiis dilapsa situ nec diruta uentis.

Zum schlusse noch ein wort über die heimat der handschrift. Aus den auf Magdeburg bezüglichen einträgen scheint mir — gegen Zangemeister s. 207 — mit sicherheit hervorzugehen, dass gerade dieses nicht in frage kommt; auch braucht nicht an ein benachbartes kloster gedacht zu werden. Aus den nekrologischen notizen lässt sich schwerlich etwas gewinnen. Von den beiden ndd. namensformen vermag ich *Wolfhedan* nicht nachzuweisen[1]; *Ibet* erscheint zweimal in den Traditiones Corbeienses (ed. Wigand, Leipzig 1843), und zwar als *Ibet* § 197, als *Ibed* § 188. Dass das kloster Corvey im 9. jahrhundert viele mönche aus den edelsten geschlechtern der Sachsen zählte, lehrt uns die Translatio Sancti Viti: „*augebatur tamen quotidie numerus monachorum ex nobilissimo Saxonum genere*" (Jaffé, Mon. rer. germ. I, 10); auch in den Annales Corbeionses ist, wie in so vielen ndd. nekrologien, der todestag des königs Heinrich verzeichnet; und eine beziehung des klosters Corvey zu Magdeburg ist durch die übertragung der reliquien des heiligen Justinus gegeben (Annal. Corb. z. j. 949).

GREIFSWALD, 30. JANUAR 1895. THEODOR SIEBS.

Zur alliterierenden doppelkonsonanz im Heliand.

Durch Behaghels scharfsinnige argumentation in dieser zeitschrift XXVII, 563 scheinen mir meine ausführungen keineswegs widerlegt. Es bildet sich durch svarabhakti ja nicht immer gleich eine volle silbe, und im vorliegenden falle ist gewiss nur ein leichter vorklang anzunehmen, grade genügend, um den anlaut von *frotoro* dem von *ferahes* anzunähern; *fero* bleibt deshalb doch metrisch eine silbe. Ohne einen leisen zwischenvokal sprechen wir überhaupt solche gruppen kaum je aus.

Wie man übrigens immer über die alliterierende doppelkonsonanz denken mag — die tatsache, dass die alten dichter *fr* nicht gern auf *f* reimten, glaube ich erwiesen zu haben, und wenn ein spiel vorliegt, so haben sie es gespielt, nicht ich.

BERLIN, 3. JAN. 1895. RICHARD MEYER.

---

1) Der fränkische *Wolfhetan* (Droncke, Cod. dipl. Fuld. nr. 220. 221) kommt natürlich nicht in betracht.

NEUE ERSCHEINUNGEN.

Bischoff, Th., und **Schmidt, A.,** Festschrift zur 250jährigen jubelfeier des Pegnesischen blumenordens. Mit vielen abbildungen. Nürnberg, J. L. Schrag. 1894. XVI und 532 s. 8 m.

Die acht aufsätze dieses bandes beziehen sich hauptsächlich auf Harsdörfers leben, wirken und schriften.

Breul, K., a handy bibliographical guide to the study of the German language and literature. For the use of students and teachers of German. London, Hachette & Co. 1895. XVI und 133 s.

Diese praktisch angelegte bibliographie ist ein neuer beweis für den ernst und die gründlichkeit, mit welcher in jüngster zeit auch in England germanistische studien betrieben werden.

Egils saga Skallagrímssonar nebst den grösseren gedichten Egils herausgegeben von Finnur Jónsson. Halle, Niemeyer 1894. (Altnordische saga-bibliothek, heft 3.) XXXIX, 334 s. 9 m.

Förster, Karl, Der gebrauch der modi im ahd. Tatian. Kiel, diss. 1895. IV und 62 s.

Graz, Friedr., Die metrik der sog. Caedmonschen dichtungen mit berücksichtigung der verfasserfrage. Weimar, Emil Felber. 1894. VIII, 109 s. (A. u. d. t.: Studien zum germanischen alliterationsvers, hrsg. von M. Kaluza, heft III.)

Hauffen, A., Die deutsche sprachinsel Gottschee. Geschichte und mundart; lebensverhältnisse, sitten und gebräuche; sagen, märchen und lieder.

Quellen und forschungen zur geschichte, litteratur und sprache Österreichs III. Mit 4 abbildungen und einer sprachkarte. Graz, verlagsbuchhandlung „Styria" 1895. XVI und 466 s.

Holthausen, Ferd., Altisländisches elementarbuch. Weimar, Emil Felber. 1895. XV, 197 s. 4 m.

A. u. d. t.: Lehrbuch der altisländischen sprache, I. teil. Derselbe enthält eine kurzgefasste laut- und formenlehre, sowie auch einen abriss der wortbildungslehre und syntax. Der II. teil soll altnordische lesestücke nebst einem glossar bringen.

Leitzmann, A., Tagebuch Wilhelms von Humboldt von seiner reise nach Norddeutschland im jahre 1796. [Quellenschriften zur neueren deutschen litteratur und geistesgeschichte III.] Weimar, E. Felber. 1894. X und 163 s. 3 m.

Die sammlung — welche mit briefen Wilhelms von Humboldt an Nicolovius, herausgegeben von R. Haym, eröffnet wurde — wird durch dieses tagebuch (aus Humboldts nachlass in Tegel) über eine reise von Berlin nach Stettin, Stralsund, Rügen, Rostock, Lübeck, Eutin, Hamburg um ein nach vielen seiten hin interessantes stück bereichert. Unter den zahlreichen berichten über persönliche begegnungen und gespräche sind die auf Kosegarten, Voss und Klopstock bezüglichen hervorzuheben. Die erläuterungen des herausgebers s. 119—152 sind vielfach belehrend; im anhange s. 155 fg. ist ein gedicht von Sophie Reimarus aus dem jahre 1793 („*Unser theetisch*") veröffentlicht. Die ausstattung ist gut; dennoch wäre ein niedrigerer preis des buches wünschenswert gewesen. O. E.

Müller-Fraureuth, Karl, Die ritter- und räuberromane. Ein beitrag zur bildungsgeschichte des deutschen volkes. Halle, Niemeyer. 1894. IV und 112 s. 2,60 m.

Wie in einer schon 1881 erschienenen schrift die lügendichtungen bis auf den „Münchhausen", so charakterisiert der verfasser hier die umfangreiche

litteratur der ritter- und räuberromane, die seit etwa 1775 bis in unser jahrhundert hinein ihr grosses publikum fanden. Ihr anschluss an bedeutende anregungen der genieperiode und der romantik wird klar dargestellt; charakteristische stilproben sind in ausreichendem masse mitgeteilt.

Musculus, Andreas, Vom Hosenteufel. Herausgegeben von **Max** Osborn. [Neudrucke des 16. und 17. jahrhunderts 125.] Halle, Niemeyer. 1894. XXX und 27 s. 0,60 m.

Die scharfe und derbe schrift des generalsuperintendenten der mark Brandenburg gegen den unfug der pluderhosen ist nach der ersten ausgabe (Frankfurt a. O. 1555) abgedruckt; über bemerkenswerte varianten späterer ausgaben, sowie der niederdeutschen übersetzung gibt die einleitung s. XXIII—XXX auskunft. Die einleitung enthält ausserdem sehr lehrreiche kulturhistorische und biographische angaben.

Pipping, Hugo, Zur lehre von den vokalklängen. Neue untersuchungen mit Hensen's sprachzeichner. Separatabdruck aus der zeitschrift für biologie 31, 524—583. München 1894.

— — Über die theorie der vokale. Aus den Acta societatis scientiarum Finnicae XX, 2. 68 s. 4to und 6 tafeln. Helsingfors 1894.

NACHRICHTEN.

Die ausserordentlichen professoren dr. Rudolf Henning in Strassburg und dr. Philipp Strauch in Halle sind zu ordinarien ernannt. An die universität Rostock ist als nachfolger R. Bechsteins dr. Wolfgang Golther, bisher privatdocent in München, berufen.

An der universität Basel hat sich dr. Gustav Binz für englische philologie habilitiert.

Dem privatdocenten dr. Johannes Stosch in Marburg ist der titel eines professors verliehen. Derselbe ist sodann nach Kiel übergesiedelt als mitarbeiter an band XI des Deutschen wörterbuches. Er hat auch dort in der philosophischen fakultät die venia legendi erhalten. — Die weiterführung von band IV, 1, 2 des DWb. ist nach dem tode Hildebrands von lieferung 12 an dem prof. dr. H. Wunderlich in Heidelberg übertragen.

Am 17. febr. verstarb zu Halle a. S. der gymnasialprofessor a. d. dr. Julius Opel, der, besonders durch seine forschungen zur geschichte des 30jährigen krieges bekannt, gelegentlich auch das gebiet der deutschen litteraturgeschichte berührte und einen schätzenswerten beitrag zur Waltherforschung geliefert hat (*Mîn guoter klôsenære*, Halle 1866). Unsere zeitschrift, zu der er mehrere durch sachkenntnis ausgezeichnete recensionen beisteuerte, betrauert in ihm einen ihrer ältesten mitarbeiter.

Berichtigung. Auf s. 32 z. 28 ist zu lesen: übersetzung des niederländischen; s. 33 z. 8 und 10: Isegrim (statt Reinke).

Halle a. S., Buchdruckerei des Waisenhauses.

ZUR ALTSÄCHSISCHEN GENESIS.

Die folgenden anspruchslosen bemerkungen sind zum teil widerholt aus einer in der letzten oktobersitzung der kgl. niederländischen akademie der wissenschaften gelesenen und in den sitzungsberichten derselben abgedruckten[1] abhandlung über Zangemeisters fund in der Vaticana. Während es nicht in meiner absicht liegen konnte, die eigentliche wesentlich referierende und — mit einer einzigen ausnahme — Braunes sorgfältigen erörterungen durchweg zustimmende abhandlung in deutscher bearbeitung zu erneuern, glaubte ich allerdings mit einer widerholung der hinzugefügten kritischen anmerkungen an einer für die deutschen fachgenossen weniger entlegenen stelle keine überflüssige arbeit zu verrichten. Inzwischen haben nun auch andere ihre beobachtungen veröffentlicht[2], und, wie sich nicht anders erwarten liess, trafen sie mit den meinigen in vielen punkten zusammen. Indem ich nun einerseits mit rücksicht auf die in der note angeführten arbeiten manches nicht mehr oder doch nur kurz zu berühren brauche, geben mir dieselben andererseits veranlassung zu einigen neuen bemerkungen, die, wie die älteren, dem verehrten herausgeber für eine neuausgabe des textes zur erwägung empfohlen sein mögen. In bezug auf die hauptfrage, die, von dem neuen funde angeregt, noch der entscheidung harrt, die beziehung der alttestamentlichen bruchstücke zum Heliand, bin ich zwar vorläufig anderer ansicht als Braune und Koegel (s. meine angeführte abh. s. 145—148). Da aber Sievers (diese ztschr. XXVII, 534) eine besondere abhandlung darüber in aussicht gestellt hat, scheint es geraten derselben nicht vorzugreifen und auf eine erörterung dieses punktes bis nach ihrem erscheinen zu verzichten.

1) Verslagen en mededeelingen der kon. akademie van wetenschappen, afdeeling Letterkunde, 3e reeks, XI, 123—154.

2) Folgende beiträge zur as. Genesis sind mir bekannt geworden: R. Koegel, Geschichte der deutschen litteratur bis zum ausgange des mittelalters. Ergänzungsheft zu band I: Die altsächsische Genesis. Strassburg 1895; die recension der Zangemeister-Braune'schen publication von E. Sievers in dieser ztschr. XXVII, 534 fgg.; F. Holthausen, Zeitschr. f. d. a. XXXIX, 52 fgg.; M. H. Jellinek, ebd. 151; J. H. Gallée, Tijdschr. voor nederl. taal- en letterk. XIII, 303 fgg. [nach abschluss des manuscr. erhalte ich Gallée's recension in Taal en letteren V, 123].

V. 9 fg.: *Nu uuit hriuuig mugun*
sorogon for thes sîđa.

Dass das *the sîđa* der hs. nicht mit dem herausgeber zu *thes s.,* sondern zu *them sîđa* zu ergänzen ist, hat auch Koegel s. 9 erkannt. Braune ist denn auch zu seinem *thes* nur durch ein leicht begreifliches versehen gelangt, indem er bei der constituierung des textes die ältere lesart *for his sîđe* in dem enstprechenden verse der ags. Genesis (800)[1] zur richtschnur nahm, dann aber, als er für den druck den ags. text nach Wülkers neuer collation aufnahm und damit *for þis sîđe* herstellte, die discrepanz mit dem alts. texte nicht weiter beachtete. Einer brieflichen mitteilung Braunes entnehme ich, dass er jetzt über dem *the* in der originalphotographie noch einen schwachen rest des geschwungenen strichs über dem *e* zu erkennen glaubt; im lichtdruck ist der strich zu einem punkte reduciert. Damit wäre *them* auch handschriftlich gesichert. Der sinn der stelle ist also nicht: „besorgt sein wegen dessen (Gottes) ankunft“, aber auch wol kaum mit Koegel „bei dieser sachlage, unter diesen umständen.“ Dass „die ursache der sorge sowol im altsächs. wie im althochd. und mittelhochd. mit *umbi* oder *bi* ausgedrückt wird“, ist im allgemeinen wol richtig, doch auch *for* findet sich in dieser verwendung, so Hel. 1880[2], Otfr. IV, 7, 21, auch im ags. Guđl. 209. Adam und Eva dürfen in sorge sein wegen ihres schicksals, das Eva's wankelmut ihnen beiden bestimmt hat (vgl. v. 1 fg.). Bemerkenswert ist allerdings, dass das as. *sîđ* sonst in der bedeutung „sors, fortuna, conditio“, die im ags. geläufig ist (Grein II, 444), nicht kennt, allein auch für v. 2 unserer bruchstücke ist diese bedeutung anzusetzen.

V. 14. Zu diesem verse bemerkt Braune s. 56: „Die ags. änderung *on þys lande* ist weniger gut, da *on thesum liohta uuesan* synonym mit *libbian* ist und *thit lioht* immer „dieses leben“ bedeutet.“ Der vorwurf gegen den ags. bearbeiter ist aber unberechtigt, denn *thit lioht* heisst sowol in unseren fragmenten (s. namentlich 128 *them thitt lioht giscuop* = Hel. 3058. 5086), als im Hel. regelmässig „diese welt“ und ist verschiedentlich mit *thit land* völlig identisch: vgl. z. b. Gen. 76 *libbean an thesum landa,* | *sô lango sô thu thit lioht uuaros*, wo Koe-

1) Danach erklärt denn auch Grein die stelle im Sprachschatz II, 444 als „ejus (Gottes) adventus.“

2) Die stelle lautet: *far thiu gi sorgon sculun,* || *that iu thea man ni mugin* | *môdgethâhti,* || *uuillean auuardien.* *Far thiu* kann dem zusammenhange nach nicht „deswegen“ bedeuten; es ist von *sorgon* abhängig und wird durch den satz mit *that* näher bestimmt: „dafür sollt ihr sorgen, dass usw.“

gel s. 12 den ausdruck misversteht (s. u. zu V. 30). 333. Hel. 1683 und Sievers Hel. s. 406 unter erde. Das ags. *on þýs lande wesan* ist somit ebensowol eine variation von *libban*, wie der entsprechende ausdruck im as. texte.

V. 17: *kumit haglas skion himile bitengi.*

haglas skion (im ags. dafür *hæȝles scúr* 808) ist offenbar „hagelwetter“ (Braune s. 56. Koegel s. 9). Aber für *bitengi* kommen wir hier mit der von Braune angesetzten bedeutung „nahe an etwas heranreichend“ kaum durch. Passend ist sie für v. 311, bei der zerstörung Sodoms: *thuo uuarđ thâr gihlunn mikil | himile bitengi:* das gewaltige getöse dringt zum himmel, wie in den beiden Otfridstellen, wo sich *himilo gizengi, himile gizango* findet (I, 20, 10. IV, 26, 27), das laute weinen der frauen. Aber ein „nahe an den himmel heranreichendes hagelwetter“ ist wunderlich. Aus der ursprünglichen bedeutung des adjektivs „conjunctus, propinquus“ (*sibbeon bitengea* Hel. 1440, vgl. ags. *ȝetenȝe* bei Grein I, 463, sowie an. *tengja* „zusammenbinden“, *tengđir* „verschwägerung“ usw.) entwickelt sich im räumlichen sinne sowol der begriff des heranreichens an als des lastens auf. Letzterer findet sich z. b. im Beow. 2759 *ȝeseah .... ȝold ȝlitinian ȝrunde ȝetenȝe* „auf dem boden“ und ist auch hier anzunehmen: „das den himmel bedeckende hagelwetter.“ In übertragenem sinne vgl. auch Hel. 4624, wo Satan dem Judas *sêro bitengi ... umbi is herta* wird (introivit in eum Satanas Joh. 13, 27).

V. 22. Wie ich in dem angeführten artikel s. 150, haben auch Koegel s. 9 fg. und Holthausen Ztschr. f. d. a. XXXIX, 52 fg. hervorgehoben, dass *scûr* in dem leider zerstörten halbverse 22[a] nicht „wetter“ heissen kann, wie der herausgeber es im glossar fasst, sondern „schutz, schirm“, eine im as. bisher unbelegte, aber sowol aus dem ahd. und mhd. wie aus dem mnd. genügend bekannte bedeutung. Grade auf sächsischem gebiete sind *schûr* und *schûre* noch heutzutage sehr geläufige bezeichnungen für die allerprimitivste schutzvorrichtung gegen das wetter: vier pfähle mit einem dache darüber sind eine *schûr*. Der zusammenhang der stelle fordert diese bedeutung entschieden: Adam und Eva haben keine kleidung (*unuuerid miđ giuuâdi*), keinen schutz gegen frost und hitze (*uuiht ...... te scûra*), keine speise (*scattas uuiht te meti*). Holthausens ergänzung, welche sich den spuren der hs. genau anschliesst, *[ni t]e sk[adouua ni] te scûra,* ist gewiss richtig. Wenn das ags. dafür *tó scúrsceade* hat, so dachte der übersetzer vermutlich an das ihm allein bekannte *scúr* „tempestas“, traf aber trotzdem den sinn der stelle.

V. 30 fg.: *legarbedd uuaran*
guman an griata.

Auch in der auffassung dieser stelle treffen meine ausführungen s. 150 fg. mit denen Holthausens s. 53 zusammen; s. auch Koegel s. 12. Unstreitig ist *uuăran* inf. = *uuarôn*, *guman* acc., noch abhängig von *liet* 28; *legarbedd uuaran* heisst „die lagerstätte, das totenlager hüten." Ergänzend sei zu Holthausens erörterung der stelle noch folgendes hinzugefügt. Mit *legarbedd uuaran* lässt sich völlig vergleichen die ags. formel *wælreste wunian* Beow. 2902, mit unmittelbar vorangehendem *deáđbedde fæst* = *leȝerbedde fæst* 1007; *leȝerbedd* ist also „totenlager", anderswo sogar „grab" (Rede der seele 158), dagegen *legarbedd* Hel. 1852 „krankheit", eigentlich „krankenlager" (das simplex *legar* zeigt die gleiche entwicklung).

Waran c. acc. in der bedeutung „tenere" findet sich in unseren fragmenten noch dreimal: 76 *sô lango sô thu thit liaht uuaros* „so lange du auf dieser welt weilst"[1], 161 *thuo fundun sia Abrahama* .... *uuaran ênna uuîhstedi* „bei einem tempel stehen" (durchaus identisch dem sinne nach mit *bî ênum ala standan* 160[b])[2], endlich 216 *that land uuaran* „im lande bleiben" (vgl. 237 fg.). Braune hat also ganz recht daran getan, „die verschiedenen *uuaran uuarōn*" (Koegel s. 12) nicht zu trennen, da sie eben nicht verschieden sind; nur muss die verbindung *legarbedd uuaran* im glossar hinzugefügt werden.

Über *griat* sei noch bemerkt, dass nur die bedeutung „sand, kies", nicht „ufer" (trotz 97) zu belegen ist; vgl. ausser den Heliandstellen: glarea. id est arena. *grat* (l. *griat*) in den Oxforder Vergilglossen (Ahd. gl. II, 725[5]. Gallée, Alts. sprachdenkm. s. 157). Doch heisst *an griata* an unserer stelle vielleicht „im staube", wofür Hel. 1373 sprechen könnte: *than it te uuihti ni dôg,* ‖ *ac it firiho barn* | *fôtun spurnat,* ‖ *gumon an greote* (ad nihilum valet ultra nisi ut proiciatur foras et conculcetur ab hominibus Mt. 5, 13).

V. 33 fg.: *frâgoda huuâr hê habdi is brôđar thuo,*
kindiungan kuman.

1) Koegels übersetzung „so lange als du dieses licht schauest" (*uuarôn* zu gr. *ϝοράω*) ist nicht zu billigen, da *thit liaht* eben „diese welt" bedeutet (s. oben zu v. 14). [Über *-an* neben *-on* s. jetzt van Helten Idg. Forsch. V, 351].

2) Auch hier ist Koegels erinnerung an die *Oyuwari* kaum am platze; freilich seine übersetzung „im begriffe die heilige stätte zu besuchen" stimmt nicht dazu. Es ist doch klar, dass 161[a] nur epische variation ist von 160[b] und keinen neuen gedanken enthält.

Holthausens bedenken (s. 53 fg.) gegen die von Braune angenommene transitive verwendung von *kuman* teile ich vollständig, namentlich auch seine ablehnung der analogie der altn. construction *koma einhverjum*. Auch seine vermutung, dass in *kuman* ein acc. sing. *guman* stecke als epische variation zu *brôđar*, halte ich, wie die interpunktion andeutet, für richtig. Es ist aber wol nicht einmal nötig einen eigentlichen schreibfehler anzunehmen; es genügt in *kuman* eine allerdings seltene, aber nicht beispiellose orthographie zu sehen. Will man *cumono* „senatorum“, *cumiski* „senatum“ und verschiedene formen mit inl. *c*, *k* in den Düsseldorfer Prudentiusglossen (neben *gumiskias* „senatus“, *gusmiki* [l. *gumiski*] „senatum“ u. a.)[1] nicht gelten lassen, so darf doch an *sleka* „occisioni“ im Essener Evangeliar (Gallée, Alts. sprachdenkm. s. 34), *suikle* Hel. 3577 M, und an die ausl. gutturalen explosivae in V selber erinnert werden, die Koegel s. 15 fg. unter den beweisen für die angehörigkeit des schreibers der hs. zum hochdeutschen sprachgebiete anführt.

V. 77. Anlässlich der anmerkung Braunes über *forhuâtan* (s. 58), dessen anlaut durch den stabreim an unserer stelle gesichert wird, weist mich Cosijn auf die möglichkeit, dass auch in *ahwet* (= *áhwætt*?) der ags. Gen. 406 ein as. *forhuâtid* stecken könnte. In der phrase *áhwet hie from his hyldo* fordert der zusammenhang die bedeutung „vertreiben, verstossen“, während ags. *áhwettan* „anregen“ heisst (Grein I, 25; vgl. das simplex *hwettan* „acuere, instigare, excitare“ II, 118). Den hier geforderten sinn dagegen gewährt ahd. *firuuâzzan* „recusare“ (s. die belege bei Graff I, 1087 fg.). Vielleicht hat also der ags. bearbeiter in seinem original etwa *forhuâtid (im is huldi)* gefunden und die ihm nicht verständliche wendung umgebildet zu dem lautlich anklingenden *áhwet(t)* usw.

V. 114—116. In der herstellung dieser verse bin ich (a. a. o. s. 151 fg.) mit Sievers (diese ztschr. XXVII, 535 fg.) zusammengetroffen. Sie sind abzuteilen:

hie lobôda thuo mêst liodio barnun,
godas huldi gumun: thanan quâmun guoda mann,
uuordun uuîsa usw.

Holthausens ergänzungsvorschläge (a. a. o. s. 54) werden durch diese einfache remedur überflüssig.

1) Alle vier formen (Ahd. gl. II, 581[64]. 583[67]. 587[71]. 589[81]) von derselben, sächsischen, hand (s. Gallée, Alts. sprachdenkm. s. 128 fg.). Möglicherweise stammen die mit *c* aber doch aus einer hochd. vorlage.

V. 154 fg.: *habdun im sô uilu fiunda barn*
uammas geuuîsid.

Braune (s. 60) versteht *fiunda barn* von den Gott feindlich gesinnten Sodomleuten und ist dadurch genötigt, *uuîsian* als „zeigen, beweisen“ aufzufassen, in einem sinne also, den das wort in den altgerm. sprachen und speciell im as. nicht hat. Ähnlich übersetzt Koegel (s. 4)): „es hatten die teufelskinder sehr viel böses getan.“ Dass aber mit *fiunda barn* nicht die Sodomiten, sondern die teufel gemeint sind, wie Hel. 3604, wird durch die nähere ausmalung in V. 256 fgg. über allen zweifel erhoben: *uuas thâr fiundo gimang,* ‖ *uurêðaro uuihteo,* | *thea an that uuam habdun* ‖ *thea liudi farlêdid,* wozu man halte Hel. 2502. 2989 fg. 3356 fgg.; *fiund* und *uuihti* sind synonyma. — An der dritten stelle freilich, wo unsere fragmente den plural *fiund* bieten (294), muss man darunter die Sodomiten verstehen, wol als die feinde Loths. — Zu übersetzen ist V. 154 fg. demnach: „es hatten die teufel sie so viel böses gelehrt.“

V. 177 fg.: *„Ni uuilli ik is thî mîthan nu,“ quad hê,*
„helan holdan man, hû mîn hugi gengit.“

Mit recht bemerkt der herausgeber (s. 61): „Im Hel. *helan* und compos. stets c. dat. pers. und acc. rei verbunden“; so auch *bimîðan* an der einzigen stelle, wo es in der bedeutung „verbergen“ erscheint (3803). Man darf also die frage erheben, ob nicht auch hier *thî* .... *holdan man* als dativ zu fassen sei; die schwache form des adjektivs nach dem pron. pers. bedürfte keiner rechtfertigung, und *is* in *it* zu ändern wäre auch einfach genug. Im ags. freilich ist der gen. rei bei *mîðan* keineswegs unerhört, sogar bei persönlichem object, z. b. *forðon ic mín máð* Cura Past. (Sweet) 23, 11: es könnte also auch eine mischconstruction vorliegen.

V. 180[b]: *nu hruopat the æuuardas te mî.*

Holthausen (s. 54 fg.) hat sich, wie ich (a. a. o. s. 152 fg.), um die beseitigung der *æuuardas* bemüht. Der metrische anstoss war natürlich an erster stelle bestimmend: die allitteration von *æ-uuárdas* auf dem zweiten compositionsgliede ist nicht nur „auffällig“ (Braune s. 61), sondern geradezu unduldbar. Gelegentliche tonverrückungen, wie *unuuánda uuini* Hel. 70 u. ä. (s. Rieger Ztschr. f. d. ph. VII, 18 anm.), *uueroltréhtuuîson* Musp. 37, können diese abnormität, noch dazu im hauptstabe, nicht rechtfertigen. Dazu kommt, dass sich mit den „priestern“, die tag und nacht dem herrn die sünden der Sodomiten klagen, doch auch nicht viel anfangen lässt. Indem ich *theæ uuardas* abteilte, glaubte ich darunter die engel verstehen zu dürfen, die im Hel. 2599

hêlaga hebanuuardos, in unseren fragmenten 306 *hêlega uuardos* genannt werden; vgl. noch Hel. 1088. 2481. Ähnlich Holthausen, der *the[s]æ uuardas* lesen will, mit bestimmter beziehung auf die gott begleitenden engel. Der orthographie wegen sind die formen *siæ, sie* 303. 254 zu vergleichen.

Koegel bemerkt s. 71, durch meine besserung werde dem verse allerdings geholfen, „nur wollen leider die engel nicht recht in den zusammenhang passen." Jedesfalls besser als die priester; doch muss zugegeben werden, dass auch die engel etwas fremdartig auftreten. Die verse 180—184 sind offenbar hervorgerufen durch Gen. XVIII, 20: clamor Sodomorum et Gomorrhae multiplicatus est et peccatum eorum aggravatum est nimis. Descendam et videbo, utrum clamorem, qui venit ad me, opere compleverint. Der alts. dichter scheint den *clamor* in der weise gedeutet zu haben, dass das gerücht von den freveltaten der Sodomiten dem herrn durch seine engel vermittelt wird. Eben deshalb denke ich auch lieber an die engel überhaupt, als an die beiden gott begleitenden engel, wie Holthausen will[1].

V. 182 fgg.: *Nu uilli ic selbo uuitan,*
ef thia mann under him sulic mên fremmiat,
uueros uuamdâdi.

Die notwendigkeit, hier ein verbum *uuîtan* „sehen, zusehen" anzusetzen (Braune s. 61), das der Heliand nicht kennt und dessen existenzberechtigung im germ. überhaupt mindestens zweifelhaft ist, muss trotz dem *videbo* der quelle in abrede gestellt werden. Es genügt *uuitan* „wissen, in erfahrung bringen" völlig. Auch mit dem „einzigen beleg in der ags. poesie" (Gen. 511) steht es bedenklich: nach Junius und Wülker hat die hs. an der betreffenden stelle *siteð*, und diese lesart gibt einen trefflichen sinn. Bequemlichkeitshalber (vgl. v. 513 fg.), meint Satan, bleibt gott ruhig sitzen und bedient sich eines boten; vgl. auch v. 667 *hwær hé sylf siteð.*

V. 209ᵇ: *thanna uuilli ik iro ferah fargeban.*

Mit rücksicht auf die parallelstelle 236 (vgl. auch 221ᵇ), sowie auf die bedeutung von *fargeban*, das nicht „schonen", sondern „schenken" heisst, wird zwischen *ik* und *iro* noch *im* einzuschalten sein. — Dass auch v. 236, nach beseitigung des interpolierten *ferahtera manno*, als zweiter halbvers zu 235ᵃ zu fassen sei, vermuten Braune s. 62 und

1) An die von befreundeter seite mir angedeutete möglichkeit, dass der dichter durch misverständniss des *clamor Sodomorum* unter *uuardas* die bürger von Sodom verstanden habe, deren geschrei zum ohr des herrn dringe (vgl. ags. *burhweardas* Exod. 39 und dazu Cosijn Beitr. 19, 458), mag ich doch nicht glauben.

Sievers a. a. o. s. 536 gewiss mit recht. Meinen ergänzungsversuch (a. a. o. s. 153) nehme ich zurück, und Koegels annahme (s. 31) eines „paroemiacus" leuchtet mir hier so wenig wie anderwärts ein.

V. 254. *karm* hier und v. 314, von Braune zu ahd. *queran* „seufzen", von Koegel s. 12 zu ahd. *chara* „klage" gestellt, ist nach Braune s. 62 „bisher in keiner germ. sprache belegt." Das wort ist aber doch wol identisch mit ags. *cirm, cyrm* „lärm, geschrei" (*i*-stamm? oder, wahrscheinlicher, nach dem abgeleiteten verbum *cirman, cyrman* vokalisiert, da das germ. ein suffix *-mi-* für derartige bildungen nicht kennt: s. Kluge, Nom. stammbildungslehre § 152), vgl. mnl. nnl. *carmen, kermen,* auch mnd. und in rheinischen quellen (Lexer I, 1520) belegt. Der ausdruck *fêgero karm* bedeutet nicht sowol das „seufzen" der todgeweihten, als ihr schreien oder jammern.

V. 258 fg.: *that lôn uuas thuo (h)at handum*
mikil mið morðhu, that sia oft mên driðun.

Koegels übersetzung der stelle: „da nahte die gewaltige vergeltung hand in hand mit dem tode, vergeltung dafür usw." (s. 7) ist gewiss unrichtig. *at handum* heisst „nahe bevorstehend", wie altn. *fyr(ir) hǫndum* (z. b. Gríp. 26[8]. 36[1]), nnl. *ophanden* (mnl. in gleicher bedeutung auch *an hant, te hande, voor hande* Verdam III, 106), und *mið morðu* ist mit *lôn* zu verbinden; die gewaltige vergeltung tritt auf als *morð*.

V. 264[b]. Das metrisch unzulängliche *adalknôslas* (*adaln kno*[s]*las* hs.) bessert Holthausen s. 55, wie ich (a. a. o. s. 153 fg.), in *adaliknôslas,* unter verweisung auf *adaligeburdeo* Hel. 2985 M (*ediligiburdeo* C). Koegel s. 29 nimmt wider ohne genügenden grund einen „paroemiacus" an.

V. 275. *luokoian* (ags. *lócian*) „schauen" findet sich zwar nicht im Heliand, war aber bereits belegt in den Strassburger glossen (Gallée, Alts. sprachdenkm. 275): *so siu* (columba) *umbilocod*[1].

V. 287 fg.: *an allara seliða gihuuem ûhtfugal sang,*
*fora daga *huoam.*

Das deutlich überlieferte, aber verderbte *huoam* hat bereits verschiedene besserungsversuche hervorgerufen. Der herausgeber ist s. 63 geneigt, nach einer vermutung Kluges, *huon* darin zu suchen, indem er

1) Dass auch as. *frêðig* „flüchtig" schon in den Düsseldorfer Prudentiusglossen belegt war, bemerkt Holthausen s. 56. Er hätte hinzufügen können, dass sich an der betreffenden stelle (*flúhtigun endi fréthiún* „defugas" Ahd. gl. II, 583[42]. Gallée s. 141) sogar dieselbe allitterierende verbindung findet, wie Gen. 75.

an Otfrids singendes huhn (IV, 13, 36. 18, 34) erinnert, das ebenso als epische variation des den morgen verkündenden hahnes erscheint, wie es hier der fall sein würde. Allein, abgesehen von dem metrisch anstössigen halbverse, welcher, wie Braune natürlich nicht entgangen ist, durch einsetzung von *huon* entstünde, wäre die corruptel eines so gewöhnlichen wortes schwer begreiflich, und das singende huhn scheint mir wenigstens nach dem schönen *ûhtfugal* recht ernüchternd zu wirken und besser für Otfrid zu passen als für unseren dichter. Koegels einfall *huôna* (ags. *hwéne*) s. 29 wird vermutlich wenig bewunderer finden. Der sinn des halbverses kann allerdings kaum ein anderer gewesen sein als „vor tagesanbruch". Holthausen sucht diesen zu gewinnen (s. 55) durch änderung von *huoam* in *fruoiam;* die änderung ist jedoch ziemlich gewaltsam, und „vor frühem tage" wird der Altsachse wol so wenig gesagt haben wie wir. Beachtenswerter ist Gallée's conjectur *fora dagalioman* (Tijdschr. voor nederl. taal- en letterk. XIII, 303 fgg.), die sich nach seinen ausführungen graphisch wol verteidigen lässt und dem sinne voll genüge leistet. Freilich ist das compositum bisher nicht nachgewiesen, das von G. aus Cleasby-Vigfússon beigebrachte nord. *dagsljómi* ist keine alte bildung.

In der anm. teilt Braune eine zweite vermutung Kluges mit, der auf ags. *dægwóma, dægrédwóma* „das rauschen des anbrechenden tages", zu *wóma* „lärm" hinwies: s. die belege bei Grein I, 184 fg. und wegen der zu grunde liegenden mythischen vorstellung J. Grimm, Andr. und El. s. XXX fg. Der gedanke, dass das von J. Grimm vermisste as. *uuômo* in dem rätselhaften *huoam* stecke, scheint in der tat aller erwägung wert. Stand in der vorlage etwa *fora dagafuuomā*[1], so konnte, worauf mich mein college van Helten aufmerksam macht, der schreiber in dem ihm nicht mehr bekannten worte *fuu* leicht als *hu* verlesen, und die anticipierung des *a* entspräche durchaus seinen gewohnheiten. So sei *fora dagas uuoman* nach Kluges vorgang aufs neue der erwägung empfohlen.

Bedenken erregt auch Holthausens vorschlag, wegen der auf *allara* im gegensatz zu v. 255 und den von Behaghel Germ. 21, 147 angeführten Heliandstellen ruhenden alliteration (s. Braune z. st.), in v. 287ᵇ umzustellen *sang ûhtfugal.* Dass das verbum den hauptstab trüge, liesse sich allerdings in der schilderung verteidigen. H. verweist selbst auf den unmittelbar vorangehenden zweiten halbvers *nâ-*

1) Der strich über dem vocal als abkürzung eines *n* auch in *seulū* 232, *gisagdū* 285.

hida moragan und auf Sievers Altgerm. metrik § 24, 3; s. auch Koegel a. a. o. s. 32. Aber die umstellung zerstört den rhythmus, wie jeder sich beim lauten lesen überzeugen wird. Die zeile hat gekreuzten stabreim mit der gewöhnlichen reimstellung *abab* (vgl. auch v. 153. 293), wodurch auch Braunes bedenken sich erledigt.

V. 321 fgg. Diese schwierigste stelle unserer fragmente lautet in der hs. *aluuard farspildit sodomariki that is .... enig theg nigeⁱnas ac sobi dôdit andodseu;* Braune gibt sie im texte folgendermassen:

al uuard farspildit
Sodomariki: that is ..... enig
**theg nigienas, ac so bidôdit*
an dodseu, usw.

In der anm. s. 64 meint er, indem er sich über die ausfüllung der lücke der vermutungen enthält, 323ᵇ könne durch einfügung von *uuard* nach *bidôdit* hergestellt werden, wenn nicht etwa *ac so bidôdit* mit zu 324ᵃ zu ziehen sei. Dem letzteren vorschlage pflichtet Sievers (diese zeitschr. XXVII, 536) mit der einschränkung bei, dass die lücke nach *ac so* anzusetzen sei, also: *ac so .... [uuard], ‖ bidôdit an dodseu.* Auch Koegel s. 29 entscheidet sich in ähnlicher weise. Mit Sievers trifft in der trennung zwischen v. 323 und 324 Jellinek Ztschr. f. d. a. XXXIX, 151 zusammen; er ergänzt *ac so [bithuungan uuard], ‖ bidôdit an dodseu.*

Was zunächst v. 322ᵇ. 323ᵃ (nach Braunes zählung) anbetrifft, so hat Jellinek erkannt, wie ich (a. a. o. s. 154), dass in dem handschriftlichen lautcomplexe *nigeⁱnas* nicht mit dem herausgeber *nigênas*, sondern *ni ginas* (das übergeschriebene *i* soll wol besserung des *e* sein) zu suchen ist. Die parallelstelle des Heliand, wo die zerstörung Sodoms geschildert wird, *that thâr ênig gumono ni ginas* (4369), erhebt diese auffassung fast zur evidenz. Auch die „ergänzung" von *segg (: Sodomarîki)* scheint sicher. Die einfachste annahme ist nun aber, dass dieses *segg* verschrieben in *theg* wirklich vorliegt und die lücke in V nach *is* bedeutunglos ist; d. h. der auch sonst voreilige schreiber hatte *segg* vermutlich zu früh geschrieben und fuhr dann nach *enig* gedankenlos fort mit dem synonymum *theg[an],* bemerkte aber später seinen irrtum, tilgte das anticipierte *segg,* vergass jedoch *theg* in *segg* zu ändern. Bei dieser annahme erhalten wir die tadellose langzeile:

Sodomarîki, that is ênig segg ni ginas.[1]

1) Diese fassung der zeile verdanke ich Cosijn.

Für das folgende *ac so bidódit an dođseu* bleibt dann nur der raum einer halbzeile übrig, wenn man nicht eine durch nichts indicierte lücke in der überlieferung annehmen will. Er genügt auch völlig, wenn man mit Cosijn (in meiner oben citierten abhandlung s. 154) und Holthausen s. 55 *bîdod it* liest. Ein verbum *bi-dôdian* „töten“, in seiner bedeutung nicht abweichend vom simplex, ist ja immerhin denkbar (vgl. *bibrengean, bifellean* u. a.), aber unbelegt. Und der ausdruck, ein *rîki* oder eine stadt „töten“, ist äusserst seltsam. Mit der lesart *bîdod it* entgeht man sowol diesen schwierigkeiten als der notwendigkeit einer einfügung von *uuarđ*. Allerdings muss man den accent von *bidódit* für falsch erklären, doch der fall steht nicht allein (s. Holthausen a. a. o. und Braune s. 22). *bîdon* „harren, bleiben“ findet sich im Hel. 4947 M = *bîdan* C, wozu Holthausen mit recht auf altfries. *bîdia* verweist. Zur verwendung ist zu erinnern an den ags. Phoenix 47 *se æđela wonȝ ... bídeđ swá ȝeblówen ođ bæles cyme,* wo *bídan* synonym ist mit *seomian* v. 19 und *wunian* v. 82.

Die ganze stelle würde also lauten:

al uuarđ farspildit
Sodomarîki, that is ênig segg ni ginas,
ac sô bîdod it an dôđsêu, sô it noh te daga stendit
fluodas gifullit;

d. h. „ganz Sodom ward zerstört, dass kein mann mit dem leben davon kam, aber so verharrt es im toten meer, wie es noch heute dasteht mit flut erfüllt.“ — Metrisch wäre dann v. 323ª aufzufassen als ein vers vom typus C mit einfacher allitteration und sechssilbiger eingangssenkung (belege für diese rhythmische form aus dem Hel. s. Beitr. 12, 328).

GRONINGEN, 30. MÄRZ 1895. B. SYMONS.

Nachtrag.

Nachdem die vorstehenden bemerkungen sich bereits in den händen der redaction befanden, erhielt ich durch die güte derselben einen correcturabzug des [im ersten hefte dieses bandes s. 138—142 abgedruckten] aufsatzes von Th. Siebs: „Zur altsächsischen bibeldichtung“, welcher neben schätzenswerten nachweisen von quellen- und parallelstellen auch textkritische beiträge enthält. Mit dem oben vorgebrachten berühren sich seine bemerkungen zu v. 10 — wo aber mit unrecht behauptet wird, der ags. übersetzer habe das *them* der vorlage missverstanden, während er doch nur durchaus sachgemäss den as. dativ

durch den ags. instrumentalis ersetzte — und zu v. 22. In anderer richtung dagegen wie die oben mitgeteilten bewegen sich Siebs' besserungs- resp. ergänzungsvorschläge zu v. 180. 288 und 322 fgg.: es möge an dieser stelle die bemerkung genügen, dass sie mich nicht überzeugt und mir demnach keine veranlassung geboten haben, änderungen im vorstehenden vorzunehmen.

GRONINGEN, 9. APRIL 1895. B. S.

DER FENRISWOLF.

Eine mythologische untersuchung.

I.

Begriff, umfang, einteilung der mythologie; methode der forschung.

1. „Unter mythologie verstehen wir die summe der bilder und dichtungen, in denen ein volk seine religiös-poetischen anschauungen von der es umgebenden natur und den in ihr wirkenden kräften, die es als persönliche wesen auffasste, ausgeprägt hat; wir verstehen darunter auch die wissenschaft, die bestrebt ist den gehalt, gang und umfang der in diesen dichtungen enthaltenen, inneren geistigen entwickelung darzulegen und deren aufgabe daher notwendig eine historische ist.“ (Müllenhoff, Deutsche altertumsk. V, 157.) — Der in den vorstehenden worten ausgesprochenen ansicht des um die deutsche mythologie hochverdienten forschers kann ich mich zunächst darin anschliessen, dass auch ich den ausdruck mythus, der ursprünglich überhaupt nur wort, erzählung bedeutete, aber schon im griechischen altertum oft den nebensinn des erdichteten, der wahrheit nur ähnlichen wortes annahm (= *λόγος ψευδὴς εἰκονίζων ἀλήθειαν*) in der wissenschaftlichen sprache auf die darstellung der von erscheinungen der natur im menschengemüt veranlassten eindrücke, welche namentlich in der urzeit mancherlei täuschungen und ungenauigkeiten in sich schloss, einschränken möchte; jeder echte mythus ist mir also ursprünglich ein „naturmythus“ [1].

1) Einige forscher reden auch von einem historischen, einem religiösen mythus, noch andere glauben die darstellung des seelenlebens, welche für mich im weiteren sinne zum naturleben selbst gehört (vgl. §§ 2, 12 und 19) von letzterem trennen zu müssen. Ob die sog. kultusmythen sich auf naturmythen zurückführen lassen, ist für die german. mythologie eine frage von untergeordneter bedeutung.

2. Gehen wir nun zu einer näheren betrachtung der an die spitze dieses kapitels gestellten definition, so fragt es sich zunächst: welcher art sind die von Müllenhoff erwähnten bilder? Ziemlich in demselben sinne gebraucht Wislicenus (Symbolik von sonne und tag s. 14) das wort symbol („das s. ist ein bild“); namentlich lässt sich die von Wislicenus als „niedere“ symbolik bezeichnete stufe (s. 20), auf der nur gegenstände der unbelebten natur nebst einfachen geräten des menschen, welche letzteren auch ich als anhang des naturgebietes betrachten möchte (heisst doch z. b. der obere mühlstein dem Griechen ὄνος), den „bildern“ Müllenhoffs vergleichen, während die „höhere“ symbolik, die belebte wesen, namentlich den menschen selbst zur veranschaulichung gebraucht und der sich daraus entwickelnde „mythus“ (Wisl. s. 85, 88) den „dichtungen“ in der definition Müllenhoffs entspricht. — Während aber Müllenhoff durch nichts andeutet, dass zwischen „bild“ und „dichtung“ in diesem falle neben der verwantschaft auch eine disharmonie besteht, so hebt diese Wislicenus ausdrücklich hervor: „bei der bildung des mythus wird das symbol umgewandelt und als solches aufgelöst“ (s. 85). Auf den grund[1] weist eine frühere stelle hin (s. 14), wo es heisst: „das symbol ist ein bild. Erzeugen von blossen bildern aber ist nicht die absicht des geistes bei der symbolbildung. Nicht aus dem streben phantastische vorstellungen ohne realität zu schaffen, sondern aus dem streben der versinnlichung wirklich bestehender verhältnisse ist das symbol hervorgegangen. Der geist meint im symbol wirklich das innerste wesen des angeschauten gegenstandes zu erfassen. So kann man sagen, das symbol entsteht aus der absicht zu erkennen ... jedes symbol schliesst auch urteile in sich, denn es wird von denselben, die es geschaffen haben, für wahr gehalten.“

3. Ist diese auffassung richtig[2], so werden wir, auch wenn wir die von Müllenhoff gewählten ausdrücke „bilder und dichtungen“ bei-

1) Genauer darüber handle ich noch in § 15. — Die terminologie der einzelnen forscher ist bez. dieser fragen eine verschiedene: Laistner (Nebelsagen s. 116) unterscheidet gleichnis (= symbol Wisl.) und mythus; Mannhardt (Götterwelt der deutschen und nord. völker s. 17 fg.) mythische anschauung (s. 22) oder naturbild (s. 17, 24, 25) und wirklichen mythus; symbol verwendet Mannhardt in anderem sinne (s. 25) als Wislicenus. — Baer (Germ. 33, 9 fg.) geht vom primitiven mythus aus und dann zu fabel, sage, cyklus weiter. Seine scharfsinnige auffassung leidet nur daran, dass sie mehr auf widerkehrende als auf ruhende erscheinungen im naturleben anwendung findet.

2) Derselben ähnlich ist z. b. die von Laistner (a. a. o. 236) im anschluss an den meteorologen Kämptz vorgetragene. Auch hat schon W. Müller (Mythologie der

behalten, sie doch so zu sagen im sinne von Wislicenus interpretieren müssen. — Wie steht es ferner mit der erklärung, wonach in diesen bildern usw. die „religiös-poetischen“ anschauungen eines volkes von der natur ausgeprägt sind? Da hier schritt für schritt zu gehen ist, blicke ich zunächst nur auf das attribut poetisch hin. Meine meinung darüber ist teilweise schon durch das vorhergehende klar gelegt. Poetische anschauungen liegen in den mythen ja zweifellos vor, aber gerade in den ältesten mythenkeimen ist doch die poesie im ganzen nicht nur eine niedrige, teilweise selbst grobsinnliche, sondern es werden uns diese eigenschaften gerade dadurch verständlich, dass diese mythen nicht als gedichte in unserem sinne, sondern als erste versuche einer naturerklärung sich darstellen[1]. Soll aber der ausdruck „poetische“ anschauungen zunächst nur besagen, dass diese anschauungen von objektivem anschauen und begreifen der natur noch weit entfernt waren, in diesen urteilen mehr dichtung als wahrheit sich zeigte, soll somit in dem attribut „poetisch“ eher ein mangel als ein vermögen hervorgehoben werden, so kann der ausdruck auch für die älteste zeit übernommen werden, der für die spätere in etwas anderem sinne zutrifft[2].

4. Was ferner das attribut „religiöse“ betrifft, so ist hier, wo wir es lediglich mit naturreligionen zu tun haben, nicht etwa zweifelhaft, dass wir in den mythen eine der wichtigsten quellen unserer

deutschen heldensage s. 8) insofern bedenken gegen die definition Müllenhoffs geäussert, als die dichterische behandlung oft gerade die veränderungen des mythus bedingt. „Es ist ein verhängnisvoller irrtum, wenn einige dichtung und mythus nicht von einander scheiden.“ Auch Baer (Germ. a. a. o.) betonte mit recht, dass die mehr passive poesie des mythus von der eigentlichen (mehr aktiven) poesie zu trennen sei. Irreführend scheint mir dagegen der ausspruch desselben (a. a. o. s. 5): nicht der erkenntniswert, der gefühlswert bestimmt die mythen-, wie jede begriffsbildung, so gern ich anerkenne, dass die am meisten auf das gemüt einwirkenden erscheinungen die wirksamsten faktoren der mythenbildung wurden. Dass aber eine „auffassung des unbegreiflichen nach analogie des begriffenen“ nur stattfinden konnte, wenn ein tiefer eindruck das gemüt aufregte, wird durch die w. u. § 5 fg. ausführungen widerlegt werden.

1) Auf die rohheit der ältesten mythischen anschauungen hat namentlich W. Schwartz widerholt (z. b. Ursprung der mythol. s. 11) hingewiesen; dass in diesen ältesten mythen doch auch der erste versuch eines naturerkennens vorliegt, deutet derselbe mehr gelegentlich an (z. b. a. a. o. s. 13).

2) Vgl. M. Müller, Vorlesungen über den ursprung und die entwickelung der rel. s. 316: vieles, was für uns poesie ist, war für sie prosa; was uns wie ein übermass von phantasie erscheint, war wirklich mehr folge einer unbeholfenheit in der auffassung usw.

kenntnis von der religion eines volkes besitzen, wol aber, ob alle mythen von vorn herein religiösen charakter hatten. Auch in jenem weiteren sinne, in dem die lehre von den dämonen schon der religion zugerechnet wird, glaube ich doch die frage nicht unbedingt bejahen zu dürfen. Können wir nach den systemen, in die später die mythen gebracht sind, auch jeden mythus an die gestalt eines gottes oder heros[1] oder riesen oder an elbische geister anknüpfen, so fehlt es andererseits doch nicht an anzeichen, dass es in alter zeit auch eine naiv-poetische naturbetrachtung ohne eigentlich religiösen charakter gab. Man braucht dabei nicht an das kaum bemerkliche religiöse element in dem leben einiger naturvölker (namentlich in Australien) zu erinnern; da überall auch rückfälle in der kultur vorkommen[2], sind derartige beispiele nicht ohne weiteres entscheidend, um so mehr als auch ein verschiedener grad religiöser veranlagung bei verschiedenen völkerrassen mehr als wahrscheinlich ist. Man muss also die urkunden des betreffenden volkes selbst prüfen, dessen religiöse entwickelung man begreifen will. Auf nordischem gebiet bietet eines der deutlichsten beispiele für eine noch nicht durchweg religiös accentuierte naturbetrachtung eine allerdings mehrfach misdeutete stelle der Hervararsaga.

5. Die dieser sage eingefügten, teilweise viel älteren rätsel[3] geben eine zwar nicht im modernen sinne, doch relativ objective, rein äusserliche naturbetrachtung wider, welche erscheinungen der belebten wie unbelebten natur, ja erzeugnisse des menschlichen fleisses dicht neben einander stellt und nur nach äusseren ähnlichkeiten beurteilt. Da werden so nach einander der trank *mungát* nach seinen wirkungen, der gang über eine brücke, der nachttau als mittel gegen den durst, der hammer des goldschmiedes, der nebel, der anker, der rabe, der lauch, die blasebälge, der hagel, der mistkäfer usw. vorgeführt und die art der betrachtung ist weder unpoetischer noch weniger volkstümlich als manche strophe der Edda[4]. Hier wollen wir nur die strophe über den nebel (Herv. saga ed. Bugge 238) betrachten. Sie lautet in übersetzung:

1) Mit diesem namen bezeichne ich den helden, der als umgestaltung eines gottes anzusehen ist.

2) So bezeugt es z. b. für die Tupende in Süd-Afrika Wissmann (Unter deutscher flagge quer durch Afrika, kleine ausg. s. 60), vgl. im allg. Max Müller Über den urspr. u. die entw. der rel. s. 74.

3) Im Grundriss der german. phil. II, 1, 133 hebt Mogk hervor, dass dieser sage ältere lieder zu grunde liegen, vgl. auch die folgende anm.

4) Mogk a. a. o. s. 80: „eine rätselsammlung, die sich in jeder beziehung neben die Vafþr. stellen kann.“

„Wer ist der mächtige,
Der die marken durchfährt?
Seen und sümpfe verschlingt er.
Den wind er fürchtet,
Doch wenig den menschen,
Dem schimmer der sonne er schadet.“ [1]

Dann folgt die antwort: „Das ist der nebel; vor ihm sieht man die see nicht, aber er verschwindet gleich, wenn der wind kommt, menschen können ihm nichts anhaben; er lähmt den schein der sonne.“ [2] — Wenn Uhland in seiner gelegentlichen besprechung des rätsels (Germ. 4, 85) sagt, dass hier kein (eigentlicher, zur personifikation fortgeschrittener) mythus vom nebel vorliegt, so ist dies zweifellos richtig, aber die worte: „mit der ausgesprochenen lösung des rätsels schwindet die scheinbare persönlichkeit des finstern ungenannten“ werden durch die errungenschaften jüngerer forscher glänzend widerlegt. Bei diesen hat der „finstere ungenannte“ glücklich einen mythologischen namen gefunden. Es ist der Fenriswolf, von dem es ja Vafþr. 46, 4 (Sijmons) heisst, dass er die sonne verschlingen soll [3]. — Da nun auch der nebel dann und wann als fuchs oder wolf aufgefasst wird, so stimmt die erklärung zu dem quellenzeugniss ja „in jedem zuge.“

6. Wer entweder selbst sieht oder durch Uhland sich daran erinnern lässt, dass hier noch kein mythus, sondern nur ein spielender ansatz dazu sich findet, dem werden leicht ähnliche „mythenkeime“ auch sonst in der litteratur aufstossen, wenn auch in unseren „alten“ quellen, die schon sämtlich einen geordneten götterstaat voraussetzen,

1) Der von Uhland (vgl. im text das folg.) benutzte text (Herv. saga 1785, s. 150 fg.) bietet die varianten *enn myrkvi* („der dunkle“) statt *enn mikli* („der grosse“).

2) In der antwort erhält der von Uhland benutzte text noch die angabe: „Der finstere nebel steigt auf aus Gýmis (des meergottes) sitzen und verschliesst des himmels anblick.“

3) Einer gelegentlichen bemerkung F. Magnussens (Den ældre Edda IV, 228), wonach das rätsel der Herv. auf Fenrir zu beziehen sein möchte, ist leider auch Laistner (Nebels. s. 30) gefolgt. Aber wenn dieser gelehrte, durch Mannhardt (Roggenwolf 61) bestimmt, bei F. zunächst „an den gewittersturm, der den himmel mit finsternis umhüllt“ dachte, dann aber lieber an „winterliche mächte der finsternis“ denken wollte, so stimmt keine dieser erklärungen zu einem wesen, das bis zum weltuntergange in festen gewahrsam gebracht, auch vorher nichts furchtbares verübt hat. Man vergesse nicht, dass der wolf unter umständen sogar woltätige wesen bezeichnet (vgl. § 14). Auch das von Laistner citierte „wolfsalter“ hat mit dem Fenriswolfe nichts zu tun, vgl. kap. III, § 7 gegen ende.

oft etwas hinweggedacht werden muss. Betrachten wir z. b. Gylfaginning 10 die angabe über nacht und tag, so ist von der auffassung, dass sie allvater an den himmel gesetzt habe, leicht abzusehen; dass sie die erde mit einem gespann in bestimmter widerkehr umkreisen, kann ursprünglich ohne jede beziehung auf die götter geglaubt sein. Auch die weitere angabe, dass vom gebiss des pferdes der nacht der sogenannte nachttau herabtrieft, von der leuchtenden mähne des tagesrosses aber luft und erde erleuchtet werden, lässt noch keine deutliche beziehung auf freundliches oder feindliches verhältnis zur menschenwelt erkennen. Da die meisten naturerscheinungen aber nach einer dieser beiden seiten betrachtet werden können, so wurde jene einfach physikalisch-mythische auffassung, welche die erhabeneren naturvorgänge, z. b. die am himmel mit anderen, dem menschen näher liegenden erscheinungen einfach verglich, meist bald durch eine mitbeteiligung des menschlichen gemütes in furcht oder frommer verehrung zu einer betrachtung gewandelt, von der aus man die naturgebiete als wirkungskreise dem menschen an macht überlegener, bald woltätiger bald schädlicher dämonen betrachtete, was endlich unschwer dazu führte, diese geister auch als sittlich bestimmte, gute oder böse mächte, anzusehen, mit welcher unterscheidung die verehrung der götter in dem sinne des späteren heidentums im principe gegeben war[1]. Muss man sich auch davor hüten, die entwickelung des menschlichen bewusstseins der natur gegenüber nach einer toten formel oder schablone behandeln zu wollen, liegt dem besonnenen urteil vielmehr das geständnis nahe, dass keime der scheinbar höheren auffassung schon in der „niederen“ liegen müssen und dass günstige umstände oft einen keim sehr rasch zur triebkraft bringen, dass somit die eben angedeuteten drei stufen der naturbetrachtung nicht notwendig immer als chronologisch

1) Es wird leicht erkannt werden, dass diese betrachtungsweise mehr in den ausgangs-, als in den endpunkten der von Wislicenus entspricht. Dieser findet s. 88 in der individualisierung der persönlichkeit das für den mythus charakteristische, während die „wahre besonderheit“ innerhalb der sphäre des symbols nicht erreicht werden könne. Aber gerade der satz „das symbol betrachtet die persönlichkeit als gattungsbegriff“ ist sehr anfechtbar. Mit triftigen gründen hat W. Schwartz (Poet. naturansch. I, 154 fg.) zu beweisen gesucht, dass in der urzeit die sonne des neuen tages oder die nach dem unwetter neu erscheinende als ein ganz neues wesen betrachtet sei, wozu auch Vafþr. 47 deutlich stimmt; erst allmählich lernte man die identität der in den verschiedenen hypostasen der sonne, des mondes usw. sich zeigenden wesen erkennen. — Nur in dem freieren sinne also, dass eine ethische individualisierung, ein moralischer charakter dem symbole noch nicht zukommt, kann ich jener auffassung von Wislicenus beipflichten.

scharf geschiedene perioden gelten müssen (vgl. u. n. 4 und § 13), so wird andererseits doch für eine methodische mythenerforschung kaum ein anderer weg offen stehen als der in jenen drei stufen sich darstellende, wobei leicht zu bemerken ist, dass zwar die älteste zeit allen gegenständen, auch den für uns toten, eine art von beseeltheit zugestand[1], die volle menschenähnliche persönlichkeit den naturmächten aber erst zugleich mit der sittlichen bestimmtheit geliehen werden konnte.

7. Um die angenommenen drei stufen an einigen nahe liegenden beispielen zu erläutern, so stellt sich zu der naiv physikalischen betrachtung des nebels, die wir in dem rätsel der Hervararsage (vgl. § 5) fanden, eine art von dämonischer auffassung desselben phänomens in jenen sagen vom „nebelmännlein", die zuerst Uhland mitgeteilt hat, während sie jetzt in reicherer fülle vorliegen; zu einer ethischen bestimmtheit konnte der nebel nur in unsicheren ansätzen gelangen[2]. — Dass auch bei dem gewitter nicht etwa die dämonische auffassung die älteste war, geht einmal aus den zeugnissen über die auffassung der naturvölker hervor[3], andererseits wird es auch durch die erwägung bekräftigt, dass erst mit der gewinnung fester wohnsitze und geregeltem anbau der felder der blitzschlag (nebst dem hagel) seine verderblichste wirkung zeigen konnte; doch hatte eine höhere kultur auch die woltätigen folgen solcher erscheinungen kennen gelehrt, so dass wir den donnerkeil allmählich aus der hand dämonischer wildgesellen in die der höchsten, die menschenwelt schirmend umwaltenden gottheiten wandern sehen[4]. — Wählen wir das dem blitze so nahe stehende feuer,

1) Man nennt diese weltanschauung jetzt gewöhnlich animismus. Über die poetische berechtigung derselben handelt Grimm Myth.[4] 539; von ihr aus werden manche verwandelungssagen, z. b. die von menschen in steine (w. u. § 16) eher verständlich.

2) Uhland, Germ. 4, 82—87; seitdem hat L. Laistner in seinem gehaltvollen buche Nebelsagen (Stuttg. 1879) sehr viel neues hinzugefügt, vgl. namentlich s. 184 fg. — Insofern der nebel im hochgebirge und an der see auch eine unheimlich finstere macht werden kann, sind auffassungen erklärlich wie die von Laistner s. 235 belegte, wo man im nebel den teufel verborgen glaubte.

3) So weit diese völker von einer richtigen erklärung dieser vorgänge natürlich auch entfernt sind, so betrachten sie donner und blitz doch zunächst nur als auffällige, gelegentlich sogar zum scherz auffordernde phänomene, vgl. Schwartz Poet. naturansch. II, 123 fg. Dazu stimmt die angabe Wissmanns (vgl. oben s. 159 n. 2): ein gefühl der furcht beim leuchten des blitzes und grollen des donners kennt der sohn der wildnis nicht (a. a. o. s. 57).

4) Das angeführte ist nicht so zu verstehen, als ob immer eine frist von jahrhunderten zu dieser entwickelung nötig gewesen sei. Vielmehr sind geistig regsamere

so zeigt es sich einfach als verzehrendes element aufgefasst in dem Logi der Gylfag. (c. 46); als dämonisches, die welt schliesslich vernichtendes wesen in Surtr (Gylf. 51); als ethisch bestimmte, in diesem falle fast diabolische persönlichkeit in Ása-Loki (Gylf. 33). Vergleichen wir diese drei gestalten näher, so ergibt sich folgendes: in Surtr ist die in Logi nur eben angedeutete personificierung so weit gediehen, dass nun das element von ihm selbst unterschieden werden kann (*hann hefir loganda sverđ — ok mun brenna allan heim međ eldi*, vgl. auch Wisl. s. 89); in Loki endlich ist die persönlichkeit so durchgebildet wie bei wenig anderen erscheinungen der nordischen mythologie[1]; er tritt (in Lokasenna) allein dem ganzen götterstaat entgegen, weiss Baldrs tod herbeizuführen usw. — Aber diese entwickelung nach der geistig-sittlichen seite bedingt zugleich eine entfernung von der natürlichen basis der mythischen vorstellung, die ihre alte bedeutung nie ganz einbüsst: so sehen wir nicht nur im letzten kampfe Loki von dem noch mehr physisch gehaltenen Surtr, der die welt in flammen setzt, überragt, sondern selbst bei dem mehr scherzhaften wettkampfe im essen (Gylf. 46) erliegt Loki seinem rein elementaren nebenbuhler Logi[2]. — Während die sonne, rein physikalisch betrachtet, von der urzeit als ein eber mit goldenen borsten (= strahlen) aufgefasst werden konnte[3], ist ihre für den menschen woltätige macht ganz besonders in dem gotte Freyr ausgeprägt (Gylf. 24, Yngls. c. 12), welchem die spätere mythologie dann jenen eber als attribut beigab, vgl. Skálda c. 35. — Fehlt es diesem gotte an sittlicher bestimmtheit auch nicht völlig, so tritt diese widerum doch weit deutlicher in dem eddischen

völker z. b. durch die gewittervorgänge sehr früh zur vorstellung dämonischer und (gleichzeitig vielleicht) auch göttlicher mächte gelangt. Denn indem die finsteren wolken, die den regen zurückzuhalten schienen, dämonisch gefasst wurden, sah man in dem die wolken teilenden blitz das schwert eines göttlichen wesens; vgl. z. b. Schwartz, Urspr. der myth. 181—190, 282 fg.; das brüllen des donners wird meist den wolkenungetümen zugeschrieben. Seltener wird in unseren quellen der blitz selbst einem dämonischen wesen beigelegt, wie z. b. dem Geirrǫđr in der erzählung der Skálda c. 18 (Pros. Edda 108, 6 fg.).

1) Vgl. den warmen hinweis auf Loki und Sigyn als objekt für eine künstlerische darstellung (die seitdem mehrfach, z. b. von Mårten Eskil Vinge, versucht ist) bei N. M. Petersen am schluss seiner Nordisk mythologi.

2) Über das verhältnis von Loki zu Surtr vgl. auch meine Untersuch. zur Snorra Edda s. 121.

3) Diese deutung des ebers Gullinbursti geben F. Magnussen (Lex. mythol.); Schwartz, Poet. naturansch. I, 122; Kuhn, Über die entwickelungsstufen der mythol. s. 136 u. a.

Baldr hervor, der aber gerade wegen dieser betonung des ethischen charakters (z. b. Gylf. 22) zu den jüngsten schöpfungen des altnordischen götterglaubens gehört haben muss; spuren von einer wirklichen geltung desselben im volksleben finden sich nicht[1]. — Diese beispiele dürften vorläufig genügen, um statt der neuerdings beliebten und in einigen fällen auch ausreichenden unterscheidung „niederer“ von „höherer“ mythologie, welche doch das vorurteil erwecken kann, als ob die geistigere auffassung so zu sagen nur ein komparativ der natürlichen gewesen sei[2], die oben angenommenen drei stufen der mythenbildung soweit zu empfehlen, dass sie als die einfachste, dem gewöhnlichen entwickelungsgange wirklich entsprechende bezeichnung gelten können[3]. Ist aber erst auf der dritten stufe, die von sittlich bestimmten wesen handelt, ein eigentlicher götterglaube möglich, so ergibt sich daraus, dass ich Müllenhoffs fassung „religiös-poetische anschauungen“ doch auch nur in dem sinne adoptieren kann, dass ein gewisser keim religiöser naturbetrachtung der ältesten mythischen zeit schon angehört[4]; dasselbe verhältnis ergibt sich bez. des ausdrucks „den in ihr wirkenden kräften, die es als persönliche wesen auffasste“, vgl. oben § 6 gegen ende.

8. Noch richtiger wäre es vielleicht der ersten stufe (der des mythischen symbols oder der physikalischen) nur eine äussere vergleichung fernerliegender mit alltäglichen erscheinungen zuzusprechen, die

1) Dass von männlichen gottheiten (ausser Týr) eigentlich nur Þórr, Óðinn und Freyr (nebst Njǫrðr) eine altbegründete, festgewurzelte verehrung im norden genossen haben, hat H. Petersen überzeugend nachgewiesen; vgl. Om nordboernes gudedyrk. s. 98. — Über Baldr vgl. auch Mogk in Pauls grundriss I, 1062 fg. Dass dieser sittlich höchststehende zugleich als der physisch schwächste gott gedacht wurde, geht aus Gylf. 49 deutlich hervor.

2) Vgl. oben s. 157 anm. 1.

3) In teilweise ähnlicher weise hat Henne (Die deutsche volkssage s. 3) drei stufen (tiergestalt, dämonen, menschengestalt) unterschieden, doch sind die abweichungen schon auf der ersten stufe, die ich keineswegs auf tiergestalten beschränke, deutlich und treten auch sonst vielfach hervor, vgl. u. s. 166 anm. 2.

4) Dass andererseits die religion nicht lediglich aus der naturbetrachtung abzuleiten sei, betont mit recht Mannhardt (a. a. o. 37): „Ein gewöhnlicher irrtum, dem wir entgegentreten müssen, ist es, dass mythologie und religion schlechthin eines seien.“ Über die allmähliche vermischung beider handelt Mogk im Anz. für indog. sprach- u. altk. III, s. 23. Vgl. übrigens auch Wislicenus, Loki s. 2, W. Schwartz, Poet. naturansch. II, VIII fg. und die beachtenswerten ausführungen M. Müllers Über ursprung und entwickelung der religion, besonders in der 2., 4., 5. und 6. vorlesung. — Eine völlige scheidung religiöser (hieratischer) und volkstümlicher mythen hat O. Gruppe versucht. (Die griech. culte u. mythen, vgl. Mogk in Pauls Grundriss I, 993.)

beide auch im machtbereiche des menschen liegen können (vgl. für letztern fall z. b. die in § 5 angeführten beispiele aus der Hervararsaga ausser dem hagel, nebel, nachttau); derartige symbole kann jedes jahrhundert neu bilden, vgl. das „schnaubende dampfross", das „elastische stahlross" unserer zeit. Aber von diesen mythenkeimen sind nur die zu höherer, persönlicher auffassung gelangt, die sich auf objekte beziehen, welche wenigstens nicht ganz oder überhaupt gar nicht in den willen des menschen gegeben sind und demnach auch als nach belieben dem menschen freundlich oder feindlich gegenübertretend gedacht werden konnten, so z. b. das feuer, der wind und ziemlich alle in den Edden berührten mythenstoffe. Hier entwickelte sich, durch bereits früher wirksame momente des gemütslebens (auf die n.[4] s. 164 zu anfang kurz hinweisen wollte) unterstützt, bald die dämonische resp. religiöse auffassung der naturobjekte, wobei ich nicht zu irren glaube, wenn ich den anfängen dieser „höheren" stufe nur für die menschenwelt im ganzen bedeutsame erscheinungen als „gehobene" mythenstoffe zugestehe (vgl. § 11 gegen ende), während jede berücksichtigung rein lokaler erscheinungen, weil nicht geeignet ohne weiteres auf das gemüt jedes hörers zu wirken, einer jüngeren, mehr subjektiv gerichteten zeit gehören wird. Dabei ist meist eine irgendwie auffällige lokalität mit schon vorhandenen mythen in beziehung gebracht, vgl. für das gebiet der heldensage z. b. Belger, Die mykenische lokalsage, Berl. 1893, s. 3 fg. Während auch Hirschfeld in den Untersuchungen zur Lokasenna (Acta germ. I, 1 fg.) gelegentlich (s. 57) die vorliebe der jüngeren Eddalieder für „geographische, wirkliche namen" betont, ist er doch selbst mehrfach beflissen eddische mythen auf Island zu lokalisieren. Wer aber in dieser weise sucht, findet leicht mehr als genug[1].

9. Konnte ich so, wenn auch nicht ohne verschiedene vorbehalte der von Müllenhoff gegebenen definition der mythologie im ganzen mich anschliessen, so bedarf dieselbe doch im interesse der nachfolgenden untersuchung noch einer mehrfachen ergänzung. — Zunächst möchte

1) So hat H. a. a. o. s. 23 glücklich die Hliđarnámur aufgefunden: „zwölf grosse, in einer doppelten reihe geordnete kessel voll kochenden schaumes, welche brüllend und spritzend unermessliche säulen eines dichten dampfes in die luft aussenden, die sich dann ausbreiten und die strahlen der sonne verdunkeln." — Wenn es dann heisst: „jeder dieser kessel gibt ein bild des Fenrisulfr", so frägt man sich doch: warum berichten die Edden dann nicht gleich von einem dutzend solcher wölfe? — Wie alt die zeugnise für allgemeine verbreitung des betr. mythus im norden sind, habe ich s. 182 anm. 4 hervorgehoben; auch das stimmt nicht recht zu isländischem ursprunge desselben.

ich den ausdruck „bilder“ oder „symbole“, den ich zur unterscheidung der stufe physikalisch-mythischer betrachtung von dem ausgebildeten (dämonischen, resp. religiös-ethischen) mythus für unentbehrlich halte, gegen die bedenken verteidigen, die W. Schwartz (Urspr. der myth. s. 12) wenigstens gegen den ausdruck „symbolik“ erhebt; der hochverdiente gelehrte meint z. b. in den tieren der ältesten mythenkeime nicht etwa symbole göttlicher kraft, sondern für den glauben jener zeit wirklich existierende wesen erblicken zu müssen[1]. Diesem standpunkte trete ich insofern unbedenklich bei, als einmal jene ältere „symbolische“ mythenerklärung, die jedem durch einfache vergleichung sich leicht erklärenden zuge des mythus einen verborgenen sinn unterschiebt[2], auch an mir keinen anwalt findet, andererseits auch zugegeben werden muss, dass die vergleichung zweier wesen in der älteren zeit etwas mehr als eine poetische metapher war, vielmehr momentane gleichsetzung in vielen fällen voraussetzt. Immerhin lässt schon der reiche wechsel der gewählten bilder (vgl. z. b. für die sonne, den mond, die sterne, die wolke das register bei Schwartz a. a. o.) erkennen, dass eine gleichsetzung dieser art doch sehr leicht wider aufgehoben werden konnte, um einer andern platz zu machen, so dass mehr ausnahmsweise für eine naturerscheinung auch nur eine bilderreihe in gebrauch kam[3]. Man wird also ebenso dem historischen standpunkte gerecht, wie man sich den leichten übergang der bilder in die eigentlichen mythen hinreichend erläutert, wenn man die bildersprache der altmythischen zeit als eine ungemein lebendige, zu wirklicher gleichsetzung in manchen fällen leicht führende vergleichung sich klar macht.

10. Zunächst beschäftigt uns nun die doppelfrage: welche objekte sollten durch jene bildersprache so zu sagen übersetzt werden und welche bilder standen der urzeit als allbekannte werte und somit als

1) A. a. o. s. VI: „sturm, blitz usw. sind symptome der wesen und des treibens einer andern welt.“

2) Vgl. dar. Schwartz, Poet. naturansch. I, 221 anm. Mehrfach neigt zu dieser art von symbolik unter den neuern forschern auch Henne (vgl. oben s. 164 n. 3), wenn er z. b. s. 3 von den tieren sagt: „dieser umstände wegen glaubte man höhere wesen in ihnen verborgen und verehrte daher solche unter der gestalt der tiere.“ — Dieser für einige völker des ostens vielleicht passende satz lässt sich aus deutscher volkssage nur in jenem beschränkten umfange erweisen, in dem z. b. auch E. H. Meyer (Germ. myth. s. 93) für eine ähnliche ansicht einzutreten geneigt ist.

3) So werden sonnen- und mondfinsternisse wol lediglich als durch räuberische tiere (wölfe, drachen) verursachte schwächungen des sonnen- oder mondlichtes aufgefasst. — Über den wechsel der bilder für dasselbe phänomen sogar in einem mythus vgl. z. b. Mannhardt, Götterwelt s. 204.

mittel zum dolmetscherdienste zur verfügung? die letztere frage beantwortet sich fast von selbst: wie uns jede europäische sprache noch jetzt manche belege dafür bietet, dass man neue erscheinungen (namentlich tiere und pflanzen der fremde) nicht etwa mit einem ganz neuen, für viele unverständlichen namen zu bezeichnen, sondern an bekanntere wesen der heimat durch die benennung anzureihen suchte, ganz unbekümmert um wissenschaftliche gruppierung[1], so wurden auch die erscheinungen der mythischen welt[2] mit den bekannteren grössen verglichen, welche den menschen täglich umgaben. Am häufigsten wurden die höher entwickelten, teils zahmen, teils wilden tiere[3] zu diesem dolmetscherdienste herangezogen, doch auch die menschengestalt, pflanzen, steine, einfaches hausgerät waren keineswegs ausgeschlossen. Unter derartigen symbolen noch eine historische stufenfolge, etwa vom unbelebten zum belebten (zunächst tierischen) symbol anzunehmen, erscheint bei schärferer betrachtung ziemlich wertlos[4], da die lebendige, ganz oder halb animistische auffassung der urzeit solche unterscheidung kaum gestattet, auch andere gründe noch dagegen sprechen[5]. — Nur soviel ist nicht zu verkennen, dass auf den stufen dämonischer und

1) Vgl. ausdrücke wie hippopotamus (nilpferd), camelopardalis (giraffe), struthocamelus (strauss), walross, seehund, seelöwe usw. Die bekannte bezeichnung des elephanten als bos Luca oder Lucanus seitens der Römer zur zeit des Pyrrhus lässt die von einigen forschern vorgeschlagene ableitung von elephas aus dem semit. aleph (= rind) sehr natürlich erscheinen. Auf elephas geht dann wider got. ulbandus (= kamel) zurück. Bez. der pflanzenwelt genügen wol folgende beispiele: baumwolle, butterbaum, deutscher kaffee, türkischer weizen, erdapfel, kartoffel (für tartuffel = trüffel, vgl. Grimm, D. wb. s. v.). S. auch Beer, Germ. 33, 11.

2) Vgl. § 11 zu anfang.

3) Eine übersicht der für die mythologischen vorstellungen wichtigeren tiere gibt ausser Grimm, Myth.[4] 546 fg. z. b. Mannhardt, Korndämonen s. 1. Vgl. auch Ang. de Gubernatis, Die tiere in der indogerm. mythologie, E. H. Meyer, Germ. myth. 93. Wenn aber dieser namhafte gelehrte a. a. o. behauptet: „nicht die tierischen urbilder der wirklichkeit, sondern ihre überirdischen abbilder waren die massgebenden figuren der mythischen fauna“, so möchte ich mich vielmehr mit der bemerkung begnügen, dass die irdische tierwelt nicht immer ausreichte zur interpretation mythischer vorgänge, daher die häufige verwendung des drachen, d. h. der geflügelten schlange, des flügel-pferdes, -rindes usw. Solche gestalten lassen sich zusammengesetzten schriftzeichen, die doch nur e i n e n laut bezeichnen sollen, vergleichen. Der flügel bezeichnet diese wesen als dem luftreiche oder dem himmelsraume angehörig.

4) Dazu neigt Wislicenus, Symb. s. 20 fg., 66 fg. und in seiner weise auch Schwartz (Poet. nat. I, XIX); vgl. aber Mannhardt, Korndäm. s. VII sub II und s. 19.

5) So hebt Schwartz selbst hervor, dass als unbelebte symbole oft werkzeuge des menschen erscheinen, die historisch doch nicht der allerältesten zeit angehören.

ethischer betrachtung ursprünglicher naturphänomene man sich der vermenschlichung, resp. vergötterung immer mehr näherte: für die dämonische auffassung genügte oft noch eine tiergestalt, neben welche aber die halbmenschliche[1] immer häufiger hintrat; für die ethisch-religiöse auffassung war die menschliche das minimum, während nicht selten auch die übermenschliche, d. h. idealisiert menschliche eintrat.

11. Fragen wir weiter nach den objekten der vergleichung, so ist als die eigentlich „mythische" welt zwar mit W. Schwartz (Ursp. s. 11) „eine den menschen geheimnisvoll umgebende, andere welt, die nur mit ihren symptomen in diese hineinragte" anzuerkennen, aber ich möchte doch nicht gerade sagen „der glaube an diese welt war der urquell der mythologie", denn es handelte sich bei jenen symptomen doch um sichtbare oder sonst leicht zu konstatierende dinge und die bildersprache des mythus[2] ist zunächst als erklärungsversuch dieser zum guten teil ganz unbestreitbar vorhandenen welt zu betrachten, vgl. oben § 2, Wisl. Symb. s. 14. — Dagegen stimme ich A. Kuhn und W. Schwartz widerum darin zu, dass sie mit nachdruck die erscheinungen am himmel als diejenigen betont haben, die als der erste und wichtigste weltteil der mythischen welt sich uns darstellen[3]. Ist aber der von A. Kuhn zur begründung dieses standpunktes vorgebrachte hinweis darauf, dass „das indogermanische urvolk in seinen stammsitzen schwerlich ein grösseres meer kannte", nicht durch andere gründe zu verstärken, resp. zu ersetzen?[4] Dürfen wir nicht sagen, dass der himmel 1) durch die menge der hier sich darbietenden erscheinungen, die zu direkter wie indirekter (vgl. § 13) vergleichung auffordern, 2) aber auch durch ihre grosse verschiedenartigkeit hinsichtlich teils periodischer, teils momentaner bewegung und veränderung, teils wider scheinbarer ruhe und stetigkeit[5], 3) endlich im

1) Halbmenschlich nenne ich nicht nur mischungen von tier- und menschengestalt, sondern auch die auffassung der menschlichen gestalt in vergröbertem oder verkleinertem massstabe (riesen, zwerge).

2) Passend vergleicht L. Laistner (a. a. o. 208) die sprache des mythus der hieroglyphenschrift.

3) So behandelt Schwartz in seinen „Poetischen naturansch." zunächst nur die mythischen bezeichnungen für die am himmel sich zeigenden phänomene, von denen aber die übrigen sich als abgeleitet ergeben.

4) Herabkunft des feuers[2] s. 25. — Bekanntlich nehmen heut zu tage viele forscher nicht mehr das innere Asien als urheimat der Indogermanen an.

5) Mit recht hebt W. Schwartz a. a. o. I, XVII fg. hervor, dass sonne und gestirne weit weniger selbständig die mythologischen vorstellungen bedingten, als die veränderungen, welche mit ihnen vorzugehen schienen, die zunächst die aufmerk-

hinblick darauf, dass den wirkungen der am himmel vorgehenden dinge kein erdbewohner auch nur auf 24 stunden sich völlig entziehen kann, millionen von menschen aber von regen und sonnenschein bez. ihrer existenz direkt abhängig sind, eine ganz unbestreitbare präponderanz geniesst? Alle anderen gebiete der mythischen welt stehen nicht nur zurück, sondern finden sozusagen ihre vorspiele in erscheinungen der luft und des weltraumes: so die unterwelt im wolkenschatten und nachtgrauen, die meeres- oder flussüberschwemmung im wolkenbruch, das gebirge der erde im wolkenberg usw.[1]

Auf den dritten der oben genannten gründe aber lege ich das grösste gewicht:[2] so sind denn auch nur die in allen gegenden bedeutsam hervortretenden phänomene des luftraumes als primäre mythenstoffe zu betrachten, während allerdings auch dieser mythische weltteil einige secundäre mythenbildungen aufweist[3].

12. Diese unterscheidung primärer und secundärer erzeugnisse der mythenwelt legt vielleicht die weitere frage nahe: „ist nicht auch eine scheidung zwischen eigentlichen naturmythen und solchen mythen nötig, die aus dem seelenglauben hervorgegangen sind?“ (vgl. s. 156 anm. 1). — So verdienstlich nun auch die schärfere beachtung des seelenglaubens, wie sie in den letzten decennien sich zeigte, zweifellos ist, so ist doch weder die historische priorität des seelenglaubens irgendwie erwiesen[4]

samkeit fesselten, wozu Seneca, Quaest. nat. VII (zu anfang) verglichen wird. — Aber nachdem die an so vielen himmelskörpern bemerkbaren veränderungen die auffassung gereizt und geschärft hatten, konnte es doch nicht fehlen, dass nun auch bei scheinbar unbeweglichen körpern gefragt wurde: „werden diese niemals ihren standort ändern? Gibt es wirklich eine dauer im wechsel?“

1) Natürlich ist dies nicht auf die form zu beziehen, die man von der erde her kannte, aber darauf, dass die möglichkeit eines öffnens der berge und des gewinnens goldener schätze aus ihrem schosse zuerst am himmel sich darstellte. Der einförmigen wildnis der ursprünglichen erde gegenüber war der himmel gewissermassen das, was für einen landbewohner unserer tage die grossstadt mit ihren immer neuen, zum staunen oder nachdenken reizenden eindrücken.

2) Vgl. Schwartz a. a. o. II, XIV: „der mensch huldigte nur dem, den er zu fürchten veranlassung zu haben glaubte.“ Dieser gedanke wird durch das dort citierte wallachische märchen sehr lebendig erläutert.

3) Laistner, der mit so grossem erfolge den nebelsagen nachgeforscht hat, verkennt darum nicht, dass der grösste teil dieser sagen nicht der ältesten zeit angehört, vielmehr teilweise wenigstens eine umbildung aus astralen sagen sich wahrscheinlich machen lässt, vgl. s. 105, 128, 209.

4) Vgl. Mogk in Pauls Grundriss I, 998; nach dieser seite neigt ausser Vodskow (Rigveda og Edda 1890) neuerdings auch E. H. Meyer (Germ. myth. 1891) und Golther (Götterglaube und göttersagen der Germanen 1894). Scheinbar einleuchtend sagt letzterer s. 3: „vom glauben an seelengeister ist es nur ein schritt zur natur-

noch selbst eine scheidung des stoffes in „dämonische“ (d. h. hier dem naturgebiet entnommene) und „dem seelenglauben angehörende“ mythen als innerlich berechtigt zu betrachten[1]. — Dass an die gestorbenen eher gedacht sei als an die lebenden, kann niemand behaupten; die seele des lebenden aber steht dem naturgebiet nicht nur nahe, sondern ist an das atmen geknüpft. Dieses ist ein natürlicher vorgang; er wird zeitweise sogar hörbar und (bei einigen kältegraden) deutlich sichtbar. Dies atemwölkchen ergibt bei gehöriger verstärkung den von Laistner sog. „seelennebel“[2], ebenso wie der hörbare hauch, ähnlich verstärkt, zu jenem sturmwinde passt, in dem ein seelenheer vorüberstürmen sollte; auch die auffassung des schattens als eines so zu sagen seelischen begleiters des körpers stimmt zu der ansicht, dass der seelenglaube der urzeit (in ausgleichung der sog. animistischen auffassung des für uns unbelebten) in der seele nur eine feinere art von materie sah, die nach dem tode des menschen neue, aber auch dann dem naturbereich nicht entnommene verbindungen eingieng[3].

13. Dagegen erscheint mir ausser der trennung primärer und secundärer mythenstoffe noch eine art der unterscheidung notwendig: die des direkten und indirekten symbols[4]. Das erste findet sich, wenn ich die sonne z. b. einem goldenen balle vergleiche; das zweite, wenn ich eine sonnenfinsternis dem angriff eines wolfes zuschreibe. Dort wird ein deutlich sichtbares objekt mit einem anderen, näher liegenden verglichen; hier handelt es sich um verdeutlichung von vorgängen, die zwar mit den sinnen wahrgenommen werden, so jedoch, dass diese

beseelung.“ — Aber war dieser schritt nicht längt gemacht? Gilt nicht der satz: „der mensch ist das mass aller dinge“ am allermeisten gerade für das kindesalter der menschheit? Der mensch lebt, so vermutet er überall lebensspuren; die bewegung des windes, des wassers, mancher gestirne bestärkt ihn in seiner meinung. Selbst wo die natur ganz starr erscheint, liegt ihm der gedanke des schlummers näher als der des todes, vgl. noch Chamisso: „die schätze, die schlummernden alle, die unter der erde sind.“ Oder die leblosen massen sind wenigstens wohnungen, werke lebendiger wesen — „von geistern der tiefe erbaut“ u. ähnl.

1) Diese scheidung versucht Mogk a. a. o.

2) Gemeint ist ein nebelstreifen oder eine nebelwolke, die als andeutung einer seelenschar aufgefasst wurde (L. neb. s. 118).

3) Immerhin darf man mit M. Müller (a. a. o. s. 100) anerkennen, dass mit der beobachtung des schattens und des atems sich die idee von einem etwas, das vom körper verschieden ist und doch eine art von leben besitzt, langsam hervorarbeitet, dass hier die übergänge vom materiellen zum immateriellen sich finden.

4) Auch bei den von mir vorgeschlagenen trennungen handelt es sich nicht um unverrückbar feste grenzbestimmungen, nur um mittel, die orientierung auf dem mythologischen gebiete zu erleichtern.

wahrnehmung zunächst nur die wirkung, nicht die ursache mitteilt[1]. Den übergang von der einen zu der anderen klasse bildeten vielleicht die gewitterphänomene, die in ihrer raschen und für unsere wahrnehmung etwas verschobenen reihenfolge eine auch nur annähernd objektive auffassung ungemein erschwerten. Zu den eigentlich indirekten symbolen aber rechne ich z. b. die bezeichnung des windes als eines adlers, die des echos als zwergrede (dvergamál), die erklärung von sonnenfinsternissen in der bekannten weise (vgl. oben); hierher gehört auch die auffassung der nacht als einer realen, bald auch persönlich gefass ten grösse. Nur mit dem indirekten symbol zu messen war ferner das verhalten der seele im täglichen leben, im schlaf, im traum, nach dem tode des menschen usw. Man sieht aus dieser kurzen aufzählung, dass es sich hier um die wichtigsten aller fragen handelt, und ist man auch theoretisch geneigt der urzeit zunächst mehr ein interesse an den deutlich sichtbaren erscheinungen der lebewelt zuzutrauen, so liegt doch selbst für ein kindliches gemüt die frage zu nahe: wie ist der wechsel von tag und nacht, schlaf und wachen, leben und tod zu erklären? um annehmen zu können, dass irgend ein menschenalter sie gänzlich vernachlässigt habe; gerade die schwierigkeit des problems pflegt ja auch den reiz zu erhöhen[2]. — Die priorität der direkten

1) M. Müller (a. a. o. 4. vorles.) unterscheidet unter den objekten der mythischen naturbetrachtung greifbare, halbgreifbare und ungreifbare gegenstände; letztere aber müssten nach dem grade der deutlichkeit, den sie für gesicht oder gehör darbieten, eigentlich wider gesondert werden. Für die zwecke dieser abhandlung genügt jedesfalls die oben vorgeschlagene teilung.

2) So ist die frage: wer ist der schnellste? auch in volkstümlichen kreisen eine beliebte und von alters her eifrig erörterte (vgl. Laistner a. a. o. 187, 322). — Bemerken möchte ich hier auch, dass es ausser jener direkten naturbetrachtung, die am reinsten in den symbolen der urzeit sich ausprägte, auch in dieser zeit an indirekten schlüssen nicht gefehlt haben kann, die etwas tiefer in den urgrund des sichtbaren einzudringen bemüht waren. Erinnert sei hier an die schöne darlegung M. Müllers, der ausführt, wie mit der wahrnehmung des endlichen gleichzeitig auch eine gewisse (ich würde sagen indirekte) auffassung des unendlichen gegeben sei, vgl. a. a. o. s. 40, 41, sowie über die bezeichnung des übernatürlichen bei den Melanesiern s. 59 fg. Hier erhebt sich die frage: gab es monotheistische glaubenskeime schon bei den heidnischen Nordgermanen? Allerdings sind die betreffenden stellen der Vatnsdæla saga, z. b. c. 37 (Fornsǫgur ed. Möb. u. Vigf. s. 59) „nú vil ek heita á þann, er sólina hefir skapat, þvíat ek trúi hann máttkastan“ vielfach als in christlicher zeit entstanden betrachtet (die lit. s. bei E. H. Meyer, Germ. myth. s. 295) und die späte aufzeichnung der betreffenden saga ist bekannt, doch versuchte Döring, Über typus und stil der isl. saga s. 23, eine vermittelung zwischen heidentum und christentum als tendenz des verfassers wahrscheinlich zu machen. Ohne zweifel christlich beeinflusst sind stellen wie Gylf. c. 3 und 5, vgl. Untersuch. s. 70 fg.

symbole möchte ich daher auch nur in dem sinne vertreten, dass wenigstens die umgekehrte folge wenig glaublich ist, dann auch im hinblicke darauf, dass eine jüngere form der mythenbildung, die mythische allegorie, sich vom indirekten symbol abzuleiten scheint, vgl. § 17.

14. Kehren wir aber zunächst zu den oben in § 10 besprochenen mitteln der vergleichung zurück, so konnte aus dem an und für sich ziemlich beschränkten kreise von wesen oder dingen, die der urzeit dafür geignet schienen, einerseits jedes einzelne auf verschiedene objekte angewandt werden[1]; andererseits konnte dasselbe objekt durch verschiedene bilder bezeichnet werden, je nachdem die eine oder andere seite ins auge gefasst war[2]. Erwägt man ferner, dass jede vergleichung mit lebenden wesen insofern eine dreifache sein kann, als sie sich entweder nur auf das äussere oder nur auf das innere (den charakter) oder endlich auf beides zugleich richten kann, so wird die möglichkeit des fehlgreifens bei der erklärung noch deutlicher sein. Wol darf man sagen, dass die erste jener drei arten in der urzeit bevorzugt war, aber bei jedem indirekten symbol fehlt ja auf der seite des objektes das sichtbare äussere; hier muss man sich an die wirkung halten und diese ist gewissermassen als symptom innerer, geistiger eigenschaften zu fassen, man denke an die „schnelligkeit“ des windes, die zu einer vergleichung mit dem adler führte. Darnach ist es erklärlich, wenn W. Schwartz a. a. o. II, XIV von „einem gewissen chaos gläubiger vorstellungen“ redet, wenn A. Kuhn (Entwickel. der myth. s. 123) in übereinstimmung mit M. Müller von der „polyonymie und metonymie“ als einem nicht unwesentlichen faktor der mythenbildung redet, indem die ältere zeit sich oft selbst in der richtigen auffassung der symbole verirrte[3]. Wie eine grosse anzahl grammatischer formen heutzutage als „nach falscher analogie“ gebildet betrachtet werden, so haben einige mythische elemente nicht etwa nur andere zurückgedrängt, sondern ebenso oft sie sich selbst assimiliert und so ihre deutung beein-

1) Der speer als bild des lichtstrahles konnte z. b. sich ebensogut auf den blitz-, wie auf den sonnenstrahl beziehen, und so wird der speer Gungnir von den forschern verschieden gedeutet.

2) Sollte der blitz als waffe erscheinen, so wurde er speer oder zahn eines ebers genannt; sollte vor allem die schnelligkeit betont werden, so hiess er geflügelt, ein pfeil, ein dahin schiessender fisch. Schwartz, Poet. naturansch. II, 90, 96 fg. — Vgl. auch s. 166 anm. 3 gegen ende.

3) Es scheint mir auch keinen wesentlichen unterschied in der auffassung zu ergeben, wenn Beer (Germ. 33, 7) wol mit recht die homonymie nicht eigentlich als mythenbildendes, nur als mythenfort- oder umbildendes element anerkennen will.

flusst. Je häufiger und beliebter ein symbol war (wie z. b. wolf, fuchs, vogel, speer), um so stärker ist die gefahr des irrtums bei der auslegung[1]. Hier handelt es sich nicht etwa darum, einen weg nur zu finden, sondern aus einem wirrsal sich kreuzender pfade den richtigen ausfindig zu machen und ihn bis ans ziel zu verfolgen.

15. Nicht zu vergessen ist ferner, dass die entwickelung nie in ganz gerader linie verlief, da der urzeit wol nur mythische symbole im sinne einer naiven naturdeutung zukamen, während der poetisch abgerundete mythus, wenn nicht geradezu ein misverständnis, so doch eine freiere fortbildung des kernes in einer veränderten richtung aufweist[2]. Dieser entwickelungsgang ist nur insofern ein natürlicher zu nennen, als die alte symbolsprache ihren zweck einer deutung der naturvorgänge bald nicht mehr erfüllte, da die längere gewöhnung und schärfere beobachtung den menschen bald eine mehr prosaische und nüchterne auffassung der naturerscheinungen lehrte. Entweder konnte nun neben den bildlichen allmählich der unbildliche ausdruck als der geläufigere treten, bis der erstere ganz verdrängt war[3], oder es erhielt sich der bildliche ausdruck und gewann sogar an selbständiger bedeutung, vgl. im allgemeinen Wislicenus, Symb. s. 85 fg.; Loki s. 2, 3. In diesem falle aber verlor oder lockerte sich die feste beziehung zu den naturobjekten und so konnte er nur um so freier von menschlichen vorstellungen erfüllt werden. Erst in dieser zeit kam die poetische ausgestaltung zu ihrem vollen rechte, vgl. den in n. 2 besprochenen Phaetonmythus. — Bemerkenswert ist aber, dass jenes verstandesmässige element, jene richtung auf das erkennen, die wir in den alten symbolen fanden, in der späteren zeit sich doch nicht

1) Ang. de Gubernatis, dessen standpunkt ich freilich nur in einzelheiten teile, wies schon darauf hin, dass der wolf in der sage keinesweges immer eine den göttern und heroen feindliche natur zeigt: Die tiere in der indog. myth. s. 450. — Vgl. auch w. u. cap. III, § 8 und 9.

2) In dem Sisyphosmythus der späteren zeit ist gänzlich verkannt, dass der gewälzte stein eigentlich die sonne (so, und wol am richtigsten Kuhn, Entwickel. s. 147) oder eine nebelmasse (so Laistner, Nebelsagen 41 fg., vgl. aber 209) bedeutete; in dem Phaethonmythus ist das physikalische phänomen des (scheinbaren) versinkens der sonne ins meer durch poetische ausschmückung und ethische färbung zwar nicht ganz von dem alten grunde losgerissen, aber doch in eine ganz andere beleuchtung gesetzt; vgl. Mannhardt, Götterwelt 29, 30, 36.

3) Der schon s. 168, anm. 2 citierte vergleich Laistners (Nebels. 208) liesse sich wol noch passender so verwenden, dass wir die eigentliche bildersprache des mythus mit der hieroglyphenschrift, die unbildliche, doch in poetischer sprache vorgebrachte naturschilderung als transscription desselben gedankens nebeneinander halten. Dazu gibt namentlich die Vǫluspá mehrfach gelegenheit, vgl. cap. VII, § 10.

völlig verflüchtigt hat; es musste sich aber jetzt mit der aufgabe begnügen, in dem „chaos“ der alten symbole gewissermassen ordnung zu schaffen und wenigstens die gröbsten widersprüche des unmerklich gebildeten systems auszugleichen. Und gerade weil die abhängigkeit der alten symbole von den naturvorgängen halb oder auch ganz vergessen war, mussten nun andere verknüpfungen gesucht werden: genealogieen, ehen und bundesbrüderschaften wurden angenommen, die für den forscher oft auf den ersten blick, teilweise erst allmählich als das werk der „konstruierenden“ oder mythen-ordnenden periode sich zu erkennen geben und nicht selten auf falsche fährte gelockt haben. In die urzeit reichen sie selten zurück, weil diese sich meist begnügt die einzelnen vorgänge als solche aufzufassen[1]. Nur wo übergänge wie die von nacht zu tag, von sonnenlicht zu wolkendunkel sich darboten, lag es von jeher nahe einen zusammenhang zwischen beiden potenzen anzunehmen, und so mag schon die urzeit die nacht als mutter des tages betrachtet haben[2]. Sicher ist, dass solche vorgänge das mythische „denken“ mehr noch anregten als ruhende erscheinungen und um so mehr, je rascher und auffälliger sie sich ablösen[3]. Daher ist es nicht abzuweisen, mit W. Schwartz (vgl. s. 168 anm. 5) in den erscheinungen des sturmes, des gewitters und des wolkenhimmels die fruchtbarsten keime mythischer vorstellungen anzuerkennen; diese vorgänge legen jedoch den gedanken eines kampfes weit näher als den an friedliche verhältnisse. Man darf daher im ganzen in polemischen

1) Vgl. W. Müller, Zur mythol. der griech. und deutschen heldensage s. 161, der auch seinerseits dem von Beer (Beitr. von Paul u. Braune XIII, 1 fg.: Der stoff des spielmannsgedichtes Orendel) ausgesprochenen grundsatze, dass jede genealogie in der göttersage accessorisch sei, im wesentlichen beistimmt. Diesen standpunkt verfolgte Beer weiter Germ. 33, 12 fg. Im ganzen ähnlich urteilt schon Wislicenus, Loki s. 23, 27.

2) Vgl. Gylf. c. 10, wo das myth. grundmotiv freilich schon mit jüngeren zusätzen vermengt ist. — Ähnlich auch bei den Griechen (Hesiod, Theogonie 124 fg.).

3) Mächtiger noch als das gewöhnliche abenddunkel musste die umnachtung des himmels mitten am tage, die das gewitter meist zeigt, die gemüter ergreifen, namentlich in verbindung mit sturm, blitz, donner, hagel, regen und regenbogen. Dies alles und die widerkehr der sonne oft in einem mässigen bruchteil einer stunde! — Gleichwol möchte ich nicht unbedingt mit Beer (a. a. o. 11) behaupten: „mit atmosphärischen mythen (betr. wolken, wetter, nebel) hat die mythik begonnen“ oder mit E. H. Meyer nur gewitter-, wind- und wolkengottheiten als altmythische mächte anerkennen, so geistvoll diese theorie auch verfochten ist. Gründliche kenner der indischen mythenwelt wie Hillebrandt und Oldenberg (Ved. myth. 112) betonen neuerdings, dass gerade die „unstete natur des blitzes seiner entwickelung zu einer gottheit nicht günstig sei.“

verhältnissen weit eher als in genealogischen angaben spuren einer alten tradition vermuten; nur bedarf es bei der nordischen mythologie doch auch nach der ersten seite besonderer vorsicht, da namentlich die ragnarøk-mythen zu einer vervielfältigung und steigerung einfacher kampfesmotive vielfach anlass gegeben haben[1]. — Fast alle diese teils freundlichen, teils feindlichen beziehungen, durch die der poetische reiz eines mythus oft nicht wenig gewonnen hat, müssen als beiwerk erkannt und bei seite geschoben werden, soll der kern der mythischen vorstellung uns deutlich entgegentreten.

16. In diesem zusammenhange mag auch an die neigung mythischer naturbetrachtung erinnert werden, auffällige erscheinungen (z. b. in der tierwelt) auf ein bestimmtes datum innerhalb der geschichtlichen entwickelung und einen bestimmten anlass zurückzuführen. Beispiele dieser historisch-aetiologischen darstellung geben ausser den cap. V, angeführten stellen aus Gylf. z. b. auch Grimms Märchen nr. 171—173 (zaunkönig, scholle usw.) und Grundtvig, Dänische volksm., übersetzt von Strodtmann, 2. samml. s. 16. Hierhin gehören auch viele verwandlungssagen[2].

17. Doch nicht bloss in jener ordnung und äusseren verknüpfung (§ 15) oder dieser hinneigung zu historischer datierung (§ 16) erwies sich das verstandesmässige element in der mythologie weiterhin tätig: bei der reicheren entfaltung des geisteslebens lag es nahe genug, nun auch phänomene dieser geisteswelt in ähnlicher weise vergleichend darzustellen wie früher die naturvorgänge. Diese geistesmythen mag man mythische „allegorien“ nennen, um sie von den eigentlichen naturmythen scheiden zu können, aber der unterschied beider darf nicht so scharf, so gegensätzlich gefasst werden, wie dies von dem sonst so

1) Dass die ragnarøkmythen in der uns vorliegenden gestalt ein produkt der wikingerzeit seien, hat schon Hammerich (Om ragnarøkmythen s. 39 fg.) wahrscheinlich gemacht; einzelne züge begegnen überhaupt nur in der darstellung der pros. Edda. Vgl. Simrock, D. myth.[3] s. 114; meine Untersuch. s. 106; Müllenhoff, D. alt. V, 152; Beer a. a. o. 13.

2) Von diesen sind in der germ. mythol. die versteinerungssagen (Grimm, myth.[4] s. 457 u. nachtr.) wol die wichtigsten sowie die nahestehenden verwüstungssagen (zur strafe für ein unrecht, vgl. z. b. Wolf, Niederl. sagen nr. 21, 22; W. Müller und Schambach, Niedersächs. sagen nr. 70), während die verwandelung in pflanzen und tiere (vgl. die dichterische behandlung in Ovids Metamorphosen) bei uns seltener begegnet, abgesehen von den (anders zu beurteilenden) temporären verwandelungen in wölfe, katzen, bären usw., Grimm, Myth.[4] 915 fg. — Ganz vereinzelt stehen angaben wie diese: „alle tiere sind verwünschte menschen“ (Haas, Rügensche sagen und märchen s. 135 (vgl. s. 146).

genommenen Wislicenus (Symb. s. 16 fg.) geschehen ist[1]. — Das wort ἀλληγορία bedeutet eigentlich nur „vergleichung, bildlichen ausdruck" und nicht die schönheit ist das erste oder einzige ziel allegorischer darstellung, sondern das bedürfnis der verdeutlichung, der verkörperung eines gedankens legt ihr die wahl sinnlicher bilder nahe; das bewusste verfahren darf ihr dabei auch nicht zum vorwurfe gemacht werden, da dies mit der fortschreitenden geistesbildung von selbst gegeben war[2]. — Das wort ἀλληγορία ward aber neben dem oben erwähnten allgemeinen sinne speciell auch so gebraucht, dass man eine mythendeutung so nannte, die sich nicht mit dem zunächst liegenden sinne begnügte. Mag man die widerholten misgriffe „allegorischer" erklärung verurteilen, historisch ist es, da man es bei jenem allegorisieren meist auf abstrakte oder geistige potenzen abgesehen hatte[3], jedenfalls gerechtfertigt, nun auch auf mythischem gebiet solche schöpfungen allegorien zu nennen, die nach einem sinnlichen ausdruck für etwas unsinnliches suchen; dieser auffassung neigt sich auch Wislicenus seinerseits zu[4]. Wenn nun auch eine solche allegorie (wie z. b. die von Hercules am scheidewege) gewissermassen das widerspiel des mythischen symbols darstellt, das ja, von dem naturvorgang ausgehend, mehr und mehr vergeistigt zu werden pflegt, so stellt doch die betrachtung der indi-

1) Derselbe scheint mehr an die allegorie als poetisches oder rhetorisches kunstmittel als an das gedacht zu haben, was auf mythologischem gebiete passend so genannt wird. Die unleugbaren bedenken gegen die künstlerische verwendung der allegorie sollen hier nicht bestritten werden.

2) Wenn Wislicenus a. a. o. sagt: „der geist kann nie meinen, dass er durch ein sinnliches bild das innerste wesen einer unsinnlichen vorstellung ergriffen habe .. darum kann hier die absicht nicht auf die erkenntnis, sondern nur auf bildliche darstellung gerichtet sein" — so wird, glaube ich, übersehen, dass einzelne seiten einer vorstellung recht wol durch ein sinnliches bild deutlicher werden können; darauf beruht ja die berechtigung des gleichnisses und der paramythie.

3) So wurde noch in der reformationszeit die Lea und Rahel der Genesis von Flacius auf die philosophie und theologie bezogen, vgl. Zöckler. Handb. der theol. wiss. I, 657.

4) Dagegen ist eine schon bei Cicero (Orator 27, § 93. 94 Jahn) belegte anwendung, wonach allegorie für eine in längerem zusammenhange durchgeführte metonymie (oder metapher) gebraucht wird, für den mythologen wertlos, da ihm die weiter durchgeführte metapher (= symbol) zum eigentlichen mythus wird. — Die grammatischen abhandlungen der Snorra-Edda fassen als metaphora auch die von mir als allegorie bezeichnete ausdrucksweise; mit letzterem namen belegen sie nur solche bildliche ausdrücke, deren wahrer sinn erst durch schärferes nachdenken gefunden wird, z. b. die ironie und das rätsel (Kph. II, 158 fg. 178 fg.) — Als quellen der abhandlung sind des Donatus Ars minor sowie das 3. buch der Ars maior zu betrachten, s. Olsens ausg. s. XXXVIII.

rekten symbole schon eine innere verbindung beider gebiete vor augen. Indem ich von der an der oberfläche des wassers, an den blättern der bäume, in staubwirbeln usw. sichtbaren, raschen bewegung auf einen urheber derselben schliesse und ihm (nach dem raschen fortschreiten jener bewegung) vor allem die eigenschaft der schnelligkeit zuschreibe, so steht dieser, zwar durch sinnliche eindrücke spürbare, aber sonst den sinnen unbekannte urheber schon auf dem übergange zu den gedankenwesen, welchen die allegorie sinnliches leben zu leihen versucht[1].

18. Sind wir somit keinesweges berechtigt der allegorie das so lange genossene gastrecht in den grenzen der mythologie plötzlich zu kündigen, können wir anerkennen, dass einzelne allegorien relativ altertümliches gepräge zeigen, auch nicht ohne jeden poetischen reiz sind[2], so ist andererseits doch festzuhalten, dass wir bei einem mythischen gebilde jeder art dann die geltung als allegorie uns gefallen lassen dürfen, wenn eine erklärung im sinne des naturmythus sich ungezwungen nicht durchführen lässt. Wo aber, wie z. b. bei dem Fenriswolfe, nur eine gewisse schwierigkeit des nachweises vorliegt, ist dieser fall noch nicht gegeben, um so weniger, weil alle das gemüt mächtiger bewegenden und weite kreise durchdringenden mythischen momente irgendwie in der sichtbaren schöpfung zu wurzeln pflegen, vgl. s. 163 den der n. 2 vorangehenden text. Nicht einmal bei dem schiffe Naglfar ist es geraten, entweder der mislungenen etymologie in Gylf. c. 51 zu liebe an ein schiff aus nägeln verstorbener menschen zu denken, da ein solches fahrzeug nur als allegorie eine art von sinn hätte[3] oder nach der geistreicheren deutung eines jetzt lebenden forschers an ein

1) Auch ist zu beachten: da jede erkenntnis von der natur ausgeht (nihil est in intellectu, quod non fuerit in sensibus), so stellt die zurückbeziehung geistiger begriffe auf ein der sinnenwelt entnommenes bild gewissermassen einen natürlichen „kreislauf des erkennens“ dar. In etwas anderem sinne gebrauchte einen ähnlichen ausdruck E. H. Meyer, Germ. myth. s. 11.

2) Von allegorien auf dem gebiete der altnord. mythol. nenne ich ausser Dagr und Nótt, die noch als indirekte symbole gelten können, namentlich Elli und Hugi in Gylf. 46 und 47 (*Hugi — þat var hugr minn*). Ferner gehören hierher die in Gylf. 35 als gefolge der Frigg genannten weiblichen gottheiten wie Sjǫfn, Lofn, Vár usw. Aber auch gestalten wie der urriese Ymir dürfen als allegorien gelten, da dieser z. b. den gedanken eines gemeinsamen ursprunges der riesenwelt von einem einzigen wesen in einem der sinnenwelt entlehnten bilde ausdrückt, Gylf. .c. 5.

3) Dieser sinn könnte nur der sein, das sehr langsame heranrücken des weltunterganges zu verdeutlichen (Grimm, Myth.[4] s. 679); ein solcher gedanke liegt den ragnarøk-mythen sonst jedoch ganz fern.

„totenschiff“ im allegorischen sinne zu denken[1]. Dass auch dieses schiff auf ein mythisches symbol aus alter zeit hinweist, ist mehrfach schon mit recht, wenn auch noch nicht mit ausreichender begründung behauptet worden; genaueres darüber siehe cap. VIII, § 3.

19. An dieser stelle mag (vgl. n. 1) noch einmal betont werden, dass die animistische auffassung der urzeit ebensowenig einen specifischen unterschied von leben und tod (vgl. § 12), wie einen solchen zwischen natur und geist kannte. Wie so mancher naturkörper als „geschmiede“ der zwerge galt (Skálda c. 35; w. u. c. V), so bildete umgekehrt das ganze gebiet geistiger tätigkeit gewissermassen eine „zweite natur“, nur gewissermassen aus einem etwas ferner liegenden erdteil stammend. Erst da, wo einem volke speciell angehörige, also nationale erlebnisse von der volkssage aufgefasst werden, tritt uns ein von dem wirklich mythischen zwar keineswegs immer scharf unterschiedenes, aber bei schärferer betrachtung wenigstens unterscheidbares gebiet entgegen, dem dann auch das der religiösen entwickelung, sofern dieselbe mehr durch historische als physikalische momente bestimmt war, als verwantes sich anreiht.

20. Sollen hier zum schluss die wichtigsten richtungen mythologischer forschung kurz skizziert werden, so liegt es nahe nach der schule J. Grimms[2] zunächst der vergleichenden mythologie zu gedenken, deren unleugbare verdienste um die „erweiterung unseres blickes für mythische dinge“ nie vergessen werden sollen. Auf das bedenklichere in dieser richtung, die überhaupt mehr zum vergleichen und verknüpfen, als zum sondern und unterscheiden anlage zeigte teilweise auch in „etymologischen“ mythendeutungen sich mit einer gewissen vorliebe versuchte, ist in den letzten decennien mehrfach und nicht ohne wirkung hingewiesen: ihre blütezeit scheint jetzt vorüber zu sein. Gerade deshalb aber und weil die jetzt mit recht das grösste ansehen geniessende historisch-philologische methode Müllen-

1) Freilich ist aus der kurzen bemerkung bei Noreen, Altnord. grammat.[2] § 251, 3 nicht zu ersehen, ob der gelehrte verfasser an eine allegorie oder ein symbol dabei gedacht hat. Da der unterschied von natur und geist (oder kunst) für die urzeit nicht existierte, konnte nicht nur (wie jetzt noch die lokomotive als „dampfross“ gilt) ein schiff als wassertier mit flügeln, schnabel usw. angesehen, sondern auch ein naturkörper, z. b. eine wolke, allenfalls als „schiff der toten“ bezeichnet, d. h. zunächst (der schnellen bewegung halber) einem schiffe verglichen und den toten als fahrzeug zugeschrieben werden. Ist eine allegorie gemeint, so kann man sich das fahrzeug aus beliebigem stoffe und beliebig gross denken, doch muss es dann als wirkliches schiff angesehen werden ohne eine andere grundbedeutung (z. b. wolke).

2) Vgl. über diese Mogk in Pauls Grundriss I, 988 fg.

hoffs u. a.[1] geeignet ist den beregten mängeln ausgleichend gegenüberzutreten, halte ich es heute nicht mehr für geboten die warnungen früherer jahre zu widerholen[2]. Ohne in meinem misstrauen gegen eine vorwiegend etymologische mythendeutung anderen sinnes geworden zu sein; ohne zu meinen, dass direkte vergleichung von mythen verschiedener völker im ganzen wertvollere resultate liefern wird als eine genaue philologisch-historische prüfung des einzelmythus, der an anderem orte gefunden, doch nicht mehr ganz derselbe ist, so kann andererseits diese philologische erklärungsweise doch, glaube ich, indirekt aus den gesicherten resultaten der vergleichenden forschung insofern nutzen ziehen, als die kenntnis und beachtung einiger allgemeiner gesetze der mythen-bildung und fortpflanzung unserer kombination, wo wir auf diese angewiesen sind, engere schranken zu ziehen und für uns somit die möglichkeit des irrens zu verringern geeignet ist[3].

21. Von einigen seiten glaube ich die frage zu hören: gibt es auf diesem gebiete allgemeine gesetze, die zweifellos anerkannt sind? Vielleicht nicht; aber was ich nicht im sinne eines axioms anwenden darf, lässt sich doch, wenn es durch manche beispiele gestützt ist[4],

1) Ausser dem 5. bande der Deutschen altertumskunde und verschiedenen abhandlungen kommen für genaueres studium auch die vorreden zu W. Mannhardts Mythol. forschungen (Strassb. 1884) in betracht, deren eine von Müllenhoff selbst, die andere von Scherer herrührt.

2) Vgl. namentlich meine anzeige von Cox, Mythology of the Aryan Nations in den G. G. A. 1872, st. 3. — Wenn Scherer in seiner vorrede zu Mannh. Forsch. (vgl. die vor. n.) s. XIV bemerkt, dass diese anzeige Müllenhoffs vollen beifall hatte, andererseits berichtet, dass M. „Benfeys beratende stimme hinter ihr vermutete", so scheint letzteres eine gelegentliche erklärung von meiner seite nahe zu legen. Seine gründe, weshalb er selbst die anzeige nicht gerne schriebe, hatte Benfey mir ausgesprochen und mich so zur übernahme aufgefordert, für die einzelheiten der ausführung bin ich allein verantwortlich. Die wenigen ausnahmen sind in der anzeige selbst (z. b. die ablehnung der Daphne-etymologie M. Müllers durch „kompetente autoritäten") genügend angedeutet (s. 85).

3) Von einem ähnlichen standpunkte hat vor einigen jahren Beer (Germ. 33, 3) darauf hingewiesen, „dass man anfängt über Schwartz' einseitigkeit und kritischen verirrungen zu vergessen, wieviel man ihm verdankt", wozu neuerdings die äusserung H. Oldenbergs (Relig. des veda s. 34) stimmt. — Dass auch der standpunkt der historisch-kritischen erforschung eines specialgebietes nicht ohne weiteres von der gefahr allzugrosser kühnheit in den kombinationen entbindet, haben „berühmte muster" auch bereits bewiesen. Vgl. Mogk a. a. o. s. 993, § 12.

4) Ich rede hier von solchen gesetzen, wie sie z. b. Mannhardt im 2. cap. seiner „Götterwelt" oder Schwartz in verschiedenen schriften, besonders im „Ursprunge der mythologie" aussprachen. Allerdings dürfen diese gesetze (z. b. das von der

sozusagen probeweise als regulativ verwenden, und gelangt man so zu befriedigenden resultaten, d. h. zu erklärungen, die ungezwungen die ganze entwickelung des mythus klar legen[1], so ist wider ein weisser stein gewonnen, der den angefochtenen grundsatz verteidigt; anderesfalls würde auch ich bald einem solchen grundsatze meine folge versagen. — In dieser weise sozusagen eine gegenseitige kontrolle des vergleichenden standpunktes und desjenigen der specialforschung anzustreben scheint mir die aufgabe der nächsten zeit zu sein[2].

22. Ähnlich aber, wie zu der vergleichenden, linguistischen stellt sich die philologische richtung auch zu der anthropologischen und verwandten richtungen der mythenforschung. Sind in neuerer zeit manche forscher geneigt gewesen dem „seelenkult“ eine dominierende stellung in der mythologie einzuräumen, so ist einiger schönen ergebnisse dieser forschungsweise ungeachtet daran festzuhalten, dass die beseeltheit der natur erst von dem kult der abgeschiedenen seelen abzuleiten, ein hysteronproteron ist, das, unerkannt bleibend, noch zu groben irrtümern anlass geben könnte[3].

II.

Litteratur, zeugnisse.

1. Der mythische Fenriswolf wird auch dem oberflächlichsten kenner der nordischen göttersage nicht unbekannt sein; dass die deu-

priorität der himmlischen gewässer vor den irdischen) nicht in so mechanischer weise angewandt werden, wie in dem sonst vielfach dankenswerten buche von Henne (Die deutsche volkssage 1874), wo es s. 374 heisst: „dem gegenüber (d. h. den sagen von opfern, die ein gewässer jährlich verlangt) steht die heilkraft vieler wasser; denn der himmel, der sich im wasser spiegelt, bringt sowol leben als tod.“ — Am wenigsten gesichert waren die gesetze, welche A. Kuhn u. a. über die perioden der mythenbildung aufzustellen versuchten.

1) Mit recht meinte Müllenhoff (Scherers vorrede zu Mannhardts Forsch. s. XIII), deutung sei überhaupt nicht so wichtig, als geschichte des mythus.

2) Von einem ähnlichen standpunkte scheint auch Laistner in seinen „Nebelsagen“ ausgegangen zu sein (vgl. sein nachwort s. 207 fg.); ja, schon Mannhardt strebte von der komparativen methode immer mehr der philologisch-historischen zu. Während aber diese beiden forscher von der vergleichenden richtung ausgiengen, empfiehlt sich für die gegenwart, glaube ich, das ausgehen von dem philologischen standpunkte.

3) Vgl. s. 169 anm. 4. — Um hier zum schluss noch ein werk zu nennen, in dem besonnene verwertung aller bisherigen systeme mythologischer forschung sich zeigt, so bekenne ich, dass die „Vedische mythologie von H. Oldenberg“ noch häufiger von mir citiert sein würde, wenn das gehaltvolle werk mir nicht erst kurz vor abschluss dieser abhandlung zugegangen wäre.

tung sehr verschiedene wege eingeschlagen hat, ist gelegentlich schon s. 160 n. 3 berührt worden. Kaum irgend eine möglichkeit ist unversucht geblieben. Den einen ist Fenrir ein sturmdämon (W. Schwartz, Ursprung der mythol. s. 66, vgl. W. Mannhardt, German. mythen I, 198 und El. H. Meyer, Vǫl. 201 und German. mythol. 107, welcher letztere aber auch an Apokal. 13, 2; 19, 5; Jes. 63, 3 denkt), den andern ein wasserdämon (Weinhold, Die riesen des german. mythus s. 249; Mogk im Grundriss der german. phil. von H. Paul I, 1045). Finn Magnussen (Lex. myth. 68, 69; Ældre Edda IV, 227) dachte teils an den abgrund, teils an das unterirdische feuer; auch Bergmann (Fascin. de Gulfi s. 288) wollte in Fenrir eine bezeichnung der „feux souterrains, qui sont lancés au ciel par les volcans" erblicken (ähnlich Wislicenus, Loki s. 27 sowie neuerdings Hirschfeld, vgl. cap. I, § 8), während N. M. Petersen (Nord. mythol.[2] 392) sich mit dem „irdischen feuer, welches das menschenlebcn in allen seinen richtungen in bewegung gesetzt hat", begnügte. Auch. J. Grimm (Myth.[4] s. 202) war geneigt Fenrir als „widergeburt" des ihm als feuergott (s. 200) geltenden Loki zu fassen, ähnlich wie neuerdings S. Bugge (Studien über die entstehung der nord. götter- und heldensagen s. 414) die gefangenschaft des wolfes Fenrir nur eine „differenzierung von Lokis gefangenschaft" nennt, welcher letztere ihm freilich einfach = Lucifer ist. J. Grimm gegenüber haben W. Müller (Altd. relig. s. 173) und neuerdings K. Müllenhoff (D. altertumskunde V, 139) den wolf als dämon oder „urwolf" der finsternis gefasst. Specieller als „dämonisches wesen der nächtlichen finsternis" fasst ihn Mannhardt 1860 in seiner „Götterwelt der deutschen und nordischen völker" s. 264. Später variierte er diese ansicht wider, vgl. s. 160 n. 3), wo auch die deutung „nebel" erwähnt ist. — Einigen forschern mochte die natürliche grundlage des mythus nicht mehr erkennbar scheinen; an allegorische deutung streift z. b. die erklärung von Simrock (D. mythol.[3] s. 97): „indem Fenrir zum verderben der götter bestimmt ist und später selbst den weltenvater verschlingt, ist das verderben der welt, ihr untergang selbst in ihm dargestellt." In etwas bündigerer fassung des gedankens nennt Fr. Kauffmann (Deutsche mythol.[2] s. 112) Fenrir den „schauererregenden wolf, dem die götter beim letzten kampfe unterliegen."

2. Diesen ansichten liessen sich als variationen noch einige andere, z. b. der von mir (Untersuch. zur Snorra-Edda s. 121) vorgetragene erklärungsversuch anreihen, wenn ich nicht im begriffe wäre diesen letzteren durch eine neue erklärungsweise zu ersetzen, die den

kern des mythus in methodischer weise zu ermitteln, die erweiterungen festzustellen, in den bisherigen erklärungen, soweit sie mir bekannt geworden, das richtige von dem unrichtigen zu sondern versucht hat; ich gehe aus von einer kurzen betrachtung der quellenzeugnisse.

3. Schlägt man das namenregister einer ausgabe der Lieder-Edda[1] auf, so findet man s. v. Fenrir und Fenrisulfr meistens 5 stellen aufgeführt, von denen die erste (Vǫl. 40, 2) dunkel und zweideutig ist, die andere (Vafþr. 46, 4 = 47, 2) nur eine nebenströmung der tradition aufweist, die ähnlich auch in dem sehr späten, in den neueren ausgaben meist fehlenden Hrafnag. Óđins 23, 4 zu erkennen ist[2]. Deutlicher und im ganzen der haupttradition gemäss sind die anspielungen in Lokas. (prosa vor str. 1, z. 6; str. 38, 4). Zu diesen 4—5 stellen kommen dann allerdings noch etwa doppelt so viele, in denen der wolf Fenrir nur als ulfr bezeichnet ist (Vǫl. 53, 2; Vafþr. 53, 1; Hym. 24, 4; Lokas. 10, 1; 39, 3; 41, 1; 58, 3; Hyndl. 42, 1; 45, 4); ausserdem das wahrscheinlich verderbte *viđ ulf vega* Vǫl. 55, 4 nach R. Doch geben auch diese stellen nur kurze andeutungen über den offenbar als allgemein bekannt vorausgesetzten mythus[3].

4. Die prosaische Edda gibt neben stellen von geringerem belang wie Gylf. c. 25; 38 (ulfrinn = 48, 4 Wk); Eptirm. Eddu; Skáldsk. c. 9; 11; 16; *Fenrir* als riesenname c. 75 = Kph. I, 555; als wolfsname Kph. I, 591; II, 455; Hått. 56, 7; zu Kph. II, 431—32, 515 vgl. excurs II) doch auch die einzigen zusammenhängenden berichte über den Fenriswolf, namentlich in Gylf. c. 34 und 51; in ersterem cap. wird die fesselung, in letzterem befreiung, kampf und tod des wolfes berichtet[4]. Diese beiden cap. haben unschätzbaren wert, doch muss man, des kompilatorischen charakters der Gylf. eingedenk, sich der

1) Bei den citaten ist die ausgabe von B. Sijmons (Halle 1888), für die dort nicht enthaltenen lieder die von Th. Möbius (Lpz. 1860), bei citaten aus der prosaischen oder Snorra-Edda und dort citierten skaldenliedern die grosse Kopenhagener ausgabe (Kph.), bei citaten nach zeilen meine ausgabe (Paderb. 1877) daneben zu grunde gelegt.

2) Über diese nebenströmung vgl. cap. VII, § 11.

3) Das wort *ulfr* wird an manchen der angeführten stellen (z. b. Lokas. 10, 1) beinahe zum eigennamen, was nordische herausgeber teilweise auch durch wahl der majuskel anerkannt haben; andererseits wird in Helg. Hund. I, 39, 2 mit recht *fenrisulfr* geschrieben, da das wort hier nur „bezeichnung eines gefährlichen wolfes überhaupt“ ist. (H. Gering.) Nach beiden seiten aber belegt der sprachgebrauch die weite verbreitung des betr. mythus.

4) Zu jenem hauptbericht in Gylf. und den kurzen anspielungen in beiden Edden kommen aus der übrigen altnord. litteratur noch einige zeugnisse, durch

mühe scharfer nachprüfung im einzelnen nicht überhoben wähnen. Ehe ich jedoch (in c. V) eine kritische sonderung jener berichte versuche, sind noch einige vorfragen zu erledigen.

III.

Namen und beinamen.

1. Von den erwähnten vorfragen sind zunächst drei in diesem cap. zu besprechen: ist Fenrir der name des wolfes selbst? können wir diesen mit einiger sicherheit erklären? können wir aus den beinamen des wolfes irgendwelche aufschlüsse über sein wesen gewinnen?

2. Die erste frage wird vielleicht überraschen. Da an den in c. II, § 3 citierten stellen der Lieder-Edda (mit ausnahme des prosaeingangs zu Lokas.) das einfache Fenrir begegnet und zweifellos den wolf F. bezeichnet, scheint die frage kaum berechtigt zu sein; sie wird in einer neueren, sehr verdienstlichen darstellung der nord. mythologie[1] auch nur gestreift mit den worten „Fenrir oder der Fenrisulfr, wie ihn skaldische tautologie nennt.“ Aber gerade in echt skaldischen ausdrücken wie *Ulfs fóstri* (Sk. 9), *Ulfs bági* (Sonart. 24, 2), *Ulfs leifr* (= *leifar*) Kph. I, 266 n. 7 und den ähnlich gebildeten *Ulfs faðir* Lokas. 10, 1, *Ulfs hnitbróðir* Hym. 24, 4 zeigt sich der kürzeste ausdruck, welcher möglich war, der zunächst nur als abkürzung von *Fenrisulfr* eine erklärung findet; dasselbe *ulfr* begünstigt auch die Lieder-Edda (vgl. c. II, 3) entschieden mehr als *Fenrir*. Beiläufig bemerkend, dass mir von skald. tautologie in dem sinne, dass zu einem vielleicht nicht ganz deutlichen ausdruck (wie Fenrir) ein zweiter in erläuterndem sinne (wie hier *ulfr*) hinzuträte, kein beispiel bekannt ist[2], lege ich mehr gewicht darauf, dass eine solche „tautologie“ in

die nur einzelne teile des mythus beleuchtet werden, unter ihnen ist von höchstem alter und gewicht die 6. strophe der Eiríksmál (bald nach 935) sowie die 20. strophe der Hákonarmál (bald nach 955 verfasst); von blossen anspielungen auf den mythus von zum teil noch höherem alter nenne ich die strophe des Eyvindr in Kph. III, 460; Ynglingatal VIII (Vigf. Corp. poet. II; Yngls. c. 20); Haustlǫng 8 (Vigf.; Kph. I, 310); Sonartorrek 24, 2; 25, 2 nach Egilss. ed. Jónsson s. 367; Ragnarsdrápa 4 (Vigf.; Kph. I, 436); ferner Kph. II, 630. Einige weitere belege aus den versen der sagas siehe bei Egilsson Lex. poet. s. v. Fenrir, endlich Merlínusspá II, 118 (Vigf. Corp. poet. II, 376) und aus der rímurpoesie Þrymlur ed. Möb. I, 2.

1) Vgl. Mogk in Pauls grundr. I, 1045.

2) Wenn der skaldische ausdruck zur breite neigt, so geschieht es gerade in dem umgekehrten bestreben für den einfachen, als trivial geltenden ausdruck einen künstlich gebildeten zu wählen, der das nachdenken etwas mehr beschäftigt, z. b.

diesem falle auch eine äusserst selten belegte abweichung von dem altgermanischen sprachgebrauche darstellen würde. In eigentlicher komposition kann die species durch das genus expliciert werden (vgl. eichbaum, walfisch u. ä., Grimm II[1], 440 fg.), nicht in uneigentlicher, genetivischer; hier kennen die germanischen sprachen einen explicativen genetiv von alters her nicht. Ganz besonders gilt dies von der nordischen, mit hilfe des gen. subiect. oder obiect. ausgeführten *kenning* oder umschreibung (vgl. u. a. Vigf, Corp. poet. II, 447 fg., meine Unters. zur Sn. Edda s. 190 anm. 117); ebensowenig wie *Mánagarmr* jemals bedeuten könnte „ein hund Máni“, ebensowenig wol auch *Fenrisulfr* „ein wolf Fenrir“. — Man hat die anomalie zwar gelegentlich durch hinweis auf Yggdrasill (Vǫl. 19, 1 nach den meisten hss.) = *Yggdrasils askr* zu erledigen gesucht[1], das in demselben sinne Vǫl. 47, 1 sowie in den Grm. (str. 29 fg.) siebenmal, auch in der Prosa-Edda stets begegnet, wo nicht das einfache *askr* genügend schien. Mit diesem nur an einer stelle und nicht ohne widerspruch einer der ältesten hss. belegten Yggdrasill hat es demnach nicht eben viel auf sich gegenüber dem sonst völlig konstanten sprachgebrauch[2]. Gleichwol will ich die analogie dieses wortes nicht ganz von der hand weisen, da nach drei seiten sich eine gewisse ähnlichkeit mit unserm Fenrir zeigt. Einmal begegnet der anomal verkürzte ausdruck in beiden fällen niemals in prosa, wo nur der vollständige oder der normal verkürzte ausdruck (*askr*, resp. *ulfr*) sich findet. Zweitens ist der anomal verkürzte auch nur da in der poesie zu treffen, wo ein gewisser zwang des metrums mitzuwirken scheint[3]. Drittens endlich ist diese anomale verkürzung hier ohne gefahr für das richtige verständ-

wenn statt des einfachen *Þórr* gesagt wird *fellir fornjóts goða flugstalla* = prostratorem praeruptorum montium antistitis. (Kph. I, 291, III, 24.)

1) [Dass *Yggdrasill* der name der esche sei, wird neuerdings von Eiríkr Magnússon (Cambridge university reporter 1895, febr. 5) geleugnet. Y. wäre nach E. M. eine poetische kenning für *Sleipnir*. H. G.]

2) Auch hat Sijmons an der betreffenden stelle mit cod. r *Yggdrasils* (*-els*) geschrieben der allgemeinen analogie gemäss.

3) So würde Vǫl. 40, 2 eine langzeile wie

ok fœddi þar Fenrisulfs kindir

metrisch überladen sein, das einfache *ulfs* würde aber dem stabreime und dem metrum nicht genügen. Wol ist nun in Vǫl. 19, 1 der gen. *Yggdrasils*, da er nicht neben seinem nomen regens steht, etwas auffällig (Bugge, Stud. s. 421), aber nach der analogie der freien skaldischen wortstellung, an welche anklänge auch sonst in der Lieder-Edda sich finden (nam. Vǫl. 35, 1—2 nach H) darf man doch auch hier wol die freiere stellung mit cod. r aufrecht erhalten.

nis, da Yggdrasill wie Fenrir nur noch in der verbindung mit *askr*, resp. *ulfr* vorkamen, nach ihrer besonderen bedeutung aber wol schon unverständlich geworden waren[1]. Ich glaube also die verwendung von *Fenrir* = Fenriswolf nur als eine aus den angeführten gründen erklärliche licenz des poetischen sprachgebrauches namentlich der Lieder-Edda, seltener der skalden (z. b. Kph. III, 460) ansehen zu dürfen[2].

3. Wie steht es nun mit der erklärung des schon frühe unverständlich gewordenen wortes seitens der neueren forscher? Weder J. Grimms noch Bergmanns deuteversuch hat beifall gefunden[3]; die mehrzahl der heutigen mythologen scheint zu einer anknüpfung an *fen*, n. (= sumpf, meer) geneigt zu sein. Allerdings ist schon die grammatische ableitung nicht ganz gesichert; nach dieser seite hat neuerdings Hellquist der sache aufmerksamkeit geschenkt, ohne jedoch zu ganz gesicherten resultaten gelangt zu sein[4]. Weit schwieriger noch scheint mir die sachliche begründung. Da Fenrir bei jener annahme mit *Fensalir* und wol auch mit *Fenja* verwant sein müsste, deren ableitung von *fen* n. jedenfalls einfacher wäre, so will ich eine kurze betrachtung dieser beiden worte vorausschicken.

4. Bei Fensalir, der wohnung der göttin Frigg, wird *fen* bald im sinne des skaldischen sprachgebrauches mit „meer" (Bugge, Mogk, Golther), bald dem gewöhnlichen usus gemäss mit „sumpf" oder „teich" (so namentlich Edzardi, Germ. 27, 330 fg. und neuerdings Hoffory, Edda-

1) Dieser umstand ist nicht ohne gewicht. Während im nhd. z. b. niemand für königssohn einfach könig sagen darf, wird das ganz analoge vetter (= vetterssohn oder kleiner vetter) unbedenklich gebraucht, da vetter im ursprünglichen sinne (= vaterbruder) veraltet ist.

2) Auch die beiden von Schullerus in Pauls Beitr. XII, 226 noch angeführten beispiele stellen die sache nicht anders dar. Die schwierige strophe Grm. 21 (vgl. dazu Lüning und Müllenhoff, D. alt. V, 116) wird nur noch dunkler, wenn man *Þjóðvitnir* für den namen des fisches selbst hält und nicht *vitnir* sonstiger analogie gemäss = wolf, zauberwesen fasst. — *Glasir* (Skálsk. 32 und 34) ist nicht ohne weiteres = *Glasislundr*, sondern die ursprüngliche bedeutung von *Glasir* (= der glanzreiche, glasähnliche, eine bezeichnung des himmels ähnlich dem „glasberg" unserer märchen) ist der Sn. Edda nicht mehr deutlich; so konnte auch hier *Glasir* wider als abkürzung für *Glasislundr* stehen, zumal andere composita von *Glasir* (wie *Glasisvellir*) dem sprachgebrauche der Prosa-Edda fremd sind.

3) Der erstere (Myth.[4] s. 202 hatte gefragt: got. *fanareis?* doch nicht fahnenträger, *pannifer?* Bergmann hatte (Fasc. de Gulfi s. 288) an ags. *fæm*, ahd. *feim* erinnert.

4) Im Arkiv för nord. filol. 7, s. 24 und 173. Der an ersterer stelle gegebenen deutung (*Fenrir* = *Fenjarr*, wie *Viðrir, Sviðrir* = *Viðurr, Sviðurr*) möchte ich lieber mich anschliessen als der s. 173 nach Grimms vorgange wider versuchten gleichsetzung von *-rir* mit got. *-areis*.

stud. I, 26), gelegentlich auch mit „marschland“ (N. M. Petersen, N. myth. 187) übersetzt. Diesem schwanken gegenüber konstatiere ich zunächst, dass keine der vorgeschlagenen deutungen für eine wohnung der himmelsgöttin recht passen will, wie denn auch Edzardi a. a. o. 335 ehrlich einräumt, „wenn auch in unseren eddischen quellen diese auffassung (einer unterirdischen teichwohnung der göttin Frigg-Idun-Hel) nicht mehr hervortritt“ und bestimmter noch 338 so sich äussert „da der dichter sich *Fensalir* wol als himmlischen wohnsitz dachte“ usw. — Veränderungen der mythischen auffassung im laufe der zeit sind ja nun freilich ausserordentlich häufig, aber diese fülle der beispiele gestattet doch auch eine art regel für den gang der veränderung aufzustellen. Wer den schriften von A. Kuhn, W. Schwartz und ihrer nachfolger mit besonnener kritik gefolgt ist, dem wird der satz — trotz mancher überspannung im einzelnen — im ganzen doch als bewiesen gelten, dass der gang der lokalen veränderung auf echtmythischem gebiet von oben nach unten, von den himmlischen wolkenbergen zu den irdischen bergen, von den „oberen“ wassern zu den gewässern der erde führt und nicht umgekehrt[1]. Dass die unterweltsgöttin Hel ursprünglich die „verhüllende“ wolke am himmel bedeutete, ist leicht zu sehen; ihre identität mit Frigg lasse ich hier dahingestellt; die annahme eines „älteren“ unterirdischen wohnsitzes der Frigg aber, wo unsere quellen einen himmlischen im sinne haben, verstösst gegen die eben angeführte „analogia mythica“[2]. Gerade wer *Fensalir* für einen älteren mythischen ausdruck hält, wofür mehrere gründe sprechen[3], wird zu der von Edzardi vorgeschlagenen lokalverlegung sich

1) Vgl. z. b. Schwartz, Poet. naturansch. II, s. 9 oben, 200. — Es handelt sich hier nicht um erzählungen, welche historische erklärung eines auffälligen phänomens bezwecken wie die Gylf. 11 (= 14, 19; 15, 4 Wk) berichteten, vgl. cap. I, 16, während uns Gylf. 10 ein beispiel liefert, wie dinge, die „zwischen erde und himmel“ sich zeigten, z. b. das tag- und nachtwerden, gerne und im ganzen mit recht auf einen himmlischen ursprung zurückgeführt werden. Ähnlich liegt es, wenn die augen des getöteten sturmriesen Þjazi von den göttern als sterne zum himmel erhoben werden (Brag. 56 = 96, 9 Wk.).

2) Ob der wohnsitz der götter, von wo aus sie nach der darstellung von Gylf. 34 die Hel nach Niflheim und den *miðgarðsormr* in die tiefe see warfen, der himmel war, darüber wird c. V. 3, c. VI und exc. I weiter gehandelt werden. Dass *kastaði* in jenem bericht (38, 2, 5 Wk.) = herabwarf zu verstehen sei, erkennen auch die übersetzer an (deiecit Eg., ähnlich Simrock). Nicht ganz unähnlich ist die griechische sage vom sturze der Titanen in den Tartaros (Hes. Theog. 617 fg.) vgl. exc. I.

3) Vereinzeltes vorkommen in verschiedenen quellen (Vǫl., Gylf., Skálda 19) deutet meist auf höheres alter; ebenso scheint mir das fehlen des namens in dem so

nicht berechtigt fühlen; dasselbe gilt auch von der ansicht, *Fensalir* sei = meersäle. — E. H. Meyers ansicht aber (Germ. myth. 189, 269), der an die feuchten „wolkensäle“ denkt, ist mit der von mir vertretenen eher zu vereinigen.

5. Ein ähnliches resultat ergibt sich deutlicher noch aus der betrachtnng des wortes *Fenja*. Es ist der name jenes riesenmädchens, das zusammen mit der befreundeten *Menja* dem grausamen könig Fróđi gold mahlen soll, schliesslich aber dem unersättlichen zwingherrn unheil mahlt. Von dem seekönig Mýsingr auf ein schiff gebracht, sollen beide salz mahlen; als auch dieser sich unersättlich zeigt, versinkt das schiff im meer; seitdem ist die see salzig (Skáldsk. c. 43). — Wenn man bedenkt, dass geschwisterwesen (vgl. s. 188 n. 1) im mythus, namentlich wenn es sich nicht um hervorragende göttergestalten handelt (vgl. für diese cap. IV, 1) meist nur vervielfältigungen derselben vorstellung sind[1], so können wir bei der erklärung von *Menja* wol ebensogut ausgehen wie von *Fenja*; ersterer name wird von „men“ halsschmuck, geschmeide abgeleitet, was zu dem goldmahlen vortrefflich passt[2]. Auf das wasser deutet eigentlich nichts, wenn man den mythus ohne ein etymologisches vorurteil zu gunsten von *fen* n. betrachtet. Allerdings versinkt die mühle schliesslich im meer, aber erst nach gewaltsamen katastrophen, nicht wie A. Kuhn 1847 (bei Haupt VI, 134) noch angab: die mühle, welche gold mahlt, steht ja auf dem grunde des meeres. Die auffassung beider mädchen als ursprünglicher meerjungfrauen (Uhland, Mogk) erscheint mir darnach ebensowenig gerechtfertigt als die erklärung „gold, das im sumpfe verborgen liegt“, die Grimm (Myth.[4] 440 u. nachtr.) jenem mehrbesprochenen *fen* zu liebe für das von beiden mägden gemahlene gold gab. Das richtigere sah A. Kuhn 1858 in seiner „Herabkunft des feuers“ (vgl. zweiter abdr. 1886 s. 90, 102) und im anschluss an ihn Simrock (D. myth.[8] 317), welche in der gold- und glücksmühle die so oft als rad, scheibe, stein vorgestellte sonne erkannten; die mahlenden mägde vervollständigen dann das bild der

viel jüngeres machwerk enthaltenden verzeichnis der götterwohnungen in Grm. eher zu gunsten dieser ansicht als gegen sie zu sprechen.

1) Während z. b. Gylf. 35 als tochter der Freyja nur Hnoss genannt wird, sind ihr Ynglingas. 13 zwei töchter (Hn. und Gersimi) zugewiesen, deren namen ziemlich dasselbe bedeuten. Bekannt sind ferner die neun schwestern, welche mütter des gottes Heimdallr sind (Gylf. 27), also sich sehr nahe stehen müssen und die töchter des meergottes Ægir, welche meereswogen bedeuten. (Kph. II, 493.) — An die Nereiden, Danaiden usw. der griechischen sage sei nur kurz erinnert.

2) Zu *Menja* stellen sich als etymologisch verwante auch *Menglǫđ* und andere bildungen (Vigf. s. v. *men*), in denen *men* stets = gold oder goldschmuck ist.

sonnenmühle wol nur ebenso wie die rosselenkerin Sól mit den beiden sonnenrossen (Gylf. 11) das bild des leuchtenden sonnenwagens ergänzt[1]. — Unter den neueren forschern ist Laistner (Nebelsagen s. 323—331) geneigt die mühle Grotti zunächst als schneemühle (salz = schnee) zu fassen, die als wettermühle im weiteren sinne freilich auch zu zeiten sonnengold zu mahlen im stande gewesen sei. Dass der mythus nicht ursprünglich dem meere angehörte, dass man „den namen die beziehung auf die see angebildet habe" wird s. 330 mit recht betont; über die s. 324 versuchte zusammenstellung von *Fenja* mit *fǫnn* = schnee entscheide ich nicht. An die gewitterwolke als handmühle denkt E. H. Meyer Germ. myth. 90, *Fenja* und *Menja* fasst derselbe als sturmriesinnen s. 155, wo auch die etymologische frage berührt ist.

6. Selbst wer den ausführungen in § 3—5 nicht in jeder einzelheit beipflichtet, wird doch soviel zugestehen müssen, dass jenes *Fen-* in den besprochenen mythischen namen nicht mit irgendwelcher sicherheit auf *fen* = sumpf oder meer zurückzuführen ist und bei dem an *fen* vielleicht nur anklingenden worte *Fenrir* sich diese verwantschaft in einem noch viel zweifelhafteren lichte darstellt. — Zum glücke ist die etymologie nicht die einzige pfadfinderin der mythologie; wer sich hier zu einem ehrlichen „non liquet" bequemt, der hat wenigstens irrwege vermieden und sich die möglichkeit offen behalten auf anderem wege sein ziel zu finden[2]

7. Auch von den beinamen dürfen wir nicht allzuviel ausbeute hoffen. Zunächst scheiden alle die von selbst aus, die nur genealogische beziehungen aussprechen, vgl. darüber c. IV. Die meisten der

1) Da sich in der charakteristik der beiden mägde nirgends ein unterschied zeigt, da sie nach str. 11 langjährige gespielinnen und nach str. 9 auch verwante sind, so durften sie oben wol als geschwisterwesen bezeichnet werden. Vielleicht sind nur darum zwei mahlende genannt, weil wol auch im norden an der handmühle nicht selten von zwei mägden zusammen gearbeitet wurde (vgl. für das morgenland Matth. 24, 41 und Riehm, Handwb. des bibl. alt.² s. 1042).

2) Vgl. W. Schwartz, Urspr. der mythol. XXI. — Beiläufig sei hier übrigens bemerkt, dass für jenes *fen* n. selbst die angeführten deutungen noch nicht erschöpfend zu sein scheinen. Dem verwanten sanskr. worte *pañka* wird auch die bedeutung „staub" beigelegt (Schade, Altd. wb. s. v. *fenni*); diese würde uns jedenfalls vom wasserdämon entfernen, vielleicht sogar zu gemahlenem goldstaube führen. — Andererseits wäre eine entfernte verwantschaft mit g. *fôn*, n. *funa* = feuer nicht ganz undenkbar, wird doch z. b. auch mhd. *vewen* oder *väwen* (Lexer s. v. *vewen*) zu derselben wurzel (skr. *pû* = reinigen Fick² 126) gestellt. — Unter eine andere beleuchtung wird die frage noch in cap. VIII, 1 gestellt werden.

übrigen beinamen können auch andere wölfe bezeichnen, so zunächst *vitnir* (Vafþr. 53, 4; Grm. 23, 4) nebst *Hróðvitnir,* das Lokas. 39, 1 deutlich, etwas weniger bestimmt Grm. 39, 3 auf unseren wolf weist; der Grm. 21, 1 genannte *Þjóðvitnir* ist zwar etwas rätselhaft, aber mehrfach, z. b. von Müllenhoff (D. altert. V, 116) als „Fenrir oder einer seiner grossen söhne" gedeutet. — Während jenes *vitnir* (und kompos.) der Vǫl. fremd sind, kommt dort von andern beinamen des wolfes zunächst *valdýr* Vǫl. 54, 2 sicher in betracht; in zweifel sind die herausgeber bei *jǫtunn* Vǫl. 47, 2 und dem der hs. H entnommenen *Surtar sefi* 47, 4; das erste beziehe ich auf Loki, vgl. c. IV, 2; über das zweite ist ebendort gehandelt. Es bleibt noch ein kleeblatt zweifelhafter benennungen aus der Vǫl. übrig: *freki, Garmr* und *vargr.* Das erste dieser worte ist einer der bekanntesten wolfsnamen[1]; die beziehung auf den Fenriswolf ist Vǫl. 51, 3 sicher, darnach auch 44, 2 und sonst in der stefstrophe (vgl. darüber Sijmons zu str. 44) wahrscheinlich. Dagegen ist der in derselben str. 44, 1 genannte *Garmr* ebensowenig wie der in Grm. 44, 4 bezeugte Garmr auf Fenrir zu beziehen; die gründe hat Müllenhoff a. a. o. 138 mit nachdruck hervorgehoben; hinzufügen liesse sich, dass Fenrir wegen der rachensperre nicht bellen oder heulen kann, so lange er gefesselt ist, wenn auch Gylf. c. 34 (= 42, 5) das *grenjar illiliga* ungenau erst nach erwähnung der maulsperre bietet; die worte *fyr Gnipahelli* müssten aber, von Fenrir verstanden, die fortdauer der fesselung bezeichnen, da er, frei geworden, sofort losbricht (Hákonarmál 20). Der *vargr* in Vǫl. 39, 5 wird am einfachsten auf den im vorhergehenden verse genannten drachen *Níðhǫggr* bezogen (so auch Müllenhoff); derselbe gelehrte deutet in 44, 5 wegen des dabei stehenden *vindǫld* die *vargǫld* wol mit recht auf die zeit der „sonnenwölfe" oder (eschatologisch gefassten) sonnenfinsternisse. Eine beziehung auf den Fenriswolf wäre wol höchstens in dem *vargs* der nur teilweise noch lesbaren str. 55 (nach H) zur not denkbar, vgl. die fassung der betreffenden str. (= 61) bei Grundtvig, Sæm. Edda 1874 sowie die ältere vermutung F. Magnussens im Lex. myth. 859. — Dass die zur vertauschung so geneigte skaldische technik unter den *vargs heiti* (Kph. I, 591) auch *Fenrir* bietet, bedeutet so gut wie nichts.

8. Der grund, weshalb ich dies negative resultat bezüglich des beinamens *vargr* so bestimmt hervorhebe, ist folgender. Neben *ulfr*

1) Bekanntlich heissen auch Óðins wölfe *Geri* und *Freki.* (Gylf. 38 nach Grm. 19.)

ist *vargr* nach ausweis der wbb. der verbreitetste name für den wolf im norden. Wenn auch beide worte im sprachgebrauche sich nicht selten so nahe stehen, wie das sprichwort: *rađa vargar međ ulfum* erkennen lässt, so ist andererseits die scheidung doch unschwer aufzufinden: *vargr* ist das gefrässige, unheimliche raubtier, daher auch von menschlichen verbrechern, sofern sie ruchlose raubtierart zeigten, gebraucht (*vargr í véum*), aber nie als familienname verwandt. Dagegen bezeichnet *ulfr*, zwar auch das raubtier, aber mehr von seiten der kühnheit und stärke betrachtet, so dass man sich nicht verwundern darf, sehr zahlreiche familiennamen davon abgeleitet zu finden[1]; man könnte *vargr* mit raubwolf, *ulfr* mit edelwolf übersetzen. Nun ist es höchst bemerkenswert, dass zwar die der sonne und dem monde nachstellenden wölfe häufig genug *vargar* genannt werden[2], aber der nach späterer genealogischer verknüpfung (vgl. c. IV) mit ihnen nahe verwante Fenriswolf in prosaischen texten stets, in der poesie ziemlich ebenso konstant *ulfr* und zwar oft ohne jede weitere bezeichnung genannt wird, so dass er gerade hierdurch von den in der nord. mythologie eben so bekannten sonnenwölfen, den *vargar*, unterschieden wurde. Dieser umstand verbietet allein schon in dem Fenriswolf ein von anfang an als unhold oder götterfeind aufgefasstes wesen zu erblicken; es ist vielmehr zu erwarten, dass *ulfr* entweder auch die edleren seiten der wolfsnatur ausdrücken sollte oder dass hier überhaupt nur ein äusserlicher vergleich (s. c. I, § 14) mit einem wolfe beabsichtigt war. — Wenn dieser wolf in den Eiríksmál str. 6 *ulfr inn hǫsvi* (der graue wolf) genannt wird, so ist entweder nur ein poetisch-lebendigerer ausdruck gewählt, da der wolf in poetischem ausdruck sehr häufig so genannt wird[3], oder es kann das wort für die symbolik selbst bedeutung haben, so dass bei einer „äusserlichen“ vergleichung

1) Vigf. s. v. *úlfr* III führt etwa 30 von diesem worte abgeleitete eigennamen auf, darunter königsnamen wie *Hróđulfr* = *Hrólfr*. So mag auch das königsgeschlecht der Ylfingar (Hyndl. 11, 4) von *ulfr* abzuleiten sein.

2) So Gylf. 12 (= 15, 23) *in gamla gýgr fœđir at sonum marga jǫtna ok alla í vargs líkjum*, vgl. auch c. 50 (= 80, 10); deutlicher noch spricht die Hervararsaga (ed. Bugge s. 246) *ok kappask um þat vargar ávalt — þat er sól, en Sk. ok H. heita vargar, þat eru ulfar* usw. — Aus Ihre Dial. lex. 165 wies Grimm, Myth.[4] 588 die ausdrücke *solvarg, solulf* für die nebensonne nach; an den angeführten stellen scheint der *vargr* der eigentlich bezeichnende ausdruck zu sein, zu dem teilweise *ulfr* als der noch allgemeiner bekannte wolfsname hinzutritt.

3) Belege aus verschiedenen sprachen gab schon J. Grimm, vorrede zu Reinh. Fuchs XXXV, ausserdem vgl. die nord. wbb. — Als *grádýri* bezeichnen den wolf die Nafnaþulur, Kph. I, 591.

jedesfalls auch die farbe in betracht käme. Doch auch in diesem falle darf man bei „grau" nicht gleich an die düsterste färbung denken, wird doch z. b. auch eine eisen- oder stahlrüstung und von dem skalden Skúli (Kph. I, 330 *gránserks Mána*) sogar das mondlicht „grau" genannt. — Auch dies attribut macht also den wolf Fenrir noch nicht ohne weiteres zu einem dämon der finsternis[1].

9. Der einzige dem Fenriswolf allein zukommende beiname *Vánargandr* begegnet selbst nur in der sprache der skalden, ist aber insofern nicht ohne bedeutung, als der aus dem munde des gefesselten wolfes hervorbrechende schaum- oder geiferfluss *Ván* in der skaldischen tradition feststand und als besonders charakteristisches kennzeichen galt (vgl. c. V, VI, § 9 gegen ende; exc. II); übrigens ist diese bezeichnung wol derjenigen der weltschlange, dem älteren und reicher bezeugten ausdruck *Jǫrmungandr* (z. b. Vǫl. 50, 2) nachgebildet[2] und soll die verwantschaft der beiden angeblichen söhne Lokis, die ihm die riesin Angrboða geboren, auch lautlich darstellen. Das wort *gandr* selbst wird jetzt meist als „zauberwesen" gefasst und scheint so dem sinne nach mit dem oben erwähnten *vitnir* verwant zu sein. Da diese etwas dämonisch gefärbten beiworte aber neben dem einfachen *ulfr* oder *Fenrisulfr* entschieden zurücktreten, teilweise auch als skaldisches beiwerk sich verraten, berechtigen sie uns nicht in dem „wolfe" ein von anfang an dämonisch aufgefasstes ungeheuer zu erblicken.

IV.

Genealogische und polemische beziehungen.

1. Schon in cap. I, § 14 ward hervorgehoben, dass es zwar in den urmythen an verwantschaftlichen beziehungen göttlicher wesen nicht völlig fehlt, der grössere teil aber der genealogien auf mythologischem felde nicht der naiven, sondern der konstruktiven mythenperiode angehört, eine in unseren quellen sich findende genealogische verknüpfung also sehr leicht eine irrige sein kann. Übereilt würde auch die annahme sein, dass gemeinsame zurückführung mehrerer

1) Wer an die Gräen der griechischen sage sich erinnern sollte, darf nicht den leuchtenden zahn vergessen, der eine andere seite dieser gewitterwesen darstellt, vgl. W. Schwartz, Urspr. der myth. s. 192 fg.

2) Vgl. auch Vigf. Corp. poet. bor. II, 471: the Wolf, the mighty monster — is less mentioned by the poets than the serpent. — Doch vgl. s. 194, anm. 1. — Die bemerkung im Gloss. der Pros. Edda s. v. *Jǫrmungandr*, wonach diese bezeichnung ursprünglich vielleicht dem Fenrir gebühre, ist zu streichen.

mythischer wesen auf einen gemeinsamen „vater“ in dieser konstr. periode notwendig den sinn einer wesensgemeinschaft ausdrücke, sei es der kinder mit dem vater, sei es der geschwister unter sich. Mögen nicht selten geschwister, namentlich schwestern dieselbe mythische vorstellung nur mit der nuance der vervielfältigung ausdrücken, vgl. c. III, § 5; mindestens ebenso oft ist — in der griechisch-römischen wie in der deutschen mythologie — das geschwisterverhältnis der typische ausdruck geworden für die gemeinsame unterordnung unter einen höheren, welcher einer aus älterer zeit noch lange fortwirkenden patriarchalischen auffassung gemäss als „vater“ dieser wesen bezeichnet wird[1]. An den homerischen *Ζεὺς πατήρ* und den römischen Jupiter als „divom pater“ (z. b. Æneis I, 65) nur kurz erinnernd, weise ich hier namentlich auf die stellung, welche *Oðinn* allmählich im norden gewonnen hatte, hin. Die einst mächtigeren götter Týr und Þórr finden wir in unseren quellen ihm untergeordnet[2]; der zweite wird nun immer, der erste wenigstens gelegentlich zu den söhnen Óðins gerechnet[3]. Dieser patriarchalisch gefassten gruppierung der asen um den allvater Óðinn, wie sie Gylf. 20 so anschaulich schildert: *ok svá sem ǫnnur guðin eru máttug, þá þjóna hánum ǫll svá sem bǫrn fǫður*, entspricht nun in unseren quellen offenbar die gegengruppierung der den göttern feindlichen wesen um *Loki*, der namentlich als vater der Hel, der weltschlange und des Fenriswolfes gefasst wurde, vgl. Gylf. 34 anf., wozu viele stellen der Lieder-Edda sowie auch der älteren skalden stimmen[4]. Ihrem wesen nach zeigen jene drei wesen wenig verwandtschaft mit dem verschlagenen Loki, so dass F. Magnussen einmal bemerkte, ihr vater sei wol eher Útgarða-Loki als Ása-Loki gewesen. Aber der erstere hätte zu einem führer im kampfe wider die götter

1) Solcher typischen ausdrucksweisen finden sich mehrere; die verschmelzung des asen- und vanen-kultes stellt Yngls. 4 und Bragar. 57 als einen friedensschluss mit geiselstellung dar; vielleicht ist ähnlich zu beurteilen die blutmischung (Loks. 9) oder die heirat zweier göttlicher wesen (Gylf. 23).

2) Ein genauerer nachweis für das ältere verhältnis wird nach den arbeiten von H. Petersen, K. Weinhold u. a. wol unnötig sein, vgl. übrigens neben Untersuch. zur Snorra-Edda s. 101 a. 148 und s. 295 hier w. u. s. 197 anm. 1. Mit recht hält an dem früheren vorrang des gottes *Týr* auch W. Golther, Götterglaube und göttersagen der Germanen s. 18 fg. fest.

3) Vgl. Untersuch. s. 115, a. 212. — Wo die betr. wesen von so untergeordneter art sind wie menschliche helden oder valkyrjen im vergleich zu Óðinn, kennt die nord. sprache den ausdruck *óskasynir* (adoptivsöhne), *óskmey*. (vgl. die wbb.). Wir könnten hier von „im dienste“ Óðins stehenden menschen reden.

4) Gewöhnlich wird aber hier nur eines der kinder mit dem vater genannt oder zwei geschwister (ohne den vater), vgl. s. 194 anm. 1.

schlecht getaugt, also auch nicht zum „vater“ des wolfes im sinne der konstr. periode. Doch vergisst diese im vorliegenden falle nicht den drei „idealen“ geschwistern wenigsten eine mutter zu geben, deren name schon ausdrückt, welche vorstellung mit dazu führte, jene drei wesen als geschwister aufzufassen: es ist die riesin *Angrboða,* die furcht-bieterin oder -erweckerin[1].

2. Im anschluss an die besprechung der genealogischen verknüpfung des wolfes mit Loki möchte ich hier die schon im vorigen cap. § 7 berührten ausdrücke in Vǫl. 47, in denen es zweifelhaft war, ob sie auf Loki oder Fenrir sich beziehen, kurz erörtern. Zunächst 47, 2: *en jǫtunn losnar.* Müllenhoff hat D. alterk. V, 146 beide auffassungen für zulässig erklärt, die deutung auf Fenrir jedoch bevorzugt. Aber Loki, der sohn des riesen Fárbauti und ursprünglich wol identisch mit dem echt riesischen Útgarða-Loki, hat jedenfalls noch näheren anspruch auf den namen *jǫtunn* als Fenrir, der allenfalls auch so heissen könnte[2]. Doch wird letzterer in der Vǫl. (auch nach Müllenhoff) sonst als *freki* bezeichnet (cap. IV, 7); auch war die fesselung Lokis in str. 35 ausdrücklich erwähnt, so dass wir auch sein freiwerden hier wol eher zu finden berechtigt sind. Endlich entspricht einerseits der ausdruck *renna,* der Vol. 44, 2 von *freki* gebraucht ist, genau dem *fara* (vom wolfe Fenrir in Hákonarm. 20 gebraucht) und die besondere hervorhebung der fessel in jener strophe lässt an die berühmteste aller fesseln, Gleipnir, mit recht denken; andererseits entspricht das dem loskommen des „riesen“ in str. 47 vorangehende erschüttern des weltbaumes ganz der schilderung, die Gylf. 50 von dem gefesselten Loki macht: seine krampfhaften zuckungen rufen erdbeben hervor.

3. Bei Vǫl. 47, 4 kann sogar der zweifel entstehen, ob nicht vielleicht der 40, 4; 41, 1 erwähnte *tungls tjugari* hier gemeint sei; da der schluss von 47 aber nur in der hs. H überliefert und wol

1) Nach diesen ausführungen wird klar sein, wie weit ich der ansicht von Mogk (im Grundr. der germ. phil. I, 1045) „junge fabelei hat sie (die weltschlange) in die sippe Lokis gebracht — auch Fenrir ist später in Lokis sippe gekommen“ zustimmen kann, wie weit nicht.

2) Es wird der weitere gang der untersuchung noch deutlicher zeigen, namentlich in cap. V, VI, dass erst die verdunkelung und dämonische auffassung des *ulfr* ihn zu einem *vitnir, gandr, vargr* machte und so, da *vargr* in der skaldischen sprache etwa = *troll* ist (*hundr er vargr eða troll beina* Kph. II, 513), schliesslich auch als *troll* oder *jǫtunn* bezeichnen liess; den umgekehrten standpunkt, wonach Fenrir nur gelegentlich in „wolfsgestalt“ auftritt, nimmt z. b. Schade im Altd. wb. s. v. *Fenrir* ein. Vgl. s. 194 a. 1. — Meine auffassung Lokis kann hier nicht eingehend begründet werden.

irgendwie verderbt ist, fällt die entscheidung der frage nicht ganz leicht. Der ausdruck *Surtar sefi* kann jeden riesen oder riesenverwanten unhold bezeichnen; bezieht man den ausdruck auf Fenrir, dann ist die auch von Sijmons recipierte konjektur Müllenhoffs *hleypir* für *gleypir* und die erklärung *þann* = *þan* allerdings ansprechend und dieses *of hleypir* entspräche dann wider dem in § 2 besprochenen *renna* der str. 44, im andern falle möchte ich *gleypir* behalten, aber für *þann* mit Munch und Möbius *þá* (auf *allir* bezogen) lesen. [Vgl. aber auch Rud. Much, Zeitschr. f. deutsches alt. 37, 417 fg. H. G.] *Allir á helvegum* aber fasse ich nicht als „die in den regionen der Hel“ (Müllenh. V, 147), sondern = „die auf dem wege zur Hel sind“, vgl. *troða halir helveg* 52, 4 nebst 56, 2 und 41, 1. — Ist diese ältere auffassung nicht am ende die einfachere?

4. Während die in § 1 dieses capitels besprochene genealogische verknüpfung des wolfes mit Loki zwar unursprünglich ist, aber schon in der skaldischen wie eddischen tradition fest begründet, somit relativ alt erscheint[1], ist eine andere genealogische verknüpfung, die Vǫl. 40, 2 vorführt, nicht so konsequent durchgeführt worden. Der ausdruck *Fenris kindir* kann (vgl. Müllenhoff a. a. o. 124) entweder „wesen von der art“ oder „kinder und abkömmlinge“ des Fenrir bezeichnen — „auf jeden fall wölfe“. Da nun zu den bekanntesten wölfen der nordischen mythologie *Skoll* und *Hati* gehören, letzterer aber Grm. 39, 3 als sohn des *Hróðvitnir,* welchen namen wir cap. III, 7 als beinamen des wolfes Fenrir kennen gelernt haben, erscheint, so lässt sich allerdings eine entscheidung im sinne der vaterschaft des Fenrir beiden

1) Für die skaldische tradition vgl. jetzt Finnur Jónsson im Arkiv. f. nord. fil. IX, 9. — Hier wird hervorgehoben, dass die weltschlange bei den ältesten skalden mehrfach erwähnt, aber nicht ausdrücklich als Lokis kind bezeichnet wird; die belege für Fenrir und Hel in dieser beziehung sind ebenda gesammelt. — In der Lieder-Edda scheint nur für den wolf die genealogische verbindung mit Loki direkt bezeugt zu sein (Lokas. 10, 1), indirekt geht dieselbe für die weltschlange aus Hymkv. 24, 4 hervor. — Die nahe liegende wahrnehmung, dass in jener genealogischen verbindung mit Loki der grund liegt, weshalb Fenrir auch einmal (in einem nachtrage zum hauptregister ziemlich an letzter stelle!) unter den riesen aufgeführt wird, Kph. I, 555 hätte, zumal bei dem geringen mythologischen werte der Nafnaþulur, davor bewahren sollen, den wolf zu einem dämon zu machen, der in wolfsgestalt den mond oder die sonne verschlingen soll (Schade, Mogk). Und E. H. Meyer, der Germ. mythol. 144 (entsprechend seinem systeme, wonach den dämonen in tiergestalt die in menschengestalt, d. h. unter andern die riesen, historisch folgen) von dem tierdämonischen prototyp des riesen Ymir redet, hätte s. 142 besser den zweideutigen ausdruck vermieden: elben erscheinen selten, riesen oft als tierdämonen, wobei u. a. der Fenriswolf als beispiel angeführt wird.

wölfen gegenüber kaum anfechten und die zweite der obigen erklärungen von *Fenris kindir* scheint somit näher zu liegen. Der einwand, dass von einer vaterschaft bei einem wesen, welches nach Gylf. 34 in jungen jahren bereits gefesselt wurde und so bis zum weltende verharren sollte, nicht wol die rede sein könne, verliert sein gewicht, wenn wir auch hier an jene ideale vaterschaft denken, die wir in § 1 dieses capitels bei Loki besprochen; die alte im eisenwalde darf dann zwar nicht mit Angrboða gleichgesetzt werden, aber doch wol als nach ihrem vorbilde konstruiert gelten. Zu der „idealen" vaterschaft stimmt auch der umstand, dass diese *Fenris kindir*, die ziemlich zahlreich gewesen sein müssen (*verðr af þeim ǫllum* Vǫl. 40, 3), in ihrer hauptmasse jenen *fíflmegir* zu entsprechen scheinen, welche Vǫl. 51, 3 auch im gefolge des wolfes (*freki*), aber ohne besondere betonung einer verwantschaft mit ihm anführt[1]; sie scheinen den wolf in ähnlicher weise zum letzten kampfe zu begleiten wie die *einherjar* den Óðinn[2].

5. Wenn auch die *Fenris kindir* sich deutlich bezeugt nur in der Vǫl. finden, so fehlt es doch nicht an anzeichen noch kühnerer kombinationen in der bezüglichen richtung. Während als verschlinger der sonne nach dem zeugniss beider Edden (Grm. 39, 1; Gylf. 12 vgl. mit 51) sowie der Hervararsaga (s. 246 Bugge) der wolf *Skoll* (Skalli Herv.) genannt wird, legt Vafþr. 46 und 47 dieselbe rolle dem wolfe Fenrir bei; vgl. auch Hrafnag. 23, 4. Dass hier wol nur eine freiere fortbildung der in § 4 bereits besprochenen genealogischen verhältnisse, jedenfalls keine allgemein recipierte auffassung zu tage tritt, wird schon daraus deutlich, dass in Gylf. 53 die letztere jener beiden strophen citiert, aber nur bezüglich der tochter, welche die sonne vor ihrem tode gewonnen haben soll, als zeugnis benutzt wird, während der verfasser in cap. 51 den sonnenwolf ganz deutlich von dem Fenriswolfe unterscheidet (vgl. 81, 11 mit 82, 5 fg. Wk.); zu demselben ergebnis führt jede besonnene sagenkritische untersuchung[3].

1) Da Loki nach Vǫl. 51, 4 fahrtgenosse des wolfes ist, so mag der ausdruck *Heljar sinnar,* den Gylf. 51 (83, 4 Wk.) für das gefolge des Loki gebraucht, jene *fíflmegir* mit einschliessen sollen. Bei letzterem worte halte ich eine übersetzung nach analogie des ags. *fífel* (riese) um so berechtigter, als das wort etymologisch zunächst auf körperliche grösse hinweist (vgl. Fick s. v. *femfla*) und auch der gewöhnliche nordische sprachgebrauch (= tölpel) sich leicht erläutert im hinblicke auf das ungeschlachte wesen der meisten riesen, vgl. Vigf. und Gering s. v. *api.*

2) Da die *einherjar* als *óskasynir* des gottes gelten (vgl. s. 192 anm. 3), so ist die analogie zu den *Fenris kindir* um so einleuchtender.

3) Grimms versuch (Myth.[4], nachtr. s. 83) in *álfrǫðull* den mond zu sehen, scheitert an Kph. I, 593; würde überdies die mythologische schwierigkeit nicht heben.

6. Nur dies darf zugegeben werden, dass die gleiche bezeichnung als wölfe — mag sie auch bei den sonnenwölfen auf indirektem, bei dem Fenriswolf (vgl. c. V, VI) wahrscheinlich auf direktem vergleiche beruhen (diese termini sind erläutert c. I, 13), sobald auch der Fenriswolf aus irgendwelchem grunde eine dämonische auffassung erfuhr, die versuchung sehr nahe legte, diese verschiedenen wölfe nicht nur genealogisch zu verknüpfen (wie den Fenriswolf mit Loki), sondern sie auch sozusagen als mythologische konkurrenten und zu gelegentlicher vertauschung geeignete wesen erscheinen su lassen, ohne die schweren bedenken gegen einen solchen synkretismus in die wagschale des urteils fallen zu lassen. Doch kann hiervon, da die vertauschung weder allgemein noch auch nur in dazu neigenden kreisen mit konsequenter schärfe auftritt, erst in cap. VII, 6 weiter gehandelt werden.

7. Schon in cap. I, 14 wurde darauf hingewiesen, dass polemische verbindungen zum teil echt mythischen wert haben können, sofern sie nämlich nicht etwa nur die kehrseite idealer genealogieen und verbrüderungen darstellen. Dies letztere trifft nun auch bei dem Fenriswolfe teilweise zu, bei dem ich die feindschaft gegen götter und menschen, welche unsere quellen widerholt (namentlich Gylf. 51) bezeugen, teils auf rechnung des leicht irreführenden namens „wolf“ (vgl. § 6), teils auf die der genealogischen verbindung mit Loki setzen muss[1] Zwar bezeugt sich diese feindliche stellung andeutungsweise schon in den ältesten unserer quellen; aber diese alle kennen auch bereits die verbindung mit Loki. Etwas anders ist es mit der rolle des gottes Týr, wie sie in dem berichte von der fesselung des wolfes in Gylf. 34 sich findet. Diese gestalt tritt dem wolfe in einer weise gegenüber, dass man den gedanken zunächst ansprechend finden kann, in Týr gewis-

Diese liegt darin, dass die sonnenwölfe (resp. der sonnen- und mondwolf) nach den oben genannten zeugnissen als rastlose verfolger die sonne oder den mond bedrohen, während der Fenriswolf hilflos gefesselt liegt und seine eigene freiheit erst vom weltuntergange erwartet. — Eher liesse sich noch mit Müllenhoff und Simrock daran denken, in Vafþr. 46 nur eine poetische freiheit des ausdrucks zu finden, so dass unter dem namen Fenrir hier der sonnenwolf Sk. zu verstehen sei; doch sind derartige einfache namensvertauschungen (wie *Nanna* oder *Iórun* für *Iðunn* Hrafn. 8, 2; 15, 1) der älteren, auch skaldischen dichtung keineswegs geläufig, vgl. Untersuch. s. 209, 296. — Die an letzterer stelle im anschluss an Gislason geäusserte ansicht halte ich auch jetzt fest gegenüber der etwas freieren von E. H. Meyer, Germ. myth. s. 34.

1) Mag auch mit dem losbrechen des wolfes der weltuntergang beginnen (vgl. c. VI, 10 gegen ende), so fassen die nordischen quellen doch nicht ihn, sondern Loki als den eigentlichen götterfeind (Gylf. 33, Sk. 16).

sermassen das mythische komplement, den geborenen gegensatz des wolfes Fenrir zu finden. Von diesem standpunkte aus sind hervorragende forscher (vgl. cap. II, 1) dazu gekommen, in dem gegner des gottes Týr einen dämon der finsterniss zu finden. Wird nun auch neuerdings die geltung des gottes Týr als eines vorgängers von Óđinn im principat der götter, teilweise sogar seine geltung als himmelsgott überhaupt bestritten[1], so kann ich diesen letzteren standpunkt, der für meine auffassung des Fenriswolfes eigentlich der bequemste wäre, doch durchaus nicht adoptieren. Es genügt mit die dreifache forderung: 1) unterscheidung des späteren kriegsgottes Týr von dem älteren himmelsgotte Týr auch in Gylf. 34; 2) anerkennung, dass himmlische lichtgötter ursprünglich stets tagesgötter sind[2] und 3) dass der gegensatz zwischen Týr und Fenrir ein mehr äusserlicher als innerlicher ist, da die fesselung des wolfes nur als notwendige vorbeugung künftiger gefahren, nicht wegen schon ver-

1) Bedenken gegen die etymologische gleichsetzung des gottes Týr mit *Ζεύς* sowie gegen die annahme, Týr habe in älterer zeit im norden die rolle gespielt, welche später Óđinn einnahm, sind neuerdings namentlich von Beer (Germ. 33, 4 fg.), E. H. Meyer (Germ. myth. 220) und O. Bremer (Indogerm. forschungen III, 301; dieses letzte citat verdanke ich einem gütigen winke H. Gerings) nicht ohne nachdruck vorgebracht; die begründung ist für mich aber nur eine teilweise überzeugende. Die etymol. gleichsetzung mit *Ζεύς* mag gerne dahinfahren; es mag auch ohne weiteres zugegeben werden, dass eine so einheitliche zusammenfassung des götterstaates, wie sie die „odhinische“ zeit kannte, früheren perioden fremd war — aber wer wie Beer den namen Týr „der leuchtende“ erklärt und fortfährt (s. 5), „dass auf indogerman. stufe den göttern die eigenschaft des leuchtens, glänzens als wesentlich zugeschrieben wurde, mithin ihre atmosphärische natur dominierte“, der scheint mir nicht berechtigt zu sein aus gründen strengerer etymologie wenige zeilen vorher zu sagen, dass „von einem deutschen himmelsgott Tiv keine rede sein könne“. — Ähnlich scheint mir auch bei Bremer der unterschied von der älteren auffassung mehr in worten urgiert, als sachlich begründet zu sein. Wie wenig zutreffend die bemerkung ist, nur die etymologie Týr = *Ζεύς* habe die annahme einer älteren, höheren rolle des gottes hervorgerufen, geht aus W. Müller, Altd. rel. 222 hervor: Schon Suhm, om Odin 188, 189 erkannte, dass der kultus dieses gottes im norden älter sei als der des Óđinn. Wenn es in der griech. röm. germ. mythologie keine kriegsgötter gibt, die nicht luft- oder himmelsgötter gewesen sind (vgl. Ares und Athene, Mamers-Mars, Jupiter; ausser Týr auch Óđinn). so wird es bei Týr, dessen name nicht widerstrebt, sich wol ähnlich verhalten, und wenn Týr „im besonderen den gottesnamen trägt“, den im weiteren sinne auch andere götter (tívar) führen, so scheint mir der schluss näher zu liegen, dass dieser gott eine hervorragende rolle unter ihnen wenigstens in alter zeit besessen haben muss, als dass gerade hierin ein beweis für seine rolle als (ursprünglicher) kriegsgott zu finden wäre. — Vgl. s. 192 anm. 2.

2) Dass die macht der himmlischen an den tag gebunden ist, geht schon aus dem bekannten sagenzuge hervor, dass ihre gegner bei anbruch des tageslichtes in ihre gewalt fallen, versteinert werden (Vigf. s. v. *daga*).

übter gewalttat, ja nicht einmal wegen grausamer oder sonst „wölfischer“ sinnesart erfolgt[1]. Wird dies, das im einzelnen in den folgenden capiteln näher zu begründen ist, vorläufig zugegeben, so ergibt sich als resultat der bisherigen untersuchung (in cap. III und IV), dass eine dämonische auffassung des wolfes aus seinen beinamen mit unrecht gefolgert wird (cap. III, 8), aus den genealogischen verbindungen nur scheinbar und aus der gegenüberstellung mit Týr nur soweit wirklich sich begründen lässt, dass eine gewisse beziehung des wolfes zur nacht wol nicht bestritten werden darf. Aber zeigt die nacht etwa bloss schrecken, dunkel und finsterniss?[2]

1) Man vgl. z. b. diesen bericht mit dem von dem schmiede, der sonne und mond für sich verlangt (Gylf. 44) oder mit der erzählung von Hrungnir.

2) Vgl. Grimm, Myth.[4] 614: beide, tag und nacht, sind hehre wesen.

(Schluss folgt.)

ZUM FRAUENDIENST ULRICHS VON LIECHTENSTEIN.

Die vorbereitungen zur zweiten auflage meines buches Über Walther von der Vogelweide sowie die zurüstung meines anteiles an der „Geschichte der stadt Wien“ haben es mir nahe gelegt, die dichtungen Ulrichs von Liechtenstein neuerdings genau durchzunehmen. Ich hatte das schon widerholt getan: 1882 vgl. Zeitschr. f. d. a. 26, 307 fg., 1888 zum behufe der recension von Bechsteins ausgabe, DLZ. 1888 s. 1112 fg. Dort hatte ich bereits einen aufsatz über den dichter versprochen, diese zusage jedoch im Anz. f. d. a. 15, 378 wider zurückgenommen, weil damals die veröffentlichung einer historischen studie über den Liechtensteiner durch meinen freund, herrn Alfred von Siegenfeld, in naher aussicht stand. Seither erfahre ich, dass diese publikation sobald nicht erfolgen wird, und zögere nun nicht mehr, meine arbeit den fachgenossen vorzulegen. Ich beabsichtige damit keineswegs die in jedem betrachte unzureichende ausgabe des „Frauendienstes“ durch Bechstein durchweg zu berichtigen: das mag jeder philologische leser unschwer für sich besorgen. Auch will ich nicht erschöpfendes über die vorkommenden persönlichkeiten mitteilen: ich vermöchte das gar nicht, und meine, es genüge einmalige urkundliche sicherung eines namens für die zwecke unseres faches. Darum habe ich mich bei der ausnutzung des materiales beruhigt, das ich zur hand hatte. Mit StU. sind die zwei bände des Steirischen Urkundenbuches gemeint, die 1875 und 1879 zu Graz erschienen sind. Siegel citiere ich nach den

prächtigen tafeln, die herr von Siegenfeld (Nürnberg 1893), der Steirische Uradel (als IV, 7 des „Neuen Siebmacher") herausgegeben hat, zur zeit noch leider ohne kommentar[1]. — Jedesfalls wünsche ich, dass, was ich auf diesen blättern biete, zum verständis des seltsamen mannes und seines werkes etwas beitragen möge.

10, 16. Will man mit Bechstein die lesung der hs. festhalten, dann verlangt es der natürliche satzton, dass *ich* (wie gleich dann 10, 29 u. ö.) inkliniert werde und auf *ir* die hebung falle. — 18, 18 vgl. Walther 69, 26. — Aus 21, 13 fgg. ersieht man deutlich, dass dieses verhältnis eine *wânminne* ist; der *hôhe muot* 21, 17. 19 vgl. 18, 26. 19, 4. 11. 22, 20 usw., um dessentwillen es unternommen wird, ist dafür bezeichnend. — 22, 29 Lachmanns einschaltung *doch* beweist, dass er die notwendigkeit fühlte, den satz mit der vorhergehenden strophe in bezug zu setzen. Vielleicht wird derselbe zweck besser erreicht durch: *sô wil des ich niht wesen bot.* — 24, 5 fgg. Die weigerung des arztes, vor dem monat mai zu operieren erklärt sich aus dem in aderlass- und planetenbüchern verzeichneten glauben, dass jedes siechtum im monat mai am besten heile. Vgl. schon Wilhelm von Conches, De philosophia mundi lib. 2, cap. 26. 27 (Migne, Patrol. lat. 172, 67 fgg.). — 24, 32 Der knappe bekreuzt sich, weil er Ulrich für verrückt (25, 10) oder bezaubert hält. Wenn man den zustand der damaligen chirurgie in Deutschland (besser war es damit in Italien) bedenkt, und dass jeder einfache knochenbruch oft zum tode führte (vgl. das ende herzog Leopold V. am 31. december 1194 in Graz), so darf die besorgnis des knappen 25, 11 fg. nicht verwundern. Ein *magister Chunradus phisicus* von Graz ist im 2. bande des Steir. Urkdb. mehrfach bezeugt und erhält (s. 541) 1213 einen zehnthof bei Hitzendorf vom erzbischof Eberhard II. von Salzburg zum geschenk. — 26, 16 Es ist gar kein grund vorhanden, mit Bechstein an der richtigkeit der lesart *sleipal* zu zweifeln: die modernen vergleiche in solchen fällen (eine faust, ein kindskopf, eine kegelkugel) sind um nichts geschmackvoller und treffender. — 28, 2 fgg. Bechstein mag wol recht haben, wenn er diese grüne salbe für pappelsalbe hält, denn das Klosterneuburger arzneibuch des 12. jahrhunderts sagt 1. buch, b. XIV. (meiner abschrift): von den pappeln: *papeln sint chalt und veuht an dem ersten gradu und brechent diu geswer diu von bluot sint und machent daz warch* (eiter). Vgl. Konrad v. Megenberg, Buch der natur 340, 5 fgg., wo es von der pappelsalbe heisst: *daz ist gar guot zuo vil dingen und*

1) Die Steir. reimchronik wird natürlich nach Seemüllers trefflicher ausgabe angeführt.

haizt ze latein diapopylion. — und waz auzwendiger wunden ist an dem leib, die hailt ez gar krefticleich. Sie war damals schon in apotheken zu kaufen, vgl. Megenberg 5, 23 fgg. Nimmt man das an, dann findet sich noch ein weiterer grund, weshalb der arzt den Liechtensteiner auf den monat mai bestellt, denn Megenberg sagt von der bereitung der salbe aus dem „pappelharz“ 339, 32 fgg.: *aber der ist der pest, den man in dem maien sament und macht man den harz also: man nimt die probsen oder diu knögerlein, diu ze laub sölten sein worden, und seudet die in ungesalzenr putern, diu neur von rindermilch kümt und die in dem maien gemacht ist, und daz seudet man mitenander, unz ez zemâl grüen wirt. dar nâch seiht man ez durch ain tuoch und tuot ez in erdein häfen.* — 30, 23 l. *(sô mich besezen) nahtes habent die sorge alsamt die schar.* — 31, 20 *bî der Muor,* also wol in Murau, oberhalb dessen die Frauenburg lag, nach der sich Ulrich in den nächsten versen begibt, vgl. 159, 14. 210, 24[1]. — 32, 12 Die bedeutung *hûs* = burg ist nicht so selten, wie Bechsteins anm. meint, und sogar heute noch verschiedentlich zu belegen. Welches der markt ist, der 19 erwähnt wird, lässt sich bei den verschiedenen möglichkeiten, die das Murtal darbietet, nicht ausmachen; die *stat* 38, 5 ist wahrscheinlich Judenburg, die einzige *civitas* in der nähe, ein platz, der schon am anfang des 12. jahrhunderts markt-, maut-, zoll- und stapelrecht besass (Steir. Urkundenb. 1, 111) und am ende des 12. jahrhunderts zur stadt erhoben war (v. Muchar, Gesch. d. herzogt. Steiermark 2, 134. 3, 131 fg.). — 33, 17. 25 Wol eine *missa bassa, privata* oder *specialis* (Du Cange 5, 414. 417 fg.), wie sie auf reisen üblich war und noch ist. Dass dabei von singen geredet wird 33, 10. 18. 23, hindert diese auffassung nicht, weil das nur ein formelhafter ausdruck ist. — 44, 6 (57, 8. 59, 14) Deutsche gebetbücher gab es damals noch nicht, die frau verstand also latein. Da der empfehlung des buches die worte beigegeben sind *gegen der naht,* so ist es nicht als ein gewöhnliches psalterium täuschend aufgefasst, sondern als ein tagzeitenbuch, das ja auch ungefähr dem umfange von Ulrichs gedicht entsprach. — 44, 27 Bechsteins komma ist unberechtigt, denn 28 stehen gen., nicht dat. — 52, 24 Der vers hat nicht drei hebungen, wie Bechstein meint, denn der sinn fordert die betonung *éin hérze und éin lîp.* — 52, 32; 53, 1 Die umstellung Lachmanns scheint mir bei der oft so gewundenen ausdrucksweise Ulrichs

1) Es kann übrigens nach den zeugnissen des Steir. Urkdbuchs ebensogut ein dorf *Mure, Mura* bei dem benachbarten Judenburg gemeint sein.

nicht hinreichend begründet; auch passt die wideraufnahme durch *des,* die den entgegenstellenden satz einleitet, besser zur handschriftlichen ordnung. — 53, 8 fg. Wie sich Bechstein den zusammenhang der stelle denkt, wenn die beiden verse fehlen, ist mir unklar. — 53, 26 Vielleicht nur *waz schadet der rîchen heide?* das passt zum folgenden: *bluomen* mag durch den schreiber hereingekommen sein. Es scheint mir merkwürdig, dass *heide,* dieses lieblingswort der minnesänger, nur an dieser stelle des Frauendienstes im reim steht. — 53, 30 Lachmann hat nicht bloss aus metrischen gründen *abe* hinzugesetzt, sondern aus dem richtigen gefühle, dass *bluomen brechen* hier eben nicht in der gewöhnlichen formelhaften weise verwendet ist. — 54, 32 *vertreten* ist hier ein ausdruck der rechtssprache aus dem verhältniss des defensor, patronus, vgl. Haltaus 1906 fg. — 59, 21 *ist er dem si ie an gesiget.* — 60, 25 fgg. übersetze ich: „mancher spricht, was ihn sein herz nicht (anders) zu lehren weiss, ausser dass es durch fremden einfluss sich bemüht, klug zu werden.“ Diese worte werfen dem Liechtensteiner torheit vor und zugleich trauen sie ihm zu, er lasse seine neigung nicht durch inneren antrieb, sondern durch äussere einwirkungen, mode u. dgl. bestimmen. — 61, 28 Wie vorsichtig man eine mhd. altersbestimmung durch *kint* beurteilen muss, lehrt dieser vers: *swie kind ich von den jâren sî* — der Liechtensteiner war damals 24—25 jahre alt. — 62, 13 fgg. Das turnier zu Friesach ist ein historisches ereigniss, wenngleich Ulrich manche irrtümer in bezug auf die von ihm erwähnte anwesenheit bestimmter personen begangen hat. Das datum ist 63, 12 deutlich angegeben, denn Philippus ist der apostel (1. mai), wenn er ohne zusatz genannt wird, und dann allein gemeint. Von den kirchenfürsten, die Ulrich beim turnier erwähnt, hat Eberhard II. von Salzburg (Frauend. 68, 13) am 2. mai 1224 in Friesach eine schenkung herzog Leopolds VI. von Österreich an das kloster Admont bestätigt, Steir. Urkdb. 2, 308 fg. Am 22. april 1224, also acht tage vor dem turnier beurkundet herzog Leopold zu Graz seine vermittlung im streite zwischen Wulfing von Stubenberg und dem spitale am Semmering. (Am 24. april urkundet er zu Judenburg, Steir. Urkdb. 2, 307 fg., befand sich also auf dem wege nach Friesach.) Dabei sind als ausfertiger mit unterzeichnet Eberhard von Salzburg und bischof Ekbert von Bamberg (Frauend. 77, 27), als zeugen die bischöfe von Chiemsee und von Seckau, die also wol zu den 68, 13 fg. erwähnten zehn gehört haben werden, ferner *Heinricus marchio Ystrie* (65, 6), *Diepoldus marchio de Hohenburch* (65, 11, auch von Vohburg genannt), *Meinhardus senior et Meinhardus junior comites de Gorz* (65, 15),

Eberhardus nobilis de Sluzilberch (65, 27), *Heinricus et Wernhardus nobiles de Schoumberch* (65, 31), *Liutoldus nobilis de Pekah* (66, 4. 72, 19?), *Cholo de Truhsen et Cholo filius suus* (67, 1), *Reimbertus de Mureke et Reinbertus filius suus* (66, 19), *Hademarus de Chunringen* (67, 17), *Hermannus de Chranchberc* (66, 29), *Hartnidus de Orte* (66, 13), *Liutoldus et Uolricus de Wildonia* (66, 15?), *Heinricus et Offo patres de Puten* (66, 31), *Otto et Ortolfus fratres de Graez* (67, 3 fg.). Aus der vergleichung dieser und anderer urkunden (z. b. der kaiser Friedrichs II. vom februar 1237 — Steir. Urkdb. 2, 454 fgg., auch von Karajan schon erwähnt s. 667 — wo noch stehen: *comes Ulricus de Phannenberc* 65, 25 fg.; *Hademarus et Rapoto de Schoenenberc* 67, 28; *comes Willehelmus de Hunenberc* 65, 19; *comes Hermannus de Ortenburc* 65, 24) ergibt sich erstens: Ulrich hat die leute keineswegs zufällig an einander gereiht, wie sie ihm etwa einfielen, sondern im ganzen nach ihren rangverhältnissen und ihrer bedeutung (66, 9 fgg.); zweitens, und das trifft teilweise mit dem ersten zusammen, er hat — anders lässt es sich nicht erklären — als er einunddreissig jahre nach dem turnier zu Friesach es unternahm, die damals dort anwesenden aufzuzählen, wahrscheinlich eine wichtigere urkunde jener zeit zur hand gehabt und durch ihre zeugen, die er sich vorlesen liess, sein gedächtniss aufgefrischt, allerdings hat er dabei auch fehler (vgl. noch zu 66, 5. 78, 3) mit aufgenommen. Aus blossem verhören bei solcher gelegenheit versteht sich der *Liutolt von Pettach, Petach* 66, 4. 72, 19. Zwar gibt es auch einen *Liutoldus* von Pettau, der mit seinem bruder *Perhtoldus* eine urkunde von 1224 bezeugt (Steir. Urkdb. 2, 316), allein niemals lautet der name des geschlechtes und der stadt *Pettau* urkundlich auf *ach* aus, wie das hier zweimal durch den reim bezeugt ist. Daher hat v. d. Hagen recht, der MSH. 4, 329, anm. 2 meint, das heutige *Peggau* oberhalb Graz sei hier zu verstehen. Neben dem selteneren auslaut auf *a* ist in den urkunden die zweite silbe gewöhnlich *ccach, kkah, ccah, kah, cchac* geschrieben. Der name Leutolds von Peggau kommt im 1. und 2. bande des Steir. Urkdb. von 1188—1240 vor, wahrscheinlich sind das zwei personen, vater und sohn. Da nun *Liutoldus et Rapoto pueri de Pekah* 1223 vorkommen (sein siegel von 1234 tafel 6), so wird der von Ulrich erwähnte deren vater Leutold sein. Ein zweiter verstoss in der liste ist bekanntlich von Kummer (Das ministerialengeschlecht von Wildonie s. 32 fg.) aufgedeckt worden. Darnach ist der 66, 15 genannte *Hertnît von Wildon* 1224 bereits verstorben, und war ein Wildonier anfangs mai in Friesach, dann wird es einer von den beiden in der

Grazer urkunde vorkommenden gewesen sein. Ich schliesse daraus, dass die von Ulrich bei seiner darstellung benutzte urkunde noch vor 1224 ausgefertigt war. Ist meine auffassung richtig, dann entfallen die an diese sache geknüpften folgerungen von Kummer und Bechstein (s. XXV). — 66, 1 fgg. Im Steir. Urkdb. ist *Otto de Lengenbach* (in Niederösterreich), *ecclesiae majoris tumadvocatus* von 1220—1236 bezeugt. — 66, 5 Auch hier liegt wahrscheinlich ein irrtum vor: Ulrich wird nach dem gehör einen sehr wol bezeugten Konrad von Saneck bei Cilli für einen edlen von Schoeneck bei Semriach oberhalb Graz gehalten haben; unter den vielen wirklichen schreibungen für Saneck kommt ein Schoeneck niemals vor. Ich bemerke übrigens ausdrücklich, dass der fehler auch auf dem wege von Ulrichs diktat zur niederschrift seines sekretärs begangen worden sein kann. — 66, 6 Dieser Kärntner edle ist wahrscheinlich Engelbert von Auersberg, der am 4. juni 1217 zu Friesach eine schenkung herzog Leopolds an das steirische cisterzienserkloster Reun unterfertigt: v. Muchar, Gesch. d. herzogt. Steiermark 5, 78. Ein Herbord von Auersberg urkundet für dasselbe stift 1256: Muchar 5, 263. — 66, 8 das siegel des herrn Dietmar von Potenstein tafel 7. — 66, 13 Das ist jedesfalls der ältere *Hartnidus de Ort* (in Oberösterreich am Traunsee), der nach den zeugnissen des Steir. Urkdb. (von 1170 bis zu seinem tode 1229) das von Ulrich ihm gespendete lob verdiente. Sein sohn *Hertnidus* beginnt von 1229 ab (Steir. Urkdb. 2, 359) zu urkunden und war nach dem Steir. Urkdb. 2, 484 fgg. ein besonderer freund Ulrichs. — 66, 17 Wülvinc von Stubenberg ist im Steir. Urkdb. von 1210 bezeugt bis 1230, wo er starb. Sein sohn *Wülvinc* urkundet noch 1240 als *puer*. — 66, 21 *Ruodolf von Ras* = Rosegg bei Villach in Kärnten findet sich von 1195 ab häufig unter den steirischen ministerialen. — 66, 29 Dieser Hermann von Kranichsberg hatte seine burg in Niederösterreich, östlich bei Glocknitz, war also dort ein unmittelbarer nachbar von Ulrichs österreichischen besitzungen. Er zeugt im Steir. Urkdb. von 1220—1235. — Dasselbe gilt von den Püttnern bei Neunkirchen NÖst. 66, 31, die oft in steirischen urkunden vorkommen. — 67, 1 Die beiden sind Kärntner (Trixen bei Völkermarkt), söhne eines ältern Cholo, und bezeugen oftmals steir. urkunden. — 67, 3 fg. Diese Otto und Ortolph von Graz sind söhne des burghauptmanns Otakar; doch ist dieser Ortolph, der im Steir. Urkdb. bis etwa 1240 bezeugt ist, zu unterscheiden von dem Ortolph, der nach Muchar 4, 528 in den achtziger jahren des 12. jahrhunderts in das kloster Admont eingetreten ist. — 67, 7 *Otacher de Wolchenstain* (im Ennstal bei Liezen) ist im Steir. Urkdb. bezeugt von

1208—1222 und als *officialis ducisse* (Theodora) noch 1228. — 67, 11 *Ekchardus de Thanne*, ein Salzburger, ist im Steir. Urkdb. bezeugt von 1195—1245, sein siegel von 1245 tafel 12 vgl. Steir. Reimchr. 36223. 68815. — 67, 15 Ein Kärntner, bei St. Veit ansässig. — 67, 19 Ist das Gorizen (urkundlich *Gorisin*) in den Windischen Bücheln in Untersteiermark? ein *Wulving* ist 1245 bezeugt, St. Urkdb. 2, 541, vgl. aber v. Karajan s. 675. — 67, 25 Das wird *Ulricus Stvx de Troutmanestorf* sein, von dem zwei siegel von 1240 tafel 9 stehen. — 67, 26 Otto von Ottenstein (in Niederöst., pfarre Allentsteig), zeugt 1243 bei einer urkunde herzog Friedrichs II. für Seckau. — 67, 28 Schönberg bei Langenlois, Niederöst., bei Muchar ist Hatmar bezeugt von 1224—1269, siegel von 1245 tafel 13. — 67, 30 Heinrich von Hackenberg (bei Stinkenbrunn, Niederöst.), bei Muchar bezeugt von 1224—42. Das adj. *karc* hier versteht Sprenger, Germania 37, 174 fg. richtig, vgl. Frauend. 609, 31, wo Lachmanns vorschlag überflüssig ist, und die heutige inneröst. bedeutung von „klug“ = geizig. Dagegen ist 268, 22 *an guote wîs* nicht zu ändern, denn das heisst eben „sparsam“ in tadelndem sinne. — 67, 31 Sollte damit Kienach bei Irdning, Oberst., gemeint sein? ein *Ulricus de Chienou* kommt 1201 im Steir. Urkdb. 2, 73 vor. — 68, 3 Nur die so reich waren, dass sie ritterliche genossen mitbrachten, sind mit namen aufgezählt worden; die anderen kamen allein, d. h. jeder nur mit einem knecht. Die angabe ist so vag, weil sie nur verdecken soll, dass Ulrich ausser den namen, an die seine urkunde ihn erinnerte, keine wusste. Vgl. übrigens John Meier, Beitr. 15, 327. — 68, 10 Darnach doppelpunkt. — 70, 1 Die zahlen sind in der ganzen darstellung nur paradigmatisch, zu wahren angaben reichte das gedächtniss nicht aus. — 70, 13 l. *derz ê dâ tet vil ritterlîch.* — 72, 1 Das handschriftliche *frô unt vruo* ist zwar ganz modern empfunden, aber eben deshalb unbrauchbar. — 72, 23 Es könnte immerhin Stainz, heute ein blühender markt bei Preding sw. von Graz, gemeint sein; die schreibung *Steunz* kommt vor und bei Muchar finden sich im 13. jahrhundert zwei genannte von diesem orte. Vgl. aber die bemerkung im register 8, 405 über die verschiedenen ortschaften dieses namens. — 73, 25 Das siegel *Hugonis de Tufers* von 1212 tafel 2. — 74, 1 fgg. An der erzählung merkt man die bedeutung Hadamars von Kuenring. — 75, 8 *Lengenburc*, heute Lemberg bei Cilli, gehörte denen von Saneck, deren viele im Steir. Urkdb. und bei Muchar vorkommen: ein *Liupolt* ist nicht darunter. — 76, 30 Man halte diese stelle zu Bechsteins bemerkung 215, 1 seiner ausgabe. — 77, 14 *dâ* der hs. (Bechst.) muss fortbleiben. — 77, 25 Berthold von Andechs war patriarch

von Aquileja vom 27. märz 1218 bis 23. mai 1251. — 78, 2 Auch hier liegt ein versehen Ulrichs vor. Gemeint ist Heinrich III. von Taufers. Bischof von Brixen war jedoch bis zum 17. juli 1224 Berthold I. von Neifen, erst dann Heinrich bis zum 18. november 1239, der also wie der nächstangeführte kirchenfürst gleichfalls mit seinem vorgänger verwechselt ist. — 78, 3 *von Pazzouwe bischof Rüedegêr.* Gemeint ist, wie schon Lachmann zeigte, Gebhard I., graf von Pleien und Mittersill, der von 1222—1231 bischof von Passau war; er ist hier mit seinem nachfolger Rüedeger von Radeck verwechselt (vorher nicht „bischof“, wie v. d. Hagen meint 4, 332 anm. 3; sondern „propst“ von Chiemsee), der diesen bischofstuhl 1233—1250 inne hatte. Da auch er zur zeit der abfassung des Frauendienstes bereits verstorben war, ist der irrtum wol erklärlich. — 78, 23 Mit einem bedeutungsübergange, der bei mlat. campus seine vollständige analogie findet (Du Cange 2, 67 fg.) heisst *velt* hier: „kampf“ an sich. — 79, 21 l. *sus zimirt diser sich, jener sô.* — 79, 29 Ob das nicht schon ein zeugnis ist für den späteren „ehrenhold“ (Lexer unter *erhalt*), dessen stelle ja in älterer zeit ein vornehmer mann einnahm? Das würde erklären, warum der hier zuerst genannt wird. — 81, 16 Die vermutung Bechs (l stein) wird bestätigt durch 551, 26 fgg.: *sîn lip muoz in der mit hôhem lobe ê komen sîn, ê sin lâz in ir herzen schrîn.* — *rehte* gehört zu *gar,* nicht zu *roten.* — 82, 14 und 16 wird m leicht einklammern dürfen. Die frauen hatten also boten ge um baldigst von den taten ihrer minner zu erfahren, wol au mit ihnen in beziehung zu bleiben. — 82, 26 Ob *die vrome* hier wie 81, 16. 167, 2 eine art terminus technicus ist: die ane wackeren, bei denen adel und tüchtigkeit sich verbinden? Wait Verfgsch. 5[2] ed. Zeumer s. 434 fgg. verschiedene lateinische titul dieses inhaltes auf. — 84, 31 Zu Sprengers bemerkung (Germ. 37, 175) vgl. 94, 25: *dâ was von dringen ungemach.* — 86, 9 fg. Nur ein *Winther de Tozenbach* (bei Kirchstetten Nied.-Öst.) ist im Steir. Urkdb. 1228 belegt. — 86, 20 Ist das nicht Vigaun, der ort des bekannten zuchthauses für weiber? — 89, 26 Heinrich von Lienz (im Pustertal) scheidet 1234 als einer der vier ernannten richter einen streit zwischen seinem herrn, dem grafen Meinhard von Görz, und dessen oheim, dem patriarchen Berthold von Aquileja, Steir. Urkdb. 2, 419 fg. Er ist ohne zweifel identisch mit dem burggrafen (*castellanus*) von Lienz, einem der angesehensten ministerialen des grafen Meinhard. — 90, 8 *Heinricus camerarius de Tribanswinchel* (bei Baden, Nied.-Öst.) kommt seit 1209 im Steir. Urkdb. vor. Doch kann die urkunde, die er am 10. mai 1224

zu Gleink in Ober-Österreich (Steir. Urkdb. 2, 309 fg.) soll unterzeichnet haben, nicht richtig datiert sein, wie schon der herausgeber anmerkte, denn eben damals weilte er nach Ulrichs zeugniss in Friesach, das weit davon liegt. Dieser umstand wäre freilich nicht entscheidend, aber die urkunde sagt ausdrücklich *Austrie et Styrie secundo Liupoldo presidente* und der herzog war damals gewiss in Friesach. Da Heinrich von Tribuswinkel identisch ist mit Heinrich von Wasserberg (v. Siegenfeld, tafel 5), ist er der schwager Ulrichs. — 91, 25 Ulrich von Murberg ist ein steirischer edler, sein sitz lag bei Radkersburg (und nicht, wie v. Karajan meint, in Nied.-Öst.). Er kommt im Steir. Urkdb. 1218 und 1232 vor, bei Muchar 1216—1252. Er gehörte zu den angeseheneren ministerialen und wol auch zu den persönlichen freunden Ulrichs, da er 1232 die schlichtung eines streites zwischen den Liechtensteiner brüdern und dem kloster S. Lambrecht durch die herzogin witwe Theodora bezeugt, Steir. Urkdb. 2, 397 fg. Darum wird er auch wol hier so gelobt. — 92, 16 Ist dadurch nicht dieser Wolkensteiner als ein minnesänger bezeichnet? Das wäre dann der dritte von Ulrich erwähnte neben Gottfried von Totzenbach und Zachäus von Himmelberg. — 92, 17 *Otto de Wasen* ist im Steir. Urkdb. von 1209—1233 nachgewiesen, er war ein bruder des propstes Dietrich von Gurk, pfarrers zu Adriach. Er gehört wol sicher nach Steiermark, vielleicht sogar in die nachbarschaft Ulrichs. — 93, 1 Otto von Meissau (bei Horn in Nied.-Öst.), ein angesehener herr, dessen geschlecht später mehrfach mit steirischen edlen sich verschwägerte, ist bei Muchar von 1224—1265 bezeugt. Er wird auch später von Ulrich stark hervorgehoben. Sein name gehört in den text; ein „wagniss“ darin zu finden, ist kindisch. — 93, 9 Hier ist nicht das steirische, sondern das bekanntere kärntner Osterwitz gemeint oberhalb S. Veit (jetzt die herrliche burg der Khevenhüller auf dem isolierten bergkegel); in dem geschlechte war das schenkenamt von Kärnten erblich. Das Steir. Urk. kennt aus dieser zeit nur *Palduwinus* und *Reinherus*, bei Muchar ist auch Hermann belegt. Das siegel seines bruders Ortolf von 1233 (Frauend. 203, 14 fg.) tafel 6. — 93, 25 *Fridberc* ist ein fehler, es ist, wie Lachmann schon im namensverzeichniss anmerkte, *Vriberc* gemeint, heute Freiberg bei S. Veit in Kärnten. *Hadoldus et Chuno filius ejus de Vrieberg* bezeugen im St. Urkdb. 2, 20 eine urkunde herzog Ulrichs von Kärnten für S. Paul 1192, vgl. Steir. Reimchr. 60604 fg. — 94, 1 Die vermutung v. Karajans, diese herren gehörten nach Tirol, ist irrig: das heutige *Pux* ist gemeint zwischen Murau und Scheifling in Obersteiermark. Das St. Urkdb. 2, 390 führt sie beide zusammen in einer

S. Lambrechter urkunde als zeugen an, dann Otto noch 1234, Dietrich 1239, vgl. Muchar 2, 95. 5, 224. Die brüder waren nachbarn Ulrichs, scheinen sich aber nach seinem urteile hier und 207, 13 fg. mit ihm ebenso wenig vertragen zu haben wie die noch näher gelegenen Katscher. — 95, 6 fgg. Nach 6 doppelpunkt, nach 7 komma. — 96, 3 fgg. Über die starken und zahlreichen niederlassungen der juden in Steiermark und Innerösterreich überhaupt, vgl. Muchar bes. 3, 136 fgg. 362 fg. Bei Friesach scheinen sie ziemlich häufig gewesen zu sein, gab es doch schon um 1130 in der nähe eine *via judeorum,* Steir. Urkdb. 1, 135. Wie sehr sich die verschuldung des steirischen adels später steigerte bis im 15. jahrhundert ein grosser teil von ihnen juden zu gläubigern hatte, ist eine den historikern wolbekannte tatsache. — 96, 15 Das komma darf nicht fehlen. — 96, 30 fg. Darnach kann die herrin doch nicht sehr weit gewesen zu sein, vgl. 99, 9. — Ich bemerke noch, dass nach Muchars vermerk 5, 101, der sich dabei auf eine urkunde aus S. Paul beruft, die versammlung von Friesach am 15. mai 1224 auseinander gegangen ist. — 98, 2 Die emendation Lachmanns war sehr wol überlegt: *dax ich weinent* (*weinens* L, *wancs* C) *iht erwache* und durchaus sachgemäss. Denn *erwachen* mit dem gen. kann nach gr. 4, 672 und den von den wörterbüchern gesammelten stellen heissen: aus etwas erwachen, *slâfes, troumes;* oder über etwas, d. h. in folge von etwas. So bei Ebernand von Erfurt 232: *der kunec erwahte der geschiht* = in folge des geträumten. MSH. 3, 173a: *des muox sîn sælde erwachen.* Nun aber findet keines von beiden statt: weder soll der sänger aus noch in folge des weinens erwachen. Der traum, *wân,* gewährt ihm viel mehr freude und er wünscht, dass er nicht daraus zum weinen, weinend erwachen, nicht weinen, sondern lachen (98, 3) möge. Der schreiber von C, der *wânes* einsetzte, hat die stelle richtiger beurteilt als Bechstein. — 98, 8 Vgl. Paul, Mhd. gr.[4] § 339. „Deshalb wird mir ihr trost nicht fehlen, dass sie (nämlich) mich bei ihr lasse usw.“ = 98, 12 *dax ich sælic immer sî?* — 99, 27 fg. l. *si las in gar. dô dax geschach, nu müget ir hœren wie er sprach.* — Wie formelhaft das alles ist, mag man sehen, wenn man die wörtliche übereinstimmung zwischen dieser stelle und 57, 17 fgg. vergleicht. Dass Ulrichs herrin, diese vornehme dame, von dem turnier zu Friesach nicht sollte gewusst haben (100, 5 fg.), ist unglaublich; in der tat war sie sehr wol unterrichtet, wie 101, 19 fg. zeigt, wenn man 95, 9 fgg. dazu nimmt. Ich denke, beide frauenzimmer haben schon damals den Liechtensteiner zum narren gehalten. — 101, 4 Nach dem 1. und 2. bande des Steir. Urkdb. ist die in älterer zeit (bis ins 14. jahrh.) allein

giltige form des slavischen ortsnamens *Libenz* (heute Leibnitz, südlich von Graz); daher ist das durch v. Karajan wider die hs. vorgeschlagene *Leibenz* unrichtig. — 102, 20 Auch daraus (der ritt im winter) ergibt sich, dass es von Ulrichs Frauenburg zur niftel nicht sehr weit war. Die hohe stellung der frau bezeichnen wider 102, 29 fgg. Zu ihr scheint es weit 103, 17, immerhin aber war es keine reise und doch so nahe, dass man den boten des Liechtensteiners kannte. Es soll daher 103, 23 fg. ein anderer bote gewählt werden, dessen provenienz man nicht weiss. 105, 23. 118, 6 fgg. zeigen sich die schwierigkeiten, einen solchen zu finden. — 106, 25 Auch jetzt noch wird in Österreich oft *Triest* gesprochen. — 107, 11 Dieses feld *diu Merre* ist heute die Mahr, mit einer kleinen ortschaft, nicht ganz eine stunde von Brixen. Vgl. Staffler, Tirol und Vorarlberg II, 2 s. 103 fg. (das gasthaus „in der Mahr" ist der schauplatz von Roseggers roman.) Ferner Zingerle, Sitzber. der Wiener ak., phil.-hist. kl. 55, 608. — 108, 28 Die summe ist natürlich eine poetische hyperbel. — 109, 20 In der ärgerlichen drohung ist *besnîden* = kastrieren ganz am platz. (Vielleicht war der „meister" auch nur ein viehdoktor, der solche geschäfte selbst besorgte.) *besmiden* wäre ohne zusatz nicht verständlich, und das hätte Ulrich nicht *durch got* zu *lâzen* brauchen. — Man sieht übrigens aus der ganzen geschichte, wie verhältnissmässig selten schwere verletzungen bei diesen turnieren vorkamen. — 110, 5 fgg. Es ist lehrreich zu sehen, dass von Ulrichs betrübter stimmung auf dem ritt nach Bozen in diesem liede nichts zu merken ist. — 112, 2 l. *mit triuwe in dienstes undertân.* — 117, 14 *der teil* muss da technischer ausdruck sein. — 118, 4 *plüeten* ist mundartliche form. — 122, 13 fgg. Zwischen dieser stelle und 126, 12 fgg. besteht schon das enge verhältnis, das für lied und erzählung in den späteren partien des Frauendienstes bezeichnend ist. — 124, 1 fgg. Damit überschreitet der knecht seinen auftrag, aber vielleicht im anschluss an das lied. — 124, 13 *daz* = *dâ ez.* Ulrich wird wider auf standesgemässe minne verwiesen. Da er ein dienstmann war, so ist darnach die herrin, wie sich von selbst versteht, adelig gewesen. — 124, 19 *tump* und *lîp* dürfen wegen *sin* nicht zusammengeschrieben werden. — 124, 30 = 119, 20. — 127, 26 Der ausdruck lässt keine schlüsse auf den stand der herrin zu, weil er offenbar übertrieben ist. — 128, 17 fgg. Der knecht gibt die botschaft ungenau wider und spricht viel weniger nachdrücklich als die herrin. Das kann durch die forderungen der poetischen technik nur teilweise entschuldigt werden. — 129, 12 l. *sô wil ich gerne ir dienen baz.* — 130, 6 fgg. War Ulrich damals schon verheiratet? — 130, 15 Darnach

hat sich Ulrich zwei monate in Rom aufgehalten, die ganze fahrt hat entsprechend länger gedauert. Schwerlich ist sein zug als wallfahrt aufzufassen. — 131, 9 Da Ulrich 32mal *e : ë* reimt, so ist das kein grund, das allerdings auch sonst unbequeme *hebet* etwa in *strebet* zu verändern. — 131, 21 fgg. Diese darlegung passt nur, wenn Ulrich das lied auf der fahrt nach Rom oder in Rom selbst dichtete. Nach 130, 17 fgg. 131, 29. 132, 2 ist es auf dem rückwege entstanden. Solche inkongruenzen bedeuten an sich nicht viel, verdienen jedoch wegen anderer ähnlicher fälle angemerkt zu werden. — 132, 1 Man könnte denken an *daz ichs iht sandir bî im în,* wofern ausser diesem nicht noch fünfmal *m : n* nach *î* im Frauend. reimte. *durch in* wäre neuhochdeutsch. — 132, 8 Was soll das heissen? Turniergegner wurden nicht *vînde* genannt, kriegerische unternehmungen können aber nach der darstellung 132, 2—13. 133, 18—20. 29—31 unmöglich gemeint sein. Ich vermute *bî den Winden,* d. h. im windischen Untersteiermark. Ortsnamen *Winden, Wenden* gibt er inner- und ausserhalb Steiermarks genug, da wäre jedoch der artikel unpassend. — 132, 23 Lachmanns vermutung *niwiu liet* möchte ich in den text setzen. Nicht bloss wegen 134, 1, sondern besonders weil das beigesetzte *aber* nachdrucksvoll gebraucht wird, um die leistungsfähigkeit Ulrichs in neuen liedern zu bezeichnen. — 135, 30 Wenn man es mit dem inhalte so künstlicher lieder überhaupt genau nehmen dürfte, wäre der satz *sô lâze mich vrî,* hier wenig passend, denn die herrin will ja ohnedies nichts von Ulrich wissen. — 137, 16 *mengen* ist hier nicht gut, denn man kann dem boten nicht vorwerfen, dass er den frieden durch zwischenträgerei gestört habe. Aus demselben grunde ist Sprengers vorschlag (Germ. 37, 176) *meine* unzweckmässig. Vielleicht *megenen* = vergrössern, weil der bote den schaden an Ulrichs finger übertrieben hatte. — 137, 23 fg. *er habet dâ mit vil wol nâch ger in iwerm dienest grôziu sper?* — 139, 3 fg. Hasendorf bei Leibnitz gehört später zu den Stubenbergschen gütern, einen genannten Ulrich finde ich nicht. Vgl. v. Zahn, Ortsnamenbuch s. v. Hasendorf. — 140, 7 Warum geht der bote heimlich zu Ulrich? Er steht doch in seinem dienst, und wurde der finger heimlich abgeschlagen, so brauchte doch deswegen der knecht nicht verholen zu kommen. Vielleicht *zuo ir?* Ebenso wird 140, 14 und anderwärts durch das einfache personalpronomen die herrin bezeichnet. — 140, 23 Eine botschaft *rihtet,* der sie meldet, aber nicht der den boten beauftragt. Daher wird es bei Lachmanns *tihten* bleiben müssen. — 141, 10 Dass „die gliedmassen früher schlanker waren als heute“, wie Bechstein meint, glaube ich nicht. Desgleichen nicht, dass

der abgeschlagene finger der kleine der rechten hand gewesen sei, denn der hätte als krummer das führen der waffen nicht erschwert (138, 28), was bei einem der drei mittleren sicher der fall war; auch hätte von ihm nicht 108, 1. 150, 29. 151, 11. 17. 155, 17 gesagt werden können, er sei *ûz der hant.* — 143, 20 komma, 21 in klammer. — 144, 3 l. *und verwurht in manigen spot,* fälschlich zum spott umgebildet, gedeutet. — 145, 6 fgg. Es zeigt sich (vgl. 129, 17 fgg.), dass dieses büchlein und der text von Ulrichs erzählung so zu einander stehen, wie später lieder und context. — 145, 28 l. *in mînen seneden dingen?* — 147, 6 l. zum teil mit Scherer, Anz. f. d. a. 1, 252: *zerwerbenne ir werde minne.* — 149, 17 Vielleicht hatte Ulrich damals geheiratet. — 155, 11 Darnach komma, nach 12 strichpunkt mit einem übergang, der gar nicht so selten ist. — 155, 24 fgg. Ich bleibe bei meiner Ztschr. f. d. a. 26, 317 geäusserten ansicht. Nach Ulrichs bericht s. 140 fg. ist der finger nicht einbalsamiert worden; ein solches faulendes oder vertrocknetes glied wird aber der empfindung des 13. jahrhunderts wie unserer heutigen nicht anders denn widerwärtig vorgekommen sein. — 156, 29 fgg. Nun fällt ihm nach der geschichte mit dem finger der ganze plan der Venusfahrt ein: es ist deutlich dass die dinge in der erzählung enger zusammenhängen als im wirklichen verlauf. Der einfall 157, 9. 160, 11 fgg., den schein einer pilgerfahrt nach Rom anzunehmen, ist nicht glücklich, weil Ulrich doch eben ostern 1226 (130, 15) eine solche wirklich durchgeführt hatte. — 157, 18 Die vermutung Bechsteins, es sei *Gregorien* statt *Georien tage* zu schreiben, ist, abgesehen von 162, 30. 164, 27, an sich falsch: der termintag Gregor fällt auf den 12. märz, nicht auf den 29. april, und der grosse termintag Georg, der in den erzdiöcesen Salzburg und Aquileja am 24. april gefeiert wurde, ist wirklich als der anfang des sommers angesehen worden. Vgl. Grotefend, Zeitrechnung², 1, 73. 77. — 158, 29 auch hier lässt die ausdrucksweise schliessen, dass Ulrichs herrin nicht allzuweit von ihm wohnte. — Die dame scheint 159, 5 fgg. wie eine aristokratin von heute freude am sport gehabt zu haben. — 160, 13 fg. Um tasche und stab zu bekommen, braucht er einen priester. Bei der früheren wirklichen Romfahrt war das nicht nötig. — 161, 4 Der ausdruck darf nicht verwundern: Venedig war im mittelalter der erste perlenmarkt der welt. — 163, 5 fgg. Es ist durchaus nicht nötig anzunehmen, dass die ringe steine hatten: sie kommen von Venus, die *gottinne über die minne* ist, und werden von ihr mit wunderbarer kraft begabt. — Die bedingungen des ausschreibens zeigen, dass es mit dem ganzen für alle verständigen auf ein heiteres spiel abgesehen

war. Denn wurde Ulrich = Venus am ersten tage geworfen, so war die fahrt zu ende. Und mochte Ulrich auch noch so stark sein, sicher war er nicht, das sieht man aus der affaire zu Brixen. Er musste also von vornherein auf die rücksicht seiner standesgenossen rechnen, damit ihm sein spiel nicht verdorben werde. — 165, 7 Vielleicht *der busûnen blâsen lûte erhal,* vgl. 192, 8. Lachmanns *erhal* wirt bleiben müssen, vgl. 215, 23. 257, 27. 452, 29. 454, 11. 459, 3. 460, 5. 487, 7. — 165, 18 Bechsteins *noch nie* wäre neuhochdeutsch; vielleicht *ê nie?* — 166, 1 Natürlich auch verkleidete knechte. — 166, 17 fgg. Diese stelle, zusammengehalten mit (176, 26 fgg.) 161, 2. 201, 7. 218, 26 fgg. scheint mir zu beweisen, dass 172, 13 fgg. nicht gemeint ist, die zöpfe seien in einem netz getragen worden (was ganz wider ihre art wäre), sondern dass darunter nur das bewinden der zöpfe mit perlen zu verstehen ist, durch die das haar hervorsieht. — 168, 9 fgg. Das gespräch zwischen dem grafen und dem podestà ist wol zu beurteilen wie die reden in der historie des Thukydides. Die weigerung des podestà wird auf politischen gründen beruht haben. Dass sein name nicht besonders genannt wird, hat nichts auffallendes: der titel bezeichnet ihn hinlänglich, wie etwa kirchenfürsten. — 170, 13 Gegenüber der anm. v. Karajans s. 671 ist festzustellen, dass *Lantfridus de Eppenstain* im Steir. Urkdb. von 1202—1227 nachgewiesen ist, 1242 wird er von seinen Wildoner verwanten als lange verstorben bezeichnet. Nun kommt in einer S. Lambrechter urkunde von 1232 (Steir. Urkdb. 2, 390) wirklich ein *Liutfridus de Eppenstain* vor; es wäre also ganz wol möglich, dass in der tat die beiden nicht zusammenfallen. — Dem Eppensteiner wird nur ein speerstechen bewilligt, weil der so viel mächtigere graf von Görz nicht mehr als zwei speere brechen darf. — 170, 32 fgg. Ich bemerke zu dieser beschreibung der helmzier und allen späteren, dass Ulrich bei der abfassung seines gedichtes höchst wahrscheinlich siegel der herren, die er erwähnt, vor sich hatte. Denn seine schilderungen sind heraldisch ganz genau, die sachgemässen technischen ausdrücke werden angewendet und, soweit die siegel uns erhalten sind, können wir ihre völlige übereinstimmung mit Ulrichs worten feststellen. Auch das erklärt sich am besten, wenn er urkunden vor sich hatte, an denen die siegel befestigt waren; einzelne siegelstöcke oder abdrücke sind ihm schwerlich zur verfügung gestanden. So half er also seiner erinnerung nach, anderesfalls wäre seine genauigkeit gar nicht zu verstehen. — Dagegen sind die kleiderbeschreibungen natürlich idealisiert. — 173, 4 Er liess das ross courbettieren, vgl. 208, 23. — 173, 17 Die brücke zu Treviso geht über den Sile. —

174, 8 Hier werden sechs speere verstochen, 170, 10 hatte der podestà nur zwei erlaubt. Mit dem grafen von Görz zu stechen, war offenbar für Ulrich eine grosse ehre: deshalb wird das ausführlich beschrieben. Hingegen wird die tjoste mit dem Eppensteiner sehr kurz abgetan; die sache wäre da beinahe ernst abgelaufen 174, 29 fgg, auch erhält Ulrichs gegner keinen ring. — 174, 10 Vielleicht erklärt sich die lücke durch ein versehen aus *ich sant zehant*. — 177, 17 An den morgendlichen buhurt von 500 rittern zu ehren Ulrichs glaube ich nicht: das ist mit dem verbot des podestà ganz unvereinbar. — 178, 17 fgg. Der tag muss eine kirchliche feier gehabt haben, sonst wäre keine missa solemnis gesungen worden, bei der allein opfergang und darreichung des pace stattfindet. Es war montag 26. april 1227; der sonntag vorher, Misericordia domini, war dieses jahr in der erzdiöcese Aquileja mit dem Marcusfeste (duplex) und der Letania major zusammengefallen. Der feierliche bittgang wurde daher von sonntag auf montag verschoben und so erklärt sich das hochamt des 26. und das zusammenströmen von menschen, das Ulrich erwähnt (179, 28 fgg.), die an der prozession teilnehmen wollten. — 178, 21 Die darstellung ist ganz formelhaft, vgl. 194, 23 fg. 279, 29 fgg. 282, 27 fgg. — 180, 29 Nach dem Steir. Urkdb. waren die Murecker (südöstlich von Leibnitz) ein sehr starkes geschlecht, auf einer urkunde von 1212 sind ihrer vier unterzeichnet. Ein *Reinbertus de Mureke* starb 1212, dessen sohn *Reimbertus, Reginbertus* ist von 1212 ab nachgewiesen, war 1224 landrichter der Steiermark und vor 1240 gestorben. In der oben besprochenen urkunde von 1224 stehn vater und sohn Reinbert neben einander, der jüngere wird der hier von Ulrich erwähnte sein. Siegel von 1150. 1198. 1212. 1229. 1231 tafel 1. 2. 4. 5. — 181, 21 l. *sîn sper er durch den schilt mir stach*. — 181, 30 Fälschlich bei v. d. Hagen 4, 340 *Plintenberg*. Es ist wol *Plintenbach* in der Pettauer mark gemeint, Steir. Urkdb. 1, 143 von 1130. Muchar 2, 42; jetzt eine gemeinde im bezirk Langenbach zwischen Mur und Drau. — 181, 31 Von den wälschen rittern wusste Ulrich wol schon damals die namen nicht, vgl. 182, 19 fg. 191, 6 fg. — 182, 18 Das ist natürlich der graf Meinhard von Görz von 167, 24. — 183, 16 wird zum nächsten absatz gehören, denn dass in Sacile ungefähr hundert ritter beisammen sind, ist, da nur der graf von Görz und seine zwölf mit Ulrich tjostieren, allerdings bemerkenswert. — 184, 9 Spengenberg (heute Spilimbergo) am Tagliamento. Vgl. v. Zahn, Deutsche burgen in Friaul s. 56 fgg. und die zierlichen bilder dazu. — 184, 27 fgg. Da scheint Ulrich ein kunststück gemacht zu haben. — 185, 12 Wenn Ulrich den helm abbindet, ist das immer ein zeichen,

dass er genug hat. Es mochte ihn nach einem zweiten zusammenstoss mit dem gefährlichen Spengenberger nicht gelüsten. — 185, 20 fgg. Wirklich ein mädchen als botin? Das wäre wie in den Artusromanen. — 186, 25 Wie hier, auch schon 184, 19: frauenritter haben eine *rîse* als zeichen. — 188, 14 fgg. Die reflexion steht in zusammenhang damit, dass königin Venus dem ritterspiel zusieht, vgl. 194, 1 fgg. Solche allgemeine sätze sind bei Ulrich sehr selten. — 189, 12 fg. Jedesfalls eine missa privata. — 191, 30 Vielleicht wegen des 1. mai. — 193, 19 Finkenstein unterhalb Villach, das siegel tafel 3. — 195, 1 fgg. Warum ist Ulrich so erzürnt? Fürchtete er störung seines unternehmens, wenn seine leute durch fremde beeinflusst wurden? — 196, 29 Steir. Urkdb. kennt nur einen Offo von Frauenstein (in Kärnten bei St. Veit) von 1231, Muchar aus dem 13. jahrhundert nur einen Gundaker von 1261. — 197, 6 Das ist schwerlich der bei Muchar und im Steir. Urkdb. von 1194—1224 nachgewiesene Rudolf von *Ras* (so auf dem siegel von 1216—1220, tafel 3, das mit dem von Finkenstein identisch ist), sonder dessen sohn. Eine Gertrud von Müreck vermählt sich 1253 einem Rudolf v. R., Muchar 5, 255. 269. — 197, 19 Nach *leit* strichpunkt. — 199, 3. 5 *Gotefridus de Havenerburc* (heute Hafenberg neben St. Ulrich bei Feldkirchen in Kärnten) ist im St. Urkdb. von 1220—1239 bezeugt, sein siegel von 1230 tafel 5, zusammen mit seinem bruder Arnold in einer St. Veiter urkunde vom 10. januar 1220. Die schreibung *-burch, -burc* ist urkundlich belegt und darf daher nicht angetastet werden. — 199, 7 Wenn man *gar* statt *vil* ergänzt, so erklärt sich das versehen. — 199, 8 Treffen in Kärnten bei Villach von dem in Krain zu unterscheiden. Das Steir. Urkdb. weist 1192 einen *Willehelmus de Tr.* nach, Cholo nicht. — 199, 10 *Zachaeus de Hymelberch* (bei Feldkirchen in Kärnten), urkundlich 1239, St. Urkdb. 2, 490. — 199, 16 Die verspottung hat in dem kopfputz gelegen, der als helmzier angebracht war, vgl. 204, 26 f. 205, 4. — Auch der dritte mai ist übrigens ein halber feiertag gewesen: Inventio crucis. — 200, 11 Lachmann ändert mit recht *der* in *des*, weil es sich auf den ganzen satz — *leit tuon* beziehen muss, nicht auf *leit* allein. — Vielleicht war Ulrich so erzürnt, weil der Himmelberger, ein konkurrent im minnesang, ihn nicht blos verspotten, sondern auch werfen wollte. — 200, 28 *muotes gert* der hs. ist widersinnig. — 201, 11 *daz* heisst hier: wenn, wofern, gesetzt dass. — 201, 26 *Chunradus de Lebenach* (südlich von St. Veit in Kärnten) ist im Steir. Urkdb. von 1203—1231, stets mit anderen Kärntnern zusammen belegt. — 202, 1 *von dem Berge Jâcob.* Der durch v. Karajan in der anm. nachgewiesene *Adalbertus* ist ein

Oberösterreicher (heutige bezirkshauptmannschaft Perg). Ich dachte zuerst, es wäre vielleicht ein *Vriberger* gemeint, weil ein *Jacobus* (der name ist selten) *de Frîberch* 1236 in einer St. Veiter urkunde vorkommt, aber eine urkunde von 1214 Steir. Urkdb. 2, 20 bietet Otto und Friedrich *de Perge* unter steirischen und kärntischen edlen (v. d. Hagen 4, 344 anm. 1 verwechselt die geschlechter); auch ist *Fridarich de Perge* in der urkunde unterzeichnet, deren faksimile dem 4. bande Muchars beigegeben ist. — 202, 4 Teinach westl. von Klagenfurt, östl. von Völkermarkt. Nur ein *Heinricus de T.* ist 1239 nachgewiesen Steir. Urkdb. 2, 481 in einer urkunde von Unterdrauburg. — 202, 5 vgl. 67, 15. Un diese zeit wird im Steir. Urkdb. nur *Leo* und *Chunradus de N.* erwähnt. Hat vielleicht Ulrich ein versehen begangen? — 202, 10 Ein siegel *Henrici de Grifenfels* von 1246 tafel 14. Eine Mechtildis v. Gr. von 1251 Muchar 5, 238. — 202, 13 *Gurnetz* an der Gurk, östl. von Klagenfurt, westl. von Grafenstein. Ältere angehörige des geschlechtes im Steir. Urkdb. von 1161—1185. Ein siegel von 1235 des *Henricus de Gurnz* = dem Greifenfelser tafel 7, siegel des Offo de G. von 1217 und 1238 tafel 3 und 8. — 202, 16 Grafenstein etwas oberhalb Gurnitz an der Gurk. — *Henricus de Gravenstaine* im Steir. Urkdb. von 1222—1240. Grafensteiner siegel von 1239. 1248 tafel 9. 15, Henricus 1240, tafel 10. — 203, 9 *nâch tjoste gernde?* — 203, 21 ist (wie schon v. d. Hagen 4, 344 anm. 9 vermutete) der jüngere *Wichardus de Karlisperch* (südöstl. von St. Veit in Kärnten), der im Steir. Urkdb. von 1214—1239, bei Muchar 5 bis 1248 bezeugt ist. Sein siegel von 1214 tafel 2, von 1248 als marschall tafel 15, (Heinricus von 1245 tafel 12). — 203, 25 Herr *Engelrammus de Straxpurch* ist in sieben stücken des Steir. Urkdb. von 1225—1235, darunter viermal mit einem bruder *Engelbertus* bezeugt. Welchem von beiden das siegel tafel 10 (ein älterer *Hartwicus* tafel 3) gehört, ist aus der beschädigten legende nicht zu ersehen. — 213, 32 Angehörige dieses geschlechtes sind im Steir. Urkdb. von 1187—1234 bezeugt, ein Siegfried ist nicht darunter. — 204, 7 l. *vil gerne wol haben bejaget.* — 205, 16 Darin sehe ich nichts von der „edlen grossmut Ulrichs“, die Bechstein hervorhebt: der Himmelberger hatte seinen speer ritterlich verstochen 205, 6, also gebührte ihm der ring gemäss Ulrichs ausschreiben. — 206, 17 *gar werden* in dem hier geforderten sinne ist unmöglich, Lachmanns *wert* muss deshalb bleiben. — 206, 18 Hs. *scheume var.* Lachmann: *schiumevar*, schaumfarbig. Bechstein meint im glossar: „etwa: schaumbedeckt“. Das liegt aber nicht in dem worte *var.* Und warum gerade hier „schaumbedeckt“ und sonst bei keinem buhurt? Zudem,

bei der umhüllung der pferde hätte man ja den schaum (noch dazu in abendlicher dämmerung) nicht sehen können. Die sache liegt anders. Der buhurt in Friesach beginnt spät, bereits nach Ulrichs tagereise. Das spiel *werte unz an den âbent gar — der tac was vil nâch zergân: dô muosten sî ir buhurt lân.* Sie haben also bis in die dämmerung tjostiert. Da mochten die rosse leicht *schëmenvar* geworden sein: aussehend wie schatten, gespenster. Vgl. Lexer unter *schëme,* der citiert Ges. Abent. 2, 598, 131: *ich wil mich machen als ein schem gevar;* 608, 373: *ez ist gestalt als ein schem.* — 206, 30 Das heutige Neudeck mit der burg liegt zwischen Neumarkt und Friesach auf steirischem boden. Um 1227 sind im Steir. Urkdb. ein *Gotscalcus, Wulvingus* und *Arnoldus* nachweisbar, kein Konrad. Vielleicht hat sich Ulrich geirrt. — 208, 17 In einer St. Lambrechter urkunde vom 9. juni 1232 (Steir. Urkdb. 2, 390) sind *Heinricus de Schŏvlich* und *Ilsungus de Schŏvlich* hinter einander (nach ihnen Dietrich und Otto von Puchs) als zeugen genannt. Er scheint ein freund des dichters gewesen zu sein. Seiner ausstaffierung nach hat wenigstens er wol gewusst, wer die königin Venus war. Aber war das überhaupt geheimnis? — 209, 31 fgg. Warum diese einschaltung gerade hier? Die hat doch nur sinn, wofern die herrin sich in oder bei Judenburg aufhielt. Vgl. 210, 24. 28. Da beeilt er sich, nennt keine ritter mit namen. Damit die herrin nicht erkannt werde? — 211, 23 Der Gundaker von Steier-Stamhemberg, der im Steir. Urkdb. von 1190 bis 1218 belegt wird, ist jedesfalls ein älterer als der 67, 9. 260, 31. 261, 22 und offenbar der bei Muchar 5, 148 im jahre 1236 vorkommende, dessen siegel von 1240 sich tafel 10 findet. — 211, 29 *Sifridus de Torsul* (heute ein bauernhof im Paltental) bezeugt am 27. juni 1214 eine urkunde auf burg Steier unter anderen obersteirischen herren. — 212, 30 Dieser *Wulvinc* (I.) *de Stubinberc* ist im Steir. Urkdb. 1210—1230 (seine witwe Gertrud 1230) bezeugt. Sein sohn *Wulvinc* (II.) heisst 1240 noch puer. Dieser Stubenberger auf Kapfenberg wird sehr gelobt, hier und 215, 8 fgg., wol insbesondere wegen seiner macht und seines reichtumes. Auch er wird wol 213, 3 gewusst haben, wer hinter frau Venus steckte: darum seine gastfreundschaft. — 216, 14 *Kinnenberc* ist schon im 13. jahrhundert eine veraltete form, die urkunden schreiben ausschliesslich *nd.* — 216, 17 und 220, 16 Wie das register Lachmanns schon vermutet, ist an beiden stellen derselbe gemeint. In einer urkunde eben des jahres 1227 bestätigt herzog Leopold (VI. von Österreich, III. von Steiermark) den brüdern *Otto et Hermannus de Chindberch* (auf Kindberg sitzt Otto, wie Ulrich 216, 14 sagt), die er *proprii*

homines nostri nennt, dass sie auf güteransprüche wider das kloster Admont verzichten. Vielleicht waren sie vögte von Kindberg, die aus Buchau stammten, welches bei Admont liegt. Ulrich mochte sich die spässe 217, 5 fgg. erlauben, weil Otto von Buchau niedrigeren ranges war (ein Buchbach liegt in Niederösterreich bei Neunkirchen, vgl. Niederösterr. Weist. ed. Gustav Winter 1, 276 fgg.). — 219, 24 Nicht *Ottacker,* aber *Otto der Trage* (vielleicht ein irrtum Ulrichs) erscheint 1216 als zeuge in einer Stubenbergischen urkunde an das kloster Reun, worin es sich auch um hufen bei Kindberg handelt, unter anderen herren aus dem Mürztal. Ausserdem noch ein *Chunradus de Trage* in einer urkunde von 1232 unter Mur- und Ennstaler herren und 1242 *Otto Trage plebanus de Suwerchirchen.* — 220, 9 Einen Friedrich von Reichenfels (ob er aber zu diesem hier gehört?) citiert Muchar 6, 91 aus einer urkunde von 1293. — Man wird sich bei der schwierigkeit, diese namen aus dem Mürztale nachzuweisen (vgl. v. Karajan s. 674), an die worte Ottos von Buchau 216, 29 fgg. erinnern müssen: *mîn munt von wârheit iu des giht: in disem tal ist ritter niht gesezzen di der tjoste pflegen.* Es werden also kleine leute sein, die Ulrich nennt, die deshalb in urkunden nicht oder sehr selten vorkommen. Die ursache davon mag in der verteilung des besitzes im Mürztal gelegen sein. — 221, 29 fgg. Dieser ganze sonst so schwer zu erklärende besuch Ulrichs bei seiner frau verliert alles wunderbare durch den schönen nachweis herrn Alfreds von Siegenfeld, dass der Liechtensteiner zugleich in Niederösterreich ansässig war und auf der burg Ternberg, fünf kilometer von Glocknitz, hauste. Da stimmt nun seine erzählung aufs beste mit den umständen des ortes und der zeit. Die rast daheim ist also ungefähr in die mitte der Venusfahrt gelegt worden. — 225, 3 Eine niedliche übertreibung. — 225, 21 Im Steir. Urkdb. 2 ist *Perhtoldus de Emberberch,* dapifer, seneschalcus von 1197 —1246 bezeugt. Sein siegel, das mit der beschreibung des wappens 225, 17 fgg. genau stimmt, tafel 14. 15 von 1247. 1249. Es ist der zeit nach ausgeschlossen, dass nach v. Karajans vermutung dieser Berthold der beim tode Ottokars von Böhmen erwähnte sei. — 226, 11 Wenn man die verletzungen Ulrichs auf dieser fahrt zusammenrechnet, muss er am ende ziemlich verhauen gewesen sein. — 228, 14 Weil er fürchtete, in den verdacht der untreue zu kommen. Vgl. 230, 28 und jenen vorfall zu Villach 195, 1 fgg. — 231, 4 Sie gibt ihm ja nichts. — 231, 10 Etwa: *wan zornic munt niht lachen wil,* vgl. 475, 11. 519, 30 fg. 520, 13. 548, 13 fgg. — In der Neustädter episode ist nicht alles klar. Ich sehe allerdings keinen ausreichenden grund, an ihrer

wahrheit zu zweifeln, obgleich sie eine steigerung der Villacher geschichte bezeichnet und die „treue“ Ulrichs in das beste licht setzt. Einzelnes mag die lokalhistorie genauer zu bestimmen gestatten, z. b. die lage des badehauses ausserhalb der stadt 226, 32. Die verse 228, 10 fgg. nehmen den inhalt des briefes vorweg. 228, 12 *er* ziehe ich auf den brief; wie sollte der knappe das durch gebärden ausdrücken? Dagegen ist 230, 5 Bechsteins auffassung von *gefriunt* richtig, die Sprengers (Germ. 37, 176) falsch. Auf eine ganz vornehme dame als urheberin der ehrung deutet schon der aufwand, den das verursachte: Wiener Neustadt war lange ein hauptsitz der Babenbergischen hofhaltung. Dass rosen ins bad gestreut wurden, ist nichts ungewöhnliches. Der kämmerer spricht jedesfalls hier die gedanken aus, die Ulrich bewogen, über das ganze vorkommniss vorsichtig zu schweigen. — 235, 23 Es ist dem ritterlichen stande gemäss, tut ihm keinen abtrag, ein hofamt bei der königin Venus zu übernehmen. — 236, 23 *rîten* = tjoste reiten, der herr kommt nächstens selbst. — 238, 32 *wîz* ist hier „glänzend“, weil der harnisch gefegt wurde. — 241, 10 Man sieht, wie vorsichtig Ulrich sein musste. — 241, 17 fg. 242, 1 Der bote nimmt noch Walthers worte auf. Das folgende ist ganz formelhaft dargestellt: zu 241, 19 fgg. vgl. 325, 25 fgg., zu 241, 31 fg. 326, 7 fg. 353, 5 fg. — 241, 25 l. *er sprach: nu stêt ûf, lât sîn gnuoc.* Vgl. 21, 29. — 242, 21 Bechsteins anmerkung ist in der tat unbegreiflich (vgl. Meier, Beitr. 15, 331). Ulrich war bei der herrin page gewesen, sie wirft ihm 41, 25 fgg. seine jugend vor, eine anzahl von jahren dient er schon um ihre minne: sie muss mindestens in den ersten dreissigen gewesen sein. Allem anscheine nach war sie eine sehr kluge dame, ihren hohen rang bezeugt auch hier wider Ulrichs freude über das geringe unverbindliche geschenk. — 244, 17 fgg. Der knecht spricht mit diesen ausdrücken den verdacht eines zärtlichen abenteuers aus. — 244, 25 fgg. Hier ist die situation ganz unklar. Wo ist das? Vor Möllersdorf oder hinter Möllersdorf? Vgl. 239, 26. 243, 27. 246, 4. Man weiss nicht, wo die ritter warten. Ulrich hat über die botschaft den faden verloren. — 247, 22 fgg. Der domvogt war also ein rechter frauenritter, vgl. 276, 15 fg. — 250, 4 l. — *underwinden; füegt ez sich, —.* Der ausdruck *von iu* 7 versteht sich daraus, dass der domvogt marschall der königin Venus ist und also in ihrem namen die ritter einlädt. Vermutlich hat aber er die kosten getragen. — 251, 9 fgg. ist eine ganz vortreffliche bemerkung über die frauen, die den kenner beweist. Den nächsten gedanken 17 fgg. nimmt Ulrich im Frauenbuch weitläuftig auf. — 252, 17 fgg. Die erzählung wird hier ganz formel-

haft, der dichter gerät immer wider auf die früheren reimbindungen und gedanken: vgl. 253, 28—32 = 242, 4 fg. 15 fg.; 254, 2 = 242, 24; 254, 5 fgg. = 242, 18 fgg.; 254, 10 fgg. = 242, 14 fgg. Jedesfalls kann die herrin jetzt nicht auf ihrem steirischen schloss nahe bei Judenburg gewesen sein. Ulrich lässt sich die botschaft von dem knappen in umschreibung widerholen. Das turnier stand schon in der ausschreibung, zur pracht des aufzuges entschliesst sich aber Ulrich erst jetzt. — 256, 25 fgg. Formel des reisesegens. — 257, 1 fgg. Man ersieht daraus, dass das unternehmen in Wien ernster war. — 259, 1 fgg. Hier erfährt man nichts über Ulrichs plan von 255, 1 fgg., sondern erst 288, 28 fgg. — 262, 10 *hurt* kann gewiss niemals „niederreiten" bedeuten, auch hier nicht, sondern ein solches gedränge (261, 25 fgg.) und stossen, dass dabei, ohne eigentliches tjostieren, arge verletzungen vorkamen. Ulrich musste also sehr geschickt reiten, um unter der menge seine tjoste ausführen zu können. 267, 5 sieht man das ganz genau. — 263, 16 Heute noch „sturz und stuche" als bestandteile alter frauentracht im Montavon, Vorarlberg. — 266, 4 fgg. Daran ist sicher etwas gewesen, denn tatsächlich tjostiert der Kuenringer nicht mit Ulrich, sondern stellt einen andern 269, 17 fgg. Vgl. auch die gegensätzliche hervorhebung 266, 22 fgg. 268, 6 fgg. — 271, 11 *Bôsinperge, Pusinberge* liegt in Niederösterreich, Viertel unter dem Wiener Wald, *Chunradus de B.* ist im Steir. Urkdb. 1, 298. 356 circa 1150—1155 bezeugt; ein Ekkhard von Puschinberge Muchar 4, 532. Merkwürdig ist, dass ein Poppo von *Pusenbach* 1195 (im Steir. Urkdb. 2, 35 fg.) in einer Admonter urkunde erscheint. Der name ist so selten, dass die übereinstimmung auffällt. — 271, 19 Anschau in Niederösterreich. Müllers Babenberger regesten weisen *Rudigerus de Anschowe, Antschowe, Anshawe, Anschawe* in fünf urkunden von 1209—1230 als zeugen auf. Der in einer urkunde von 1263 erwähnte *Rugeri* ist wol noch zu jung, um mit dem hier erwähnten zusammenzufallen. Vgl. den Liber fundationum monasterii Zwetlensis, Fontes rerum Austriacarum 3, 398 fg. Dort auch ein *Gundacharus de Anshawe, ministerialis Austriae.* — Es hängt also der name nicht mit *Anjou* zusammen, wie v. d. Hagen 4, 354 anm. 2 will, obzwar das auftreten bei Wolfram und die verbindung mit Steiermark dort sehr zum nachdenken auffordert. — 273, 9 fg. Das siegel des *Adalbero dapifer de Velsberch* von 1244—46 tafel 11. — 273, 21 l. *dâ* s. 23. — 274, 20 fgg. Ulrich tjostiert nicht mit seinem bruder Dietmar, sondern schickt den kämmerer. Da muss es ja dem, der es noch nicht wusste, offenbar geworden sein, wer die königin Venus war. — 275, 25 fgg. Warum

in Feldsberg eine besondere bekanntmachung? — 276, 4 Entweder *schœner*, woran Bechstein denkt, oder: *da manc schœniu vrowe dienest vant.* Dann hätte *den* 5 guten bezug. — 276, 9 fgg. Der ritter wird gelobt in der art wie der domvogt von Regensburg. Das ist der *Sifrit Weise*, den Seemüllers anm. zum Reimschr. 6910 vermisst. — 281, 32 Gerade die folgende strophe beweist, dass Lachmanns emendation richtig ist. — 282, 14 l. *biz daz manz êwangelje las.* Ich weiss nicht, weshalb an diesem samstag ein hochamt sollte gehalten worden sein, es wäre denn wegen der festlichen versammlung. Er liegt allerdings in der oktav von Christi himmelfahrt und im kalender der Passauer diöcese ist Helena besonders ausgesetzt, aber das genügt nicht. — 282, 29 fg. Ulrich wollte auch dadurch sein benehmen als frauenhaft bezeichnen. — 288, 21 *Cholo de Vronhofen* (es gibt mehrere Frauenhofer in Niederösterreich) findet sich als zeuge in zwei urkunden herzog Friedrichs II. vom 12. juli 1242, ausgestellt zu Tobel in Steiermark. — 291, 1 fgg. Sein lob lässt Ulrich durch andere verkündigen. Das arrangement der scene zeugt von künstlerischem geschick. Der kämmerer war natürlich der rechnungsführer. — 293, 4 *des kunde mir lieber niht gesîn?* — 297, 4 Ich glaube, das ist die einzige stelle, wo Ulrich sich gegen die widerholung einer beschreibung sträubt, er ist sonst gar nicht heikel darin. — 300, 29 Die teilnahme des boten ist wol, ebenso wie an früheren stellen seine mitfreude, ein künstlerisches mittel. — 303, 28 Wenn *iht* ergänzt werden soll (vgl. 306, 30), dann möchte ich es zwischen *hât* und *iu* setzen, weil sich dann ein verlesen des schreibers leichter erklären liesse. Vgl. 304, 1. 305, 4. — 307, 21 fgg. Es fällt auf, dass der eigene schwager, von dem dieses zeugniss für Ulrich ausgeht, erst 304, 30 fgg. als anwesend bezeichnet wird und nicht früher erwähnt. — 308, 4 l. *dir sî des pfant diu sælde mîn.* Vgl. 18. — 311, 25 Auch *wîse* spricht für Lachmanns *guote* im nächsten vers. Vgl. 268, 22. — 312, 26 *in,* glaube ich, ist pron. pers., erst 27 steht *în.* Das ganze muss mit den Kuenringern vorher verabredet worden sein, vielleicht sollte durch das turnier eine aussöhnung bewirkt werden. Es liegt jedesfalls vieles zwischen den von Ulrich erzählten dingen, was nicht mitgeteilt wird. — 313, 12 Da hat also wahrscheinlich Heinrich von Kuenringen die schaar Ulrichs durchbrochen. — 316, 13 fgg. Das ist dem boten erst eingefallen, nachdem der Wasserberger 307, 31 fgg. den gedanken gehabt hatte. — 318, 22 fgg. Jedesfalls wider nach Ternberg, von da 319, 1 nach dem steirischen Liechtenstein. — 319, 21 fgg. Woher weiss der bote das alles? Diese äusserungen waren doch in seiner abwesenheit gefallen. Man sieht die

poetische erfindung. Ebenso 320, 7 fgg. Es sind überhaupt verschiedene inconcinnitäten vorhanden: nach 321, 25 fgg. scheint die dame fast verliebt, was weder mit dem früheren noch dem späteren stimmt. — 323, 24 fgg. Das würde schwerlich so einfach berichtet werden, wenn es wahr wäre. — 328, 17 fgg. Die äusserungen des boten sind hier in der sache nicht wesentlich verschieden von denen 327, 17 fgg., er sieht das unternehmen auch dort als unmöglich an. Nur wird hier die schwierigkeit mehr hervorgehoben, um das interesse an der sache zu steigern. — 331, 22 *holer?* vgl. aber Sprenger, Germ. 37, 177. — 335, 20 fgg. Ist ebensowenig glaublich, wie dass ihm das bedenken 336, 21 fgg. erst hinterdrein kommt. — 338, 1 Zu *zîl* vgl. mein glossar zu den Steir. Kärnt. Taidingen s. 666 unter *zeillach.* — 339, 12 Diesmal ist er also mit ihnen. — 340, 9 Es ist nur an läuse zu denken. vgl. 31 fg. 342, 7 fgg. wo natürlich ungeziefer gemeint ist (man denke an Thomas Platters selbstbiographie) und der *wälhisch* man (wie *Schotten* usw.) nur den fremden fahrenden bezeichnet. — 342, 13 fgg. Die reflexionen werden um so häufiger, je weniger historisch die erzählung wird. — 345, 15 fgg. Das ist eine ganz unwahrscheinliche übertreibung, um das interesse an dem helden zu steigern. — 347, 14 Ohne zweifel ist Lachmanns verbesserung richtig. Wenn *twingen* intransitiv sein sollte, dann müsste es doch heissen *rôtem m.* und was wäre es mit dem *an* des folgenden verses? Vielleicht ist *mir* statt *mit* der hs. zu lesen? — 347, 29 fgg. Die beschreibung ist so weitläuftig, weil alle pracht bis zur undeutlichkeit hier gehäuft werden soll. — 351, 2 fgg. vgl. 355, 25. Das ist heute nicht so. Man bedenke, dass die zusammenkunft in gegenwart aller frauen der herrin vor sich geht. — Der wunsch 351, 11. 31 scheint mir ebenso formelhaft wie 349, 22. Ulrich erhält 352, 20. 32 bestimmte zusicherungen; vielleicht will man ihn damit bloss wegschaffen. — 353, 18 *rehte* heisst „in richtiger weise", *von rehte* = „von rechts wegen", nur dieses ist hier möglich. Der schreiber hat von dem *n* in *man* auf das in *von* sich versehen. Vgl. Sprenger a. a. o. 178. — 354, 28 l. *tuot mir wie iwer genâde sî.* — 355, 18 fgg. Sind sie im speisezimmer allein? — 358, 21 fgg. Er fürchtet die „schande" des misserfolges. Man sieht, wie formelhaft das alles ist. — 365, 21 Die *rise* (Bechsteins erklärung im glossar ist falsch) könnte als auffällige lokalbestimmung die möglichkeit gewähren, diese burg noch ausfindig zu machen. Freilich, Vischers schlösserbuch reicht dazu nicht hin. — 366, 13 fgg. 27. 374, 9 Die auffassung des selbstmordes ist lehrreich. — 368, 1 Jetzt, nach ein paar tagen, wird er erst an den knecht mit den pferden denken! — 368, 13 fgg. Lachmann

hat *im* gesetzt, hauptsächlich wegen der nächsten verse 15 fgg., nicht wegen der vorhergehenden, und hat daran recht getan. — 370, 17 *diu wære ir alle zît gehaz?* vgl. 374, 1 fg. — 371, 31 fg. Er hat also den worten des knechtes nicht geglaubt, was bei der unverschämtheit der lüge, besonders 370, 25, nicht zu wundern war. — 375, 9 fgg. Wenn die burg so bewacht war, wie sind die früheren scenen bei der *line* möglich gewesen? — 377, 22 Ich habe mich Ztschr. f. d. a. 26, 313 geirrt: es ist gewiss das niederösterreichische Wasserberg gemeint. Vgl. oben zu 90, 8. — 383 nach 9 lese ich: *sage allen mînen danc der lieben werden vrowen mîn* — davon sind die genetive 12 abhängig. — Die grosse lobpreisung der dame steht im 3. büchlein unmittelbar vor dem abbruch des verhältnisses. Das bedenken des knappen 379, 5 fgg. ist wol nur das künstlerische vorspiel dazu. — 393, 14 fgg. Der wunsch geht also weiter. Mit dem 3. büchlein ist die sache eigentlich aus, lied XII steht dazu in derselben beziehung wie die spätesten lieder zu den sie umgebenden epischen versen. — 395, 9 Die stelle ist merkwürdig. Fällt das einem *jungen* dichter ein? — 397, 1 fgg. ist eigentlich schon eine absage. Vgl. 403, 6. Die menge der hier aufgehäuften lieder ist ein zeichen, dass es nichts mehr zu erzählen gibt. — 409, 12 fg. fasse ich durchaus nicht so wie Bechstein. Es stimmen ja auch die lieder nicht damit, in denen doch eine solche gunst zuerst zum vorschein kommen müsste. — 409, 19 fgg. ist ein klagelied, das zur tanzweise schlecht passt und ebensowenig zu den versen 410, 26 fgg. 411, 27 fgg. Kann man sich wol denken, dass ein bisher so genau in seinem verlaufe geschildertes verhältniss, wie das erste Ulrichs, plötzlich so gar nichts zu berichten gibt, wie das hier der fall ist? — 411, 27 Die absage ist da schon vollzogen. — 413, 11 fgg. vgl. 415, 31 fgg. Wahrscheinlich hatte die dame das missglückte rendezvous Ulrichs erzählt. — 418, 27 fgg. Ich denke, dass hier zuerst im Frauendienst die epischen strophen ausdrücklich den inhalt des nächsten liedes angeben. — Es wird dann bei den folgenden liedern allem anscheine nach auf das technische mehr gewicht gelegt. Ein zusammenhang zwischen den erlebnissen des erzählers und dem inhalte seiner lieder ist nicht mehr sichtbar. — 434, 11 fgg. Also ist wol auch das Frauenbuch aus gesprächen mit ihr entstanden. Vgl. 442, 24 fgg. — 438, 10 fg. Immer ist ein treibendes motiv für Ulrich das conventionelle, das gesellschaftliche ansehen, dass man nämlich tut, was guter brauch ist. — 439, 6 fgg. Die ganze überlegung zeigt, dass da von wirklicher neigung keine rede ist. — 452, 19 Bezeugt sind im Steir. Urkdb.: *Ortolfus de Stretwich* (heute Stretweg bei Judenburg) 1220—45, *Albertus* 1220—

1227, *frater ejus Otto* 1227. Dann *Ditimarus et Chunradus fratres de Stretwich* als zeugen für einen vergleich zwischen den brüdern von Liechtenstein und dem kloster St. Lambrecht am 4. september 1232 (2, 398). Ortolf, Dietmar, Konrad am 2. nov. 1245 in Kraubath. Es waren die nächsten nachbarn des Liechtensteiners. — 453, 18 In derselben urkunde von 1245 auch *Chunradus de Sovrouc*, östlich von Murau an der Mur. — 454, 4 Es ist, wie schon v. Karajan vermutete und v. d. Hagen 4, 367 anm. 4 annahm, *Priks* aus *Puhs* verschrieben, welches dem gange der darstellung angemessen ein wenig östlich von Saurau gegen Scheifling zu liegt. *Oristân* ist freilich im Steir. Urkdb. nicht zu belegen, auch bei Muchar nicht. Aber es ist hier die unmittelbare nachbarschaft Ulrichs angeführt. Auch der 454, 17 genannte Eppensteiner ist einer der nächsten nachbarn. — Im allgemeinen wird jeder leser wahrnehmen, um wie vieles weniger lebendig die Artusfahrt beschrieben ist als die Venusfahrt. Ein guter spass darf eben nicht widerholt werden. — 455, 15 Kraubath liegt ungefähr in der mitte des weges zwischen Knittelfeld und Leoben. — 456, 9 fgg. Das ist wol nur eine entschuldigung aus verlegenheit. Ulrich verzichtet sonst und auch später nicht auf die beschreibung seiner siege. — 458, 18 Bruck an der Leitha, das Bechstein meint, liegt wol nicht auf der steirischen strasse, die hier über Bruck an der Mur geht. — 458, 26 *Hermannus de Chrotendorf* (oberhalb Kapfenberg an der Mürz) ist in der schon erwähnten Kraubather urkunde von 1245 als zeuge angeführt, Steir. Urkdb. 2, 575. — 458, 28 Ich zweifle, ob, wie v. Karajan will, der Spiegelberger Heinrich, der 459, 20 fg. vorkommt und im Steir. Urkdb. 1218—1245 zu belegen ist, mit dem hier genannten *Dietmâr von Mûre* einem hause angehört. Spiegelberg liegt nordwestlich oberhalb Knittelfeld. Ulrich nennt ritter mit namen aus der tafelrunde (z. b. den Eppensteiner 454, 21), von denen er nicht sagt, dass sie die bedingung erfüllt haben. — 459, 9 *noch* bezieht sich hier auf Bruck. — 460, 20 *Ortolf von Kapfenberc* schon richtig bei v. d. Hagen 4, 368 anm. 4. Er ist Steir. Urkdb. 2, 368 im jahre 1230 bezeugt, dann aus dem jahre der Artusfahrt 1240 (s. 493. 495) am 15. juli zu Passail als einer der vier schiedsrichter über eine zehentsache, die der herr von Stubenberg *milites suos* nennt. — 461, 9 Landsee in Ungarn, nördlich von Pinkafeld. *Erchengerus de Landeserc* ist von 1197 ab bezeugt, etwa bis 1250, wofern es derselbe ist. Zwei siegel von ihm aus den jahren 1249 und 1250 tafel 16. Sein bruder ist Rudolf von Stadeck. — 461, 11 Es gibt zwei Hohenwang, links und rechts von der Mürz zwischen Krieglach und Langenwang. Gemeint ist sicher das

am rechten ufer der Mürz, eine burg, dessen ruine noch steht. — 461, 27 Arnstein liegt in Niederösterreich, westlich von Wiener Neustadt. Im Steir. Urkdb. ist nur ein *Wichardus* nachgewiesen von 1233—1237, sein siegel tafel 7. Urkundlich heisst es *Arensteine,* vielleicht auch so im vers. v. d. Hagen 4, 368 anm. 9 vermutet, ein sohn Ottos von A., Albero, sei hier gemeint, der um 1270 bezeugt ist. — 462, 28 *wart?* Vgl. Sprenger a. a. o. 178. — 465, 21 vgl. Steir. Reimchr. 6129. — 468, 25 *Henricus pincerna de Hauchspach* (Hausbach in Niederösterreich östlich bei Glocknitz) ist im Steir. Urkdb. von 1241—46 nachgewiesen, siegel von 1244 tafel 11. — 469, 9 fgg. Die stelle des liedes 442, 3 fgg. ist also aufgefallen, das erklärt auch die parodierung durch Steinmar. — 469, 22 fg. Die historische stellung der beiden brüder (nach 26 fgg. besondere günstlinge herzog Friedrichs II.), vornehmlich Heinrichs in der steirischen Reimchronik (7202 fgg.), ist bekannt genug. — 472, 9 Zu v. Karajans anm. vgl., dass im Steir. Urkdb. 2, 112 in einer urkunde von 1204 ein *Meinhardus de Vroberch* nachgewiesen ist, der wol zu alt für diesen hier wäre. — 472, 25 Ein *Ditricus Possho* findet sich 1233 im Steir. Urkdb. 2, 414; er gehört aber nach Kärnten, somit schwerlich zu diesem geschlecht, vgl. v. d. Hagen 4, 372 anm. 1. — 472, 27 *Ditricus pincerna de Dobra* (Niederösterreich bei Waldreichs) ist im Steir. Urkdb. dreimal von 1243—45 bezeugt. — 473, 5 Das Steir. Urkdb. hat einen *Ulricus mareschalcus de Valchensteîne* 1217. 18 und *Bernhardus frater ejus* 1217. — 473, 15 Pottschach oberhalb Neunkirchen, Niederösterreich. Falsch bei v. d. Hagen 4, 373 anm. 4. — 474, 13 Vgl. Steir. Reimchr. 1321 fgg. — 474, 25 Ein *Rapoto de Valchenberch* (Niederösterreich bei Zwettl) ist im Steir. Urkdb. 2, 95 im jahre 1202 bezeugt, somit wol der vater des hier erwähnten. Drei Rapotos kommen in der Steir. Reimchr. vor. Ich bemerke, dass die beschreibung der Venusfahrt von der des Artuszugs sich auch dadurch unterscheidet, dass dieser häufig bei der ersten erwähnung der ritter charakterschilderungen beigegeben werden, die dort fehlen. Vielleicht sollte dadurch das interesse an den vorgängen selbst ersetzt werden, das diesmal mangelte. — 477, 2 *Chadoldus Waiso* Steir. Urkdb. 2, 406 von 1233. v. Krones, Österr. Gesch. 1, 629. — 482, 3 Das muss in dem fehlenden stehen, dass Dietmar von Liechtenstein den namen *Gâwân* gewonnen hat. — 494, 8 Im juni 1240 wurde der herzog durch den päpstlichen legaten Albert Beham mit bann und interdict belegt, am 13. juli erfolgte das bündniss des herzogs mit den kaiserlich gesinnten bischöfen wider Baiern. — 495, 7 fgg. Die stelle ist nicht aufzufassen wie Bechstein tut: die teilung geschieht nach dem

range. Allerdings mag nebenher noch wie beim turnier zu Friesach gleichheit der kämpfer angestrebt worden sein. — 497, 11 fgg. Die früher am meisten gelobten finden sich jetzt in Ulrichs schar, umgekehrt in der anderen die getadelten gegner. — 499, 27 Das wird kaum das oberösterreichische geschlecht sein, aus dem Steir. Urkdb. 2, 210 um 1215 ein *Ulricus* nachgewiesen ist. — 510, 7 fgg. Die stelle ist ungemein bezeichnend für die poetisierung des wächters im tageliede. — 510, 14 *maget* wird nämlich schon durch das geschlecht gehoben und geadelt. — 528, 4 Der *Henricus Scriba* (landschreiber) *Styriae* war von Marein und ein sohn Reinberts von Mureck, später pfarrer von Gratwein bei Graz. Er ist von 1222—1243 bezeugt. Aber der ist wahrscheinlich hier nicht gemeint, sondern der *notarius Heinricus Faba*, der mit dem *notarius Gotscalcus* am 1. märz 1246 eine urkunde herzog Friedrichs II. zu Himberg ausfertigt, Steir. Urkdb. 2, 581 fg. — 544, 7 *(gotes) lîchnam nemen* heisst: kommunizieren. Vgl. über solche kommunion in extremis Sattler, Die religiösen anschauungen Wolframs von Eschenbach (1895) s. 82 fg. — 589, 27 fgg. Das scheint doch ein sehr beachtenswertes selbstbekenntniss Ulrichs. — 593, 5 *getihtet* heisst also hier nur: ritterliche taten in eigener person von sich erzählt hat.

Es sei mir gestattet, noch ein paar bemerkungen zum „Frauenbuch“ anzuschliessen. 601, 27 Wenngleich das gewand der frau kostbar ist, braucht es doch nicht gleich ein überwurf von zobel zu sein. *zobel* ist damals schon allgemeines wort für pelzwerk geworden, besonders für schwarzes, das nach 31 fg. gemeint ist. — 603, 1 (601, 9) an beiden stellen ist jedesfalls, wie Lachmann annahm, dasselbe wort gemeint. Aber Haupts emendation *fûlen* (Ztschr. f. d. a. 15, 247) ist unrichtig, weil die stelle der Litanei, auf die sie sich stützt, falsch aufgefasst ist. Und Lexers bloss auf die erste der beiden stellen sich beziehende erklärung von *füllen* = „bedecken, bekleiden“ 3, 563 steht ganz vereinzelt. Desgleichen kann ich an Sprengers *wilen* (Germ. 37, 180 fg.) nicht glauben. Etwa das verbum *velwen? wullenen,* wollene trauergewänder anlegen, würde gut passen, wenn es belegt wäre. — 605, 29 Witwen wählen oft das geistliche leben, d. h. sie nehmen den schleier einer nicht zu strengen religiösen genossenschaft statt ein zweites mal zu heiraten. Das ist auch ein rat der kirche. — 606, 15 *dâ* wird wol in *die* zu ändern sein. — 612, 2 l. *und ez ie man dâ veile hânt.* — 612, 21 Die etymologie beruht darauf, dass *kleine* schon hauptsächlich „klein, gering“ heisst, nicht mehr „zierlich“. Ähnlich steht es heute mit den fällen, wo nur blumen geschenkt werden dürfen. Vgl. Wälsch. gast 1338 fgg. — 613, 1 Lachmanns änderung ist mir

wenig wahrscheinlich: tut die frau den schrein ihres herzens auf, dann gibt sie ihrem liebhaber etwas, ihre minne, heraus, nicht drin; l. *und gît im reine minne,* so kann sie trotz 612, 24 heissen, vgl. 613, 12. — 613, 8 *trîben* = forttreiben, austreiben, wie einen leprosen. Vgl. Du Cange 5, 67: Leprosi. Vielleicht ist dabei auch an das femininum *trîbe* gedacht, das Berthold von Regensburg braucht. — 613, 21 *swachen mannen* wäre möglich trotz des singulars im folgenden verse. Jedesfalls sind hier beziehungen der ritterfrauen zu hausdienern und knechten gemeint. Sie scheuten bei ritterlichen freunden die gefahren der *huote* 615, 27 fgg. — 614, 31 l. *g. iu zuo g.* — 615, 8 l. *ie minner.* — 616, 18 fgg. Vgl. Wilda, Strafrecht 858 fg., wo allerdings die hier angegebenen strafen nicht vorkommen. Aber Osenbrügger hat im Alam. Strafrecht die entsprechenden sätze beigebracht. — 618, 11 fgg. Die vierte kategorie *ledegiu wîp* sind nach 620, 7 fgg. 626, 27 fgg. 628, 14 unverheiratete ihrem vermögen nach selbständige frauen, die über sich selbst verfügen dürfen, unter keiner vormundschaft stehen. Auch die fünfte gruppe *friundîn* scheinen unverheiratet, maitressen 620, 13 fgg. 628, 31 fgg. mit 17 *von rehte* sind huren ausgeschlossen. — 618, 32 *man* der hs. kann bleiben. — 619, 11 Vielleicht *wan erz.* — Zu 622, 7. 9. 11. 13. 17 ist zu vergleichen Freidank 60, 13. 88, 26. 90, 5. 26; 84, 14. 90, 7; 90, 1. 88, 25; 89, 3. — 622, 16 l. *des lop im ûf dâ hôhe gât.* — 624, 7 fgg. Der unterschied zwischen dem ersten und zweiten falle liegt in der grösseren dringlichkeit, mit der hier der rat gegeben wird. — 625, 19 l. *füegt sich* —. — 629, 13. 15 l. *wil si sîn ab niht ze koneman* (Lexer 1, 1673) — *sô sols doch lôs mit im ie sîn.* Vgl. 632, 3 *lôs* = kokett. Denn das adj. *mitlôs* wäre in einer weise gebildet, wie sie mhd. sonst nicht vorkommt; *mitesam* ist nicht zu vergleichen. — 630, 20 l. *daz er sî ze* —. — 634, 1 l. *und lât in ir lîbes e. phl.* — 634, 6 l. *daz hât man für u. n.* — 636, 2 l. *wan gejeit, sô jage, sô jage ôt dar.* — 636, 13 l. *daz bewârnt.* — 638, 20 Vielleicht *von der h. h.,* denn die ewige seligkeit vor gott zu pfande setzen, wäre doch wunderlich. — 638, 29 *guot* vor *wîp* wird das reimwort des fehlenden verses sein. Vgl. 639, 9. 16. — 640,22 fgg. Vgl. MSF. 23, 11 fg. — 642, 1 *siht* einzuschalten ist bei der beschaffenheit von Ulrichs versen überflüssig. — 644, 3 fgg. Die rollen sind vertauscht, die komposition geht in die brüche.

GRAZ, FASTNACHT 1895. ANTON E. SCHÖNBACH.

ZUM GOETHETEXT.

1. Band 26 der Weimarer ausgabe enthält den ersten teil von „Dichtung und wahrheit“ und am schlusse den abdruck eines handschriftlichen auszuges von „Manon Lescaut“, der von Riemers hand, vermutlich unter Goethes diktat, geschrieben und von Goethe mit bleistift durchkorrigiert, schliesslich aber doch nicht in die biographie aufgenommen worden ist. Den schluss desselben bilden (s. 381) die worte:

„Der mittelmässigste Roman ist noch immer besser als die mittelmässigen Leser; ja der schlechteste participirt etwas von der Vortrefflichkeit des ganzen Genies.“

Die kurze bemerkung über den zusammenhang habe ich im interesse des lesers vorausgeschickt, und füge nun noch hinzu, dass man das Riemersche blatt getrost noch einmal prüfen möge, um die richtige lesung zu finden. Denn „des ganzen Genies“ ist unverständlich, aber Riemer hat zweifellos geschrieben: „des ganzen Genres“.

2. Ich habe den eindruck, dass die schriften der Goethe-gesellschaft sehr sorgfältig korrigiert werden und erinnere mich nicht, sinnstörenden druckfehlern begegnet zu sein. Darum sei kurz bemerkt, dass bd. 2 s. 166 oben es natürlich heissen muss:

„Der sumpfige Theil ist mit einem Wassergras bewachsen und muss sich auch dadurch nach und nach heben, obgleich Ebbe und Fluth beständig daran rupfen und wühlen und der Vegetation keine Ruhe lassen.“

Im druck steht haben statt heben.

3. Dagegen will ich noch auf ein unliebsames versehen aufmerksam machen, das zwar nicht einen Goethischen text selbst geschädigt hat, aber doch einen auf den dichter bezüglichen bericht ärgerlich entstellt.

Im Goethe-jahrbuch bd. 14, 1893 hat O. Günther briefe von Lotte Kestner und ihrer tochter Clara veröffentlicht, welche über ihren besuch in Weimar im jahre 1816 und über ihre persönlichen beziehungen mit Goethe nachricht geben. Leider fehlt jede nähere angabe über diese briefe, und es ist nicht einmal gesagt, wo und in welcher sammlung sie sich befinden.

Auf s. 286 (mitte) schreibt Clara Kestner über einen besuch bei Goethe unter anderem folgendes:

„Nach Tisch fragte ich nach einer sehr schönen Zeichnung die immer meine Augen auf sich zog, er liess sie mir herunter nehmen

und erzählte mir sehr artig die Geschichte davon, sie war von einer dame, Julien dachte er mit grosser Auszeichnung und besonders ihres Talents."

So steht gedruckt, und es liegt auf der hand, dass der satz durch eine lücke hinter dem worte Julien unverständlich geworden ist. Möglich wäre, dass in der druckerei eine zeile ausgefallen ist; aber wahrscheinlicher ist, dass der fehler im manuskript begangen wurde. Nach „Julien" ergänzt sich mit ziemlicher wahrscheinlichkeit: „von Egloffstein", und sehr viel mehr als etwa: „dieser dame" wird im folgenden schwerlich ausgefallen sein, so dass wahrscheinlich eine zeile übersprungen worden ist, als man von dem originalbriefe abschrift nahm. Vermutungsweise wird man also ergänzen können:

... „sie war von einer Dame, Julien (von Egloffstein. Dieser Dame ge-) dachte er mit grosser Auszeichnung" usw.

Vielleicht ist es der mühe wert, noch auf eine kleinigkeit hinzuweisen, welche als ein gutes beispiel für die wandelungen des sprachgebrauchs gelten kann.

Am schlusse jenes aufsatzes (s. 289) wird aus einem briefe von Clara Kestner noch eine äusserung ihrer mutter mitgeteilt: In Weimar falle ihr besonders noch eins auf: „man hat hier so fatale Vorurtheile gegen den Adel, viel ärger als bei uns."

Erwägt man den zusammenhang, die persönlichkeiten von mutter und tochter Kestner und vor allem die bekannten damaligen gesellschaftlichen zustände von Weimar wie von Hannover, so können diese worte unmöglich etwas anderes, als vorurteile zu gunsten des adels, bevorzugung des adels bedeuten.

Heutzutage dagegen würde der ausdruck vorurteile gegen den adel in keinem anderen als im feindseligen sinne verstanden werden können.

KIEL, APRIL 1895. A. SCHÖNE.

OSKAR ERDMANN.

(Gedächtnisworte, gesprochen am 17. juni 1895 in der aula der universität zu Kiel.)

Hochansehnliche versammlung! Während unsere stadt die letzte hand anlegt, um sich zu dem grossen, nahe bevorstehenden feste zu schmücken, und überall fröhlich die flaggen und wimpel flattern, hat unsere universität ihre fahne auf halbmast gehisst, um einem ihrer mitglieder die letzte ehre zu erweisen. Zum zweiten male innerhalb weniger monden hat die philosophische fakultät und mit ihr die gesammte hochschule den tod eines hochverdienten und hochgeachteten gelehrten zu beklagen, und der frische verlust ruft noch einmal die erinnerung an den vorausgegangenen collegen wach, zumal da das leben und das schicksal der beiden, die so schnell sich gefolgt sind, in so merkwürdiger weise übereinstimmen. Beide sind der deutschen ostmark entsprossen, die in grauer vorzeit die heimat des reichbegabtesten und zugleich unglücklichsten germanischen stammes gewesen ist, dann aber für jahrhunderte von Litauern und Slaven überschwemmt war, bis das schwert der ordensritter den altgermanischen boden für Deutschland und die deutsche cultur zurückgewann; beider wiegen standen in protestantischen pfarrhäusern, die unserem volke schon so viele hervorragende männer erzogen haben; beide, die auf der Berliner universität als studierende gemeinsame ziele verfolgten und hier auch persönlich sich nahe traten, haben, nachdem sie längere zeit im schulfache tätig waren, durch opfer und entbehrungen mit eiserner energie den weg zu der akademischen laufbahn sich eröffnet, sie sind dann endlich hier wider zusammengetroffen, um noch eine kurze reihe von jahren segensreich neben einander zu wirken — und beide, die fast noch auf der mittagshöhe des lebens standen, hat nun kurz hintereinander ein jäher tod ereilt: Gustav Glogau, nachdem er kaum den geheiligten boden Attikas, das land seiner sehnsucht, betreten, wird dort das opfer eines grausamen missgeschickes, und Oskar Erdmann kehrt aus dem deutschen Athen, wo jetzt alljährlich in der lieblichen pfingstzeit die Goethegemeinde dem andenken an den grössten genius unseres volkes pietätvoll huldigt, aus den idyllischen tälern Thüringens, in denen er erholung zu finden hoffte, zu dem häuslichen herde nur zurück, um hier zu sterben.

Die lebensgeschichte unseres verewigten collegen ist einfach, wie dies bei deutschen gelehrten zu sein pflegt. Hermann Oskar Theodor Erdmann wurde am 14. februar 1846 zu Thorn geboren, der altehrwürdigen Weichselstadt, von der ja gegenwärtig, seit Gustav Freytag sie so anschaulich geschildert, alle gebildeten ein greifbares bild vor augen haben. Sein vater[1], aus einem alten predigergeschlechte stammend — schon der grossvater und der urgrossvater unseres freundes waren geistliche gewesen — wirkte dort seit mehreren jahren als pfarrer an der neustädtischen kirche, wurde aber schon 1855 nach Altfelde im Marienburger werder versetzt. Von ihm empfieng der knabe den ersten unterricht, bis er 1859, für die secunda reif, das Thorner gymnasium bezog. Hier wird Wilhelm Arthur Passow (der sohn des Breslauer philologen), der erst vor kurzem als direktor an die etwas verwahrloste anstalt berufen war und sie schnell zur blüte brachte, in Erdmann die liebe zur altertumswissenschaft geweckt oder die von dem geistig bedeutenden vater gelegten keime durch die macht seiner persönlichkeit, die auf keinen der begabteren schüler ihre wirkung verfehlte, gefördert haben. Nach glänzend bestandenem maturitätsexamen gieng Erdmann im herbst 1863 nach Leipzig, um klassische und

germanische philologie zu studieren. Von den professoren, die damals dort lehrten, scheinen ihn Zarncke durch die sprudelnde lebendigkeit seines geistvollen vortrages und Georg Curtius durch seine ruhige klarheit besonders angezogen zu haben, da er keine vorlesung, die von diesen beiden angekündigt wurde, versäumte; dass aber der ideal angelegte jüngling sich nicht darauf beschränkte, das zu hören, was für examen und amt unbedingt nötig war, versteht sich von selbst: so liess er von Joh. Overbeck das verständnis für die herrlichkeit der hellenischen kunst sich eröffnen und erstreckte auf dem germanistischen gebiete seine studien auch auf das damals infolge der unzureichenden hilfsmittel noch schwer zugängliche altnordische. An der Berliner hochschule, die er im herbst 1865 bezog, waren Müllenhoff, der bedeutenden einfluss auf ihn gewann, Mor. Haupt, Kirchhoff, Trendelenburg und Steinthal seine lehrer. Ihren abschluss fanden seine akademischen studien auf der universität der heimatlichen provinz, an der er die letzten beiden semester (herbst 66 bis herbst 67) verbrachte: hier hat Oskar Schade, der in seinen seminarübungen mit besonderer vorliebe Otfrid zu interpretieren pflegte, Erdmanns interesse für die ahd. Messiade erregt, der er später eine so erfolgreiche tätigkeit zugewendet hat; ausserdem hörte er nur noch Lehrs, Friedländer und den historiker Nitzsch, einst auch die zierde unserer Christiana-Albertina, mit dem er von mütterlicher seite verwandt war[2]. Im herbst 1867 promovierte er zu Königsberg mit einer abhandlung über die syntax des Pindar[3] — die wahl des stoffes ist symptomatisch, da syntaktische untersuchungen das hauptgebiet seiner forschung geblieben sind. Zu derselben zeit bestand er auch das examen pro facultate docendi, unterrichtete während seines probejahrs am Friedrichscollegium zu Königsberg und ward 1868 am gymnasium zu Graudenz angestellt, wo er wenige jahre darauf (1871) auch einen eigenen hausstand begründete.

Hier in Graudenz kam ihm — es war eine fügung, die für sein späteres schicksal entscheidend sein sollte — das preisausschreiben der Wiener akademie vom 28. mai 1869 in die hände, die eine testamentarisch gestiftete summe von 500 gulden für eine darstellung von Otfrids syntax aussetzte[4]. Erdmann, der kurz vorher schon eine kleine studie über Otfrid veröffentlicht hatte[5], war sofort entschlossen sich um diesen preis zu bewerben, und es gelang ihm, trotz der vielfachen arbeit, die das schulamt ihm auferlegte, mit aufbietung aller seiner kräfte das werk rechtzeitig zu vollenden und einzuschicken. Der erfolg war mehr als zweifelhaft — denn es war vorauszusehen, dass anerkannte kenner Otfrids an der concurrenz sich beteiligen würden. Um so grösser war die freude, als im sommer 1871 von Wien die nachricht eintraf, dass Erdmann, der unbekannte gymnasiallehrer, die palme errungen habe. Die „Untersuchungen über die syntax der sprache Otfrids“, welche 1874—76 in 2 bänden zu Halle erschienen und von der kritik mit einstimmigem lobe begrüsst wurden[6], lenkten dann die aufmerksamkeit weiterer kreise auf den jungen verfasser. Professor Julius Zacher in Halle, der kurz zuvor eine sammlung commentierter ausgaben von altdeutschen litteraturdenkmälern ins leben gerufen hatte, übertrug ihm für diese „Germanistische handbibliothek“ die bearbeitung des Otfrid. Um diese auszuführen, war eine nochmalige vergleichung der handschriften unbedingt erforderlich. Erdmann, der inswischen (1874) an das neubegründete Wilhelms-gymnasium in Königsberg berufen war, wo er bald zum oberlehrer aufrückte, unternahm deshalb im sommer 1879 eine reise nach Wien, wo er die dort befindliche, wahrscheinlich von Otfrid eigenhändig corrigierte handschrift genau untersuchte und im anregenden verkehr mit den dortigen gelehrten genussreiche wochen, die er selbst immer zu den

schönsten seines lebens gerechnet hat, verbrachte. Die Heidelberger handschrift durfte er durch die dankenswerte liberalität der grossherzogl. bibliotheksverwaltung in Königsberg selbst benutzen. Die ergebnisse dieser neuen collationen stellte Erdmann in seiner schrift „Über die Wiener und Heidelberger handschrift des Otfrid“ zusammen, die infolge eines gutachtens von Müllenhoff 1880 in den abhandlungen der königl. akademie der wissenschaften zu Berlin veröffentlicht ward[7]. Zwei jahre später erschien dann bereits die grosse, mit variantenapparat, ausführlicher einleitung und reichhaltigem commentar versehene ausgabe in der „Germanist. handbibliothek“ (Halle 1882), und fast gleichzeitig auch ein kleiner, für den gebrauch in vorlesungen bestimmter abdruck des textes mit kurzem glossar[8].

Der erfolg, den diese wissenschaftlichen publicationen hatten, und der glückliche umstand, dass Erdmann in einer universitätsstadt angestellt war, hatten ihn inzwischen zu dem entschlusse bewogen, seine kräfte und fähigkeiten auch der studierenden jugend nutzbar zu machen. Er habilitierte sich daher im sommer 1883 in Königsberg und eröffnete seine akademische tätigkeit am 20. juni mit einer antrittsvorlesung über die geschichtliche entwickelung der deutschen syntax. Aber die lasten, die der doppelte beruf ihm auferlegte, machten sich bald fühlbar, und er begrüsste es daher als eine erlösung, als er im sommer 1885 als ausserordentlicher professor nach Breslau berufen ward, wenn auch seine materielle lage dadurch nicht unerheblich sich verschlechterte. Zunächst aber machte, nachdem die übersiedelung erfolgt war, der gesundheitszustand Erdmanns einen längeren aufenthalt in einem schlesischen kurorte notwendig, der ihn anscheinend wider herstellte, aber ein verborgenes übel nicht mehr vollständig beseitigen konnte. Schon ehe er der kur sich unterzog, war trotz der körperlichen leiden der erste band seiner Grundzüge der deutschen syntax zum abschlusse gebracht worden; er erschien 1886 zu Stuttgart[9]. Der zweite band ist, obgleich die vorarbeiten dazu längst vollendet sind — die sammlungen für das werk hatte er bereits als gymnasiallehrer begonnen — leider nicht erschienen, doch ist aussicht vorhanden, dass ein schüler des verstorbenen auf grund des nachgelassenen handschriftlichen materials das werk vollenden wird[10]. — Diese Grundzüge sind das letzte buch, das Erdmann veröffentlichte: weder in seinen Breslauer jahren, wo er, um seine einnahmen zu vermehren, die leitung einer belletristischen monatsschrift[11] übernommen hatte, noch hier in Kiel, wo er als nachfolger Vogts, nachdem er schon früher einmal vorgeschlagen war, seit dem herbst 1889 als ordentlicher professor gewirkt hat, hat er sammlung und musse zu andauernder produktiver arbeit finden können — die berufsgeschäfte, neue vorlesungen, examina, hier in Kiel dann auch die leitung der Zeitschrift für deutsche philologie, in deren redaction er auf meine bitte unmittelbar nach seiner übersiedelung hierher eintrat und für die er mit unermüdlichem eifer und seltenem organisatorischem geschick tätig war, wie er auch durch eigene kleine aufsätze und recensionen sie förderte[12] — alles dies war vollauf genügend, seine kräfte zunächst ganz in anspruch zu nehmen. Als er sich in den neuen verhältnissen eingerichtet hatte und freier zu atmen begann, fasste er den plan zu einer ausgabe des Hartmannschen Gregorius, in welcher die neuentdeckten handschriften, die er bereits copiert oder verglichen hatte, zur herstellung eines kritischen textes verwendet werden sollten, gab das unternehmen aber auf, sobald er erfuhr, dass ein anderer gelehrter für dasselbe werk bereits umfangreiche vorarbeiten gemacht habe[13]. Da wurde im vorigen jahre von der leitenden stelle aus die anfrage an ihn gerichtet, ob er bereit sei, an dem grossen nationalwerke mitzuwirken, das die begründer unserer wissenschaft, die gebrüder

Grimm, begonnen haben und das noch immer der vollendung harrt — und nach kurzem schwanken sagte er zu. Mit grösster begeisterung nahm er sogleich die arbeit an dem Deutschen wörterbuche auf, für das er den von Lexer noch nicht erledigten rest des *T* und das *U* übernommen hatte, und wir durften hoffen, zumal ihm auf seinen wunsch eine jüngere kraft als helfer und mitarbeiter an die seite gesetzt worden war, dass die ersten lieferungen von seiner hand uns bald vorliegen würden. Auch diese hoffnung hat sein vorzeitiger tod vereitelt, und der abschluss des riesenwerkes, an dem nun schon fast ein halbes jahrhundert hindurch eine generation nach der anderen arbeitet, ist wider weiter in unabsehbare ferne gerückt.

War somit die wissenschaftliche tätigkeit Erdmanns in seinen letzten lebensjahren eine beschränkte, so hat er mit um so grösserem eifer und erfolg seines akademischen lehramtes gewaltet. Schon in Breslau erfreuten sich seine vorlesungen eines lebhaften zuspruches. Er las dort nicht nur über altdeutsche grammatik und metrik und über hervorragende werke der alt- und mittelhochdeutschen zeit (Otfrid, Hartmann, Gudrun[14]), sondern er behandelte in seinen collegien auch mit besonderer vorliebe die heroen der zweiten blüteepoche unserer litteratur, Lessing, Goethe[15] und Schiller; und dass er hier seinem auditorium reiche anregungen bot, beweist die immer steigende zahl der commilitonen, die um sein katheder sich scharten und keineswegs der philosophischen fakultät allein angehörten. Hier in Kiel hat er dann den kreis seiner vorlesungen noch beträchtlich erweitert. Vor allem sind hier zu nennen die grösseren litteraturgeschichtlichen collegia über die ältere periode bis zur reformation und über das 18. jahrhundert, das ihm durch specialstudien besonders vertraut war — er gehörte zu den wenigen, die Klopstock[16] nicht nur gelesen, sondern gründlich studiert haben und von seiner genauen bekanntschaft mit der epoche der stürmer und dränger zeugen zwei kleine noch in Königsberg verfasste abhandlungen über Klinger[17] sowie mehrere recensionen in gelehrten zeitschriften[18] — ferner eine ausführliche vorlesung über das Nibelungenlied[19] und ein publicum über stoff und methode des deutschen unterrichts, einen gegenstand, über den er infolge seiner langjährigen tätigkeit als praktischer schulmann seinen zuhörern die reichsten erfahrungen und die fruchtbarsten winke für ihren späteren beruf mitzuteilen im stande war[20].

Auch in diesem semester hatte er wider einen verhältnismässig grossen kreis lernbegieriger und dankbarer schüler um sich versammelt, denen er den entwickelungsgang unserer litteratur im vorigen jahrhundert schilderte und in seinem seminar das vollendetste werk des liebenswürdigen Hartmann von Aue erklärte, an dem seit den tagen Karl Lachmanns schon unzählige jünger der nationalen wissenschaft die silberhelle mhd. sprache und die regeln ihres fein durchgebildeten versbaus gelernt und in der methode der textkritik sich geübt haben. Waren die vorbereitungen für diese vorlesungen und die redactionsgeschäfte erledigt, so sass Erdmann bis tief in die nacht in emsiger arbeit an dem wörterbuche. Nach so angestrengter tätigkeit hatte er das bedürfnis, sobald ferien eintraten, durch kleinere reisen sich zu erholen und aufzufrischen. So begrüsste er denn auch diesmal das herannahen des pfingstfestes mit freuden. Er wollte die wenigen tage dazu benutzen, um in Berlin und Halle liebe verwandte und freunde zu besuchen, einen kurzen ausflug in das romantische tal der Schwarza zu machen und schliesslich in Weimar an der generalversammlung der Goethe-gesellschaft teilzunehmen. Fröhlichen herzens trat er die reise an und führte sie seinem plane entsprechend aus. Noch in Weimar war er anscheinend völlig gesund und verkehrte heiter mit den freunden und fachgenossen, die er dort vorfand. Aber auf der heimfahrt stellte sich ein heftiges übelbefinden

[illegible] als er in der nacht vom 10. zum 11. hier angelangt war, fand der am morgen herbeigerufene hausarzt den zustand schon so bedenklich, dass er den beirat eines älteren collegen glaubte in anspruch nehmen zu müssen. Alle angewandten mittel erwiesen sich als erfolglos, und am mittwoch ward es den behandelnden ärzten klar, dass, wenn eine rettung überhaupt noch möglich sei, diese nur durch eine operation herbeigeführt werden könne. Mit männlicher ruhe und kaltblütigkeit gab der kranke seine einwilligung zu diesem letzten, verzweifelten versuche, der leider vergeblich war. Am abend des 13. ist er sanft entschlafen, nachdem er vor wenigen monaten das 49. lebensjahr vollendet hatte.

Dieses vorzeitig abgeschlossene leben hätte noch schöne früchte zeitigen können; aber es ist, so kurz es war, schon ein reiches und gesegnetes gewesen. Auf eine ehrende erwähnung in den jahrbüchern der germanischen philologie würde Erdmann schon anspruch machen können, wenn er nichts als seine untersuchung über die handschriften des Otfrid veröffentlicht hätte, über deren gegenseitiges verhältnis vorher verschiedene meinungen bestanden hatten, wenn auch Lachmanns genialer intuition die priorität des Wiener codex bereits klar geworden war und auch Kelle schon mit gewichtigen gründen behauptet hatte, dass dieselbe handschrift die quelle der übrigen gewesen sei. Das richtige ist hier durch Erdmann, der die verschiedenen in den beiden codices erkennbaren schreiberhände zuerst genau unterschied, mit voller evidenz endgiltig festgestellt worden. Als ein geradezu bahnbrechendes werk ist sodann seine Otfridsyntax zu bezeichnen, in der auf einem lange vernachlässigten gebiete, das bekanntlich auch Jacob Grimm in seiner Deutschen grammatik nicht vollständig durchmessen hatte, eine musterleistung schuf, an die nachher zahlreiche nachfolger, berufene und unberufene, angeknüpft haben, — und ebenso musterhaft ist seine grosse Otfridausgabe durch die liebevolle versenkung in den geist des alten elsassischen dichters, die sorgfältige beobachtung seines sprachgebrauches und seiner verskunst, und die nachweisung der mitunter schwer zu ermittelnden quellen. Sodann hat Erdmann in seinen Grundzügen zum ersten male seit Jac. Grimm wider eine comparative behandlung der deutschen syntax versucht, freilich, da er nur das gotische und die drei perioden des hochdeutscheu in den kreis seiner betrachtung zog, in weit engeren grenzen, als sie des grossen meisters weitschauender blick umspannte — dafür aber auch mit eingehenderer erörterung der details.

Unsere universität, an der er kaum sechs jahre gelehrt hat, wird dem dahingeschiedenen ein dankbares andenken bewahren, und allen, die ihn kannten und schätzten, wird der treue freund, der gerade und furchtlose mann, der aus seinen antipathien kein hehl machte, aber auch mit warmer anerkennung des guten und tüchtigen nicht kargte, der ehrliche, besonnene, zuverlässige forscher unvergesslich sein. Nicht vergebens hat er gelebt, und ich möchte glauben, dass er dem finsteren schnitter, dessen hand er über sich sah, deswegen so fest ins auge blickte, weil dieser tröstende gedanke ihn umschwebte. Denn wenn es etwas gibt, das uns mit der nichtigkeit und vergänglichkeit des lebens zu versöhnen im stande ist, so ist es das bewusstsein treu erfüllter pflicht und die hoffnung, dass von den samenkörnern, die wir ausgestreut, das eine oder das andere aufgehe und früchte trage.

Anmerkungen.

1) Hans Hermann Siegfried Albert Erdmann, geb. 30. december 1815 zu Altfelde, 1842 prediger der St. Georgengemeinde zu Thorn, 1849 nach Altfelde versetzt,

1855 superintendent daselbst, dann in Pr. Holland, schliesslich (seit 1873) in Tilsit, wo er am 27. febr. 1882 starb. Vgl. den nekrolog im (Königsberger) Evangelischen gemeindeblatt XXXVII (1882) nr. 11.

2) Erdmann gehört zu der nachkommenschaft des Wittenberger generalsuperintendenten Karl Ludwig Nitzsch (1751—1831), die eine als manuscript für die familie gedruckte „Übersicht" von G. Stier (3. ausg., Zerbst 1884) verzeichnet. Eine verhältnissmässig grosse zahl namhafter gelehrten ist diesem geschlechte entsprossen: ausser dem im texte genannten historiker Nitzsch der zoologe Chr. Ludwig Nitzsch in Halle (1782—1837), die theologen Karl Imm. Nitzsch (1787—1868; prof. in Berlin) und Friedr. Aug. Berthold Nitzsch (prof. in Kiel); der philologe Greg. Wilh. Nitzsch (1790—1861, prof. in Leipzig); der kürzlich verstorbene gymnasialdirektor und schulrat Gottl. Stier in Dessau (1825—95); der physiolog Felix Hoppe-Seyler (prof. in Strassburg); der germanist Friedr. Vogt (prof. in Breslau) u. a.

3) De Pindari usu syntactico. Halle 1867. 8.

4) S. Ztsch. VI, 252.

5) Bemerkungen zu Otfrid. Ztschr. I, 437—42.

6) Vgl. L. Tobler, Ztschr. VI, 243—48; E. Windisch, JLZ 1874 nr. 45; 1876 nr. 49; P. Piper, Germania XIX, 437—43; Holzmann, Ztschr. f. völkerpsychol. VIII, 4; E. Kölbing, Litt. centr.-bl. 1877 nr. 3; Revue critique 1876 nr. 22.

7) Vgl. J. Zacher, Ztschr. XII, 496—500.

8) Ein ausschnitt aus dem Otfridcommentar war bereits in den Beiträgen zur deutschen philologie (Halle 1880) s. 85—118 mitgeteilt worden. Die übrigen publicationen Erdmanns zur Otfridphilologie stelle ich nachstehend kurz zusammen: Über Otfrid II, 1, 1—38 (Progr. des gymnasiums zu Graudenz 1873). Zur erklärung Otfrids, Ztschr. V, 338—49. VI, 446—49. Zur abwehr in sachen Otfrids, Litt. centr.-bl. 1882, sp. 982 und Litt. blatt f. germ. u. rom. phil. 1882, sp. 293 fg. Anzeige von: Otfrids Evangelienbuch hsg. von P. Piper, Ztschr. XI, 80—126. Anzeige von Kelle, Glossar zu Otfrids Evangelienbuch, Ztschr. XI, 238—39. Kleine nachträge zu Otfrid, Ztschr. XVI, 70. Anzeige von: P. Schütze, Beiträge zur poetik Otfrids, Ztschr. XX, 380—81. Anzeige von: Loeck, Die homilien-sammlung des Paulus Diaconus die unmittelbare vorlage Otfrids, Ztschr. XXIII, 474—75. Anzeige von: Tesch, Zur entstehungsgeschichte des Evangelienbuches von Otfrid, Ztschr. XXIV, 120—122. Anzeige von: Ingenbleek, Der einfluss des reimes auf Otfrids sprache, Anz. f. d. alt. VI, 219—21. Anzeige von: Sobel, Die accente in Otfrids Evangelienbuch, Anz. f. d. alt. IX, 239—41.

9) Die ungünstigen verhältnisse, die während der ausarbeitung des buches obwalteten, haben leider den verfasser verhindert, seine materialsammlungen zu vervollständigen (wie denn das niederdeutsche und die litteratur des 15. jahrhunderts gänzlich unberücksichtigt geblieben sind) und verschiedene kleine unebenheiten veranlasst. Gleichwol sind die scharfen angriffe, die einzelne kritiker gegen das werk richteten, zum grösseren teile unberechtigt. Vgl. H. Paul, Litt. centr.-bl. 1886, nr. 5; O. Behaghel, Litt. bl. f. germ. u. roman. phil. 1887, nr. 5; John Ries, Deutsche lit. ztg. 1887, nr. 20; K. Tomanetz, Anz. f. d. alt. XIV, 1—32 und Ztschr. f. d. österr. gymnasien XXXIX, 72—76; H. Klinghardt, Ztschr. f. d. phil. XXI, 110—116; E. Martin, Ztschr. f. d. deutschen unterricht I, 562 fgg. Auf zwei dieser recensionen hat Erdmann sich veranlasst gesehen zu antworten: s. Litt. bl. f. germ. u. rom. philol. 1887, sp. 328—29 und Deutsche litt.-ztg. 1887 nr. 26.

10) Wie eifrig Erdmann alle neueren erscheinungen auf dem gebiete der deutschen syntax verfolgte, beweist die stattliche reihe von recensionen, die er in unsere zeitschrift und in den Anzeiger für deutsches altertum lieferte: Anzeige von: Burckhardt, Der gotische conjunctiv, Ztschr. IV, 455—59; von: A. Köhler, Der syntaktische gebrauch des optativs im gotischen, Ztschr. V, 212—216; von: Piper, Über den gebrauch des dativs im Ulfilas, Heliand und Otfrid — Moller, Über den instrumental im Heliand und das homerische suffix φι — Arndt, Versuch einer zusammenstellung der altsächs. declination und conjugation und der wichtigsten regeln der syntax, Ztschr. VI, 120—126; von: Apelt, Bemerkungen über den acc. c. inf. im ahd. und mhd., Ztschr. VII, 244—46: von: Kynast, Die temporalen adverbialsätze bei Hartmann von Aue, Ztschr. XIII, 128; von: Roetteken, Der zusammengesetzte satz bei Berthold von Regensburg, Ztschr. XVII, 128; von: Ullsperger, Über den modusgebrauch in mhd. relativsätzen; von: Wunderlich, über den satzbau Luthers, Ztschr. XXII, 491—93; von: Schachinger, Die congruenz in der mhd. sprache, Ztschr. XXIII, 378—79; von: Wunderlich, Der deutsche satzbau, Ztschr. XXVI, 275—77; von: Poeschel: Die stellung des zeitwortes nach *und*, Ztschr. XXVII, 266—72; von: Behaghel: Die modi im Heliand, Anz. f. d. alt. III, 79—86; von: Bock, Über einige fälle des conjunctivs, Anz. f. d. alt. IV, 342—51; von: Behaghel, Die zeitfolge der abhängigen rede im deutschen, Anz. f. d. alt. V, 364—71; von: Tomanetz, Die relativsätze bei den ahd. übersetzern des 8. und 9. jahrhunderts, Anz. f. d. alt. V, 371—373; von: Rost, Die syntax des dativus im ahd. und in den geistlichen dichtungen der übergangsperiode zum mhd., Anz. f. d. alt. VI, 87—88; von: Maurer, Die widerholung als princip der bildung von relativsätzen im ahd., Anz. f. d. alt. VII, 195—96; von: Ries, Subject und praedicatsverbum im Heliand, Anz. f. d. alt. VII, 191—95; von: Hittmair, Die partikel *be* in der mittel- und neuhochd. verbalcomposition, Anz. f. d. alt. IX, 165—67; von: Kern, Die deutsche satzlehre, Anz. f. d. alt. IX, 305—306; von: Starker, Die wortstellung der nachsätze in den ahd. übersetzungen, Anz. f. d. alt. IX, 308—309; von: Dorfeld, Die function des praefixes *ge* in der composition mit verbis, Anz. f. d. alt. XII, 178—79; von: Ullsperger, Der modusgebrauch in mhd. relativsätzen, Anz. f. d. alt. XII, 352. Dazu kommen noch einige kleinere selbständige aufsätze über syntaktische fragen: Über got. *ei* und ahd. *thaz*, Ztschr. VIII, 43—53; Über einteilung und benennung der nebensätze in der deutschen grammatik, Zs. f. d. deutschen unterricht I, 157—172; Zur geschichtlichen betrachtung der deutschen syntax, Ztschr. f. völkerpsychol. XV, 387—413; Particip des praeteritums in passivischer bedeutung mit *haben* statt mit *sein* verbunden, Ztschr. XX, 226; Über eine conjectur in der neuen Lutherausgabe (bespricht den gebrauch von *tät* im nachsatze), Ztschr. XXIII, 41—43; Noch einmal *täte* im bedingungssatze, Ztschr. XXV, 431. Syntaktisches behandelt auch Erdmanns nachtrag zu Fränkels besprechung der Festschriften für R. Hildebrand (Ztschr. XXVII, 415—16), und ebenso sind seine recensionen von Sievers' ausgabe der Murbacher hymnen (Ztschr. VI, 236—42) und von dem Ergänzungsbande zur Ztschr. f. deutsche philol. (Wissensch. monatsbll. 1875, s. 54—60) zum grösseren teile syntaktischen inhalts.

11) Nord und süd, wo er auch später noch kurze besprechungen über werke der schönen litteratur veröffentlichte.

12) Ich stelle die recensionen, soweit sie nicht an anderer stelle erwähnt sind, hier zusammen. Anzeige von: H. Roetteken, Die epische kunst Heinrichs v. Veldeke und Hartmanns von Aue, Ztschr. XXIII, 354; von: Heyne, Deutsches wörterbuch, Ztschr. XXIII, 362—64 und XXVI, 132—34: von: Eberhard-Lyon, Syno-

nym. handwörterbuch der deutschen sprache, Ztschr. XXIII, 364—65; von: Kelle, Untersuchungen zur überlieferung, übersetzung und grammatik der psalmen Notkers, Ztschr. XXIII, 380—81; von: Wustmann, Allerhand sprachdummheiten, Ztschr. XXIV, 560—62; von: Kelle, Geschichte der deutsch. litteratur, Ztschr. XXVI, 113—19; von: Lachmanns briefe an Haupt hsg. von Vahlen, Ztschr. XXVI, 267—68; von Wackernagel-Martin, Geschichte der deutschen litteratur, Ztschr. XXVII, 264—66.

13) Die vorarbeiten zu der ausgabe sind z. t. verwertet in dem aufsatze: Zur textkritik von Hartmanns Gregorius, Ztschr. XXVIII, 47—49, dem ein zweiter artikel noch folgen sollte; vgl. auch die anzeige von Schönbachs buch über Hartmann von Aue, Litt. centr.-bl. 1895, sp. 130—32.

14) Zeugnisse eingehenderer beschäftigung mit der Gudrun sind die beiden aufsätze: Lamprechts Alexander und die Hilde-Gudrun-dichtung (Ztschr. XVII, 223—226) und: Zur Kudrun (ebda 127—28).

15) Vgl. Erdmanns anzeigen von Breitmaiers Goethecult und Goethephilologie (Ztschr XXV, 287—88) und von Blumes ausgabe der Goethischen gedichte (Ztschr. XXVI, 277—80).

16) Vgl. Erdmanns aufsatz: Zum einfluss Klopstocks auf Goethe, Ztschr. XXIII, 108—109 und die anzeigen von Hamels Klopstockstudien (Ztschr. XI, 371—72. XII, 380—81) und von Munckers und Pawels ausgabe der Oden (Ztschr. XXII, 497—99).

17) Über F. M. Klingers dramatische dichtungen (Progr. des kgl. Wilhelms-gymnasiums) Königsberg 1877 (vgl. M. Rieger, Ztschr. IX, 493—96); über Klingers verhältnis zu Kant, Altpreussische monatsschrift, XV, 57—66.

18) Anzeigen von: Rieger, Klinger in der sturm- und drangperiode, Ztschr. XII, 382; von: Klingers Otto ed. Seuffert, Ztschr. XIII, 127—28; von: Lenz, Die sicilianische vesper ed. Weinhold, Ztschr. XX, 255; von: Pfeiffer, Klingers Faust. Ztschr. XXIII, 381—82 und Anz. f. d. a. XIV, 93—94; von: Lenz, Gedichte ed. Weinhold, Ztschr. XXIV, 410—11; von: E. Schmidt, Lenz und Klinger, Anz. f. d. alt. V, 375—80; von: E. Schmidt, H. L. Wagner, Anz. f. d. alt. V, 374—75. — Die ältere epoche des 18. jahrhunderts behandeln die anzeigen von G. Krause, Friedrich der grosse und die deutsche litteratur (Ztschr. XVII, 127—28) und von Reiche, Zu Gottscheds lehrjahren in Königsberg (Ztschr. XXV, 565—66).

19) In der handschriftenfrage stand er auf Lachmanns standpunkt, war aber weit davon entfernt, seine kühnen hypothesen und athetesen sämmtlich zu billigen.

20) Vgl. den aufsatz: Betrachtungen über handbücher zur litteraturkunde mit besonderer beziehung auf Kluge, Auswahl deutscher gedichte (Ztschr. f. d. deutschen unterricht II, 210—218), sowie die besprechungen von R. Lehmanns buch Über den deutschen unterricht (Ztschr. XXIV, 411—19); von Kerns Methodik des deutschen unterrichts (Anz. f. d. alt. X, 297—98 und XIV, 284); von G. Gerber, Die sprache als kunst (Ztschr. f. d. deutschen unterricht I, 363 fgg.) und von desselben verfassers buch: Die sprache und das erkennen, (ebda I, 372).

KIEL. HUGO GERING.

LITTERATUR.

NEUERE SCHRIFTEN ZUR RUNENKUNDE.

1) Sønderjyllands historiske runemindesmærker af dr. **Ludv. F. A. Wimmer.** Kjøbenhavn 1892. (Festskrift fra Kjøbenhavns universitet i anledning af deres majestæter kong Christian IX• og dronning Louises guldbryllup den 26. maj 1892.) 55 s. gr. 4. (Nicht im buchhandel.)

2) De tyske runemindesmærker af **Ludv. F. A. Wimmer.** Kjøbenhavn 1894. (Særtryk af Årbøger for nordisk oldkyndighed og historie.) 82 s.

3) Norges indskrifter med de ældre runer. Udgivne for det Norske historiske kildeskriftfond ved **Sophus Bugge.** 1ste og 2det hefte. Christiania 1891—93. 152 s. 4.

1) Die unter 1) genannte festschrift ist (wie die im jahre 1887 erschienene monographie über den taufstein von Åkirkeby auf Bornholm — vgl. Zs. 21, 487 fgg. —) ein vorläufer des von Wimmer seit langen jahren vorbereiteten und jetzt im drucke befindlichen[1] grossen corpus der dänischen runenschriften. Sie behandelt 4 runensteine, welche sämtlich in der nähe der ehemaligen südgrenze des dänischen reiches, am Danevirke bei Schleswig, gefunden sind und vor den meisten denkmälern derselben art sich dadurch unterscheiden, dass sie von historisch bekannten personen errichtet sind oder historisch bekannte personen nennen und somit die möglichkeit einer datierung bieten, die nicht lediglich auf sprachliche indicien sich stützt und daher eine weit grössere sicherheit gewährt.

Zwei von diesen steinen, der 1767 im Selker noer gefundene „Wedelspangstein“ (jetzt im schlossparke von Luisenlund) und der 1887 entdeckte „Gottorpstein (jetzt im museum schleswig-holsteinischer altertümer zu Kiel) hat eine und dieselbe person aufstellen lassen, Ásfríðr, die tochter eines dänischen fürsten Óðinkárr, welche mit einem könige Gnúpa verheiratet war und diesem einen sohn namens Sigtryggr gebar, der nach des vaters tode ebenfalls den königstitel führte. Dem andenken an diesen sohn sind beide steine geweiht, deren inschriften nach Wimmers lesung folgendermassen lauten:

a) *Asfriþr karþi kumbl þaun aft Siktriku sun sin ą ui Knubu*, d. i. Asfrid errichtete dies denkmal nach (zum gedächtnisse) ihrem sohne Sigtrygg auf dem heiligtume (der geweihten grabstätte) Gnupas;

b) *Ui-Asfriþr karþi kubl þausi tutir Uþinkars aft Siktriuk kunuk sun sin auk Knubu*, d. i. Wi-Asfrid errichtete dieses denkmal, Odinkars tochter, nach (zum gedächtnisse) könig Sigtrygg, ihrem und Gnúpas sohne.

Von den namen, die diese beiden inschriften enthalten, werden Gnupa und Sigtryggr auch in historischen schriften des mittelalters genannt. Den Gnúpa erwähnt zuerst der bekannte sächsische chronist Widukind von Corvey, welcher in seinen Res gestae Saxonicae I, 40 berichtet, dass der deutsche könig Heinrich I. nach dem glücklichen feldzuge gegen die Ungarn (933) seine waffen gegen die Dänen gewandt habe, um ihren raubzügen nach den friesischen küsten ein ziel zu setzen; er habe sie besiegt, zur zahlung eines tributs gezwungen und ihren könig Chnuba genötigt, sich taufen zu lassen. Diese von einem zeitgenossen der könige Heinrich I. und Otto I. herrührende nachricht ist unbedingt zuverlässig; sie wird auch durch

1) [Der erste halbband, die historischen denkmäler umfassend, ist soeben erschienen. Juni 1895. H. G.]

eine notiz der Corveyer annalen, dass Heinrich im jahre 934 die Dänen unterworfen habe, bestätigt. Sodann finden wir Gnupa bei Adam von Bremen wider. Dieser autor, der ein jahrhundert nach Widukind die Gesta pontificum ecclesiae Hammaburgensis schrieb und für seine berichte über dänische geschichte mündliche mitteilungen des königs Sven Estridsson benutzen durfte, erzählt (I, 50), dass nach der „normannischen niederlage“ (d. h. nach der Löwener schlacht vom jahre 891) ein könig „Heiligo“ in Dänemark geherrscht habe; diesem sei ein könig schwedischer abkunft, namens Olaf, gefolgt, der das dänische reich unterworfen und die krone auf seine söhne Chnob und Gurd vererbt habe. An einer anderen stelle (I, 54) berichtet Adam ferner, dass auf Olaf, der mit seinen söhnen in Dänemark geherrscht habe, ein könig namens Sigerich gefolgt sei; dieser sei aber nach kurzer zeit von „Hardegon“, dem sohne Svens, der aus „Nortmannia“ kam, des reiches beraubt worden. — Die dritte quelle ist die grössere Ólafs saga Tryggvasonar (geschrieben um 1300), welche cap. 63 (FMS I, 116) folgende notiz enthält: „König Gorm zog mit seinem heere in das reich in Dänemark, welches Reiđgotaland genannt ward, gegenwärtig aber Jütland heisst, gegen den könig, der dort herrschte und den namen Gnúpa führte; sie kämpften in mehreren schlachten mit einander und das ende war, dass Gorm jenen könig erschlug und sein reich sich unterwarf; darauf wandte sich Gorm gegen den könig, der Silfraskalli hiess und kämpfte mit ihm, und Gorm war allezeit siegreich und fällte schliesslich auch diesen könig. Dann gieng er nach Jütland hinauf und fuhr so gewaltig mit dem heerschilde drein, dass er alle könige südlich bis zur Schlei vernichtete.“

Durch combination dieser nachrichten mit den inschriften der beiden steine gelangt Wimmer zu dem schlusse, dass gegen anfang des 10. jahrhunderts, während Gorm der alte über Dänemark herrschte, ein schwedischer wiking, namens Olaf, bei Heiđabý (Schleswig) sich festgesetzt und eine herrschaft begründet habe, die er auf seinen sohn Gnúpa vererbte. Dieser verstärkte seine macht durch seine vermählung mit Asfrid, der tochter eines jütischen häuptlings Odinkar, wurde aber von Heinrich I. besiegt und zur taufe genötigt (934). Als er dann (durch die Deutschen unterstützt?) sein reich nach norden auszubreiten versuchte, geriet er mit dem Dänenkönige Gorm in kampf und fand in diesem seinen untergang. Seine herrschaft war jedoch nicht vernichtet. Die witwe liess ihm, als protest gegen die erzwungene taufe, nach heidnischer sitte ein prächtiges grabdenkmal errichten und regierte weiter, zusammen mit ihrem sohne Sigtrygg. Dieser fiel jedoch (um 950) im kampfe gegen Harald blauzahn. Die mutter liess auf der geheiligten grabstätte (*ui*) des vaters, nach der sie selbst den namen Wi-Asfrid führte, nun auch dem sohne die ruhestätte bereiten und zu seinem andenken zwei runensteine errichten, einen mit schwedischer (a) und einen mit dänischer inschrift (b).

Dass diese darstellung im wesentlichen richtig ist, unterliegt keinem zweifel. Die von Hermann Möller erhobenen einwendungen[1] sind — von einem gleich näher zu berührenden punkte abgesehen — belanglos und erledigen sich durch die höchst wahrscheinliche annahme, dass Adam von Bremen den tod des Sigerich (d. i. Sig-

1) Anzeiger f. deutsches altert. 19 (1893) s. 11—32. Diese anzeige Möllers hat eine kleine litterarische fehde zwischen ihm und Wimmer zur folge gehabt, die in den verhandlungen der kgl. dänischen gesellschaft der wissenschaften sich abgespielt hat. Auf Wimmers erwiderung (Oversigt over det kgl. danske videnskabs selskabs forhandlinger 1893 s. 112—133) erfolgte eine replik Möllers (ebda s. 205—273) und eine duplik Wimmers (ebda 275—284), auf welche Müller noch eimal (ebda s. 370—403) antwortete.

gegner, der nach seiner chronologie bald nach 911 erfolgt wäre, mindestens um ein menschenalter zu früh angesetzt hat. Wie ungenau Sven Estridssons mitteilungen gewesen sind, ergibt sich aus Adams bekenntnis, „dass er nicht wisse, ob alle die von ihm genannten dänischen könige oder tyrannen gleichzeitig oder nach einander regiert hätten.“ Wir haben also durchaus nicht nötig, den Gnúpa, von dem Widukind und die Ólafs saga erzählen, für einen jüngeren nachkommen oder verwandten des von Adam erwähnten gleichnamigen mannes zu halten, vielmehr sind beide ohne alle frage identisch. Zweifelhaft ist meines erachtens nur, ob Wimmers hypothese, dass Sigtrygg durch Harald blauzahn (c. 935—85) gefallen sei, richtig ist. Diese hypothese ist nämlich nur möglich, wenn wir mit Wimmer annehmen, dass Adams bericht von „Hardegon“ einen doppelten fehler enthält: „Hardegon“ ist nach Wimmer eine verderbnis aus „Haraldus“ und statt „filius Svein“ müsste „pater Svein“ eingesetzt werden; Northmannia endlich wäre als Norwegen zu verstehen und die worte „veniens a Northmannia“ bezögen sich auf Harald blauzahns heerfahrt unmittelbar nach dem tode des norwegischen königs Harald graupelz (um 965), auf der er sich in Norwegen huldigen liess und Hakon jarl als statthalter einsetzte. Ich möchte eher glauben, dass (wie Möller und neuerdings Gustav Storm[1] annehmen), Hardegon eine entstellung von Hardaknut ist, und dass mit diesem wirklich der vater Gorms des alten gemeint ist; dass dieser Hardaknut als gegner Sigtryggs genannt wird, beruht aber auf der willkürlichen chronologie Adams, der die schwedischen kleinfürsten in Schleswig, welche tatsächlich zeitgenossen von Gorm und Harald waren, zu vorgängern dieser könige gemacht hat. Storm (in dem unten angeführten artikel) sucht Wimmers hypothese direkt zu widerlegen: aber seine behauptung, dass der Sigtrygg unsrer beiden steine mit dem könige Setricus identisch sei, der nach Flodoard von Reims im jahre 943 im kampfe gegen den westfränkischen könig Ludwig fiel, ist doch schliesslich auch nur eine hypothese, für die ein zwingender beweis nicht erbracht werden kann, obwol ich ihre möglichkeit oder wahrscheinlichkeit nicht in abrede stelle. Wäre Storms annahme richtig, so stände ja für die errichtung der beiden steine ein sicheres datum fest, das sich von Wimmers aus runologischen gründen gefolgerter datierung (um 950) nur sehr wenig entfernte. Zu einem in jeder beziehung sichern resultat werden wir aber bei der dürftigkeit und unzuverlässigkeit der quellen schwerlich je gelangen.

Günstiger steht die sache mit den beiden anderen steinen, dem von Hedeby (c), welcher bereits 1796 gefunden wurde und gegenwärtig ebenfalls im parke zu Luisenlund sich befindet, und dem Danevirkestein (d), der seit 1857 bekannt ist und auf der spitze des Tvebergs bei Bustrup (sw. von Schleswig) auf seinem alten platze jüngst wider aufgerichtet wurde. Die inschriften der beiden steine lauten nach Wimmers lesung:

c) *þurlf rispi stin þansi himþigi Srins eftir Erik filaga sin ias uarþ tauþr þa trekiar satu um Haiþa bu ian han uas sturi matr tregR harþa kuþr*, d. i. Þorolf, der gefolgsmann Svens, errichtete diesen stein nach (zum gedächtnis) seinem genossen Erik, welcher starb, als die männer um Hedeby sassen (H. belagerten); er aber war steuermann (schiffskapitän), ein ausserordentlich braver mann;

d) *Suin kunukr sati stin uftir Skarþa sin himþiga ias uas farin uestr iąn nu uarþ taupr at Hiþa bu*, d. i. könig Sven errichtete diesen stein nach (zum gedächtnis) seinem gefolgsmanne Skarþi, der westwärts (nach England) gefahren war, jetzt aber bei Hedeby starb.

1) To runestene fra Sønderjylland og deres historiske betydning in (Norsk) Hist. tidskr. 1894.

Die beiden zweifellos gleichzeitigen denkmäler, die nach ausweis der schrift (es werden bereits punktierte runen angewendet) und der sprache um das jahr 1000 datiert werden müssen, beziehen sich, wie Wimmer ausführt, sicher auf dasselbe ereigniss, eine belagerung von Schleswig, und der „Sven" in c ist ohne frage mit dem „könige Sven" von d identisch. Dieser könig Sven kann kein anderer sein, als Sven gabelbart (c. 985—1014), der 994 und 995 in England kämpfte. Während seiner abwesenheit wurde Schleswig von dem Schwedenkönig Erik dem siegreichen, der sich an den Dänen, die seiner zeit seinen neffen Styrbiǫrn unterstützt hatten, rächen wollte, erobert und geplündert. Die Schweden setzten sich in der stadt fest, und die erste aufgabe, die Sven nach seiner heimkehr zu vollbringen hatte, war, die fremden eindringlinge zu vertreiben, was ihm nach dem zeugnisse unserer steine auch gelang. Einem seiner gefolgsleute, der während der belagerung gefallen war, Skarþi — vielleicht demselben manne, der nach Snorres Heimskringla (Ól. saga Tryggv. c. 46) an dem unglücklichen zuge der Jomsvikinger nach Norwegen teilgenommen hatte — weihte der könig selber auf dem steine d einen ehrenden nachruf; einem anderen manne in gleicher stellung, Erik, wurde von seinem kameraden Þorolf der denkstein c gesetzt. Anhangsweise macht dann Wimmer noch darauf aufmerksam, dass einem dritten krieger Svens, der ebenfalls bei Hedeby fiel, wahrscheinlich der kleinere stein von Aarhus, dessen inschrift nur verstümmelt erhalten ist, als denkmal gestiftet ward: sie besagt, dass ein dänischer krieger, dessen namen bis auf das schliessende R zerstört ist, seinem kameraden Amundi, der bei Hedeby starb, den stein errichtet habe — der grössere stein von Aarhus enthält dagegen, wie es scheint, eine erinnerung an die sagenberühmte schlacht von Svoldr, denn ihn weihten vier überlebende kämpfer ihrem genossen Ful, der „draussen im osten" fiel, als „die könige mit einander kämpften". — Man sieht also, dass diese steine neben dem sprachlichen (sie bezeugen als älteste denkmäler die aus dem urnordischen entwickelte ostskandinavische mundart) auch ein sehr bedeutendes historisches interesse besitzen.

2) Die zweite schrift Wimmers müssen wir Deutsche mit ganz besonderer freude begrüssen, weil sie sich ausschliesslich mit unseren heimischen runendenkmälern beschäftigt und das leider so sehr dürftige material durch zwei überaus wertvolle stücke, die bisher noch nirgends publiciert waren, bereichert. Es sind dies zwei silberne spangen, die 1885 bei Bezenye (3 meilen sö. von Pressburg) auf einem grossen begräbnissplatze aus der zeit der völkerwanderung in einem frauengrabe gefunden wurden. Dass beide spangen inschriften tragen, ward jedoch erst 1893 von prof. Hampel in Buda-Pesth entdeckt, der mit rühmenswerter selbstlosigkeit die veröffentlichung dem bewährtesten runologen überliess. Die schmuckstücke entstammen augenscheinlich derselben werkstätte, und die runen, die sich auf ihnen finden, sind, wie Wimmer vermutet, von derselben person eingeritzt. Auf der ersten spange (a) steht *Godahid unja,* was Wimmer zweifellos richtig zu *Godahild wunja* ergänzt; auf der zweiten (b) *Arsipoda segun.* Somit bestehen die inschriften nur aus je zwei worten: aus einem weiblichen eigennamen und einem segenswort. Godahild ist ein sehr bekannter name; Arsipoda dagegen ist bisher noch nicht nachgewiesen, wol aber kommen die beiden glieder, aus denen das compositum zusammengesetzt ist, auch anderwärts in frauennamen vor: ahd. *-poda* st. *-boda* in Siboda (d. i. Sigiboda?) und Liupota (d. i. Liudboda?), altn. in Angrboða und Aurboða; *Arsi-* freilich nur einmal in ahd. Arsirîd, das Förstemann aus dem verbrüderungsbuch von St. Peter in Salzburg belegt. Der *a*-rune in Arsipoda geht noch ein eigentümliches zeichen vor-

aus, das wie ein circumflex (^) aussieht und von Wimmer auch als ein solcher erklärt wird, ob mit recht, ist mir zweifelhaft, da die verwendung von accenten in runeninschriften sonst nirgends sich findet. Dagegen steht dasselbe zeichen am schlusse der inschrift des Braunschweiger reliquienkästchens (Stephens I, 381; Bugge, Norges indskrifter med de ældre runer s. 119), also gewissermassen als interpunktion, und es dürfte möglich sein, dass es in ähnlichem sinne, nämlich als anfangszeichen, auch auf der ungarischen spange b zu fassen ist, was bereits Sievers als vermutung aussprach, Wimmer dagegen ablehnt. Die beiden frauennamen bezeichnen nach Wimmer nicht die besitzerinnen, sondern die schenkerinnen der spangen, die vielleicht nonnen in dem um das jahr 700 gegründeten St. Peters-kloster zu Salzburg gewesen seien und einer neugetauften schwester im osten die kostbaren schmuckgegenstände mit einem frommen wunsche übersandt hätten. Auf Baiern weist ja unzweideutig das anlautende *p* in *-poda*, und nur in Salzburg ist bisher das noch unerklärte element *Arsi-* in einem namenbuche des 8. jahrhunderts bezeugt; in die ersten beiden decennien desselben setzt aber Wimmer aus runologischen gründen die spangeninschriften.

In dem übrigen teile seiner schrift behandelt Wimmer die wichtigsten der schon früher bekannten deutschen runendenkmäler, von denen er vier (die spangen von Osthofen, Freilaubersheim, Engers und Kerlich) aufs neue in Kopenhagen selbst sorgfältig untersucht hat, und ergreift dabei natürlich die gelegenheit, sich mit Hennings buche auseinander zu setzen. In der ablehnung mehrerer von Henning vorgeschlagener deutungen trifft er mit mir (vgl. Zeitschr. 23, 354 fgg.) zusammen, im allgemeinen aber lässt meines erachtens seine kritik dem verdienstlichen werke, das Bugge günstiger und billiger beurteilt, nicht genügende gerechtigkeit widerfahren. Über die resultate seiner forschungen sei im folgenden kurz referiert.

Die inschrift der spange von Engers ist nach Wimmer von Henning mit unrecht für eine fälschung erklärt, und man wird nach den aussagen der beamten des Wormser museums an der echtheit nicht zweifeln dürfen, zumal da auch einige augenscheinlich alte risse erst nach dem einritzen der schrift entstanden sein können. Die inschrift *leub* betrachtet Wimmer (wie *segun* und *wunja* auf den spangen von Bezenye) als einen segenswunsch und in der tat kann *leub* sehr wol „heil“ oder „segen“ bedeuten (vgl. z. b. Hêl. 497 *liudiun te leoba*). — Auf der spange von Freilaubersheim erklärt Wimmer natürlich die ersten drei worte (*Boso wraet runa*) ebenso wie die deutschen gelehrten, die sich mit diesem denkmal beschäftigt haben (nur sieht er *runa* wol mit recht für den acc. plur. an); die drei letzten worte liest er, von Rieger (Ztschr. 5, 375 fgg.) und Henning abweichend: *þk dalina godd*, was er zu *þik Dalina godda* „te Dalinam donavit“ ergänzt. Henning hatte zwischen *go[l]d[a]* und *go[d]d[a]* geschwankt und *Daþena* statt *Dalina* gelesen, nach Wimmer sind jedoch die beiden *d* in *godd* mit sicherheit erkennbar, und die dritte rune in dem weiblichen namen ist deutlich ein *l*, wenn auch der schrägstrich nicht von der spitze des senkrechten ausgeht, sondern etwas tiefer steht. Der name Dalina (d. i. Dallinna) ist zwar fast nirgends bezeugt, erregt aber keine bedenken, da im ahd. der männliche eigenname *Tallo* sich findet und die endung *-inna* (< *injō*) in weiblichen namen mehrfach vorkommt (*Walahinna*, Förstemann 1231, *Zaigina* 1365, *Zewina* 1366 usw.). Über die casusform *Dalina* hat Wimmer sich nicht ausgesprochen: natürlich kann es nur der acc. sein, nicht der nom. (voc.), welcher *Dallin* lauten müsste. Auch eine datierung der inschrift hat Wimmer nicht gegeben: dass sie älter ist als unsere litterarischen denkmäler, beweist das anlautende *w* in *wraet*, das schon

im 8. jahrhundert geschwunden war, und das unverschobene *t* in demselben worte: wir werden sie wol in das 6. jahrhundert zu stellen haben. — Zu einer sicheren deutung der inschriften auf den spangen von Osthofen und Charnay zu gelangen, hält Wimmer für hoffnungslos: auf der ersten fehlt wahrscheinlich der anfang, der auf dem verlorenen teile der fibula gestanden haben dürfte, und aus den erhaltenen wörtern (*go..: furad.. de: ofileg*) lässt sich ein sinn nicht gewinnen — und auch für die legende der zweiten (*uþfnþai: iddan: liano*), die bisher allen erklärungsversuchen trotz bot, scheint er weitere bemühungen für fruchtlos anzusehen. Dennoch möchte ich, auf die gefahr hin, die zahl der verfehlten hypothesen um eine zu vermehren, eine vermutung nicht zurückhalten. In *uþfnþai* suchte Henning (und neuerdings Bugge, Norges indskrifter s. 140 — s. u. s. 244) den opt. praes. eines compositums von *finþan;* es ist jedoch auch eine andere annahme möglich, nämlich das wort als dat. sg. zu erklären, und zwar als dat. sg. eines männlichen *i*-stammes. Dass diese stämme ihren dat. einmal wie die feminina mit der endung *-ai* bildeten, also **balgai* wie *anstai,* ist heute allgemein anerkannt. Nehmen wir nun mit Bugge a. a. o. an, dass in *uþfnþai* das *n* an eine falsche stelle gekommen ist (wie das *r* in *þurlf* statt *þulfr* auf dem steine von Hedeby), und dass es eigentlich hinter dem *u* hätte stehen müssen, so liesse sich *unþfþai* zu *[h]unþ]a]faþai* ergänzen. Der abfall des *h* im anlaute hat auch in *Iddan* stattgefunden, da dieses wort (dat. sing.) doch wol mit Henning als koseform eines mit *Hildi-* zusammengesetzten namens erklärt werden muss, und auch das *þ* als bezeichnung der tönenden spirans (für die das gotische bereits *d* verwendet) findet bestätigung in der schreibung *Burgunziones* (Wackernagel, Kl. schriften III, 339). *Liano* ist mit Bugge als nom. sing. eines weiblichen eigennamens zu fassen, dessen etymologie allerdings schwierigkeiten macht. Der von Bugge verglichene, aus viel späterer zeit bezeugte name *Lianhalm* bringt uns nicht weiter, da im 6. jahrhundert der diphthong *ia* in einem germanischen worte kaum möglich ist. Wenn man also nicht annehmen will, dass zwischen den beiden vokalen ein konsonant ausgelassen ist (und welcher?), so bleibt kaum etwas anderes übrig, als *Liano* für eine germanisierung des lat. Leaena (gr. *Λέαινα*) zu erklären, das bekanntlich als eigenname verwendet ist; übrigens könnte ja auch Idda eine romanische geliebte gehabt haben. Die übersetzung würde also lauten: „Liano dem centurionen Idda", was sich zum mindesten durch seine einfachheit empfiehlt. — Was man auf der spange von Hohenstadt früher als runen ansah, sind auch nach Wimmer, der hierin mit Henning übereinstimmt, nur zufällige ritzen im silber; ebensowenig sind auf den spangen von Gandersheim und Flomborn schriftzüge zu erkennen. — Unecht sind die inschriften auf dem speerblatte von Torcello und auf der Kerlicher spange, die auch Henning für fälschungen hält. — Über die spange von Balingen äussert Wimmer nur, dass Söderbergs lesung der ersten 4 zeichen (*ahlf*) nicht richtig ist, er verzichtet aber auf eine deutung der inschrift, welche er um 700 ansetzt, da ihm das original selbst nicht vorgelegen hat. — Das Berliner thonköpfchen endlich ist aus der reihe der „deutschen" denkmäler zu streichen, da die runenzeichen durchaus mit den jüngeren nordischen typen übereinstimmen; deutbar ist die inschrift, welche dem 12. jahrhundert angehört, nicht, da sie vermutlich nur die anfangsbuchstaben von wörtern enthält.

3) Bugges grosses werk, von dem erst 2 lieferungen vorliegen, wird sämtliche norwegische runeninschriften behandeln, welche mit dem älteren (gemeingermanischen) alphabet von 24 zeichen geschrieben sind. Er ordnet diese inschriften

geographisch, indem er im äussersten südosten, in Smaalenene, beginnt und von hier aus weiter nach nw. vorschreitet. In den beiden heften sind erst 6 denkmäler besprochen: die runensteine von Tune, Einang und By, der brakteat von Fredriksstad, die bronzefigur von Frøshov und die spange von Fonnaas. Ich beschränke mich auch dem Buggischen buche gegenüber im wesentlichen auf ein referat.

Die inschrift des Tunesteines (nr. 1), welche Bugge in die erste hälfte des 6. jahrhunderts setzt, rührt von zwei verschiedenen händen her. Von der ersten stammen die alliterierenden, βουστροφηδόν geschriebenen langzeilen:

Ek WiwaR after Woduride
witadahalaiban worahto r[unoR]

„ich Wiw machte diese runen nach (zum gedächtnisse) dem gefolgschaftsgenossen Wodurid." Die von dem zweiten steinhauer eingehauenen worte liest Bugge:

[afte]R Woduride staina [....] þrijoR dohtriR dalidun (d. i. *dailidun*) *arbija sijostir* (d. i. *sibjostir*) *arbijano*

„nach (zum gedächtnis) dem Wodurid [bezeichneten] drei töchter den stein; die nächstverwandten von den erben teilten das erbe."

Während der erste teil der inschrift (einschliesslich der ergänzung) zweifellos richtig gedeutet ist, erregt die erklärung des zweiten, für die Bugge selbst erst nach mehrfachem schwanken[1] sich entschieden hat, verschiedene bedenken. Zunächst ist es auffallend, dass die 4 mal vorkommende rune ◇, welche sonst den lautwert eines nasalierten *n* hat, auf unserem denkmal (was schon Guđbr. Vigfússon in seinem Corpus poet. bor. — natürlich ohne jede begründung — behauptet hatte), *j* bedeuten soll. Indessen lässt sich diese annahme durch die ähnlichkeit der beiden zeichen, welche eine verwechselung zur folge haben konnte, rechtfertigen, zumal da man auf diesem wege zu leichter erklärbaren wortformen gelangt. Sodann ist die wortstellung in der ersten satzhälfte (adverbiale bestimmung, objekt, verbum, subjekt) so seltsam, dass sie in prosaischer rede kaum wider so vorkommen dürfte. Sie lässt sich, meine ich, nur erklären, wenn man annimmt, dass den runenschreiber eine ganz besondere absicht leitete, etwa die, dasselbe subjekt für die beiden asyndetisch neben einander gestellten sätze zu verwenden, sodass wir also ein ἀπὸ κοινοῦ zu statuieren hätten: „nach Wodurid bezeichneten den stein (auch) die drei töchter, (sie) teilten als nächstverwandte unter den erben[2] das erbe". Die erwähnung der erbteilung auf einem grabsteine (die Bugge übrigens auch aus späterer zeit belegt), lässt sich für unseren fall vielleicht dadurch erklären, dass die drei töchter erst nach einem rechtsstreite mit den übrigen erben in den besitz des nachlasses gelangten und nun den stein zugleich zu einem denkmal des siegreich durchgeführten processes machten. Bugges meinung, dass die *sibjostir arbijano* und die *þrijor dohtrir* verschiedene personen seien, halte ich zum mindesten für höchst unwahrscheinlich.

1) Dieses schwanken hat sogar die drucklegung des ersten heftes überdauert. Es macht einen seltsamen eindruck, dass auf dem 5. (am 1. juli 1891 gedruckten) bogen mehreres zurückgenommen wird, was auf dem 4. (der am 13. juni die presse verliess) behauptet war. Konnte der druck nicht so lange verschoben werden, bis Bugge seine untersuchungen über das erste denkmal abgeschlossen hatte? Wozu diese überhastung? Bei einem werke von so monumentaler bedeutung war es doch wahrhaftig kein unglück, wenn die 1. lieferung ein paar wochen später ausgegeben wurde.

2) Erbe ist hier natürlich zu verstehen als „jemand der auf den nachlass ansprüche erhebt". Damit erledigen sich die einwendungen von Fr. Burg (Zs. f. d. a. 38, 174 fg.), deren gewicht durch ein paar deplacierte witzchen nicht verstärkt wird.

Nr. 2 und 3, den brakteaten von **F r e d r i k s t a d** und die bronzefigur von **F r ø i - h o v** können wir überspringen, da es zweifelhaft ist, ob die auf diesen gegenständen eingegrabenen zeichen wirklich runen sind, und eine sichere deutung völlig ausgeschlossen scheint. — Nr. 4 ist die erst 1877 aufgefundene spange von **F o n n a a s**, welche Bugge bereits 1888 in den K. Vitterhets historie och antiqvitets handlingar zusammen mit der inschrift des Rökstons ausführlich behandelt hatte. Seine dort gegebene deutung, welche hier im wesentlichen widerholt wird, gehört meines erachtens zu dem besten, was auf diesem schwierigen gebiete je geleistet ist; sie ist ein neues ruhmeszeugnis für die glänzende divinatorische begabung des ausgezeichneten gelehrten. Die erklärung war hier mit besonderen schwierigkeiten verknüpft, da die wörter der inschrift stark verkürzt sind, mithin eine ganze anzahl von zeichen ergänzt werden mussten. Auf der spange steht:

nglsklR wkshu ingRsangsrbse ihspidultl,

was Bugge folgendermassen herstellt:

[A]ng[i]l[a]sk[a]l[k]R W[a]k[r]s hu[s]ingR sa [i]ng[i]s[a]rb[i]s[k]e [a]ih spi[n]dul t[i]l, d. h.

„Angelskalk, Wakrs hausgenosse von Ingesarv, besitzt die gute nadel.“

Die wahrscheinlichkeit, dass diese deutung das richtige getroffen hat, wird durch den umstand bedeutend erhöht, dass Bugge n a c h d e m a b s c h l u s s e seiner arbeit erfuhr, dass in der schwedischen landschaft Dalarne, die mit dem norwegischen Rendalen, wo die spange gefunden ward, grenzt, tatsächlich ein ort namens Ingisarff existierte, wie auch derselbe name noch einmal in Helsingland (nicht aber in Norwegen) sich widerfindet. Bugge schliesst daraus, dass der eigentümer der spange, welche in das 7. jahrhundert zu setzen ist, wahrscheinlich in Dalarne oder doch im nördlichen Schweden zu hause war.

Nr. 5, der runenstein von **E i n a n g**, nach Bugge um die mitte des 5. jahrhunderts zu datieren, enthält nur die 4 worte: *DagaR þaR runo faihido.* Bugge hält an seiner früheren deutung fest, nach welcher *þaR* als acc. plur. des demonstrativpronomens zu fassen ist (= altn. *þær*) und *runo* ebenfalls acc. pl. (= altn. *runar*). er übersetzt also: „Dag schrieb diese runen.“ Wimmer dagegen hatte *þaR* als adverb erklärt und *runo* als acc. sg. bezeichnet; demgemäss würde zu übersetzen sein: „Dag schrieb dort die rune.“ Aber das adv. *þaR* (das überdies, wie Bugge nachweist, sonst stets mit *r*, niemals mit *R* geschrieben wird) scheint mir dem sinne nach unmöglich, da man vielmehr *her* erwarten sollte; auch wäre der collective singular *runo* auffallend. Ich halte daher die erklärung Bugges für die richtige, wenn man auch genötigt ist, mit ihm hinter *runo* ein *R* zu ergänzen.

Das letzte in den beiden heften behandelte norwegische denkmal ist der seit dem 18. jahrhundert bekannte runenstein von **B y** (nr. 6), den Bugge in die mitte des 7. jahrhunderts setzt. Er liest seine inschrift:

eirilaR HroRaR HroReR orte þat aRina u[p]t Alai[b]u dR (d. i. *dohtuR*) *rmþ*[rune] (d. i. *runoR markide þaR EhaR*)

und übersetzt: „der kriegerhäuptling Hror Hrors sohn machte diese steinplatte nach (zum gedächtnis) der (seiner) tochter Alaiv; diese runen schrieb Eh.“ — *eirilaR* (= altn. *jarl,* ags. *eorl*) ist aus *erilaR* entstanden; das *ei* der ersten silbe betrachtet Bugge als bezeichnung des ursprünglichen kurzen *e*, das im begriffe war, sich dem *i* der folgenden silbe zu assimilieren: in weiterer entwickelung musste *erilaR* zu **irill* werden, das jedoch durch *jarl* (eine bildung nach der analogie der pluralformen) ver-

drängt ward. — *Hrorer* ist ein patronymicum mit dem suffix *-ja*, das in dem *Haeruwulafir* des Istabysteines ein seitenstück hat, wie auch in anderen ar. sprachen dergleichen bildungen begegnen (gr. *Τελαμώνιος, Κρόνιος* usw.), während sie in dem historischen altnordisch gänzlich mangeln. — *aʀina* (acc. sing. eines st. n.) ist — von dem veränderten geschlecht abgesehen — dasselbe wort wie altn. *arinn*, m. „steinplatte, herd", ahd. *arin*, n. „altare, templum", *erin*, m. „fussboden, tenne" (noch heute in ober- und binnendeutschen diall. *ehren, öhren*). — *upt* (wahrscheinlich *opt* gesprochen) ist durch den einfluss der labialverbindung aus *ept* entstanden; die schreibung mit *u* findet sich auch auf anderen runendenkmälern. — *Alaibu* ist der acc. des frauennamens, der in dem historischen altnordisch *Álof* oder *Ólof* geschrieben wird. — Die deutung der letzten vier runen kann natürlich nur eine hypothese sein, die jedoch im ganzen nicht unwahrscheinlich ist: dass der name des runenritzers mit der der rune ᛇ identisch gewesen sei, ist ein glücklicher gedanke; nur möchte man wünschen, dass die existenz dieses wortes als eigenname besser beglaubigt werde, als durch die inschrift des brakteaten von Aasum, deren lesung mir doch höchst problematisch erscheint. — Bemerkenswert ist es, dass in der inschrift zweimal die rune ʀ im inlaut erscheint (in *Hroʀaʀ* — *Hroʀiʀ* und in *aʀina;* beide wörter haben also ursprünglich ein *s* enthalten; durch das erste erhält die von Kluge aufgestellte etymologie von nhd. *rühren* (< got. *hrôzjan*) bestätigung — der von ihm vermisste „auswärtige" repräsentant der wurzel *krâs* ist von Bugge in griech. *κεράννυμι* < **κεράσνυμι* gefunden — und *aʀina* stellt er zu lat. *ara* < *asa*, osk. *aso*.

An die deutung der inschrift von By hat Bugge noch zwei sehr wertvolle exkurse angeschlossen, von denen jedoch nur der erste (über die rune ᛇ) in heft 2 vollständig enthalten ist. Er führt hier den m. e. vollständig gelungenen nachweis, dass dies vielumstrittene zeichen den lautwert eines zwischen *e* und *i* in der mitte liegenden vocales (also eines geschlossenen *e*) repräsentiere, stimmt also hierin mit Henning überein, dessen ansicht ich schon 1890 (Ztschr. 23, 359 anm. 1) beigepflichtet habe. Besonders schätzbar ist dieser exkurs ferner dadurch, dass Bugge mehrere unserer deutschen runeninschriften aufs neue behandelt hat. Die zweite hälfte der Freilaubersheimer spangeninschrift liest er (von Henning und Wimmer gänzlich abweichend) *odiþo mal ina goim[i]* „der segnungen zeichen (d. h. das kreuz) behüte ihn"; auf der spange von Osthofen glaubt er die worte: *god furad[i] mi Ofile* „gott sorge für mich Offil" zu erkennen; die zeichen auf der grösseren Nordendorfer spange ergeben ihm die legende: *Ao a[n] Leubwinie* „Ao an Leubwine"; die der kleineren: *Birilio eik* „ich B. habe" (also bragarmál auf deutschem boden?!); auf der spange von Ems steht nach Bugge nicht *Madan*, sondern *Madali*. Endlich wird auch für die inschrift der Charnayspange eine neue deutung vorgeschlagen: *Unþa faþi Iddan Liano eia* „Es gönnte (d. h. schenkte) dem bräutigam Idda Liano sie (nämlich die spange)". Alle diese deutungsversuche werden von Bugge nur unter reserve ausgesprochen: er macht mit recht darauf aufmerksam, dass wir uns hier auf einem weit schwankenderen grunde bewegen, als im norden und England, weil das material so äusserst gering und die inschriften zum grossen teile sehr undeutlich und schwer lesbar sind, und er warnt davor, mit den lesungen wie mit gesicherten resultaten zu operieren. Ich muss denn auch gestehen, dass mir seine sämmtlichen deutungen mehrfache bedenken erregen; namentlich muss ich gegen die erklärung der inschrift von Charnay denselben einwand widerholen, den ich seiner zeit gegen Hennings lesung geltend machte: für mich ist die möglichkeit, dass ein noch nicht erwähnter gegenstand durch ein pronomen bezeichnet sein könnte, ausgeschlossen. Ein

eigener deutungsversuch, der von Bugge die umsetzung einzelner zeichen entlehnt, die runen *ᛚia* aber von der eigentlichen inschrift ausschliesst, worin ich mit Wimmer zusammentreffe (vgl. Ztschr. 23, 359 und Wimmer, De tyske runemindesmærker s. 78), ist oben s. 241 fg. mitgeteilt.

Auf die fortsetzung des 2. exkurses, der die gotländische inschrift der spange von Etelhem *(mik Mârila worta)* behandeln wird, dürfen wir besonders gespannt sein, da derselbe den nachweis zu bringen verspricht, dass der dialekt der insel Gotland ursprünglich nicht ein skandinavischer, sondern ein gotischer gewesen ist. Auch sonst wird das weiter fortschreitende werk, dem wir rüstige förderung wünschen, für die wissenschaft sicherlich reiche erträge liefern und viel neue resultate zu tage schaffen: so dürfen wir z. b. wol erwarten, dass die auf s. 143 ausgesprochene meinung, die runenschrift sei von einem gotischen stamme erfunden, nicht ohne eingehende begründung bleiben werde. Dieselbe ansicht findet sich ja bekanntlich schon bei Henning (Die deutschen runendenkmäler s. 152).

Die äussere ausstattung des norwegischen runenwerkes könnte besser sein: es wird in dieser beziehung hinter Hennings buche und namentlich auch hinter dem im drucke befindlichen Wimmerschen corpus der dänischen runeninschriften (von dem ich einzelne aushängebogen bereits im vorigen herbste einsehen durfte) zurückstehen. Namentlich ist es zu bedauern, dass verschiedene ältere illustrationen einfach reproduciert wurden, obgleich Bugge ausdrücklich hervorhebt, dass sie ungenügend und fehlerhaft sind (vgl. s. 92 anm., s. 94 anm. 1 u. ö.). Diesem mangel wird auch durch die dankenswerten zwei phototypien einzelner teile des Tunesteines, welche neu angefertigt wurden, nicht genügend abgeholfen. Die correctur ist mit grosser sorgfalt ausgeführt, und es sind daher nur einzelne kleinigkeiten zu berichtigen. S. 3, z. 2 v. o. lies: Pauls Grundriss II, 2; s. 22, z. 11 v. u. ist ein und derselbe beleg zweimal angeführt, denn der stein von Hobro (Thorsen Jyll. nr. 40) ist mit Liljegr. nr. 1499 identisch; dasselbe ist zu s. 100, z. 20 v. o. zu bemerken, da die nr. 45[b] und 85 bei Stephens einen und denselben brakteaten bezeichnen; s. 26, z. 9 v. u. lies: sammen; s. 27, z. 16 v. u. ist das citat Liljegr. 1099 falsch, doch war ich ausser stande es zu verificieren; s. 32, z. 4 v. o. lies: Brugmann; s. 65, z. 11 v. o.: Ghv. 16, 7; s. 66, z. 7 v. u.: Skåång; s. 85, z. 8 v. o.: Runverser 164; s. 109, z. 17 v. u. hätte gesagt werden müssen, dass das upländische Björkö (Liljegr. nr. 334) gemeint ist, da orte desselben namens, bei denen ebenfalls runendenkmäler gefunden sind, auch in Södermanland und Småland liegen; ebda z. 2 v. u. lies: *faþuR for faþur*; s. 119, z. 6 v. o.: Dyb. fol. I (bis); s. 129, z. 23 v. o.: Strårup; ebda z. 22 v. o. ist die typographische widergabe der rune *ᚢ* gänzlich verunglückt; zu s. 147, z. 1 v. o. ist hinzuzufügen, dass der in der Themse gefundene „gegenstand" auf s. 120 ausführlich behandelt ward.

KIEL, 5. MÄRZ 1895. HUGO GERING.

Germanische mythologie. Von **Elard Hugo Meyer.** Berlin, Mayer & Müller. 1891. [Lehrbücher der germanischen philologie I.] XI, 354 s. 5 m.

„Die herleitung der wichtigsten mythenmassen aus den eindrücken, die der tod, der traum und der beherrschende dreiklang der drei hauptwettererscheinungen hervorrufen, ist hier zum ersten male durchgeführt. Werden diese vorgänge im ganzen als die richtigen grundlagen der mythenbildung anerkannt, so bin ich zufrieden" (vorwort). Eingehender hat der verfasser über begriff und aufgabe der mythologie

s. 9 fgg. gesprochen. Nur besonders eindrucksvolle vorgänge des menschenlebens und der natur seien im stande gewesen zur bildung lebensfähiger mythen anzuregen: geburt, krankheit, tod, alpdruck, traum, gewitter, wind, wolkenzug (sonne, mond und sterne, tag und nacht, himmel und erde spielen unbedeutende nebenrollen). Die aus diesen „weltgegenständen“ zusammengesetzten mythen sind zu glaubensartikeln geworden und haben die grundlagen der religion gebildet. Der cultus ist ein spiegelbild jener mythen, doch überwiegt in ihm das sittliche wie in der mythologie das phantastische. Das phantastische erscheint in einer niedern, den ansprüchen des gemeinen volkes dienenden form als seelenglaube, marenglaube, naturdämonenglaube; in einer aus den höheren ständen hervorgegangenen priester- und aristokratenmythologie als dämonenglaube, götterglaube, heroenglaube.

Was zunächst diese sonderung zwischen volks- und aristokratenmythologie betrifft, so setzt sie sich in widerspruch mit den ergebnissen der geschichte unserer poesie. Wir haben uns an diese um so mehr zu halten, als nach Meyer (§ 11) unter mythologie zu verstehen ist die summe der bilder und dichtungen, in denen die religiös-poetischen anschauungen eines volkes von gewissen vorgängen des menschenlebens und der natur ausgeprägt sind. Die mythologie, wie auch Müllenhoff sie gefasst wissen wollte (Mannhardt, Mythol. forsch. s. IX. DA. V, 157), war ein eigenartiger bestandteil der dichtung. Folglich hätte sie mit der litteraturgeschichte in erster linie fühlung zu behalten. Gerade Müllenhoff hat nun aber als festen eckstein seiner forschung aufgestellt, dass wir nur e i n e charakterform in allen äusserungen des germanischen lebens sich darstellen sehen (DA I, VII) und wir wissen, dass es die germanischen v o l k s dichtung ist, in der er jenen charakter widerzufinden glaubte. Es ist „die noch in ungetrennter einheit schaffende naturkraft des geistes“, der wir unsere älteste poesie verdanken, die unter dem g a n z e n volke gelebt hat, ein lebendiges buch, wahrer geschichte voll, erst im hohen mittelalter mit der einheit der nation uns verloren gegangen. Liliencron, ein zweiter vertreter dieser richtung, sagt in der vorrede zu seinen volksliedern: „die alte volksdichtung war berufen, die ganze religiöse, sittliche und geistige entwicklung des volkes während der frühen stufen seines lebens zu umfassen, die summe der geistigen entwicklung ist in jenen zeiten noch ungeteiltes gesamtgut des ganzen volkes gewesen, d. h. mit andern worten, in jenen alten zeiten war die wechselwirkung zwischen den trägern der bildung und der grossen masse in eben dem masse leichter, als der stoff, den es mitzuteilen galt, einfacher gedacht und geformt war. Es erscheint aber dieser stoff als eine tiefsinnige, a l l e n g e m e i n s a m e v o l k s b i l d u n g, welcher noch kein gegensatz einer andern dichtung oder darstellungsart gegenübersteht.“

Wol können wir heutzutage den begriff der volksdichtung nicht mehr im sinne von Herder und den Romantikern vertreten, aber es ist bekanntlich das ergebnis einer allseitigen würdigung der alten kultur, dass wir sie als ein „ungeteiltes gesamtgut des ganzen volkes“ betrachten: folglich ist das Meyersche system unserem germanischen altertum nicht conform. Seine mythologie ist mit den grundlagen der deutschen philologie unvereinbar.

Die heute so beliebte, aber meiner ansicht nach widersinnige unterscheidung zwischen niederer und höherer mythologie ist ja auch von einem manne ausgegangen, dem altdeutsche kultur und poesie fremd war. Aber es ist bedauerlich, dass sich innerhalb der deutschen philologie forscher gefunden haben, die sich von jenen leeren schlagwörtern Schwarzens haben irre leiten lassen. Nach dem, was ich aus der geschichte unserer wissenschaft und unserer kultur gelernt habe, ist es für

einen methodisch arbeitenden philologen unmöglich, die mythologische überlieferung des altertums auf zwei bildungsschichten des volkes zu verteilen.

Fernerhin muss ich entschiedensten einspruch erheben gegen die meteorologische und psychopathologische mythendeutung. Müllenhoff hat den unabänderlichen grundsatz aufgestellt, dass es sich für die philologen nicht um deutung, sondern um geschichte des mythus handle. Wenn Meyer diesen grundsatz preisgibt, ist er widerum über die grenzen der deutschen philologie hinaus. Ausserhalb der deutschen philologie gibt es aber keine deutsche mythologie. Es liegt in der beschaffenheit unseres materials begründet, dass nur ein philologe die mythologische überlieferung verarbeiten kann. Das ist ja wol auch die ansicht des verfassers, denn er hat seine germanische mythologie in einer serie von Lehrbüchern der philologie erscheinen lassen. Was Mannhardt leider so spät erkannt hat, ist Meyer noch nicht klar geworden: dass erst im lichte der philologischen einzelerklärung die aufgabe des mythologen wissenschaftlich begrenzt erscheint. Nun sagt aber Meyer (§ 17), seine auffassung des begriffs mythologie berühre sich mit dem, was wir heute philosophie nennen. Er gehört also noch zu denen, deren einseitigkeit W. Grimm vergebens betont hat, so lange für sie die aufgabe darin bestehe, „das verborgene philosophem in der doppelten überkleidung, in welcher es jetzt sich darstellt, aufzusuchen. Was dahin sich deuten lässt, muss als der eigentliche inhalt hervorgehoben, alles andere als nichtssagend zurückgelassen werden“ (Hs[2] 447). Dem forscher verschwindet dabei jede besonderheit einer bestimmten zeit, eines bestimmten volks, einer bestimmten kultur. Es ist bezeichnend, dass diese richtung heute nur noch in der vaterlandslosen sog. vergleichenden mythologie vertreten ist. Eine vergleichende mythologie hat jedoch vorerst noch gar keine existenzberechtigung. Gerade die „vergleichende mythologie“ hat aber bei uns germanisten am meisten unheil angerichtet. Das einzige heil liegt darin, sich von ihr gänzlich los zu machen und sie als gar nicht vorhanden zu betrachten. So wird es in der klassischen und semitischen philologie gehalten und das ist nachahmenswert. Es ist dringend erforderlich, dass wer über germanische mythologie schreiben will, bei männern wie Wellhausen, Rohde[1], Wilamowitz, Curtius anfrage und bei ihnen sich rats erhole. Mit welcher überlegenheit haben diese männer sich über den standpunkt erhoben, auf dem Meyer, Rödiger u. a. stehen geblieben sind! Es wäre vielleicht ganz nützlich, an dieser stelle die anschauungen eines Wellhausen zu skizzieren, aber ich erspare es mir und verweise auf seine „Reste des arabischen heidentums“. Den nagel auf den kopf getroffen hat Curtius (Berl. Sitzungsber. 1890, 1141 fgg.), wenn er den grundfehler der neueren darin erkennt, dass man die novellistischen tändeleien der poeten mit dem inhalt volkstümlicher gottesideen zusammengetan, die mythologie zu einem rätselspiel gemacht, aber den menschlichen keim aller religion ausser acht gelassen habe; noch niemand habe erklärt, wie ein vernunftbegabtes volk dazu kommen konnte, z. b. aus dem winde die idee einer gottheit zu gewinnen. Sehr klar ist die grundlegende formulierung der probleme bei Wilamowitz, Hippolytos s. 23 fgg. Ich berufe mich auf sie mit besonderem nachdruck, weil ich nirgends sonst ebenso zutreffend meinen eignen standpunkt ausgesprochen gefunden habe. Er sagt: „Der beliebteste aber gänzlich falsche weg einen gott zu verstehen, geht von der von ihm erzählten geschichte aus. Man betrachtet sie als eine art rätsel, sucht sie zu deuten mit einer sicherheit, dass man sich darüber wundert, weshalb die menschen der vorzeit so viele hübsche

1) Vgl. namentlich: Die religion der Griechen. Heidelberg 1895.

geschichten für ein paar banale dinge ausgedacht haben, wie dass es so sehr bequem ist, götter zugleich zu fassen und zu verflüchtigen. Denn meistens dreht sichs ums wetter. Wir müssen unmittelbar und concret empfinden, wie die menschen, in deren herzen die götter entstanden sind, dann erscheinen sie uns. Es ist mühsamer als das mythologische rätselraten, aber an dem ergebnis findet auch unser herz befriedigung. An die götter haben sich wie an heroen novellenstoffe geknüpft (fliegende motive). Die träger der novellenmotive sind überhaupt gleichgültig. Das der novelle zu grunde liegende motiv ist von so allgemeiner gültigkeit, dass es so wenig auf einen ausgangspunkt zurückgeführt werden darf, wie dem veilchen und der nachtigall von botanikern und zoologen eine bestimmte heimat zugewiesen werden kann" usw. Man gehe von der lektüre des Hippolytos an die Idg. mythen oder die vorliegende germ. mythologie oder etwa auch an Scherers poetik und man wird über die ganze armseligkeit der modernen naturmythologie aufgeklärt sein.

Meyer geht nun keineswegs in derselben auf. Auch er berücksichtigt vorgänge des persönlichen menschenlebens. Aber seltsamerweise wählt er daraus nur traum und tod. Warum nicht auch geburt? Gehört „geburt" etwa nicht zu dem grossartigen wechselleben der weltgegenstände? (§ 15 — doch vgl. § 12.) Aber Meyers system fordert die ausschliessung. Denn bloss der gefühlswert bestimme die mythen. Es handelt sich für ihn also nur um eine auswahl der erfahrungen einer einzelseele. Für ihn ist mythologie sache des individuums und zwar nicht einmal des ganzen individuums. Die philosophische wie die völkerpsychologische ethik der gegenwart steht auf ganz anderem boden. Sie geht von der nie bestrittenen tatsache aus, dass religion zu allen zeiten nicht sache der einzelseele oder einzelphantasie gewesen ist, sondern sache der gesellschaft, öffentliche angelegenheit. Aus dem gemeinschaftsleben der alten völker heraus ist die blaue blume der mythologie entsprossen; religion ist eine erscheinung des praktischen lebens wie sitte und recht. Wer dürfte ungestraft eine einzelüberlieferung der alten sitte oder des alten rechts auf blitz, donner und wolken deuten? Warum lassen wir dem religionshistoriker und mythologen zu, was wir dem rechtshistoriker wehren? Bei aller anerkennung für die im buche aufgestapelten reichhaltigen materialsammlungen muss ich aus den im vorstehenden entwickelten gründen das Meyersche werk als verfehlt und unfruchtbar ablehnen.

JENA. FR. KAUFFMANN.

Die redaction glaubt es nicht ungerügt lassen zu sollen, dass der verleger diesem buche eine so elende ausstattung gegeben hat, wie dies bei wissenschaftlichen werken in Deutschland, und besonders bei germanistischen, bisher unerhört war. Ein so blasser und schmieriger druck auf so jämmerlichem papier — die officin, aus der er hervorgegangen ist, hat sich vorsichtiger weise nicht genannt — ist uns noch nicht vorgekommen. Sollten diesem 1. bande von „Lehrbüchern der germanischen philologie" noch andere von gleicher äusserer beschaffenheit folgen, so wäre das eine versündigung gegen die augen der studenten, welche diese bücher benutzen sollen.

Neuhochdeutsche metrik. Ein handbuch von **J. Minor.** Strassburg, Trübner. 1893. XVI und 490 s. 10 m.

Weit ausgreifend und tief eindringend fasst Minor seinen stoff an, und beinahe scheint es, als ob unter dieser fülle des inhaltes die kunst der darstellung not leide. Rein äusserlich schon fällt es auf, dass abgesehen von dem vorworte und einer kurzen einleitung die gliederung so ganz auf das princip der unterordnung verzichtet.

In 8 abschnitten, die alle gleichen rang beanspruchen, werden fragen aufgeworfen, die zur gruppenbildung eigentlich herausfordern. Die untersuchung über das wesen des rhythmus nimmt sich wie die gegebene einleitung in den stoff selbst aus; quantität und accent, wie sie der verfasser im zweiten und dritten abschnitt behandelt, führen uns das sprachmaterial nach der seite vor, an der die metrik einsetzt, während der vierte abschnitt (der versfuss oder der takt) die metrischen einwirkungen auf dieses material kennzeichnet. In den abschnitten V—VIII entfaltet sich dann recht eigentlich die geschichte der neuhochdeutschen metrik: die entwicklung der versgattungen, der reimkünste, der strophenformen.

Freilich, so ungezwungen sich diese gliederung aus der tatsächlichen darstellung des verfassers ergibt, so wenig entspricht sie den theoretischen ausführungen, die das etwas abstrakte vorwort darlegt. Indem wir ein handbuch der metrik aufzuschlagen meinen, wird uns diese wissenschaft dort vielmehr möglichst ferne gerückt als eine lehre von den „principien der verskunst“ (s. XII). Ausdrücklich wird die „einführung der metrischen formen in die dichtung“ aus dem beobachtungsgebiet ausgeschlossen; „das historische kommt daher hier erst in zweiter linie in betracht“. Nun scheint es uns, dass schon eine principienlehre der metrik den boden unter den füssen verliert, wenn sie ihre einsicht in das wesen der metrischen formen nicht aus den schicksalen zieht, die diese in der geschichte der dichtung erlitten haben. Ein handbuch aber der metrik wird schon durch seine auf das praktische gerichteten aufgaben an das geschichtlich gegebene gewiesen. Und ein handbuch der neuhochdeutschen metrik vollends hat durch den zeitlichen rahmen, den es in den titel aufnahm, das ziel so bestimmt abgesteckt, dass für die allgemeine erörterung der principien gegenüber der darstellung der entwicklung in der nhd. poesie höchstens der spielraum einer einleitung übrig bliebe. Minor hat diese folgerungen nicht gezogen; ihn verlocken vielmehr dogmatische tendenzen, ihn reizt die naturwissenschaftliche seite seiner aufgabe, aber trotzdem tritt der geschichtliche faden, der die tatsachen verknüpft, immer wider zu tage. Das historische moment erzwingt sich sein recht selber und nötigt den verfasser in der tat die grenzlinien zu überspringen, die er sich grundsätzlich gezogen hatte. Vor allem gilt dies für die letzten vier abschnitte des buches (s. 183—472), in denen ganz entschieden die einführung der metrischen formen in die dichtung den vorrang behauptet. Dem gegenüber zeichnet sich allerdings der erste teil (s. 1—183) mehr durch principielle erörterungen aus, und auf ihm beruht auch das schwergewicht der wissenschaftlichen tat des verfassers. Es ist demgemäss auch nur natürlich, dass abweichende auffassungen vor allem an diesem ersten teil ansetzen. Wir lesen (einleitung s. 1): „Aber wie verschieden wird nicht ein und derselbe vers von verschiedenen gelesen und wie wenige verstehen verse vorzutragen! Wie soll man sie überhaupt lesen: scandierend nach dem versschema oder recitierend nach dem sinn? Und wenn man nun auch die kunst des richtigen vortrags besässe, so könnte man doch nicht immer zugleich vortragender und unbefangener zuhörer, beobachteter und beobachter, subjekt und objekt der untersuchung sein. Vielleicht dass wir einmal in dem phonographen ein theoretisches werkzeug erhalten, um auch den kunstvollen vortrag von versen zu fixieren.“ Die frage, die hier aufgeworfen wird, gehört mehr in die lehre vom vortrag als in die metrik. Der metriker fragt nicht sowol „wie *soll* man die verse lesen?“ sondern „wie *werden* sie gelesen?“ Er steuert nicht so sehr auf die zu erreichende norm zu als auf die erkenntnis, wie weit die absichten des dichters gehen und wie sie von seinen zeitgenossen und nachkommen erfasst worden sind. Minor

selbst sagt an anderer stelle (vorwort I): „Die hauptfrage bleibt in der neuhochdeutschen metrik immer: ist der vom dichter beabsichtigte rhythmus auch wirklich in den worten und sätzen enthalten? oder wie verhält sich ihr natürlicher rhythmus zu ihm?" Auf solche fragen bereitet sich aber die antwort vorwiegend im bereich der litteraturgeschichte vor, für ihre lösung bieten sich philologische hilfsmittel dar, die der verfasser gerade geneigt ist, aus der metrik auszuweisen. Die naturwissenschaft, die er breit an deren stelle setzt, ohne freilich damit gewisse spielereien moderner philologie befürworten zu wollen, kann nur im dienst der philologischen methode hier von nutzen werden. Und an stelle der exakten messungen des instrumentes, die erst von fernerer zukunft erhofft werden, könnten schon jetzt die unbefangenen beobachtungen des litterarhistorikers gute dienste leisten. Minor selbst bietet dafür das beste beispiel durch die belege, die er gelegentlich aus dem reichen schatze seiner erfahrung beibringt. Allerdings dürfte hier die freude an einer künstlerischen norm nicht gar zu beeinträchtigend vor den mannigfaltigkeiten stehen, die das tägliche leben in wirklichkeit bietet.

Der erste abschnitt (s. 7—42) behandelt den rhythmus und stellt recht eigentlich das programm des buches auf, weshalb auch hier vor allem die andeutungen des vorwortes erweiterung finden. So greift gleich die grenzlinie, die zwischen der metrik und der musik gezogen wird, auf diese ausführungen zurück. In dem bestreben, die gebiete reinlich zu scheiden und keinerlei beiwerk zuzulasen, war dort selbst die komposition als faktor in der metrischen beurteilung eines liedes rundweg abgelehnt worden. Wir haben „nirgends die absolute gewissheit", dass „der komponist auch wirklich dem natürlichen rhythmus treu geblieben" ist (s. VIII). Wol aber vermag meines erachtens ein historischer sinn aus der verschiedenheit der wirkungen, die ein lied in mannigfaltigen kompositionen widerspiegelt, bedeutsame aufschlüsse über das wesen des rhythmus zu ziehen. Es wäre freilich verkehrt, wollten wir nicht zugestehen, wie scharf schon Minor das wesen des rhythmus erfasst und welch bündigen ausdruck er diesem gegeben hat (s. 7 fgg.). Treffend vor allem kennzeichnet er ihn in der art, wie er sich im neuhochdeutschen verse geltend macht: „Lese ich gute verse bloss nach dem sinn vor (s. 18), so entsteht das gefühl für den rhythmus in mir, der in ihnen liegt. Das beharrungsvermögen macht sich geltend und hält ihn fest. Lese ich weiter, so bringt mir der folgende satz nicht nur denselben rhythmus wider in erinnerung, sondern ich habe auch das bedürfnis, in dem angefangenen rhythmus fortzulesen, der r h y t h m u s trägt jetzt auch den satz." Die voraussetzungen des rhythmus sind (s. 12) „die dauer und die stärke", in der vereinigung beider elemente entsteht erst die künstlerische wirkung. Auf dem gebiete der musik schaltet der rhythmus mit beiden worten, quantität und accent, nach freiem ermessen, in der metrik hat er an der natürlichen quantität oder der prosodie der silben und in dem natürlichen accent gegebene grössen, mit denen er sich auseinandersetzen muss. An diese ausführungen knüpft sich eine darstellung des verhältnisses, in dem der antike vers zum deutschen verse steht. Diese darstellung gehört in unseren zusammenhang, weil aus dem gesagten folgt, dass die bezeichnung quantitierender, accentuierender vers als einseitigkeit zurückgewiesen werden muss. Die quantität behält im deutschen, der accent im griechischen verse nicht so hartnäckig den in der prosa behaupteten wert, darum erzwingt sich die quantität im griechischen, der accent im deutschen verse die grössere beachtung. Diesen beiden vorbedingungen des rhythmus ist nun der zweite und dritte abschnitt gewidmet. Minor spricht (s. IX) von dem „in der theorie und in der praxis auf

unbegreifliche weise misachteten satzaccent". Diese klage dürfte jedoch — für die theorie wenigstens — viel eher die „quantität" betreffen. Auch bei Minor selbst ist dieses kapitel vielleicht am wenigsten abgerundet, dagegen fast am reichsten bedacht mit selbständigen äusserungen oder mit anregenden hinweisen auf eine litteratur, der man nicht leicht in ähnlichen werken begegnet. Einwendungen lassen sich auch hier natürlich leicht erheben. Es fragt sich schon, ob die quantität nicht besser erst nach dem accent abgehandelt worden wäre, weil sie doch sehr stark unter den schwankungen dieses faktors leidet. Die prosodische beschaffenheit der einsilbigen wörter (s. 46) hätte dann sicherere und festere umrisse erzielt. Dass es „im nhd. keine konsonantische längen" mehr gebe (s. 44), diese aufstellung lässt jedenfalls die mundarten ausser betracht. Von interesse natürlich ist das urteil, das Minor (s. 53) über das kinderlied und die auszählsprüche fällt. Ihm steht die „metrische kunst" hier „auf ihrer tiefsten stufe". Nicht ganz objektiv jedoch ist es, wenn er behauptet, man wolle diese formen neuerdings „als das ideal einer nationaldeutschen metrik hinstellen." Die richtung, um die es sich hier ernstlich handelt, ist doch in erster linie auf erkenntnis der vergangenheit, nicht aber auf normen für die gegenwart bedacht. Für den accent, sowol was den wortaccent als was den satzaccent betrifft, lagen schon ergiebige vorarbeiten bereit. Minor hat das material durchgängig selbständig verwertet und sowol daraus wie auch aus eigenen beobachtungen manches neue zu tage gefördert. Wie schon für die quantität oben (s. 44), so ist auch hier für den accent die physiologische grundlage breit herausgearbeitet (vgl. s. 61 u. a.), die auch zur versetzten betonung (s. 125) und später zum verhältnis von wortfuss und versfuss (s. 158), zur satzpause (s. 193) und zur caesur (vgl. s. 260) mancherlei aufschlüsse gibt. Namentlich auf den nebenaccent fällt aus ihr helleres licht (s. 77): „zwei expirationsstösse hinter einander bereiten uns schwierigkeiten und verursachen eine kleine stockung; ein schwächerer druck vermag sich wol n a c h einem stärkeren stoss, aber nicht v o r ihm geltung zu verschaffen." „Selten steht daher der nebenaccent unmittelbar nach dem hauptaccent, n i e m a l s u n m i t t e l b a r v o r dem hauptaccent."

Bei der lehre vom satzaccent, die meines erachtens zum eigenen schaden erst nach dem wortaccent abgehandelt wird[1], nimmt Minor nur gegen Behaghel, nicht aber auch gegen Reichel stellung (s. 87), mit dem er sich doch gerade in den grundfragen vielfach berührt. Er hebt mit recht die relative natur des satzaccentes hervor, die eine einseitige erklärung aus e i n e m princip ausschliesse. Er unterscheidet den logischen accent, den Behaghel in erster linie berücksichtigt hat, vom emphatischen, mit dem er sich an Moriz anlehnt (s. 64). Daneben wird aus dem grammatischen verhältnisse der satzteile unter einander ein grammatischer accent erschlossen. Es lässt sich nicht sagen, dass in diesen namen oder dass in dieser dreifachen gliederung das wesen des satzaccentes sich erschöpfe, vielmehr liegt der wert dieser aufstellung mehr darin, dass der verfasser belege und beobachtungen für sie beibringt, die zu neuer gruppenbildung anregen. Namentlich mit einem sekundär zugelassenen princip, nämlich der rhythmischen gewichtsverteilung des accentes ist er den absoluten regeln Reichels gegenüber im vorteil. Denn wenn freilich auch dieser gelegentlich (s. 33) mit rhythmischer accentverrückung operiert, so hat er ihr doch wenig einfluss auf seine theorien gestattet. Dagegen berührt sich sehr nahe mit ausführun-

1) Minor gesteht (s. 99) eigentlich nur dem wortaccent bedeutung für die metrik zu. Warum behandelt er dann den satzaccent so eingehend? Weil in ihm die entscheidung für den wortaccent liegt; s. u.

gen Reichels (s. 27. 31) die kräftige hervorhebung der **zusammenfassenden kraft** des accentes: „Ich glaube der accent hat die neigung aufzusteigen und bei mehreren zusammengehörigen satzgliedern auf dem letzten zu kulminieren (s. 93). Diese neigung haben wir schon bei den uneigentlichen kompositionen beobachtet und sie erklärt zahlreiche erscheinungen, für die sich sonst kein einleuchtender grund anführen liesse."

Am schlusse (s. 103) empfiehlt Minor praktische übungen über den accent anzustellen. Vier hauptarten werden unterschieden und dem entsprechend der eingang des Wilhelm Meister mit accenten versehen, über die sich namentlich in bezug auf den „grammatischen accent" streiten liesse. Wir erhalten aber damit für die untersuchung ein litterariches material in geschlossenem zusammenhange, wie wir es schon im vorhergehenden oft statt der willkürlich erfundenen belege gewünscht hätten. Ausserdem enthält die reihenfolge der beobachtungen, die der verfasser empfiehlt, eine gewisse kritik der reihenfolge, die er selbst eingehalten hat. Die festsetzung der hauptaccente der stammsilben in den mehrsilbigen wörtern, mit der begonnen werden soll, steht in der mitgeteilten probe ganz unter der herrschaft des satzaccentes. Als zweiter vorgang folgt die accentbestimmung „der einsilbigen wörter auf grund der regeln für die satzbetonung" und erst in dritter linie kommt der wortaccent zur entscheidung der nebenaccente in frage.

Vom natürlichen accent geht die darstellung zum versaccent über und erregt besonderes interesse natürlich da, wo sie den widerstreit der beiden accente bespricht. Minor unterscheidet drei formen dieses widerstreites. Die ersten beiden fallen unter dem gesammtbegriff der versetzten betonung zusammen (vgl. 112 fgg.), bei der ein accent den andern niederzwingt. Der versaccent siegt vor allem bei derjenigen dichtung, die eine innigere fühlung mit der musik[1] sucht. So ist mit recht hervorgehoben, wie bei Arndt der dactylische rhythmus die prosaische betonung einfach mit sich reisst, weshalb gerade dieser dichter sich nicht als beispiel für natürliche betonungsverhältnisse verwerten lasse. Dagegen siegt der wortaccent am häufigsten in derjenigen dichtung, die anlehnung an die prosa sucht, vor allem im fünffüssigen jambus des dramas. Minor hat hier, wie auch sonst gelegentlich, gerade in den freiheiten dieses verses überraschende ausblicke in die vergleichende metrik eröffnet, in erster linie in das wesen des romanischen verses. Den häufigsten ausgleich bei dem widerstreit der accente liefert nun der dritte fall, die **schwebende betonung** (s. 116 fgg.). Minor stellt diese erscheinung klar und einfach dar. In „*Freiheit* ruft die vernunft, freiheit die wilde begierde" stossen versaccent und satzaccent zusammen und halten die betonung in der schwebe, ein ausgleich tritt dadurch ein, dass man tonhöhe und tonstärke, die sonst an dem einen accente vereinigt haften, trennt und auf die beiden ebenbürtigen gegner nun verteilt. In der widerholung erhält also freiheit die tonhöhe auf der ersten, die tonstärke auf der zweiten silbe.

Im vierten abschnitt (s. 132 fgg.), der den versfuss oder den takt behandelt, wird in betreff der taktdauer eine sehr wichtige beobachtung gemacht, die die einzelnen versgattungen strenge unterscheiden hilft. Vor allem das daktylische versmass lässt erkennen, dass bei der regelmässigen widergabe des reinen schemas die taktdauer leichter verletzt werden kann, als wenn die spondeen eingemischt sind. In den gemischten versen kommt es auf strenge einhaltung der taktdauer an, wenn der rhythmus deutlich sich einprägen soll; hier also kommen die senkungen recht

1) Für Hans Sachs, den der verfasser hier neben Arndt nennt, hat schon Braune (Litt. centralblatt 1894 nr. 1) darauf aufmerksam gemacht, dass seine accente mehr vom auge als vom ohr beeinflusst werden.

eigentlich in betracht. Die mittel zur herstellung einsilbiger senkungen (s. 173 fgg). sind nicht so ganz befriedigend dargestellt. Die frage der elision und der apokope wenigstens wird zu wenig mit berücksichtigung der lautlichen verhältnisse behandelt. Dagegen fällt für die frage des hiatus (s. 178 fgg.), der allerdings auch in der litteratur ergiebiger behandelt ist, eine reihe treffender bemerkungen ab.

Mit dem 5. abschnitt beginnt das litterarhistorische moment sich mehr in den vordergrund zu schieben, hier nimmt auch die darstellung immer mehr die form einer abrundung und zusammenfassung der vorarbeiten an. Die eigenart des verfassers prägt sich am deutlichsten in seinen beiträgen zum „Enjambement“ aus, in seinem bemühen, den „versschluss“ möglichst unabhängig von bisherigen anschauungen zu erfassen. Schwierigkeiten häufen sich auf schwierigkeiten unter der hand Minors und man könnte fast fragen, wem damit gedient sei?[1]

Die einzelnen versarten erfahren eine liebevolle und aufklärende darstellung. Wir heben die gedrungene übersicht auf s. 334 heraus. „Es ist aber wol festzuhalten, dass der moderne knittelvers mit dem Hans Sachsischen vers nichts zu tun hat. Wie man sich diesen auch zurechtlegen mag“ (vgl. s. 323), „über jedem zweifel steht allein die festbestimmte silbenzahl, gerade diese aber fehlt dem knittelverse. Von den vierhebigen jambischen oder trochäischen versen unterscheidet er sich eben dadurch, dass auftakt und senkungen fehlen oder auch mehrsilbig sein können. Er entspricht also wol dem altdeutschen vierhebigen reimvers, aber nicht dem vers des Hans Sachs. Von diesen beiden aber unterscheidet er sich wider dadurch, dass die reimstellung meistens frei ist.“

Besonders warm nimmt sich Minor der freien rhythmen an, die er (wenn auch in deutlicher anlehnung an Goldbeck-Loewe) aus eigenen zutaten beleuchtet. Manchem leser gegenüber ist es übrigens auch heute noch notwendig, diese rhythmen als formen der poesie zu verteidigen, wie ein blick in die tageskritik deutlich dartut. Gelegentlich der stabreime nimmt Minor auf Jordan bezug. Der vers Richard Wagners, der meines erachtens wesen und anlage des stabreims viel innerlicher erfasst hat, scheint wegen seiner verbindung mit der musik ausgeschlossen worden zu sein.

Schöne beobachtungen enthüllen sich bei der darstellung des endreimes. Vor allem ist es das verhältnis des reimes zum sinn, die gegenüberstellung von bedeutenden reimwörtern und von reimfüllseln, die sinnliche kraft des reims, die hierzu anregten. Zu der empfindungsskala der vokale (s. 358) hätte sich noch anziehen lassen, was Helmholtz über die eigentöne der vokale sagt[2]. Unter den strophenformen (s. 382 fgg.) kommt auch die Nibelungenstrophe (s. 409) zur besprechung, allerdings ohne dass der gegenwärtige stand dieser frage und die stellung des verfassers deutlich sich kennzeichneten. Merkwürdig ist es überhaupt und für unsere neuhochdeutsche metrik überaus bezeichnend, wie wenig der verfasser auf den älteren deutschen vers bezug nimmt. Freilich ist er auch einer reihe von parallelen ausgewichen, die sich eigentlich ungesucht ergeben hätten (s. 122. 149. 169. 219).

Beim sonett ist wol in anlehnung an die reichhaltige litteratur dieser strophe das verhältnis zwischen form und inhalt in die darstellung eingewoben, es legt uns den wunsch nahe, dass die metrik überhaupt dieser frage mit neuen kräften nachspüre. Sie gehört zu den reizvollsten aufgaben in der geschichte der dichtung.

1) Vgl. hierzu noch den nachtrag auf s. 486.
2) Lehre von den tonempfindungen s. 163 fgg. Braunschweig 1862.

Wir sind am ende. Es ist kaum angebracht, darauf hinzuweisen, dass mit den einwänden, die da und dort zu erheben waren, nicht alle bedenken und zweifel, zu denen das buch anregt, ausgesprochen sind. Denn wo solch ein weites gebiet umgepflügt worden, kann nicht jede scholle der anderen gleichwertig sein. Aber der same, der darein gestreut wurde, ist keimkräftig und tragfähig; und die frucht, die aus den guten stellen spriesst, ist so reich und dicht, dass sie auch den steinigen boden überschattet.

HEIDELBERG, 30. DEC. 1894. H. WUNDERLICH.

Der althochdeutsche Isidor. Facsimile-ausgabe des Pariser codex nebst kritischem texte der Pariser und Monseer bruchstücke. Mit einleitung, grammatischer darstellung und ausführlichem glossar. Von **G. A. Hench.** [Quellen und forschungen 72.] Strassburg, J. Trübner. 1893. XIX und 196 s. Mit 22 tafeln. 20 m.

Hench hat seiner ausgabe der Monseer fragmente (vgl. Ztschr. XXV, 117), in denen ja auch bruchstücke des althochdeutschen Isidor dargeboten waren, nun eine gesammtausgabe der für Isidor vorliegenden texte folgen lassen. Die eigentliche arbeit hat sich hier natürlich dem Pariser codex zugewant, wenn auch für die Monseer fragmente einige besserungen und ergänzungen zu bemerken sind (vgl. XXXIII, 5). Aus dem Pariser codex hatte schon Kölbing (Germania XX, 378 fg.) zahlreiche lesarten der ausgabe von Weinhold berichtigt; Hench bestätigt auf grund neuer zweimaliger collationen eine reihe dieser besserungen (vgl. VI, 7; VII, 8; VIII, 7; IX, 11 u. a.), andere werden von ihm zurückgewiesen (IV, 1). Durch die beigabe der photographischen abdrücke sind wir in den meisten fällen in stand gesetzt, die richtigkeit dieser angaben zu prüfen, nur in II, 17 bei der lesung *himilfleugendem* werden wir im stiche gelassen. Kölbing (s. 378) gibt an: „zu *himiles* bemerke ich, dass *es* über *il* geschrieben und wol zu erkennen ist", während Hench entgegnet, „keine spur von *es* über *il*, wie Holtzmann und Kölbing behaupten, sicher nie geschrieben." In dem photographischen abdruck entzieht uns ein tintenfleck die möglichkeit, irgendwelche vermutungen über diesen widerspruch zu treffen, und der herausgeber stellt nicht einmal die erwägung an, ob nicht vielleicht gerade hier die lösung des rätsels ruht. Über Kölbing hinaus gehen andere lesungen, so gleich I, 2. 3 *himilo garawi frumida* für *himilo garawida*. Die wichtigste entdeckung in der handschrift betrifft jedoch das lied auf den heiligen Anianus (vgl. einl. s. XI), das sich als späteren zusatz erweist. Damit fällt für die vermutung Holtzmanns, dass die handschrift in Orleans entstanden sei, die wichtigste stütze, und danach ist die anmerkung in Denkmäler[3] II, s. 350 zu berichtigen.

Die selbständige betätigung des herausgebers am texte macht sich hauptsächlich in konservativer richtung geltend. Einige änderungen Weinholds sind mit recht von ihm wider beseitigt (XXXIV, 9. 10; XXXV, 10), einige irrtümer des originals hübsch auf die vermutliche ursache zurückgeführt (IX, 13; XXIV, 5). Die noten konnten, da der paläographische apparat in den phototypien enthalten ist, auf ein minimum beschränkt werden und geben vorwiegend mitteilungen zum lateinischen texte.

Der löwenanteil fiel der grammatischen darstellung und dem glossar zu. Mit recht beginnt die lautlehre gleich mit einer eingehenden untersuchung über die sil-

bentrennung. Nur wirft der herausgeber hier mehrere formen zusammen. Aufschlüsse für die aussprache sind am sichersten am zeilenschlusse zu gewinnen; hier ist die stellung des einfachen konsonanten im inlaut (*hei legim* XXVI, 14), die zerlegung der diphthonge (XV, 20 *ghe ist*) sicher von interesse. Innerhalb der zeilen aber scheint mir das graphische moment zu überwiegen. Hier sind es in erster linie die buchstaben, die ein zusammenwirken, einen anschluss begünstigen oder verhindern. In manchen ähnlichen fällen, die Hench für die lautlehre ausnutzen möchte, lässt sich überdies seine angabe aus der phototypie berichtigen. In I, 21 *daucgal* finde ich keine bemerkenswerte lücke, in XLIII, 1 *uurxa* steht das *x* von *a* gleich weit ab wie von *r*. In anderen belegen überwiegt das begriffliche resp. etymologische moment, vgl. XXXVI, 4 *bis scof heit*.

In der lautlehre ist im allgemeinen ein entschiedener fortschritt gegen die frühere ausgabe hervorzuheben. Allerdings wird auch jetzt noch gar manches dargelegt und ausgesprochen, was nicht eigentlich in den rahmen des Isidor gehört; aber diese ausführungen bieten doch nicht mehr referat, sondern eigenes urteil, und sie knüpfen an schwebende fragen der litteratur an. In vielen fällen ergibt sich dieser übergang ungezwungen aus der darstellung selbst. S. 63 fallen zu der von Sievers beobachteten anwendung der längenbezeichnung neue beobachtungen ab; s. 65 werden die schwankungen der quantität unter dem einfluss der tonschwankung untersucht, und s. 68 fgg. treten die vokale der nichthaupttonigen silben in den vordergrund der betrachtung. Auch hier widerum wird die quantität in frage gezogen und die länge im allgemeinen als seltenheit festgestellt. Synkope und assimilation ergeben wenig bemerkenswertes. Bei der darstellung des consonantismus interessiert vor allem die deutung der zeichen *ch* und *gh*. Für *ch* verteidigt Hench den charakter der aspirata, den er auch — aber auf der vorstufe der spirantisierung — für das Isidorische *gh* in anspruch nimmt. Im allgemeinen berührt das bestreben woltuend, die scheinbare regellosigkeit bestimmter schreibungen zu entwirren. Bald auf phonetischer grundlage als einwirkung bestimmter artikulationsstellen [vgl. s. 81 die widergabe des germanischen *þ*, das nach vokalen und *r* tönende spirans geblieben (*dh*), nach *l* und *n* media geworden ist (*d*)], bald auf graphischer grundlage als neigungen und irrtümer der schreiber lassen sich die meisten widersprüche lösen, und Hench hat recht, wenn er s. 111 Weinholds auffassung der lautbezeichnung im Isidor als einer „mechanischen mischung des mitteldeutschen mit dem bairischen“ zurückweist. Hench hat in etwas knappem berichte über die frühere litteratur als dialektgebiet des ahd. Isidor das südliche Rheinfranken aufgestellt, dem nur wenige und leicht zu bewältigende erscheinungen entgegenstehen.

Der ausdruck der darstellung ist flüssig und für einen ausländer auffällig correct. In den anmerkungen verrät sich der Amerikaner durch starke kürzungen wie in der oben angeführten stelle; nur selten begegnen kleine verstösse wie s. 13 anm.: Weinhold will *den zweiten dhen* streichen. Einige druckfehler wurden schon im Litterar. centralblatt (1894 s. 189) gerügt; störend sind sie vor allem bei citaten (s. 59 l. 26, 14). Unrichtig ist es auch, wenn s. 61 von der umlautform *nemin* angegeben ist, dass sie zweimal erscheine. Sie ist, wie auch das glossar bezeugt, weit häufiger belegt.

HEIDELBERG, 12. JANUAR 1895. H. WUNDERLICH.

Deutsche gedichte des 12. jahrhunderts. Herausgegeben von **Karl Kraus.** Halle, Niemeyer. 1894. X und 284 s. 7 m.

In der litteratur, die sich mit der dichtung des 12. jahrhunderts beschäftigt, ist der name des herausgebers nicht mehr fremd. Gründliche belesenheit und abwägende besonnenheit sind ihm auch bei seinem neuen grösseren unternehmen treu geblieben; dazu erfreut uns die unerschrockenheit, mit der Kraus allen fragen, die irgendwie in den stoff einschlagen, entgegengeht und nachspürt. Kein problem wird behutsam umgangen; auch abseits liegende gebiete werden gestreift und oft mit vielem glück erschlossen. Solcher reichhaltigkeit gegenüber muss das urteil des referenten auf gleichmässige prüfung des ganzen dargebotenen verzichten; zustimmung und abwehr müssen an einzelnen punkten ansetzen und sich für das übrige in allgemeinere formen kleiden.

Es sind ganz verschiedenwertige gedichte, die in unserer sammlung zusammentreten. Verschiedener herkunft, verschiedenen stils, tragen sie als gemeinsames kennzeichen nur die zugehörigkeit zum 12. jahrhundert und den charakter kleinerer geistlicher gedichte. Das war auch das entscheidende moment für die auswahl dieser an den orten ihrer veröffentlichung teilweise vergrabenen sprachproben. So ist die sammlung wol geeignet, die züge, die das 12. jahrhundert seiner geistlichen dichtung aufgeprägt hat, im zusammenhang und in ihrer entwicklung deutlicher hervortreten zu lassen, als es bisher der fall war. Namentlich wenn wir aus den reichhaltigen anmerkungen des herausgebers die farben entnehmen, die das bild beleben, sind wir gar wol im stande, mittelst der 13 gebotenen texte uns ein bild jener dichtung zu machen.

Wo es irgend möglich war, hat der herausgeber die handschriften von neuem eingesehen, was nicht ohne ergebnisse blieb und die verdienstlichkeit der collation auch gut edierter texte widerum bestätigt. In der widergabe des textes schliesst sich der herausgeber ganz nahe an den diplomatischen abdruck an, ein verfahren, für das neben den allgemeinen gründen hier noch die besonderen verhältnisse des inhaltes sprechen. Wenn Kraus (einleitung s. 5) es als wünschenswert bezeichnet, „dass der mitarbeitende leser in den stand gesetzt wird, die gewohnheiten des schreibers sowie das lautbild einzelner stellen auf bequeme weise zu überschauen", so gilt dieser wunsch eigentlich für alle unsere texte. Gerade die „ergänzungen" und „conjecturen" auch neuerer zeit lassen so vielfach die lebendige anschauung von der beschaffenheit unserer handschriften vermissen, statt deren dann herausgeber und leser sich gerne eine „sicherheit vortäuschen, wo sie nicht zu erreichen", eine „regelmässigkeit, wo sie nicht vorhanden ist."

Bei den dichtungen aus unserer mhd. blütezeit wird dieser misstand immer unvermeidlich sein. Denn hier wollen auch die geniessenden leser berücksichtigt werden, und ihr auge darf man nicht durch das beleidigen, was nur dem „mitarbeitenden" leser frommt. Dagegen bei texten von so wenig künstlerischem werte, wie den vorliegenden, war die entscheidung leichter. Unter den änderungen, die der herausgeber am texte vornimmt, empfiehlt sich die absetzung der verszeilen, die besserung verderbter stellen und die ergänzung von lücken — vor allem in der beschränkung, die Kraus sich auferlegt hat. Mit erfreulicher konsequenz ist hier überall der raum innegehalten, der nach genauester berechnung auch wirklich zur verfügung steht. In wie weit die einführung der interpunktion mehr der bequemlichkeit als der mitarbeit des lesers entgegenkommt, ist eine frage für sich. Auch die „umsetzung

der dialektisch abweichenden formen der reimwörter in die dem dichter gemässen" öffnet den hypothesen und der unsicherheit eine hintertüre; freilich in der besonnenen handhabung des herausgebers ist sie geeignet, den absichten, die er dabei im auge hat, zu dienen. An die texte selbst schliessen sich „abhandlungen und anmerkungen". Die abhandlungen bringen den textkritischen apparat und die stoffgeschichte des einzelnen denkmals in abgerundeter darstellung vor augen, die anmerkungen führen das grammatische und stilistische material vor; sie freilich lassen die ordnende und sichtende hand trotz aller zugeständnisse, die man geneigt ist, an diese form der darstellung zu machen, entschieden vermissen.

Die reihe wird eröffnet durch das schon von Schönbach (Zs. f. d. a. XXXII, 350—373) veröffentlichte gedicht „von Christi geburt", bei dem sich Kraus im wesentlichen auf die zugabe der anmerkungen beschränkt hat. Zu dem verse 49 *is id als dad bûch quit*, der an und für sich auch als hauptsatz gelesen werden könnte trotz der wortstellung, wäre es nicht unnützlich gewesen, die stelle aus Karlmeinet 484, 39 im wortlaut anzuführen: *Is id als dat buch quyt, So was id an der vespir zyt.* Für das zweite stück, den „Rheinauer Paulus" hatte sich Kraus mit der von Rödiger herausgegebenen Milstätter sündenklage (Zs. f. d. a. XX) auseinanderzusetzen, die einen teil unseres gedichtes in veränderter anordnung enthält. Von den beweismitteln, die Rödiger für einen anderweitigen verfasser eben dieses teils vorführt, ist Kraus im stande, einige zu entkräften. Er geht aber nicht so weit, nun die unteilbarkeit des Rheinauer Paulus zu behaupten, trotzdem er die lautlichen und orthographischen verhältnisse des denkmals einheitlich darstellt. Es wird hiebei von einem „fortleben des Notkerschen kanons" gesprochen „allerdings mit beschränkung auf die dentalis", die belege zeigen aber auch für diese mehr die ansätze als die regelmässigere ausführung. Unter den anmerkungen ragen hier die syntaktischen hervor, so zu vers 39/40 *der begrabin was, undi du in isxe (hiexe) uffsten* und zu vers 107, der anlass gab, die bedingungen, unter denen das pron. pers. fehlen darf, von s. 88 bis 98 zu behandeln. So verdienstlich diese syntaktischen exkurse sind, zu denen Heinzel seine sammlungen geöffnet hat, so hätten sie doch durch eine übersichtlichere und knappere anordnung gewonnen. Gerade in der 10 seiten umfassenden reihe von belegen für die ellipse des personalpronomens zeigt sich das deutlich. Allerdings ist hier wenigstens eine gliederung versucht, aber sie geht mehr äusserlich von dem schema aus, in das sie die belege einpasst, statt dass aus den besonderen verhältnissen der einzelnen belege die unterabteilungen gewonnen worden wären.

Besonders hübsche ergebnisse bietet die abhandlung zum Baumgartenberger „Johannes Baptista" (III). Zunächst werden die bemerkungen des früheren herausgebers Vomberg auf grund von genauen messungen mit dem cirkel zurückgewiesen, sodann ergeben sich interessante aufschlüsse über das interpunktionssystem der handschrift, das die zeilenschlüsse markiert und die strophen zusammenschliesst, ebenso wie die sinnesabschnitte durch grosse anfangsbuchstaben abgehoben und durch zahlen fortlaufend registriert werden. Auf der grundlage dieser einzelheiten baut nun der herausgeber weiter. Er macht es wahrscheinlich, dass der abschreiber mit ihnen ziemlich genau an die vorlage sich anschliesst, und somit werden rückschlüsse auf die genauigkeit der abschrift möglich. Ausserdem entspringt daraus eine handhabe, um die lücken zwischen den fragmenten auszumessen und von solcher kenntniss aus die ansicht von Mone zu widerlegen (s. 105). Auch die ansichten, die bei anderen ähnlichen gedichten über beabsichtigte symmetrie der sinnesabschnitte geäussert und abgewehrt worden sind, erhalten aus diesen ausführungen eine neue stütze. Nach

feststellung der termini a quo (Ezzolied) und ante quem (Kaiserchronik) lehnt Kraus auch die vermutung Scherers (QF XII, 69) ab, dass das gedicht von Arnold, dem dichter der Siebenzahl und der Juliana, herrühre. Unter den anmerkungen sind einige exkurse zum stil und formelschatz hervorzuheben (vgl. zu z. 37. 51. 52), die vielfache einblicke in die technik jener zeit gewähren.

Ein anderer Johannes Baptista, der des Adelbreht, reiht sich als nr. IV an und gibt, da die blätter jetzt verschollen sind, dem herausgeber gelegenheit, seine textkritische methode an abschriften aus neuerer zeit zu erproben. Deshalb nehmen hier auch die conjecturen in den anmerkungen einen breiteren raum ein als sonst. Vor andern möchte ich hier die conjectur zu z. 32 hervorheben, die graphisch und stilistisch mit vielem glück verteidigt wird. Dagegen treffen die anmerkungen zu z. 7 und z. 65 nicht ganz das richtige. Im ersten falle, wo es sich um den stummen Zacharias handelt, der stumm bleiben soll *unze an den tach .. daz daz kint werde geborn daz got darzu hat erkorn daz er wrde ein erweltes uaz* kann man nicht von einer inkongruenz der modi sprechen, noch weniger diese aus den von Kraus angezogenen fällen belegen; es ist der wechsel der modi hier vielmehr ganz natürlich und in der verschiedenheit des zusammenhanges begründet. Im zweiten falle *do daz die mage vernamen* (z. 65) ist mir das von Kraus gegen Mone und Vomberg eingeführte demonstrativ in dieser stellung und als objekt auffällig; die belege, die Kraus beibringt, zeigen es stets in anderer stellung. Auch dass die schreibung *den* in z. 73 *an den ahtoden tage* mit belegen beleuchtet wird, in denen es sich unzweifelhaft um die schwache flexion des adjectivs handelt, scheint mir verfehlt. Andererseits habe ich zu z. 54 *daz gebot im min trechtin* oder besser schon zu III z. 76 die belege vermisst, die zu VII, 102 gegeben werden. Ebenso hätte die stelle 192—194 wol auch zu bemerkungen anlass geben können, wo Johannes den henker ins gefängnis treten sieht und es dann weiter heisst: *daz houbet er im neicte, die hende hinne breitte. den hals er im abe sluoch.* Zu dem kurzen stück von S. Veit (V), dessen verfasserschaft für den obengenannten Adelbreht offen bleibt, hat Kraus an zeile 52 eine reihe von belegen für die mhd. parataxe angeknüpft s. 141—146. Auch hier hätte sich empfohlen, die einzelnen momente schärfer herauszuarbeiten. In dem satzgefüge *ein heiden hiez hylas der saz in einem land' gotes ê niht erchand'* handelt es sich einerseits um die asyndetische satzverknüpfung, die Grimm Gr. IV s. 950 behandelt, und andererseits um den selteneren fall der subjektellipse bei solcher asyndesis, den Grimm Gr. IV s. 216, Müllenhoff Denkm. XXXII, 1. 54 u. a. belegen. Bei den Maccabäern (VI) verwirft Kraus zahlreiche ergänzungen von Bartsch auf grund seiner genauen abmessungen der lücken. Der Patricius (VII) führt in erster linie zu einer untersuchung der vorlage, deren feststellung nun eine hübsche darlegung der technik des bearbeiters ermöglicht. „Von der zukunft nach dem tode“ (VIII) und S. Paulus (IX) werden von Kraus wider als ein einheitliches werk angesprochen, in dem nr. VIII die rolle einer episode spielt. Für den Albanus (X) gewinnt Kraus auf grund einer eingehenden quellenuntersuchung genauere zeitbestimmungen. Er erkennt den Transmundus als verfasser der lateinischen vorlage und beweist dies aus rhythmischen figuren, die in dem lateinischen stil des Transmundus ebenso wie in der lateinischen Albanuslegende am satzschlusse zu belegen sind. Damit kommen wir auf die jahre nach 1178, genauer vielleicht nach 1186 und auf das kloster Clairveaux, zu dem auch die moselfränkische heimat des deutschen gedichtes leicht in beziehungen zu setzen ist. Beim Tundalus (XI) widersprechen sich nach Kraus die abschrift und

die aus den reimen zu erschliessende mundart des originals, die auf Mittelfranken weist, indess die erstere für Hessen spricht. Auch hier wird die arbeitsweise des dichters anschaulich geschildert. Christus und Pilatus (XII) und ein sehr fragmentarischer Andreas (XIII) machen den beschluss. Man sieht, dass höhere und niedere kritik beim herausgeber in reichem masse zur geltung gekommen ist; um so erfreulicher berührt es, dass den texten gegenüber beide formen der kritik so behutsam auftreten, vor allem, dass die metrik in diesen texten eine sichere und ungetrübte quelle für ihre untersuchungen vorfindet.

HEIDELBERG, 31. JANUAR 1895. H. WUNDERLICH.

New high german. A comparative study by **William Winston Valentin**, late professor of modern languages Randolph-Macon college, Virginia. Edited by **A. H. Keane**, b. a. late professor of hindustani university college, London. 2 volumes. London, Isbister & Co. 1894. XIV und 456, X und 444 s. Gebunden 30 sh.

Es ist sehr bemerkenswert, dass schon vor dem jüngsten grossen aufschwunge der akademischen sprachstudien in Amerika dort drüben jenseits des oceans ein werk wie das vorliegende hat entworfen und der vollendung nahe gebracht werden können. Der verfasser, geboren 1828 in Richmond, Virginia, betrieb schon als junger mann eifrig grammatisch-philologische studien, die er 1860—1865 an europäischen bildungsstätten (Paris, Berlin, Florenz) fortsetzte. Von 1868—1871 wirkte er als professor am Randolph-Macon college; dann hat er ohne öffentliche lehrtätigkeit seine gelehrten arbeiten weiter geführt. Als frucht derselben hinterliess er bei seinem tode (17. febr. 1885) das vorliegende werk nahezu vollendet; der (vor dem erscheinen ebenfalls verstorbene) Londoner herausgeber hat sich bei seinen zusätzen beschränkung auferlegt und im wesentlichen nur das zum druck gebracht, was den ansichten und absichten des verfasser entsprach. Weitere sprachvergleichende arbeiten des verfassers sind unvollendet geblieben (vgl. das vorwort zum I. bande s. VI).

Das werk legt zeugnis davon ab, dass der verfasser in mühevoller arbeit und mit verständnis die fortschritte der deutschen sprachwissenschaft verfolgt hat. Merklich blickt namentlich das studium der älteren werke von J. Grimm, K. Heyse, Schleicher, Kehrein, Vernaleken hindurch; aber auch die resultate späterer linguistischer forschungen mit einschluss von „*Verner's law*“ und der arbeiten der „*new grammarians*“ sind verwertet. Auf grund solcher arbeiten bietet der verfasser eine vollständige darstellung der nhd. sprache für Engländer, in einer zum teil eigentümlichen, stets übersichtlichen und praktischen anordnung (I: *phonology;* II: *morphology;* III: *syntax;* die weitere gliederung des einzelnen ist aus den sorgfältig gearbeiteten inhaltsverzeichnissen zu ersehen. Fast überall zeigt sich gründliche kenntnis des gegenwärtigen nhd., dabei auch beachtung der in der lebenden sprache vorkommenden schwankungen, sowie des unterschiedes zwischen gewähltem und volkstümlichem ausdruck. Sodann ist der verfasser — freilich nicht in allen teilen gleichmässig — bemüht, den gegenwärtigen gebrauch historisch zu begründen durch zurückgehn auf die älteren perioden der sprache. Ich kann hier und für die leser dieser zeitschrift nicht alle teile des umfangreichen werkes genau durchgehen; doch kann ich im allgemeinen mit anerkennung für die ernste, keiner schwierigkeit ausweichende arbeit des verfassers mein urteil dahin aussprechen, dass die darstellung

gründlich, klar und lehrreich ist, und dass man kaum eine wichtigere frage der laut- und formenlehre, der wortbildung und der syntax des nhd. unberücksichtigt finden wird; nur die moduslehre ist auffallend kurz behandelt.

Dieser allgemeinen anerkennung muss ich freilich einzelne ausstellungen folgen lassen. Bisweilen hat sein lehreifer den verfasser zu weit geführt, indem er dinge zu regeln versucht, die in unserer sprache entweder überhaupt nicht geregelt sind, oder doch anders, als er angibt. Dies gilt z. b. von der declination der eigennamen im singular und plural I, s. 139 fg.; dort sind nicht nur *die guten Karle und die guten Luisen* erbarmungslos durch alle casus abgewandelt (später steht als gen. sg. *der kleinen Luisen,* was auf einem anglicismus beruht), sondern auch *die berühmten Schlegel* und *die geistreichen Vossen* (so!). Unser alter Eutiner J. H. Voss hätte gegen das gewählte beiwort vielleicht ebenso lebhaften einspruch erhoben wie gegen die schwache declination seines namens! Unnütz ist die zahlenmässig gegebene übersicht der ablautenden verba s. 257; die folgende einteilung derselben ist für den studierenden der historischen grammatik sogar gefährlich, denn sie ist ausschliesslich nach den gegenwärtigen nhd. gestaltungen des vocales der stammsilbe gegeben, wodurch an vielen stellen die zurückführung auf die alten ablautsreihen erschwert wird. An manchen stellen finden sich fehlerhafte wortformen, die ein im lebendigen gebrauche der correcten deutschen sprache sich bewegender schriftsteller nicht hätte schreiben oder unverbessert durchlassen können. Vielleicht nur druckfehler (obwol der druck sonst recht sorgfältig ist) sind *pützhändlerin* I, 140; *er hat geschwollt*, *geschmolzt* II, 80; *schnittschuh laufen* II, 343; aber sicher keine druckfehler (wie sich aus dem zusammenhange ergibt) liegen vor bei *log* als praet. von *liegen* I, 259; *erschallen* als part. praet. I, 260; *die mamaens* (pl. zu *mama* I, 151); dazu erwähne ich das litterarische versehen II, 343 *Kleists oden* (statt: *Klopstocks*), sowie dass I, 9 Otfrid zum 8. jahrhundert gezogen wird. Solche fehler kommen freilich nur vereinzelt vor; aber sie rechtfertigen den wunsch, dass Engländer bei einem so eingehenden studium der deutschen sprache, wie dieses werk Valentins es voraussetzt, auch bücher benutzen mögen, die in deutscher sprache von Deutschen geschrieben sind. — Die berufung auf einzelne, bei gelehrten schriftstellern vorgekommene „satz-ungeheuer" II, 443 genügt nicht, um das deutsche gegenüber dem modernen englisch herabzusetzen.

Die ausstattung des werkes ist sehr gut; störend wirkt jedoch der umstand, dass die angeführten deutschen wörter mit denselben typen gedruckt sind, wie der englische text. Für die in Deutschland noch immer weit verbreitete fracturschrift lege ich kein wort ein; aber man hätte ja gesperrte oder cursive lettern anwenden können.

KIEL. O. ERDMANN. (†)

Zwei altdeutsche rittermären (Moriz von Craon, Peter von Staufenberg), neu herausgegeben von **Edward Schröder.** Berlin, Weidmann. 1894. LII und 103 s. 3 m.

Massmann und Haupt haben für Moriz von Craon, Jänicke für Peter von Staufenberg noch mancherlei zu tun übrig gelassen: so ist es denn mit dank zu begrüssen, dass Schröder uns eine reinliche und hübsche neuausgabe beider gedichte als eine art „einführung in die ritterliche epik sowol der frühen blüte wie des fortschreitenden verfalls" (s. V) darbietet. Die einleitung, die über alle wesentlichen punkte

genaue auskunft gibt, bietet vielerlei neues und anregendes: vor allem erfahren die historischen grundlagen beider erzählungen und die personalien der helden und dichter zum ersten male eingehende beleuchtung; die frage nach der vorlage der grossen Ambraser sammelhandschrift wird fördernd behandelt; chronologisch ist nach Schröders blendender darlegung der Moriz von Craon zwischen Gottfrieds Tristan und Herborts Trojadichtung zu setzen, eine datierung die wol künftig als feststehend wird betrachtet werden müssen; als dichter des Peter von Staufenberg wird ein Egenolf von Staufenberg mit grosser wahrscheinlichkeit nachgewiesen, der, in umfassendem studium Konrads von Würzburg lebend, das gedicht um 1310 geschrieben hat. Zu s. IX möchte ich bemerken, dass mir im Moriz von Craon aus vers 59. 861. 1097. 1701 eine reimbindung *e : en* wahrscheinlich vorkommt, die den dort aufgeführten reimerscheinungen beizufügen wäre. — Mit der gestaltung der texte, zu der Schröder noch Zeitschr. f. d. a. 38, 95 erläuterungen gegeben hat, kann man durchweg einverstanden sein, namentlich soweit principielle fragen in betracht kommen. Roethe verdankt der herausgeber ein paar glänzende korrekturen im Moriz von Craon: nur die zu 787 ist überflüssig. 261/62 und 396 wäre ich bei Haupts lesart geblieben; 630 hätte die handschriftliche lesung bewahrt bleiben sollen; die änderungen in den versen 91. 617 674 haben mich trotz Schröders versuchten begründungen nicht überzeugt. Warum ist 1169 das handschriftliche *biz* in *unz* verändert, dagegen 466. 1332. 1379. 1515. 1631 stehen geblieben? Der text des Staufenbergers repräsentiert einen ganz wesentlichen fortschritt gegen Jänicke. — Leider wird es immer mehr mode die real- und stilerklärung, überhaupt alles im engeren sinne erläuternde bei ausgaben mittelhochdeutscher dichtungen zu unterdrücken. Auch in dem vorliegenden bändchen sucht man vergeblich nach eigentlichen anmerkungen. Das muster Lachmanns und Haupts in diesem punkte verdient keine nachahmung. — Im Moriz von Craon fehlen 211. 433. 1288. 1565. 1574 schliessende anführungszeichen.

WEIMAR, 17. JANUAR 1895. ALBERT LEITZMANN.

Zum Rosengarten. Untersuchung des gedichtes II von dr. **Georg Holz.** 2. ausgabe. Halle, Niemeyer. 1893. 151 s. 3 m.

Die gedichte vom Rosengarten zu Worms, mit unterstützung der königlich sächsischen gesellschaft der wissenschaften herausgegeben von dr. **Georg Holz.** Halle, Niemeyer. 1893. CXIV und 274 s. 10 m.

Eine der schwierigsten und teilweise undankbarsten aufgaben der mittelhochdeutschen text- und sagengeschichte hat hier eine geradezu meisterhafte lösung gefunden. Es gibt kaum einen mittelalterlichen text, der uns fast in allen gesichtspunkten der wissenschaftlichen betrachtung grössere und peinlichere rätsel aufgab, als der Grosse rosengarten. Mit einer genialen sicherheit, besonnenheit und gründlichkeit geht Holz in seinen beiden büchern zu werke, die von einer eminenten begabung für textkritische fragen zeugen. Niemand wird von dem studium derselben ohne reiche belehrung scheiden, niemand gewiss auch ohne den eindruck, von mustergültigen arbeiten kenntnis genommen zu haben. Ich bekenne mich von allen aufstellungen des verfassers bis in die kleinsten einzelheiten hinein vollkommen überzeugt; manche anfänglich aufsteigende zweifel schwinden gänzlich, je mehr man inne wird, wie alles, was Holz auseinandersetzt, in einem festgeschlossenen strengen zusammenhange steht. Meine besprechung kann daher bis auf geringe kleinigkeiten nur referierend sein.

In der zuerst genannten schrift gruppiert das erste kapitel (§ 1—6) die gesammte überlieferung, die seit Philipps buch (Halle 1879) einige wertvolle bereicherungen erfahren hat; das thema, das der verfasser sich vorgenommen, ist die untersuchung der Rosengartenredaktionen II^b (hauptsächlich vertreten durch die von Bartsch Germania 4, 1 herausgegebene Pommersfelder handschrift und die fragmente einer czechischen übersetzung, von der Holz in § 4 eine neue rückübersetzung gibt), *f* (in der von Wilhelm Grimm 1836 herausgegebenen Frankfurter handschrift) und II^a (aus einer Heidelberger und einer Strassburger handschrift gedruckt in von der Hagens Heldenbuch 1820), sowie ihres gegenseitigen verhältnisses. Mit diesem verhältnis beschäftigt sich das zweite kapitel (§ 7—19), an dessen schluss wir die überzeugung gewinnen, dass der von Philipp näher untersuchte text I dem vorauszusetzenden urgedichte am nächsten kommt, während II und III jüngere, von einander unabhängige bearbeitungen sind, und dass die redaktion *f*, die näher zu II^a als zu II^b stimmt, aus I und II kontaminiort ist. Drei weitere kapitel bringen zur bestätigung dieser aufstellungen die einzeluntersuchung, die fast vers für vers durchgeführt wird. Das dritte (§ 20—38) untersucht den text II^b: er ist im wesentlichen eine kürzende bearbeitung des originals im Hildebrandston, dessen überlieferung jedoch leider sehr lückenhaft ist. Kapitel 4 (§ 39—59) bespricht die redaktion *f*, eine wenig verbreitete kontamination aus I und II auf grund älterer und besserer vorlagen, kapitel 5 (§ 60—65) endlich die fassung II^a. Im schlussparagraphen (s. 150) wird dann der so gewonnene stammbaum aller überlieferungen aufgestellt. — Der in der czechischen übersetzung erscheinende name von Volkers mutter Perchylia, zugleich einer schwester der Brunhild, soll nach s. 15 anmerkung 1 frei erfunden sein; er beruht vielmehr auf verworrener kenntnis verwanter sagen: in der Vǫlsungasaga 23 erscheint eine schwester Brunhilds mit dem namen Bekkhildr als gemahlin Heimirs (vgl. Grimm, Heldensage s. 350). Die s. 30 angenommene entlehnung aus Alphart ist mindestens zweifelhaft.

Die einleitung zur ausgabe zerfällt in 6 kapitel, von denen vier (s. II—XXXI die überlieferung und ihre gruppierung, s. XXXI—LIII der kontaminierte text C, s. LIII—LXIX die kürzende bearbeitung P, s. LXX—LXXIII fremde bearbeitungen) textkritischen fragen gewidmet sind. Hier kehren im wesentlichen die bekannten resultate wider, durch viele scharfsinnige einzelbeobachtungen erhärtet. Nur die redaktion F wird mit recht, worauf schon Singer, Anz. f. d. altert. 17, 36 hindeutete, etwas weiter vom urgedichte entfernt und an D angenähert. Die verwirrende masse der einzelheiten wird in sehr klarer disposition und in gewandtem stil zur darstellung gebracht. Das fünfte kapitel (s. LXXIV—C) behandelt heimat, alter und spätere geschichte des gedichts: der älteste Rosengarten ist entstanden im bairisch-österreichischen sprachgebiet, D in Thüringen, C in Rheinfranken; keine der redaktionen ist älter als 1250, keine jünger als 1325. Endlich wird im letzten kapitel (s. C—CXIV) die sage behandelt: auch hier zeichnet sich die vergleichende darstellung wider durch besondere klarheit aus. — Es folgen dann die texte A (s. 1—67), D (s. 69—215) und F (s. 217—233); kritische anmerkungen (s. 234—255) und ein sehr notwendiges namenverzeichnis (s. 256—274) machen den beschluss. Schmerzlich vermisse ich erklärende, auf sprache, stil und realien eingehende anmerkungen, die ein reiches feld von interessanten betrachtungen darbieten könnten: die realienkunde kann aus den Rosengärten reichhaltigen gewinn ziehen; ebenso hätte der zusammenfluss echt volksepischer und spielmannsmässiger erzählungskunst, ein interessantes kapitel der stilgeschichte, näher beleuchtet werden können. Indess sind wir trotzdem

Holz für die schöne, langersehnte ausgabe von herzen dankbar und hoffen ihm noch öfter auf diesem seinem eigensten gebiete zu begegnen.

WEIMAR, 12. JANUAR 1895. ALBERT LEITZMANN.

Shakespeare und das tagelied. Ein beitrag zur vergleichenden litteraturgeschichte der germanischen völker. Von dr. **Ludwig Fränkel.** Hannover, Helwing. 1893. VI, 3, 132 s. 3 m.

Der verfasser, der neuerdings noch viele bausteine zu einer geschichte des dramas und der fabel von Romeo und Julia beigebracht hat, sucht in dieser von ausgebreiteter und vielseitiger belesenheit zeugenden schrift nachzuweisen, dass die sogenannte tagelied-scene (III, 5) der tragödie Shakespeare's durch deutsche oder niederländische tagelieder beeinflusst oder angeregt worden ist.

Ich kann, wie wol die meisten beurteiler, den nachweis nicht als gelungen ansehen.

Allerdings legen die mehrfachen übereinstimmungen in poetischen motiven und im ausdruck einen solchen schluss sehr nahe; nicht leicht wird sich ihm entziehen können, wer frisch von der lectüre der entsprechenden lieder Wolframs von Eschenbach oder Walthers von der Vogelweide, vom studium des mhd. minnesangs überhaupt, oder älterer deutscher volkslieder an jene scene Shakespeare's herantritt. Dennoch scheint Fränkels annahme, der ich früher selbst zuneigte, mir jetzt irrig; und gerade die ausführungen des verfassers haben meine abweichende ansicht noch befestigt.

Fränkel dehnt seine vergleichenden betrachtungen sehr weit, fast über die ganze erde aus. Er zieht nicht bloss romanische, slawische, griechische, sondern sogar ägyptische, indische, chinesische, malayische, afrikanische, neuseeländische lieder oder fabeln heran; auf der einen seite (91) citiert er Aristophanes' „Vögel“, auf der folgenden: „Komm herab o madonna Theresa“. So zeigt er selbst, dass vieles von dem, was er gern als charakteristische übereinstimmung zwischen Shakespeare und dem deutschen tagelied hinstellen möchte, gemeingut der poesie verschiedener zeiten und völker ist.

Er scheint nicht genügend beachtet zu haben, dass übereinstimmende poetische motive, vergleiche, redewendungen sich oft auch, mehr psychologisch als litterarhistorisch, aus der übereinstimmenden situation und stimmung erklären lassen. Besonders leicht werden aber stamm- und geistesverwandte dichter wegen ihrer ähnlichen auffassungs- und fühlweise, auch unabhängig von einander zu einer ähnlichen poetischen gestaltung desselben stoffes kommen. Daher darf man wol auf parallelen wie:

the day is broke — der tag bricht auf
it is not yet near day — ez ist dem tage unnâhen
wilt thou be gone — war gâhest alsô balde

kein gewicht legen. Dass der ritter aufbrechen will, die geliebte ihn zurückhält, dass von tagesanbruch gesprochen, dass tag, sonnenschein, lerchensang verwünscht werden, dass abschied genommen, nach der widerkehr gefragt, gott angerufen wird, sind doch so selbstverständliche consequenzen der situation, dass man wegen solcher übereinstimmenden wendungen keine nachahmung anzunehmen braucht.

Will man aber nach vorbildern dieser scene suchen, so bietet sich wenigstens eines in einer englischen dichtung, die Shakespeare nachweislich gekannt hat. Fränkel meint zwar (s. 31), dass die „Ballad of Two Lovers“ in England der „einzige tageliedmässiger stimmung verwandte klang“ vor Shakespeare sei. Er scheint aber die tagelied-scene in Chaucer's Troilus and Creseide übersehen zu haben.

B. III, v. 1415 *But whan the cock, commune astrologer*
Gan on his brest to beate, and after crowe,
And Lucifer, the daies messanger,
Gan to rise, and out his beames throwe,
— — — — than anone Creseide
With herte sore, to Troilus thus seide:
„Mine hertes life, my trust, all my pleasaunce,
That I was borne alas, that me is wo,
That day of us mote make disceveraunce,
For time it is to rise, and hence go,
Or eles I am lost for ever mo:
O night alas, why n'ilt thou over us hove,
As long as whan Alcmena lay by Jove“
This Troilus — — — — —
Gan there withall Creseide his lady dere
In armes straine, and hold in lovely manere
„O cruell day, accuser of the joy
That night and love have stole, and fast ywrien,
Accursed be thy coming into Troie,
For every bowre hath one of thy bright eyen:
Envious day, what list thee so to spien,
What hast thou lost, why seekest thou this place?“

Da nun Shakespeare Chaucer's epische dichtung dramatisiert hat, da er schon in einem jugenddrama, dem Kaufmann von Venedig (V, 1) darauf anspielt, so ist es gar nicht unwahrscheinlich, dass er bei der abfassung der tageliedscene durch Chaucer angeregt und beeinflusst wurde. Jedesfalls lag ihm diese heimische dichtung näher als deutsche oder holländische lieder.

Allerdings dient bei Chaucer der hahn, nicht die lerche als wecker; und von der nachtigall ist gar nicht die rede. Hatte Shakespeare aber wirklich nötig diese poetischen requisiten erst aus deutschen liedern zu borgen? Fränkel sagt (s. 92): „Das auftreten der nachtigall bei Shakespeare ist also ein erbstück des tageliedes.“ Dieser ausspruch ist charakteristisch für den stubengelehrten, der, ohne viel eigene naturbeobachtung und phantasie, in jedem poetischen bilde litterarische beeinflussung wittert.

Als der achtzehnjährige William Shakespeare im sommer 1582 sein erstes, verstohlenes liebesglück genoss, im dorfe Shottery bei Stratford, hat er gewiss von deutschen oder holländischen tageliedern nichts gewusst; aber nachtigallen- und lerchensang hat er sicher oft genug gehört. Als er etwa 10 jahre später Romeo und Julia dichtete, wird er sich ohne zweifel seiner eigenen jugendliebe erinnert haben. Der zauber von Shakespeares dichtung beruht ja zum grossen teil auf ihrer naturfrische und unmittelbarkeit. Moderne commentatoren, philologen und litterarhistoriker lassen sich aber oft dem kaiser von China in Andersen's märchen vergleichen,

der nur auf die musik der künstlichen nachtigall hören wollte, die sich wie ein uhrwerk aufziehen liess, und darüber den natürlichen gesang des unscheinbaren, grauen vögleins vergass. Es kann indessen zugegeben werden, dass bei den dichtern der spät-renaissance, auch bei Shakespeare, die nachtigall mitunter eine conventionelle rolle spielt. Dann ist sie aber nicht ein erbstück des tageliedes, sondern vielmehr antiker mythe, heisst Philomele und singt ihr trauriges lied von verlorner unschuld. Diese auffassung tritt in Shakespeares „Rape of Lucrece“ hervor, an einer stelle, die auch sonst eine grosse ähnlichkeit mit unserer scene hat, aber von Fränkel merkwürdiger weise nicht beachtet worden ist.

Lucr. 1079 *By this, lamenting Philomel had ended*
The well-tun'd warble of her nightly sorrow,
And solemn night with slow sad gait descended
To ugly hell, when, lo, the blushing morrow
Lends light to all fair eyes that light will borrow;
But cloudy Lucrece shames herself to see
And therefore still in night would cloister'd be.
Revealing day through every cranny spies,
And seems to point her out where she sits weeping;
To whom she sobbing speaks: „O eye of eyes,
Why pry'st thou through my window? leave thy peeping:
Mock with thy tickling beams eyes that are sleeping:
Brand not my forehead with thy piercing light,
For day hath nought to do what's done by night.“
— — — — — — — — — — — —
The little birds that tune their morning's joy
Make her moans mad with their sweet melody
— — — — — — — — — — —
„You mocking birds“ quoth she, „your tunes entomb
Within your hollow-swelling feather'd breasts,
And in my hearing be you mute and dumb:
My restless discord loves no stops nor rests;
— — — — — — — — — — —
„Come, Philomel, that sing'st of ravishment,
Make thy sad grove in my dishevell'd hair:
As the dank earth weeps at thy languishment,
So I at each sad strain will strain a tear,
And with deep groans the diapason bear;
For burden-wise I'll hum on Tarquin still,
While thou on Tereus descant'st better skill.

Wie ich in dem aufsatze „Zur chronologie von Shakespeare's jugenddramen“ (Jahrb. d. deutschen Shakespeare-gesellschaft bd. XXIX) wahrscheinlich gemacht zu haben glaube, wurde Lucretia kurz vor Romeo und Julia gedichtet. Wir dürfen daher die citierte stelle als eine vorstudie zu unserer scene ansehen. Die contrastierung von nachtigallen- und lerchensang, die verwünschung des letzteren, die grelle dissonanz zwischen dem frohen morgenlied der vöglein und der verzweifelnden trauer der frau — das alles ist in der Lucretia schon vorgebildet.

Hier hat aber die einführung der Philomele eine ganz prägnante bedeutung und beruht auf einer sehr naheliegenden ideenassociation. Denn wie Lucretia von

Tarquinius, so war Philomele von Tereus geschändet worden. Shakespeare hatte beide geschichten in Chaucer's legende von den guten frauen gelesen, ebenso wie die von Dido, Cleopatra, Thisbe, Medea, Ariadne, auf welche er ebenfalls mit vorliebe anspielt. Deutlicher noch als in Romeo und Julia steht Shakespeare in der epischen dichtung von Lucretia unter dem banne Chaucer's. Er hat darin nicht nur die 7-zeilige „Chaucer"-strophe angewandt, in der Troilus and Creseide gedichtet ist, sondern er ist auch in der darstellungsweise und im ausdruck vielfach von Chaucer beeinflusst[1]. Da nun Chaucer bekanntlich von nachtigallen- und lerchensang besonders gern schwärmt, so mag man diese motive auf ihn, eher als auf deutsche tagelieder zurückführen, wenn man durchaus ein litterarisches vorbild haben will.

Wie leicht sich übrigens auch die lerche der tagelied-situation einfügt, geht aus folgender stelle von Shakespeare's Venus und Adonis hervor, die Fränkel ebenfalls übersehen hat:

Ven. 853 *Lo, here the gentle lark, weary of rest,*
From his moist cabinet mounts up on high,
And wakes the Morning, from whose silver breast
The sun ariseth in his majesty.

Die lerche weckt die schlafende Aurora, von deren busen sich der sonnengott erhebt — widerum ein antik-mythologisches bild. Hier und in dem bekannten liede aus Cymbeline ist die einwirkung Chaucers ganz deutlich:

Knightes Tale 1493 *The besy larke, the messager of day,*
Salewith in hire song the morwe gray;
And firy Phebus riseth up so bright
— — — — — — — —

So lassen sich alle poetischen motive der tagelied-scene, welche Fränkel auf einwirkung deutscher tagelieder zurückführt, entweder aus eigenen erinnerungen und einfacher naturbeobachtung oder aus einheimischer tradition, in welche klassisch-mythologische vorstellungen hineinspielten, ungezwungen erklären.

Wenn ich so in der hauptsache die ergebnisse von Fränkels schrift ablehnen muss, so erkenne ich gern an, dass er im einzelnen manches interessante material zur geschichte des tagelieds, zur entwicklung des naturgefühls beigebracht hat.

Was der verfasser s. 34 fgg. über litterarische beziehungen zwischen Holland und England, über die hypothese von Shakespeare's aufenthalt in Holland sagt, ist dankens- und beachtenswert, genügt aber durchaus nicht um Shakespeares bekanntschaft mit holländischen oder deutschen liedern wahrscheinlich zu machen. Des dichters geistige und litterarische interessen gingen, dem zuge der zeit folgend, viel mehr nach Frankreich und Italien als nach Deutschland. „Die fülle germanischen wesens, die uns aus seinen werken entgegenströmt", ist oft genug hervorgehoben worden, und soll hier keineswegs geläugnet werden. Aber sie ist durchaus dem heimatlichen, englischen boden entsprossen, und nicht durch den einfluss deutscher poesie genährt worden.

Gerade in der tagelied-scene kann ich wenig eigentümlich germanisches entdecken. Fränkel erwähnt selbst, dass in einigen punkten (gegenüberstellung von nach-

1) Der oben citierte vers
Lucr. 1086 *Revealing day through every cranny spies*
ist z. b. gewiss eine erinnerung an
Troil. III, 1453 *Envious day, what list thee so to spien.*

tigall und lerche, verwünschung des lerchensanges) provenzalische, französische, italienische tagelieder[1] näher stehen (s. 93.96). Die kühne personification des tages, der wolke, das „antlitz der Cynthia" ist mehr in romanischem als in germanischem stil. Die ähnlichkeit einer scene aus Luigi Groto's Adriana, welche Klein nachgewiesen, ist doch sehr auffallend und nicht ohne weiteres bei seite zu schieben, wie Fränkel getan. Sie wird noch merkwürdiger durch den von Klein ausführlich dargelegten, von Fränkel ignorierten umstand, dass auch die in beiden dramen unmittelbar danach folgenden scenen sehr ähnlich sind.

Das lokalkolorit der scene ist in harmonie mit dem ganzen drama und stimmt zu dem vorausgesetzten schauplatze. Der granatapfelbaum ist in Oberitalien gewiss mehr zu hause als in England oder in Deutschland; dass die sonne über hohen bergen aufgeht (*stands tiptoe on the misty mountain-tops*) trifft für Verona zu. Manche Shakespeare-forscher (z. b. K. Elze, M. Koch, H. Isaac) mutmassen wegen des überraschend getreuen lokalkolorits in den meisten italienischen dramen (besonders Kaufmann von Venedig, Zähmung der widerspänstigen, Othello), wegen einiger bekanntschaft mit italienischer umgangssprache, die Shakespeare besonders in der Zähmung der widerspänstigen verrät, wegen der kenntnis Giulio Romano's und seiner gemälde, dass der dichter (etwa in den jahren 1592—93) sich in Oberitalien aufgehalten. Ich gestehe, dass ich mich dieser ansicht zuneige, die ich an anderer stelle mit neuen gründen zu stützen hoffe. Von dieser annahme aus würde sich die vielbewunderte italienische atmosphäre der tragödie leichter erklären. Jedesfalls gehört Romeo und Julia in die „italianisierende" periode von Shakespeare's dichterischer entwicklung und zeigt viel mehr italienische als deutsche geistesrichtung.

KIEL, DECEMBER 1894. G. SARRAZIN.

Der einfluss des reims auf die sprache Wolframs von Eschenbach. Von **Willy Hoffmann.** Strassburg, diss. 1894. 69 s.

Der verfasser dieser lebhaft und anziehend geschriebenen dissertation legt nach treffenden allgemeinen bemerkungen über die dichterische eigentümlichkeit Wolframs zunächst dar, dass der reim für den dichter keineswegs nur eine lästige und beengende fessel gewesen sei, vielmehr oft ihn zu neuen bildern und wendungen angeregt habe (Herder nennt einmal den reim die „werbetrommel der gedanken"). Auch bestimmte stileigentümlichkeiten Wolframs sind durch den reim wesentlich gefördert. Hierauf weist dr. Hoffmann für eine anzahl gut ausgewählter substantiva (*zil*, *site*, *kraft*, *kür*, *schîn* u. a.; eigennamen s. 22 fgg.), adjectiva (*gemâl*, *getân*, *gevar* u. a.), verba (*verbern*, *vermîden*, *vergezzen*, *bedenken*, *sich bewegen* u. a.), und adverbiale bestimmungen (s. 52) gebrauch und wirkung im reime nach. Aus der syntax wird nur die wortstellung s. 60 berührt.

1) Obwol ich an belesenheit nicht mit Fränkel wetteifern kann und will, möchte ich doch noch eine parallelstelle aus einer spanischen romanze hinzufügen, die mir zufällig aufgestossen ist:

Por el mes era de mayo,
cuando hace la calor
cuando canta la calandria
y responde el ruyseñor,
cuando los enamorados
van á servir al amor — —
(Primavera y Flor de Romances II, 16; nr. 114a.)

Ihren vollen wert für die erkenntnis der eigentümlichkeit Wolframs würden freilich diese einzelnen nachweise erst erhalten, wenn für jeden fall auch der gebrauch anderer, sowol höfischer als volkstümlicher, dichtungen verglichen würde, was der verfasser meistens nicht getan hat. Mehrere der hervorgehobenen substantiva, namentlich *sîn, schîn, lip, hant* kommen ja überhaupt bei mhd. dichtern häufig im reime vor. Für die s. 22 fg. gegebenen procentangaben der eigennamen im reime hat einer meiner zuhörer, herr R. Kraut bei einer an Hoffmanns arbeit angeknüpften besprechung in unserem germanistischen seminar einige ergänzungen dieser art beigebracht, die ich nebst einigen anderen von ihm gemachten bemerkungen über einzelheiten der besprochenen arbeit mit seiner zustimmung hier einfüge.

„Die procentangaben der eigennamen im reime mögen durch folgende zahlen ergänzt werden: Der Arme Heinrich mit 24 eigennamen im reime, d. i. 1,6 % aller reime (mit dem procentsatz im Iwein übereinstimmend), Gregorius nur 0,84 % (34 eigennamen im reime), Walther von der Vogelweide 0,8 % (36 eigennamen im reime), Wolframs Titurel 4,7 % (32 eigennamen im reime). Die zählung des verfassers in der „Kûdrûn" (3,9 %) variiert mit der meinigen (4,1 % = 281 eigennamen im reime) um ein geringes. Natürlich wurden bei diesen zählungen personificierte abstracta wie *frou Sælde, frou Minne* u. ä. nicht als eigennamen gerechnet, da eine solche personificierung die stellung des wortes im reime wol kaum beeinflusst hat.

Um jedoch den gebrauch der namen im reime genau festzustellen, dürfte meines erachtens eine derartige zählung nicht vollständig genügen. Man sollte nicht nur zählen, wie viel procent aller reimwörter namen sind, sondern auch, wie viel procent aller fälle, in denen ein eigenname gebraucht wird, auf die reimstelle treffen. Das resultat für diese zweite art der zählung wäre: Kûdrûn 281 : 2492 = 11,27 % (wie oben sind auch hier die binnenreime unberücksichtigt geblieben), A. Heinrich 24 : 38 = 63,1 %, Gregorius 34 : 72 = 47,2 %, Titurel 32 : 189 = 17 %.

Ferner seien mir noch folgende bemerkungen gestattet. Die reihenfolge der citatzahlen könnte an manchen stellen besser geordnet sein, z. b. s. 25, z. 3 v. u.: P. 761, 8. *311, 6.* 413, 17. S. 27, z. 9 v. u.: P. 224, 5. *212, 2.* S. 55, z. 2 P. 752, 5. *640, 15.* S. 55 z. 11—12: P. 781, 1. Wh. 117, 27 usw. — P. *712, 4* (im letzten falle mag ein druckfehler vorliegen). Wo nicht innere gründe eine andere reihenfolge vorschreiben, sollte man doch die natürliche folge der zahlen beobachten.

Ebenso würden die bemerkungen über einige unklarheiten in der ausdrucksweise Wolframs zu anfang des abschnittes: II „Adjektiva" passender an einem andern platze erwähnt worden sein, vielleicht unter den schlussworten der abhandlung.

Übrigens beginnt der verfasser mit recht bei aufzählung der stereotyp im reime gebrauchten adjektiva mit dem echt Wolframischen *gemâl.* Die überzeugenden schlüsse, welche dr. Hoffmann s. 37 aus der anwendung dieses wortes auf die entstehungszeit des Titurel nach dem Parzival zieht, sind besonders wichtig.

Zum schlusse mögen einige druckversehen ihre berichtigung finden:

S. 20, z. 21: P. 644, 18 statt 17.
„ 27, „ 14: Wh. 27, 14 „ 13.
„ 28, „ 12: „ 151, 13 „ 14.
„ 32, „ 15: P. 358, 23 „ 22.
„ 37, „ 4 v. u.: P. 405, 17 statt 16.
„ 55, „ 9 „ : „ 119, 11 „ 12.
55, „ 1 „ : Wh. 55, 23. 265, 2 statt P. 55, 23. 265, 2.

(Auch sind diese zahlen, ebenso wie z. 2 v. u.: P. 822, 9 statt 29 richtig einzureihen.)

S. 56, z. 6: Wh. 285, 21 statt 22.
„ 56, „ 10 und 11: Wh. „ P."

Soweit herr Kraut. Im allgemeinen bilden die nachweise und erörterungen des herrn dr. Hoffmann eine sehr willkommene ergänzung zu den früheren arbeiten (von Bötticher, Kinzel, Kant u. a.) über Wolframs stil. Neu und eigentümlich ist der am schlusse der arbeit s. 63 fgg. gemachte versuch, ein deutliches und anschauliches bild von der entstehung der Wolframischen werke zu gewinnen. Hoffmann meint, der des lesens und schreibens unkundige dichter habe sich die französischen quellen (widerholt? erst ganz, dann von neuem die einzelnen ihn gerade interessierenden teile?) vorlesen lassen; er habe dann in ruhiger meditation den inhalt des gehörten verarbeitet und in deutsche verse gegossen, die jeweilig entstandenen stücke aber einem kreise begierig lauschender zuhörer am Eisenacher hofe persönlich vorgetragen, wobei lebhafte anrede des hörerkreises sowie unmittelbare improvisation vieler stellen in ausgedehntem masse möglich war. Schliesslich seien die so entstandenen werke aus der erinnerung diktiert und dadurch schriftlich fixiert worden. Diese vermutungen Hoffmanns haben viel ansprechendes und passen zu der ausdrucksweise und dem inhalte von Wolframs dichtungen.

Bedauerlich ist der mangel eines inhaltsverzeichnisses, das doch sonst bei Strassburger dissertationen nicht fehlte. Die sorgfältige anfertigung eines solchen hätte dem verfasser anlass geben können, manches an andere stelle zu bringen und einige nur beiläufig gemachten erwähnungen zu besonderen abschnitten auszuarbeiten; dadurch wäre nicht nur der bequemlichkeit des lesers gedient, sondern auch die arbeit selbst vollkommener geworden. Hoffentlich lässt dr. Hoffmann sich bei späteren arbeiten eine solche unterlassung nicht wider zu schulden kommen.

KIEL. O. ERDMANN. (†)

Xystus Betulius, Susanna. Herausgegeben von **Johannes Bolte.** Mit einem bilde und einer notenbeilage. [Lat. litteraturdenkmäler des 15. und 16. jahrhunderts, herausgegeben von **Max Herrmann** und **Siegfried Szamatólski,** 8.] Berlin, Weidmann. 1893. XVIII und 92 s. 2,20 m.

Sixt Birck, latinisiert Xystus Betulius oder Betuleius, war der erste vertreter der von Gnapheus geschaffenen neueren biblischen komödie in Deutschland, denn seine 1537 erschienene Susanna, die er aus der 1532 erschienenen deutschen Susanna ins lateinische übertrug, war die erste komödie dieser gattung in Deutschland. Nicht nur aus diesem gesichtspunkte, sondern auch wegen der hohen bedeutung, die die Susanna Bircks als dramatisches kunstwerk beanspruchen darf, hat sie in der rüstig fortschreitenden sammlung der Lat. litteraturdenkm. einen platz gefunden. Bolte hat dem neudruck eine kurze lebensskizze des verfassers vorausgeschickt, in der er den geburtstag Bircks (24. febr. 1501) feststellt und nachweist, dass Birck, der seine humanistischen studien in Erfurt und Tübingen gemacht, unter dem 31. december 1524 in der Baseler matrikel verzeichnet ist. In Basel lebte er dann als famulus und korrektor in den grossen druckereien Cratanders, Frobens und Bebels, ward 1530 schulmeister an St. Theodor in Klein-Basel, wurde am 10. februar 1563 zum magister promoviert (es war die erste promotion seit der widereröffnung der

universität), in demselben jahre als rektor des neuen St. Annagymnasiums zu Augsburg, seiner vaterstadt, berufen und starb am 19. juni 1554.

Bekannt ist, dass Bircks dramatische tätigkeit in zwei zeitabschnitte zerfällt, einen Baseler und einen Augsburger; aber unbekannt war bisher die von Bolte aus des Nysäus biographie entnommene tatsache, dass der ersten periode seine deutschen, der zweiten aber die lateinischen schauspiele entstammen. Wir haben 6 deutsche und 7 lateinische schauspiele, insofern man zwei stücke, die zwei seiner schüler, Martin Osterminoher und Johannes Entomius, aus dem deutschen original ins lateinische übertrugen, dazu rechnen darf.

Am schlusse der einleitung stellt Bolte eine vergleichung der deutschen mit der lateinischen Susanna an, indem er die analysen beider gibt. S. IX folgt die bibliographie. Es werden 9 verschiedene drucke der Susanna mit ihren standorten nachgewiesen und zwar aus den jahren 1537—1564. Von der Kölner ausgabe von 1539 ist ein exemplar auch in Göttingen. Dem neudruck ist die erste Augsburger ausgabe von 1537 zu grunde gelegt, aber auch die in der Oporinschen sammlung von 1547 vorliegende zweite bearbeitung des dichters mit herangezogen worden. Auch die in dieser ausgabe gegebenen scenenüberschriften sind abgedruckt worden.

Sehr wichtig ist Boltes bemerkung, dass, während Gnapheus eine grosse zahl von versen des Plautus und Terenz seinem Acolastus wörtlich einverleibt und seinen wortschatz im wesentlichen aus den genannten beiden dichtern entlehnt hat, Birck selbständiger im lateinischen ausdruck verfährt und wirkliche entlehnungen aus den komikern vermeidet. Dagegen hat er den zweiten akt vom Hippolytus des Seneca benutzt, um die verbrecherische leidenschaft der beiden greise zu schildern.

Eine reihe benutzter stellen antiker autoren führt Bolte s. XII fgg. an und beweist auch hier sich als guten kenner der litteratur.

Einen besonderen schmuck erhält die ausgabe durch die beifügung der vierstimmigen melodie des eingangschores aus der Kölner ausgabe von 1538, sowie eines holzschnittes des Augsburger malers und formenschneiders Jörg Brem des jüngern aus dem jahre 1540, der mehrere bildliche darstellungen aus der geschichte der Susanna bietet und dessen original sich im königlichen kupferstichkabinet zu Berlin befindet.

WILHELMSHAVEN. H. HOLSTEIN.

Philipp Melanchthon Declamationes. Ausgewählt und herausgegeben von **Karl Hartfelder.** Zweites heft. [Lat. litteraturdenkmäler des 15. und 16. jahrhunderts, herausgegeben von **Max Herrmann,** 9.] Berlin, Weidmann. 1894. XVI und 38 s. 1 m.

Schon bei der herausgabe des ersten heftes (1891; vgl. diese zeitschrift XXVI, 491 fg.) war die absicht ausgesprochen, noch andere aus den übrigen gebieten Melanchthonischer declamationes ausgewählte stücke zu veröffentlichen. Der rastlos und unablässig auf dem grossen felde der geschichte des humanismus und der reformation mit hervorragendem erfolge tätige Hartfelder ist seinem schönen wirkungskreise durch einen frühzeitigen tod entrissen, und es war ihm nicht mehr vergönnt, die fortsetzung der angefangenen arbeit zu sehen. In seinem nachlasse fand sich aber ein druckfertiges manuscript, das nun der herausgeber der Lat. litt.-denkm. als ein teures vermächtnis bekannt gibt. Es sind vier widerum schulfragen behandelnde reden. In der ersten spricht Melanchthon von den akademischen graden (de gradibus discentium),

deren aufrechthaltung von ihm mit unerbittlicher strenge betont wurde, da er in ihnen eine bürgschaft für ein geordnetes und methodisches lernen sah. Denn auch an der Wittenberger hochschule war am anfang der zwanziger jahre die strenge studienordnung früherer zeit aufgelöst, wobei die artistenfakultät am meisten benachteiligt war. Die zweite bei gelegenheit einer magisterpromotion gehaltene rede handelt „de ordine discendi"; sie geht unter Crucigers namen, ist aber sicherlich von Melanchthon verfasst worden. Ihre abfassung fällt etwa ins jahr 1531, wo Cruciger docent der philosophischen fakultät war. Auch diese rede zeigt, dass der grosse misstand im studienkreise der hochschule noch nicht gehoben war, und dass sich auch jetzt noch die studenten mit übergehung der artes inferiores d. i. der vorbereitenden studien in der philosophischen fakultät möglichst schnell zu den artes superiores d. i. den eigentlichen fachstudien der drei oberen fakultäten drängten. Die dritte rede „de restituendis scholis" schrieb Melanchthon für den 1540 an die universität Frankfurt a. O. als lehrer berufenen Schotten Alexander Alane (Alesius), der mit ihr seine akademische tätigkeit daselbst eröffnete. In der vierten von Vitus Winshemius (Vitus Oertel aus Windsheim) vorgetragenen rede „de studiis linguae Graecae" tritt die starke betonung des theologischen hervor, in der Melanchthon dem zuge der zeit folgte, die im laufe des 16. jahrhunderts sich mehr und mehr vom reinen humanismus abwandte und der theologischen richtung grösseren spielraum gönnte.

Am schlusse der die nötigen bemerkungen über den inhalt und die persönlichkeit der vortragenden enthaltenden einleitung gibt Hartfelder ausser den biblographischen bemerkungen, die übrigens von Max Herrmann durch die angabe der verschiedenen lesarten vervollständigt worden sind, einige erklärende anmerkungen zum text. Dieser selbst ist widerum sehr korrekt, nur ist mir die doppelte schreibung exsilium (14, 10) und exilio (17, 16) aufgefallen.

WILHELMSHAVEN. H. HOLSTEIN.

G. A. Bürger's werke herausgegeben von **Eduard Grisebach.** Mit einer biographischen einleitung und bibliographischem anhange. 5. vermehrte und verbesserte auflage. Berlin, G. Grote. 1894. LXXVIII und 504 s. 4 m.

Diese ausgabe (deren erste auflage in unserer zeitschrift 5, 233—238 besprochen wurde) erhält einen besondern vorzug dadurch, dass auch dem prosaiker Bürger sein recht geschieht. Seine kleineren schriften und abhandlungen sind jetzt von Grisebach vollständiger, als in irgend einer früheren ausgabe, und zwar jedesmal auf grund des im anhange angegebenen ersten druckes, mitgeteilt. Sie haben, wie schon neulich in dieser zeitschrift 27, 414 mit recht hervorgehoben wurde, auch heute noch dauernden wert. Deutlich lassen sie erkennen, wie eifrig und erfolgreich Bürger seine grosse natürliche begabung auch in den dienst der wissenschaftlichen erkenntnis der muttersprache zu stellen bemüht war, und wie ernst er es in seinen späteren Göttinger jahren mit der aufgabe nahm, durch lehre und beispiel auf die hebung des deutschen stils und versbaues zu wirken. Die in die vorliegende ausgabe nicht aufgenommenen prosaischen übersetzungen und bearbeitungen fremder werke, welche Bürger gemacht hat, verzeichnet der herausgeber mit dankenswerten bibliographischen nachweisungen s. 501 fg.; vom „Münchhausen" hat Grisebach bekanntlich selbst eine von eingehenden untersuchungen begleitete ausgabe erscheinen lassen in der „collection Spemann", Stuttgart (1891).

Bürgers gedichte sind schon in drei neueren ausgaben gesammelt und kritisch bearbeitet: von Sauer in Kürschners D. nat. litt. bd. 78 (1884), von Grisebach in der „jubelausgabe“ (Berlin 1889) und von Berger, Leipzig, bibl. institut (1891). Jede dieser drei ausgaben hat ihre vorzüge und dient den bedürfnissen des litteraturforschers und des liebhabers der Bürgerschen dichtung. In unserer für weitere kreise bestimmten gesammtausgabe von Bürgers werken hat Grisebach die gedichte neu geordnet: I. balladen und romanzen, voran die drei glänzendsten balladenschöpfungen Bürgers: Lenore — Der wilde jäger — Des pfarrers tochter von Taubenhain (diese vom herausgeber besonders hochgestellt s. XXVI fg.); die übrigen im allgemeinen in chronologischer folge, die jedoch mehrmals (wegen sachlicher oder formeller berührungen?) unterbrochen ist. II. lieder an Molly, meist in chronologischer folge. III. sprüche und vermischte gedichte; hier gibt der herausgeber nur eine auswahl, die aber nichts bedeutendes und charakteristisches vermissen lässt. Als „anhang“ folgen bearbeitungen fremder gedichte durch Bürger, von denen die zwei letzten, wahrscheinlich zuerst von H. G. B. Franke entworfenen, in sämmtlichen Göttinger gesammtausgaben (und auch bei Berger, nicht bei Sauer) fehlen.

Der zweck dieser anordnung der gedichte war offenbar, dem leser gleich am anfange des bandes das anziehendste und bedeutendste zu bieten. In ähnlicher weise beabsichtigte ja Schiller eine neuordnung seiner gedichte auszuführen, und unter seinen neueren herausgebern hat Boxberger in Kürschners D. nat. litt. bd. 118 eine solche versucht. Aber ohne willkür und ohne unzuträglichkeiten geht es doch bei einer solchen neuordnung nicht leicht ab, auch nicht bei Grisebach. Unter die „balladen und romanzen“ hat er auch rein lyrische gedichte eingereiht, z. b. 75. 76. 78. 79. Die „lieder an Molly“ geben in ihrer folge eine deutliche und ergreifende einsicht in den verlauf von Bürgers liebesleidenschaft und liebeslyrik; aber eben um diesen verlauf deutlich hervortreten zu lassen, hat der herausgeber hier auch dichtungen eingereiht, die unter die überschrift der abteilung nach ihrem wortsinne nicht passen, wie die „Männerkeuschheit“ s. 97, die nicht an Molly gerichteten sonette s. 118 und am schlusse das schöne sonett „An das herz“ s. 137. Als gewissenhafter recensent wollte ich diese kleinen unebenheiten nicht verschweigen; besonderes gewicht auf sie zu legen liegt mir fern, zumal einem manne gegenüber, der als feinsinniger liebhaber und bewährter kenner der Bürgerschen dichtung sich schon ein gewisses recht darauf erworben hatte, diese neue ausgabe nach seinem sinne zu gestalten.

Die genannten eigenschaften bewährt Grisebach namentlich auch in der kurz gehaltenen, aber sehr inhaltreichen (auch durch interessante beigaben aus Bürgers briefen bereicherten) einleitung. Mit kundiger hand hat er ein ansprechendes und lebenswahres bild von dem menschen, dichter und schriftsteller Bürger entworfen; die schatten dieses bildes sind nicht vertuscht, aber sie sind nicht in den vordergrund gerückt, wie es bei anderen darstellern aus befangenheit oder ungeschick geschehen ist.

Die verlagshandlung hat die ausgabe in papier und druck gut ausgestattet und dabei den preis sehr billig gestellt. Es ist ihr eine günstige aufnahme zu wünschen bei allen, die der bedeutsamen gestalt G. A. Bürgers teilnehmend näher treten wollen. An seinen besten schöpfungen in poesie und prosa ist auch heute, mehr als hundert jahre nach seinem tode, noch nichts veraltet, und gerade die vorliegende ausgabe ist sehr dazu geeignet, auch in weiteren kreisen das gefühl und die erkenntnis von Bürges bedeutung lebendig zu erhalten.

KIEL. O. ERDMANN. (†)

Schriften zur germanischen philologie, herausgegeben von dr. **Max Roediger.** VII. heft: Albrecht von Eyb und die frühzeit des deutschen humanismus, von dr. **Max Herrmann.** Berlin, Weidmann. 1893. VII und 437 s. 10 m.

Der zweck des buches ist: einen beitrag zu bieten zur geschichte der aufnahme des humanismus in Deutschland, insonderheit in Franken; ferner: den beweis dafür zu bringen, dass nicht, wie sonst angenommen worden, Niclas von Wyle, sondern Albrecht von Eyb der erste deutsche humanist gewesen; endlich, dass humanistische tätigkeit in Deutschland schon unmittelbar nach beginn der zweiten hälfte des 15. jahrhunderts nachzuweisen ist. In Franken begünstigen den humanismus besonders die geistlichen fürstenhöfe. Er ist durchaus von süden zu uns gekommen; unter den Deutschen, die sich ihm unabhängig von Aeneas Sylvius in Italien in die arme geworfen haben, ist der bedeutendste Albrecht von Eyb, der zugleich die fühlung mit dem volke nicht verlor und die schönste prosa schrieb, die wir vor 1500 haben.

Er ist auf schloss Sommersdorf in der nähe von Anspach am 24. august 1420 geboren, wo er seine jugend verlebte und wo besonders seine mutter Margarete und sein vater Johann von Eyb einfluss auf seine erziehung ausübten. Die universität Erfurt, die er 1436 mit seinem jüngeren bruder bezogen hatte, musste er anfang 1438 infolge des todes des vaters wider verlassen; nach dessen letztem willen sollte Albrecht geistlich werden. Das familienoberhaupt war jetzt der älteste sohn, Ludwig, bekannt als kanzler des markgrafen Albrecht Achilles und als verfasser der Hohenzollerschen denkwürdigkeiten. Der sparsame bruder, der die überzeugung hatte, dass das „blosse sichumhertreiben" auf universitäten keinen zweck habe, sorgte zunächst dafür, dass die versäumte wissenschaftliche vorbildung der beiden jungen studenten nachgeholt werde, und schickte sie 1439 auf die lateinische schule nach Rothenburg a. d. Tauber. Als nach zweijährigem gemeinsamen schulbesuch der jüngere bruder Wilhelm infolge eines heftigen streites mit Ludwig, der die herausgabe des väterlichen erbes weigerte, deutschritter geworden war, kehrte Albrecht allein nach Rothenburg zurück. Besser ausgerüstet, als das erstemal, bezog er 1444 abermals die universität Erfurt, nachdem er die anwartschaft auf eine domherrnstelle in Eichstätt erhalten hatte. Schon nach einem halben jahre vertauschte er Erfurt mit Pavia, wo er bis 1447 verweilte. Der berühmteste lehrer der hochschule war damals Balthasar Rasinus, dem Eyb namentlich bei seinem späteren besuch der universität nahe trat. Aus dem besonderen kapitel, welches dem manne gewidmet wird (s. 56 fgg.), heben wir nur hervor, dass er nicht nur ein bedeutender jurist, sondern vor allem ein vorzüglicher kenner und erklärer des Plautus war, von dessen neuaufgefundenen 12 komödien er eine abschrift des archetypus besass, der sich im besitze des cardinals Orsini befand. Damals hörte Eyb nur Terenz bei ihm. Im august 47 verliess er, veranlasst durch die politischen wirren, die nach dem tode des protektors der hochschule, des herzogs Philippo Maria von Mailand, eintraten, Pavia und begab sich nach Bologna. Im anschluss an die von Friedländer und Malagola herausgegebenen Acta nationis germanicae univ. Bononiensis gibt der verfasser (s. 65 fgg.) eine statistische zusammenstellung über den besuch der universität von seiten deutscher studenten für die zeit von 1433—59, von denen der Nürnberger Joh. Pirkheimer, der vater Willibalds, besonders hervorgehoben wird, der nebst anderen landsleuten gleichzeitig mit Eyb, jedenfalls aus denselben gründen, Pavia verliess. Von den docenten hat namentlich einfluss auf diesen ausgeübt Joh. Lamola, dessen werk: De pudicicie sine castitatis laudibus jenem den anstoss zur

abfassung seiner schriften über ehe und frauen gegeben hat. Ende 48 wurde Eyb mit vielen anderen von Bologna durch die pest vertrieben und wandte sich wahrscheinlich nach Padua. 1449 erhielt er ein Bamberger kanonikat, zunächst ohne in den genuss der pfründe einzutreten, zugleich die einkünfte einer pfarre in Swanns (= Schwanenstadt in Oberösterreich). 1450—51 finden wir Eyb zum zweiten male in Bologna, von wo er im sommer des letzteren jahres notgedrungen nach hause zurückkehrte, weil einerseits der bruder Ludwig sein geld nicht mehr nach Italien schicken mochte, andrerseits Eyb in den genuss der Bamberger pfründe nur gelangen konnte, wenn er gemäss einem paragraphen des statutes mindestens ein jahr lang persönlich an ort und stelle weilte. Welchen umfang die humanistischen studien Eybs während seines ersten aufenthaltes in Italien gehabt, lässt sich einigermassen aus der zusammenstellung der in dieser zeit entweder von ihm selbst geschriebenen oder erworbenen handschriften ersehen, die jetzt zwar in verschiedenen bibliotheken zerstreut sind, sich aber durch den eigentümlichen einband, durch das Eybsche wappen, endlich durch einzeichnungen als bestandteile seiner bücherei charakterisieren.

Zu Bamberg tröstete sich Eyb über die unfreiwillige trennung von Italien dadurch, dass er zur feder griff und damit, soweit unsere kenntnis reicht, das früheste beispiel humanistischer schriftstellerei eines deutschen auf deutschem boden gab. Hier entstehen zuerst zwei kleine lateinische traktate: De speciositate Barbare puellulae, seinem hauptteile nach vielleicht eine auf persönliche erlebnisse zurückgehende beschreibung einer schönen Bambergerin im tone des hohen liedes (s. 100—102); 2. Appellacio mulierum Bambergensium, eine überaus frivol gehaltene, der Oratio Heliogabali des Leonhard Bruni nachgebildete klagerede der Bamberger frauen über unwillfährigkeit der männer (s. 104—107); 3. eine abendmahlspredigt; 4. lobspruch auf Bamberg (z. t. abgedruckt s. 109 fgg.), auch diese in lateinischer sprache. Wie unbehaglich sich Eyb in Bamberg fühlte, geht aus einem an italienische freunde gerichteten, nach humanistischer weise für die veröffentlichung bestimmten briefe hervor (s. 111—114). Im oktober trat er endlich in den genuss der pfründe, deren einkünfte (s. 114 fg.) ihm die möglichkeit gewährten, seine humanistischen studien in Italien unabhängig von dem guten willen des bruders fortzusetzen. Zu anfang des jahres 1453 finden wir ihn abermals in Bologna, wo er zu einem der procuratoren der deutschen nation gewählt wurde. Unsicher ist, wie lange sein aufenthalt währte; jedesfalls nicht bis zum studienjahre 1455/56; denn sonst hätte Eyb gewiss nicht versäumt, den in diesem jahre zuerst auftretenden lehrer des griechischen, Lianorus de Lianoris zu hören; des griechischen aber, sogar der schrift, ist er, wie seine handschriften beweisen, völlig unkundig geblieben. Von Bologna aus trat er auch in litterarische verbindung mit der zweiten stätte, wo in Italien Deutsche sich zahlreich zusammenfanden, mit Rom, namentlich mit einem ihm befreundeten landsmanne, dem humanisten Joh. Rot. Durch grosse büchereinkäufe geriet er in schulden; bruder Ludwig gewährte eine ausserordentliche bewilligung von 200 gulden erst dann, als Albrecht droht, falls der bruder sein verlangen nicht erfülle, dem geistlichen stande überhaupt den rücken kehren zu wollen!

Die bibliothek umfasste namentlich juristische und humanistische handschriften; unter letzteren sind die wichtigsten zwei Plautuscodices, von denen der erste die 8 schon längst bekannten, der zweite von den neuentdeckten komoedien die Bacchides, die Menaechmi und den Poenulus enthält. Ausser 20 namhaft gemachten bänden muss die büchersammlung noch andere umfasst haben, wie aus erhaltenen

abschriften von der hand des Nürnberger arztes Hartmann Schedel hervorgeht, der 1485 in Eichstätt gewesen ist.

Im vordergrunde stehen während des zweiten aufenthaltes in Italien Eybs Plautusstudien, die er namentlich in Pavia unter leitung des schon erwähnten Rasinus machte. Die zahllosen rand- und zwischennotizen, welche die zweite Plautushandschrift enthält, und in denen wir zum grössten teile erläuterungen jenes lehrers zu sehen haben, ermöglichen es, uns ein anschauliches bild von der art der Plautusinterpretation in den vorlesungen der damaligen universitätsprofessoren zu machen (s. 161 fgg.). Neben humanistischen studien betrieb Eyb auch juristische, besonders in Pavia unter leitung des Catone Saccus, der auch humanistische interessen hatte (165 fgg.) und des Giacomo Ricci. Am 7. febr. 1459 erwarb er sich die juristische doctorwürde; in demselben jahre ernannte ihn auch der neue pabst Pius II. (Aeneas Sylvius) zu seinem cubicularius. Im november desselben jahres ist Eyb wider in Eichstätt, gleichzeitig hat er seine Margarita poetica vollendet (s. 174).

Die betrachtung dieses werkes wird eingeleitet durch einen kurzen abriss der geschichte der beredsamkeit, wobei die Praecepta des Aeneas Sylvius aus einem besonderen grunde eine ausführlichere berücksichtigung finden. Die beiden ersten traktate der Margarita poetica nämlich stimmen wörtlich mit den Praecepta überein; an ein plagiat Eybs ist kaum zu denken, da der erzbischof von Trier, dem diese gewidmet sind, auch am schlusse der Margarita unter denen genannt wird, denen das werk zugeeignet ist. Mit hilfe einer Berliner handschrift der Praecepta nun, in welcher statt Eneas: Alberthus und Alb. Eyb als verfasser bezeichnet wird, weist Herrmann nach, dass diese überhaupt von Eyb herrühren und eine jugendarbeit von ihm sind (entstanden zwischen 1457 uud 59), die, weil sich der verfasser nur beiläufig im texte genannt hatte, von einem oberflächlichen humanisten fälschlich dem Aeneas zugeschrieben und den werken desselben einverleibt worden sind; so dass also Eyb, als er die beiden traktate der Marg. schrieb, nicht den Aeneas, sondern seine eigne jugendarbeit benutzte. Es folgt nun eine ausführliche analyse ihres inhaltes (185—195), aus welcher hervorgeht, dass der verfasser zwar ein lehrbuch der humanistischen rhetorik liefern wollte, dass er aber fort und fort in allgemein stilistische und sogar speciell epistolographische vorschriften hineingerät; einen grossen raum nehmen die musterbeispiele aus klassischen autoren ein, der mehrzahl nach entnommen einem von Eyb während des ersten italienischen aufenthaltes erworbenen und von ihm selbst fortgeführten citatenbuche (s. 91 fgg.); den schluss bildet eine sammlung von umfangreicheren musterbeispielen humanistischer stilkunst, enthaltend 30 fast ausnahmslos gesprochene reden verschiedener verfasser. Der epilog enthält ausser anderem eine rechtfertigung der neuen wissenschaft, als deren erster verkünder Eyb in Deutschland auftritt, sodann eine widmung des dem bischof von Münster zugeeigneten buches an noch 15 humanistisch gebildete männer; unter den 8 weltlichen befindet sich auch sein lehrer Rasinus. Aus der von Herrmann in Eichstätt entdeckten originalhandschrift geht deutlich hervor, dass das werk, welches erst 1472 gedruckt ist, bereits 1459 zum abschluss gebracht war. Aus den 15 verschiedenen drucken, die der verfasser am schlusse des kapitels aufzählt, ergibt sich, welche verbreitung das buch bis zur blüte des humanismus gefunden: der erfolg ist namentlich der auswahl klassischer texte, die es bot, zu danken; „als die glänzende vereinigung der philologie und des buchdruckes den Deutschen die antiken autoren selbst in die hand gab, da war es mit der wichtigkeit der Margarita für immer vorbei (s. 214).

Nach Eichstätt zurückgekehrt, setzte Eyb durch, dass er, zuwider den statuten, welche keinem aufnahme in das kapitel gewährten, der schon 3 blutsverwandte darin sitzen hatte, die vollen einkünfte eines domherrn, sowie sitz und stimme im chor und kapitel bekam. Bischof war damals der humanistisch gebildete Johann III., der bundesgenosse des benachbarten Albrecht Achilles, ein freund des Aeneas Sylvius, dem eine ebenso eingehende betrachtung gewidmet wird, wie den seinem genossenkreise angehörenden Joh. v. Heldburg, Joh. Mendel, Joh. Heller, Wilh. v. Reichenau, endlich Hieronymus v. Eichstätt (eigentlich H. Rotenbeck), dem einzigen, der in humanistischem sinne schriftstellerisch tätig ist (s. 215 fgg.). Man würde aber irren, wenn man von diesem kleinen kreise litterarisch gebildeter männer, in welchem Eyb verkehrte, einen schluss machen wollte auf das geistige niveau des übrigen klerus; die mehrzahl der geistlichen ist in trägheit und genusssucht versunken, und selbst bessergesinnte sind auf äusserlichkeiten und materiellen gewinn bedacht; auch Eyb gehört unter diese. In den kämpfen zwischen den Wittelsbachern und den fränkischen Hohenzollern, in welche auch Eichstätt dadurch verwickelt ward, dass bischof Johann als vermittler fungierte, finden wir Eyb als agenten des markgrafen tätig. Dieser bemühte sich, um den einfluss, den durch Eyb auf das Eichstätter und Bamberger kapitel hatte, auch auf Würzburg auszudehnen; ihm die fetteste Würzburger pfründe, die erledigte pfarrei Hassfurt, zu verschaffen. Eyb begab sich persönlich nach Rom (1464), um seine wahl auch wider den willen des zollernfeindlichen Würzburger bischofs Johann durchzusetzen. Es gelang ihm zwar nicht, da die pfründe ein anderer bekam, der ihm allerdings 100 gulden jährlich abgabe zahlen musste; dagegen erhielt er als ersatz das Würzburger archidiakonat Ipphofen. Als er in Würzburg dem widerstrebenden bischof gegenüber sein recht persönlich geltend zu machen suchte, wurde er, jedesfalls auf veranlassung jenes gewalttätigen mannes, von zwei herren von der Tann auf deren schloss entführt und gefangen gehalten. Es verwendeten sich für ihn sowol markgraf Albrecht, als der bischof von Bamberg; besonders mit rücksicht auf den letzten wurde er zwar freigelassen, doch nicht eher, als bis er alles unterschrieben, was seine kerkermeister verlangten, vor allem verzicht auf Ipphofen geleistet hatte. Da aber dieser notgedrungene verzicht trotz aller bemühungen nicht rückgängig gemacht werden konnte, begab sich Eyb zum zweiten male nach Rom und nahm den ersten aufenthalt in Mantua, an dem hofe der Gonzaga, wo er gute aufnahme fand durch vermittlung der nichte seines gönners, Albrecht Achilles, Barbara, markgräfin von Mantua, deren lob er im Ehebüchlein verkündigt. In Rom setzte er zwar eine entscheidung des pabstes zu seinen gunsten durch; die Würzburger aber kehrten sich nicht daran. Auch die bemühungen Eybs, nach der wahl des domprobstes Wilhelm von Reichenau zum bischof von Eichstätt (nach Johanns tode, 1464) einige von dessen pfründen zu erlangen, blieben erfolglos.

Weit weniger bedeutungsvoll, als Eybs politische tätigkeit, ist seine juristische (s. 258 fgg.), die namentlich in der erteilung von rechtsgutachten bestand; die meisten davon sind in lateinischer, nur wenige in deutscher sprache abgefasst und haben inhaltlich für unsere zeit geringes interesse.

Mehr wert haben für uns seine in dieser zeit entstandenen lateinischen schriften über ehe und frauen, beides ein lieblingsthema Eybs: Clarissimarum feminarum laudacio, die Niclas von Wyle in seinen Translationes stillschweigend übertragen hat; Invectiva in lenam; An viro sapienti uxor sit ducenda, alle drei

mosaikarbeiten, entstanden durch zusammenfügung namentlich klassischer citate; die letzte ist die vorläuferin seines Ehebüchleins.

Nachdem der verfasser an 3 novellen (Guiscardus und Sigismunda, Marina, Albanus) die in dem Ehebüchlein aufnahme fanden, und einem dialoge (De nobilitate), der dem Spiegel der sitten einverleibt ist), die von Eyb in diesen stücken beobachteten principien der nacherzählung festgestellt hat (s. 287 fgg.), untersucht er an der hand der so gewonnenen resultate, mit welchem rechte neuerdings Strauch das anonyme werk Griseldis jenem zugeschrieben habe. Er weist überzeugend nach, dass es nicht von Eyb herrührt, dass dieser vielmehr, als er die novelle in seinem Ehebüchlein benutzte, ein plagiat an dem unbekannten verfasser begangen hat.

Das Ehebüchlein, welches alle früheren arbeiten Eybs über frauen, ehe u. dergl. zusammenfasst, und dem rate von Nürnberg gewidmet ist, gehört zu den schönsten deutschen büchern der beginnenden neuzeit. Nach besprechung der auffassungen, welche die ehe in jüdischen, griechischen, römischen und früh-christlich-scholastischen schriften gefunden hat, wird der standpunkt, welchen der humanismus in dieser frage einnimmt, aus schriften des Franciscus Barbarus (De re uxoria) und Poggios (An seni sit uxor ducenda) veranschaulicht. Die bedeutendste schrift über diesen gegenstand jedoch ist Eybs Ehebüchlein, welches die ehe von rein menschlichem standpunkte aus betrachtet, ohne sich auf die damals so beliebten juristischen ehefragen einzulassen. Es folgt sodann eine eingehende besprechung über entstehung, komposition und inhalt des ganzen werkes, das schliesslich (auf s. 345—355), wie der verfasser selbst sagt, sich eine „zerpflückung“ gefallen lassen muss, d. h. einen nachweis aller sätze und sätzchen, die Eyb seinen eignen früheren schriften oder den arbeiten anderer entlehnt hat.

Entgegen dem in streng humanistischem geiste geschriebenen Ehebüchlein ruht der Spiegel der sitten entsprechend dem geschmacke der geistlichen würdenträger, denen das buch gewidmet ist, wesentlich auf scholastisch-patristischer grundlage; die citate, aus denen auch dieses buch zum teil besteht, sind demnach der mehrzahl nach den kirchenvätern und scholastikern entnommen. Nach einer eingehenden besprechung des inhaltes folgt der beweis, dass der deutsche Spiegel der sitten nichts ist, als eine übertragung einer fremden lateinischen arbeit, die Eyb durch einige zusätze erweitert hat. Die drucklegung des werkes, die er nicht mehr zu bewirken vermochte, erfolgte erst 36 jahre nach seinem tode durch seinen neffen Gabriel von Eyb. Beifall fand indes das werk auch jetzt nicht, eine neue auflage erlebte es nicht. Um so grössere verbreitung fand der anhang des buches: Plautus und Ugolino Pisani in deutschem gewande.

Zu bedauern ist das späte erscheinen der dramenübertragungen. 1474, als sie enstanden, kannte man aus dem lateinischen altertume in deutscher übersetzung nur den Boëthius; 1511 dagegen waren bereits die meisten alten autoren übertragen, noch dazu in schulbuchmässiger wörtlichkeit, im vergleich zu welcher Eybs freie übertragungsweise anstoss erregte. Seine bearbeitung ist ein gemisch von erzählung und handlung, insofern durch zahlreiche erläuternde bemerkungen der oft verwickelte zusammenhang klar gemacht wird. Auf des Rasinus erläuterungen gehen offenbar die besonders in den Menaechmi und Bacchides vertretenen scenischen bemerkungen zurück. Im anschluss an die lateinische vorlage sind in den Menaechmi und der Philogenia vor beginn des dialoges jeder scene die namen der in ihr redenden personen genannt, wofür die Bacchides eine in zusammenhängender darstellung gegebene übersicht haben der „namen der personen in disem püchlin genannt und gemeldet.“

Akteinteilung ist nicht vorhanden. Nicht bloss die mehrzahl der namen ist durch deutsche ersetzt (Heintz, Fritz, Kuntz; Barb, Metz, Ness); die ganzen stücke sind germanisiert und darin besonders besteht Eybs verdienst und der wert seiner übertragung. Die personen reden nicht nur deutsch, sondern empfinden auch deutsch; so sind beispielsweise alle anspielungen auf antike verhältnisse, namentlich auch die heidnischen götter beseitigt; der reiche sprichwörter- und sentenzenschatz des Plautus ist möglichst in deutsche münze umgeprägt. Das gab oft anlass zu weiterungen oder kürzungen; ebendazu führte das streben, allzu anstössiges zu beseitigen oder zu verschleiern, ferner dunkelheiten des lateinischen textes aufzuhellen, endlich, die epigrammatische kürze des römischen komikers durch die behagliche fülle zu ersetzen, die dem deutschen stilgefüge, zumal für die alltagsrede entsprechend ist. Diesen vielfachen bemühungen entspricht der erfolg: die lektüre der dramenübertragungen „ist noch heute ein genuss, welcher der beschäftigung mit den originalen beinahe ebenbürtig an die seite tritt."

Das letzte (X.) kapitel (s. 398 fgg.) behandelt den lebensausgang Eybs. Es ist aus seinen letzten lebensjahren nur wenig bekannt. Schon früher war erwähnt worden, dass er in Bamberg dem heiligen Sebastian eine kapelle geweiht habe. Nun weist der verfasser auf einen Münchener codex hin, in welchem sich gedichte als erläuterungen zu federzeichnungen besonders astrologischen charakters finden. Während die meisten gedichte sich schon in älteren kalendern nachweisen lassen, sind 5 davon original und unzweifelhaft Eybs eigentum (s. 409—416); denn sie sind nichts, als versificierte kernsätze des Spiegels der sitten und des Ehebüchleins; und die vermutung des verfassers, dass bilder und verse die wandfläche jener Sebastiankapelle geziert haben, scheint mir das richtige zu treffen.

Am 24. juli 1475 ist Eyb im 55. lebensjahre gestorben. Eine schlussbetrachtung gibt nochmals in kürze einen überblick über die stellung, die Eyb in der geschichte der deutschen litteratur einnimmt, und erklärt, warum die nachwelt bisher sich gegen ihn so undankbar erwiesen hat.

Das ungefähr ist der inhalt des bandes, welcher zunächst als ergänzung und erläuterung zu den beiden ersten, dem Ehebüchlein und den Dramenübertragungen, anzusehen ist: während diese viele dankbare leser finden werden, wird der dritte und hauptteil ausserhalb des engsten kreises der fachgenossen im zusammenhang kaum von jemand gelesen werden. Zum teil liegt das ja am stoff. Eybs persönlichkeit ist nichts weniger, als eine bedeutende; es fehlt überhaupt in der frühzeit des deutschen humanismus an hervorragenden geistern. Die mit der grössten sorgfalt aufgesuchten und aufgehellten lebensschicksale des mannes sind im grossen und ganzen uninteressant; ähnliches gilt von Joh. Rot und Balthasar Rasinus. Verdient letzterer wenigstens als erster ausleger des Plautus und als geistiger urheber von Eybs dramenübertragungen einiges interesse, so ist von den meisten anderen persönlichkeiten, mit denen Eyb in berührung gekommen oder in verbindung getreten ist, kaum mehr zu berichten, als dass sie in Italien studiert haben oder verfasser von inhaltleeren prunkreden oder schreiber von belanglosen briefen gewesen sind. Dafür, dass besonders in der ersten hälfte des buches von so vielen untergeordneten persönlichkeiten und von so vielen unwichtigen dingen die rede ist, dürfen wir natürlich den verfasser nicht zur verantwortung ziehen. Aber das ist überaus zu bedauern, dass er sich nicht grössere beschränkung auferlegt, dass er die vielen unwesentlichen dinge und unwichtigen persönlichkeiten nicht kürzer behandelt, dass er nicht überhaupt eine ganze menge stoff über bord geworfen oder wenigstens nur nebenbei in der

anmerkung abgetan hat; der umfang des buches (über 400 seiten) wäre dadurch ganz erheblich beschränkt, seine lesbarkeit bedeutend erhöht worden. Erklärlich ist ja diese ausführlichkeit; in den meisten fällen hat es unsäglichen fleiss und unendliche mühe gekostet, um über dieses so dunkle gebiet unsrer litteraturgeschichte einiges licht zu verbreiten. Die freude des forschers, der es zum ersten male betritt, ist wol begreiflich; aber er darf nicht vergessen, dass er in einer gegend wandelt, die besondere reize nicht hat, und dass der bericht über die reise im höchsten grade ermüdet, wenn über alles und jedes, was sich dem auge dargeboten hat, mit gleicher gründlichkeit und ausführlichkeit berichtet wird. Das ist aber leider geschehen; man höre ein beispiel für viele: Von dem oben erwähnten Joh. Rot, dem der verfasser eine hervorragende begabung als humanist zuzuschreiben selbst weit entfernt ist, wird zunächst, wie von vielen, eine ausführliche lebensbeschreibung gegeben (s. 127 fgg.); sein lob wird verkündet durch einen brief des kaiserlichen kanzleibeamten Joh. Tröster (den sein gönner, Aeneas Sylvius, einen homo subagrestis nennt) an dessen kollegen Wolfg. Forchtenauer; diesen Tröster fordert Rot auf, sich in einer schrift über das wesen der liebe zu äussern. Sodann behauptet er in einem anderen schreiben an den angesehensten deutschen juristen Gregor Heimburg unter anderem, die „rhetorik“ sei hoch erhaben über die jurisprudenz. Heimburg, dessen stellung zum humanismus erörtert wird (s. 134 fg.), weist diese behauptung sehr entschieden zurück (s. 135 fg.); Rots duplik ist eine förmliche abhandlung, die, wie der verfasser selbst sagt, nur von mässigem interesse ist und deren schwülstiges pathos abstösst (s. 136); Rot rühmt sich seines angeblichen sieges über den juristen in briefen an seine freunde, unter denen auch Eyb ist (s. 137); der brief ist nicht erhalten; sein inhalt stammt aus einem schreiben des Andreas Bavarus, den Eyb als antwort auf das diesem mitgeteilte schreiben Rots erhielt; nebenbei wird der inhalt eines bittschreibens des Bavarus an den Salzburger kanzler Bernh. v. Krayburg mitgeteilt; s. 139 folgt jene antwort auf den Eybschen brief, in welcher „in unlogischer weise“ entwickelt wird, dass Rot überhaupt kein humanist sei — usw. usw.: 12 seiten, durch welche man sich mit seufzen hindurchwindet, und deren inhalt auf eine seite zusammengedrängt werden musste. Denn was soll die ganze auseinandersetzung? Erweisen, dass die humanistische bildung bei männern vom schlage Rots in der kunst besteht, in glänzenden phrasen über jedes, auch das nichtssagendste thema reden zu können. Das war mit wenigen worten gesagt und statt den inhalt der langatmigen briefe zu widerholen, hätte sich der verfasser darauf beschränken sollen, kurz auf die darin behandelten gegenstände hinzuweisen. Andre umfangreiche betrachtungen liest man zwar mit grossem interesse, z. b. die über die verfassung der lateinischen schule in Rothenburg a. d. Tauber, über die einrichtung der italienischen universitäten, über die geschichte der rhetorik (als einleitung zur Margarita poetica), über schriften betreffend frauen und ehe (als einleitung zum Ehebüchlein) usw.: aber es sind doch dinge, die mit Eybs persönlichkeit und werken oder mit der frühzeit des deutschen humanismus nur in losem zusammenhange stehen, deshalb nicht in solcher ausdehnung behandelt werden durften, dass man das thema des buches zeitweise ganz aus den augen verliert. Die zerpflückung des Ehebüchleins möchte man überhaupt an dieser stelle missen und lieber unter dem texte (heft 1) sehen; denn ohne diesen weiss man hier mit den 10 seiten citaten tatsächlich nichts anzufangen.

Was wir an dem buche auszusetzen haben, bezieht sich ausschliesslich auf die art der darstellung und die komposition, nicht auf den inhalt. Dieser beruht zum grossen teil auf solchem material, welches — oft aus den entlegensten

winkeln — herbeizuschaffen der verfasser keine zeit und mühe, vermutlich auch keine kosten gescheut hat. Auf grund dieses materials ist es ihm gelungen, nachzuweisen, dass Eybs persönlichkeit und schriften doch etwas mehr beachtung verdienen, als ihnen nach der bescheidenen rolle, die sie in den meisten litteraturgeschichten spielen, bisher zuzukommen schien. Kurz z. b. (Gesch. d. litt. I, 788) erwähnt in der vita Eybs die dramenübertragungen gar nicht; an der stelle, wo er von ihnen redet (ebda 715[b]), sagt er: Hans Nydhardt war der erste, welcher einen versuch der art (der übersetzung aus dem lateinischen) machte: er übersetzte den Eunuch des Terenz, der zu Ulm im jahre 1486 im druck erschien. Ihm folgte ein unbekannter, der den Terenz vollständig verdeutschte (Strassb. 1499); und im jahre 1511 übersetzte Albrecht von Eyb die Menächmen und die Bacchides des Plautus; Kurz verwechselt also die zeit des druckes mit der zeit der abfassung und weist damit Eyb in der geschichte der übersetzungslitteratur eine ganz falsche stelle an.

Auch im einzelnen gelangt der verfasser zu ganz neuen und oft überraschenden resultaten. Ich erinnere nur an den nachweis, dass die Praecepta, die bis jetzt in den opera des Aeneas Sylvius stehen, Eybs eigentum sind (s. 179 fgg.), vor allem aber an die untersuchuug über die deutsche Grisardis (301—311), deren ergebnis durch die entdeckung des wirklichen autors (Erh. Gross, einl. s. VI) eine glänzende bestätigung gefunden hat.

BURG BEI MAGDEBURG. PROF. DR. MATTHIAS.

E. T. A. Hoffmann. Sein leben und seine werke. Von **Georg Ellinger.** Hamburg und Leipzig, Leopold Voss. 1894. XII und 230 s. 5 m.

Das interesse an Hoffmanns werken, das nie ganz erloschen war, ist seit einem jahrzehnt beständig im wachsen; das beweist die grosse zahl der neuen auflagen, in denen Hoffmanns schriften in deutscher, französischer, englischer und italienischer sprache alljährlich erscheinen. Die wissenschaft dagegen hat sich seit einem halben jahrhundert fast gar nicht mit diesem dichter beschäftigt. Hitzigs biographie ist 1823, die von Kunz 1836 erschienen, und die spärlichen weiteren ergebnisse der forschung haben Boxberger und Max Koch in ihren litterarhistorischen einleitungen zur Hempelschen Hoffmannausgabe und zum 147. bande der Deutschen nationallitteratur aufgezählt und verwertet.

Das bedürfnis nach einer neuen, auf selbständiger forschung beruhenden biographie war also entschieden vorhanden, und im ganzen wird dieses bedürfnis durch Ellingers buch in erfreulicher weise befriedigt.

In 22 kapiteln sind Hoffmanns werke im anschluss an seinen lebensgang, in chronologischer ordnung untersucht. Eine zusammenfassung dieser zahlreichen kapitel in 4 oder 5 grössere gruppen wäre der übersichtlichkeit wegen vielleicht zu empfehlen gewesen.

Ausser der ausführlichen und einsichtigen darlegung der einflüsse des ostpreussischen volkscharakters auf Hoffmann bringt Ellinger über den lebensgang des dichters nicht viel neues.

Die pedanterie von Hitzig und Kunz kam der kenntnis von Hoffmanns lebenslauf insofern zu gute, als sie wenig tatsächliches ausser acht liess, während sie in der beurteilung dieser tatsachen freilich häufig irre gieng. Diesen fehler hat Ellinger nun auszugleichen gesucht, indem er auch Hoffmanns schwächen in das licht einer

einsichtigen und nachsichtigen beurteilung setzt. Neu sind in der lebensbeschreibung der name der frau Hatt, einige daten über Hoffmanns eltern und über die kraftgenialische Posener zeit, für die Ellinger in den Denkwürdigkeiten des Posener juristen J. L. Schwarz eine neue, freilich trübe quelle entdeckte (s. 26. 196—98). Mit gutem kritischen urteil sind die autobiographischen elemente aus Hoffmanns werken herausgeschält und geschickt in die lebensdarstellung verwoben. Die pflicht der nachprüfung überlieferter daten (s. VII) hätte als selbstverständlich nicht betont werden dürfen.

Mit recht hat Ellinger das hauptaugenmerk auf die quellen gerichtet, aus denen Hoffmann schöpfte. Teilweise waren diese bereits bekannt, teilweise aber bedurften sie wie bei Rameaus neffen (s. 80. 214) oder bei der figur des rats Krespel (s. 130. 221) noch näherer untersuchung; vielfach hat Ellinger sie neu aufgefunden.

Vor allem hat er nachgewiesen, dass der bisher überschätzte einfluss von Jean Paul auf Hoffmann nur von kurzer dauer war. Er reicht bis zur Warschauer zeit, in der Hoffmann den werken der romantiker näher trat. Aber auch bis dahin gieng Jean Pauls einwirkung nicht bis zu stoffentlehnungen, während Hoffmanns abhängigkeit von Wackenroder, Tieck und Novalis in form und inhalt seiner schriften durch Ellinger mit sicherheit nachgewiesen ist. Bei diesen quellenuntersuchungen zeigt sich Ellinger mit wenigen ausnahmen (z. b. s. 148 fg. Kater Murr) glücklich und massvoll. Besonders gelungen scheinen mir die bemerkungen über die geistesverwandtschaft Callots mit Hoffmann (s. 75). — Gern wüsste man näheres darüber, wie Rochlitz (s. 79) auf das seltsame thema kam, das zu der figur des Kreisler führte.

Diese reichlichen quellennachweise rücken Hoffmanns stellung in der litteraturgeschichte in klareres licht, während man bisher ihn bald neben Jean Paul, Müllner, Werner, ja neben Uhland und E. K. F. Schulz gestellt hat. Zugleich klären uns diese quellenforschungen über Hoffmanns schaffensweise auf, bei der Ellinger mit recht auf Otto Ludwigs selbstbekenntnisse (s. 174. 187) hinweist. Wir sehen jetzt deutlich, wie Hoffmann überlieferungen mit phantasiegebilden und eigenen erlebnissen zu einem ganzen künstlerisch verband, das er dann durch das medium seiner ungewöhnlich scharfen beobachtungsgabe uns menschlich nahe bringt. So erhalten selbst die tollsten ausgeburten seiner phantasie ein gewisses reales leben.

Auch Ellingers urteilen über die einzelnen werke des dichters wird man meist beipflichten. Das fräulein von Scudery (s. 139 fgg.) stellt er aber wol etwas zu hoch, und das „Spielerglück“ rechne ich nicht zu den „wolgelungenen“ erzählungen (s. 142), denn gerade die einkleidung, die Ellinger lobt, halte ich für einen misgriff, weil durch die gleichförmigkeit der drei ineinander geschobenen spielergeschichten keine zur vollen geltung kommt.

Ausser den früchten einer gründlichen durcharbeitung des zugänglichen materials für Hoffmanns juristische tätigkeit, enthält Ellingers biographie nun endlich auch die erste eingehendere würdigung des musikers Hoffmann.

Ellinger hat die zahlreichen kompositionen, die noch vorhanden sind, einer genauen durchsicht unterworfen, sie geschmackvoll analysiert und ihnen einen bestimmten platz in der geschichte der musik angewiesen. Die mehrfach aufgetauchte meinung, dass Hoffmann ein vorläufer Wagners gewesen sei (s. 193), wird durch diese erörterungen auf das richtige mass beschränkt.

Wie wichtig Hoffmanns musik-ästhetische wirksamkeit auch für seine litterarischen schriften ist, beweist der von Ellinger entdeckte aufsatz über „Alte und

neue kirchenmusik". Wie die bekannte besprechung der Beethovenschen C-dur-messe kehrt nämlich auch dieser aufsatz teils wörtlich, teils in freierer benutzung in den Serapions-brüdern (s. 74. 201—13) wider. Ebenso hat Ellinger die musikrecensionen zum ersten male untersucht, deren wert für Hoffmanns persönlichkeit und seine allgemeinen kunstanschauungen äusserst bedeutend ist; einige davon hat er als Hoffmanns eigentum erst nachgewiesen.

Der schluss des buches sammelt einige urteile über Hoffmann, unter denen das von Carlyle (s. 181) fehlt; dann wird Hoffmanns einwirkung auf die poesie und musik der ihm folgenden zeit kurz erörtert. Mit recht ist Willibald Alexis (s. 185) trotz seines eigenen widerspruches zu Hoffmanns schülern gezählt; unter Hoffmanns direkten nachfolgern scheint mir Weisflog (s. 36. 183) doch unterschätzt.

Ellinger ist mit seiner biographie dem weitverzweigten schaffen Hoffmanns entschieden gerecht geworden; die wärme, mit der er Hoffmann bewundert, artet nirgends in blinde lobpreisung aus; nur in einem punkte ist uns meines erachtens Ellinger erhebliches schuldig geblieben: die wenigen allgemeinen betrachtungen über Hoffmanns stil sind nicht genügend. Ist er originell? Hat er wandlungen erfahren? Mir fällt da die s. 41 mitgeteilte anekdote auf. Bei Fouqué, der dieselbe anekdote erzählt, lauten Hoffmanns worte anders, weniger charakteristisch, während sie bei Ellinger durchaus das gepräge tragen, das später den schriftsteller auszeichnete. Die anekdote fällt noch vor die schriftstellerische tätigkeit Hoffmanns und ist deshalb meiner ansicht nach in dieser hinsicht doppelt bedeutend.

Ellingers buch ist trotz dieser geringen ausstellungen mehr, als ein „erster grösserer versuch" (s. VIII), auch die darstellungsweise ist mit einigen kleinen ausnahmen lobenswert.

LEIPZIG. CARL HEINE.

Eichendorffs jugenddichtungen. Von **Eduard Höber.** Berlin, C. Vogt. 1894. 80 s. 1,80 m.

Die jugenddichtungen Eichendorffs, denen die vorliegende untersuchung gewidmet ist, lassen, wie der verfasser am schlusse seiner arbeit (s. 77—80) im einzelnen nachweist, fast schon den ganzen Eichendorff erkennen. Das hat der verfasser von „Ahnung und gegenwart" mit dem Messiasdichter gemeinsam: beide stehn bald nach ihrem ersten hervortreten so zu sagen als „fertig" und in sich abgeschlossen da; eine tiefgehende innere entwicklung und umwandelung ihres wesens haben beide später nicht mehr durchgemacht. Die themata ihrer jugend bleiben während ihres ganzen folgenden lebens die vorherschenden und werden nur in einigen punkten modificiert und variiert.

Daraus ergibt sich aber die schwierigkeit, ihre poetische wirksamkeit in scharf geschiedene perioden zu sondern. Höber gesteht dies für Eichendorff selber zu (vorwort s. 3). Den schluss für dessen jugendzeit setzt er in die jahre 1815 und 16, die zeit der rückkehr Eichendorffs aus den befreiungskriegen und seines eintritts in den preussischen staatsdienst (dec. 1816). Man kann ihm darin zustimmen, wiewol man auch z. b. schon das jahr 1811, in welchem der roman „Ahnung und gegenwart" beendigt wurde, als einen solchen grenzpunkt ansehen könnte.

Die ältesten erhaltenen poetischen versuche Eichendorffs reichen bis in seine Breslauer gymnasiastenzeit (1801—4) zurück. Den so begrenzten zeitraum von 12 bis 15 jahren hat Höber eingehend studiert und geschickt behandelt. Viel neues

freilich wird man kaum erwarten; Minors gründlicher aufsatz „Zum jubiläum Eichendorffs“ Ztschr. XXI, 214—232 konnte nur im einzelnen ergänzt und weiter ausgebaut werden.

Höber zerlegt seinen stoff in zwei teile: der erste (s. 7—47) handelt von den jugendgedichten (im engeren sinne!), der zweite (s. 49—75) von dem romane „Ahnung und gegenwart“. Im ersten teile scheint mir der schwerpunkt der arbeit zu liegen, wie denn ja auch Eichendorffs ruhm und bedeutung hauptsächlich auf seiner lyrik beruht. Nach einer kurzen angabe der ersten drucke der jugendgedichte werden diese in drei „perioden“ geschieden, welche durch die jahre 1807, 1811 und 1815 begrenzt sind. Die poesie der schul- und studienjahre (s. 9—19) bietet nicht viel hervorragendes, enthält aber schon fruchtbare keime für die spätere entwicklung natur, religion und der widerstreit von dichtung und leben bilden schon hier die hauptthemata. In der zweiten periode 1808 bis 1811 (s. 19—39) haben der aufenthalt in Heidelberg (Des knaben wunderhorn!), die liebe und die zeitverhältnisse Eichendorff auf die höhe seines lyrischen schaffens emporgehoben. Einige religiöse und stimmungslieder erinnern freilich noch ganz an die vorige periode und wären darum vielleicht besser gleich zu dieser gezogen worden (vgl. s. 22). Die hauptmasse der gedichte dieser zeit ordnet Höber, im anschluss an eine offenbar zufällig getane äusserung des dichters, nach folgenden gesichtspunkten (s. 24 fgg.): sehnsucht, frühling, liebe, heimat, Goethe. Eine wunderliche zusammenstellung! Höber hätte sicherlich besser getan, wenn er die anordnung der zweiten Leipziger ausgabe von 1864 befolgt hätte; sie entspricht doch wol Eichendorffs eigenen ansichten und absichten, vgl. Dietze in seiner ausgabe Eichendorffs bd. 1, 405. Der abschnitt „Goethe“ nimmt sich neben den anderen doch gar eigentümlich aus; man könnte danach vermuten, dass Goethe in einer anzahl von liedern gefeiert worden wäre. Im gegenteil, das einzige, welches Höber anführt („Ach von dem weichen pfühle“, vgl. s. 28) ist nur eine parodie des Goetheschen gedichtes: „Nachtgesang“. Wol hat der meister auf den jungen lyriker mächtig gewirkt; aber das gehört doch mehr zur allgemeinen charakteristik. Ausserdem könnte man gegen jene gruppierung einwenden, dass bei Eichendorff — wie auch Höber selber zugeben muss (s. 25) — liebe, natur und frühling sich häufig gar nicht von einander trennen lassen. Hieran reiht Höber sodann noch zwei abteilungen: Romanzen und Zeitgedichte (s. 28—35). In dem sehr lesenswerten abschnitte über die romanzen, von denen er manche lieber lieder nennen möchte (s. 28), weist er für mehrere nicht ohne glück, aber auch nicht ohne vorgänger (vgl. Dietze a. a. o. s. 404) die „quellen“ nach; auch für „Das zerbrochene ringlein“, Eichendorffs bekannteste und berühmteste schöpfung, findet er wol mit recht mindestens eine sehr interessante parallele, wenn nicht die anregung in zwei strophen aus Des knaben wunderhorn (teil I. Heidelberg 1806, s. 103: „Des müllers abschied“). Unter den „Zeitgedichten“ hätte bei der besprechung von „Der jäger abschied“ (s. 34 fg.) die durch Lyon in der Zeitschr. f. d. d. u. IV, 76 fgg. und Koch in derselben zeitschrift VI, 348 fg. vertretene auffassung erwähnt werden können, obwol ihr durch den umstand, dass das lied bereits 1810 gedichtet ist, der boden entzogen wird. In der dritten periode (1812 bis 1815) stehen die zeitgedichte oben an. Wenn jedoch Höber die liebeslieder aus diesen jahren als „nichtssagend und flach“ bezeichnet und meint, dass sie gegen die früheren entschieden zurückständen, so ist das doch wol ein zu hartes urteil gegenüber so tief empfundenen liedern wie „Neue liebe“ (Herz, mein herz, warum so fröhlich), „An Luise“ (Ich wolt' in liedern oft dich preisen) und „Glück“ (Wie jauchzt meine seele). — Am schlusse einer jeden

dieser drei „perioden" ist ein abschnitt über „sprache und metrik" angehängt, der aber wichtige fragen der eigentlichen metrik (z. b. den gebrauch zweisilbiger worte in der senkung) gar nicht berührt.

Die charakteristik und ästhetische würdigung, welche Höber von dem romane „Ahnung und gegenwart" gibt, muss als recht gelungen bezeichnet werden. Nur hätte der verfasser meines erachtens etwas näher auf die technik und ökonomie desselben eingehen können. Sonst findet er den hauptmangel des romans mit recht in dem fehlen der plastik bei darstellung der personen und vorgänge (s. 61). Die zusammenhänge mit „Wilhelm Meister" und den romanen der romantiker werden eingehend besprochen. Dabei scheint dem verfasser das buch von Donner „Der einfluss Wilhelm Meisters auf den roman der romantiker", Berlin 1893 (211 seiten!), angezeigt von Minor DLZ XV, sp. 743—745, entgangen zu sein. Eine direkte nachahmung des Goethischen meisterwerks nimt Höber nicht an; Eichendorff habe seinen geist und seine natur auch in dem ausgeprägt, was er von dort herübergenommen (s. 70). — Im letzten abschnitte werden „biographische grundlagen zu dem romane" aufgedeckt in bezug auf das lokal und auf die charaktere. Hier wäre es vielleicht interessanter gewesen, anstatt nach einem „modell" für den minister u. a. zu suchen, die frage zu erörtern, ob Eichendorff bei der zeichnung des dichters Faber eine bestimte persönlichkeit im auge gehabt habe.

Im ganzen wird man das buch Höbers nicht ohne genuss und belehrung lesen. Sein stil ist glatt und flüssig, wie die verse seines dichters Eichendorff selbst; auffallend ist jedoch der ausdruck: „verfassungszeit des gedichtes" s. 43; vgl. s. 49 und 75. Auch von druckfehlern ist das buch fast völlig frei. Ich habe nur notiert: „den" statt „dem" (in einem citat!) (s. 43), „zweite" statt „dritte" (s. 31 z. 6 v. u.) und zweimal (s. 7 anm. 1 und s. 71 anm. 1) „Herrmann" statt „Hermann".

KIEL. AUGUST BREDFELDT.

Die vaganten-strophe der mittellateinischen dichtung und das verhältnis derselben zu mhd. strophenformen. Ein beitrag zur Carmina-Burana-frage. Von dr. **J. Schreiber.** Strassburg i. E., Schlesier. 1894. 2 bll. und 204 s. 5 m.

Das erste kapitel der unter gleichem titel teilweise schon als Strassburger dissertation erschienenen schrift handelt vom bau der sogenannten Vagantenstrophe. Der verfasser sieht in ihr — wie mir scheint, mit recht — eine selbständige, in der lateinischen rhythmendichtung des 12. jahrhunderts auf französischem sprachgebiet entstandene form. Ob für die 13silbige vagantenzeile ein vorbild in der quantitierenden lateinischen poesie gesucht werden darf, will ich dahingestellt sein lassen: sicher ist aber dies vorbild nicht der hexameter gewesen, wie Schreiber zu glauben geneigt ist. Dem, was über die verschiedene verwendung von auftakt, zusatzsilben im versinnern, taktwechsel, caesur- und versschluss, reim und caesurreim in der vagantenzeile bei französischen, englischen und deutschen dichtern gesagt wird, kann ich im allgemeinen zustimmen. In den folgenden kapiteln untersucht Schreiber die gedichte der Benedictbeurer handschrift, deren form die vagantenstrophe in ihrer ursprünglichen oder in modificierter gestalt ist, auf ihre technik, um auf die ergebnisse dieser untersuchung gestützt zeit und ort ihrer entstehung nachzuweisen. Nun ist nicht zu leugnen, dass neben inhalt und ausdruck, die übrigens auch Schreiber in der regel gebührend in betracht zieht, besonderheiten der form für die bestimmung des dich-

ters oder mindestens seiner zeit von bedeutung sind. Es ist nur schlimm, dass bei der entschieden oft recht mangelhaften überlieferung der gedichte in der Benedictbeurer handschrift für derartige untersuchungen hier der sichere boden fehlt. Der verfasser ist sich dieser schwierigkeit bewusst und hat in mehreren fällen versucht, sich erst einen kritischen text als grundlage herzustellen. Dass ihm dies gelungen sei, kann ich nicht zugeben. Ein lesbarer text, wie Schreiber ihn in solchen fällen meist wol erhält, ist eben noch lange kein kritischer. Zudem leiden die teile des buches, die sich mit textkritik befassen, an einer gewissen unübersichtlichkeit. Der verfasser hätte besser getan, wenn er einfach seine recension abgedruckt und mit einem ganz knappen kritischen apparat begleitet hätte. Jetzt ist nicht allemal klar zu sehen, wie er denn eigentlich lesen will. So ist (s. 26) zu CB XIX, 17, 5 nichts bemerkt; es scheint aber, dass Schreiber die lesart Schmellers beibehalten will: dann aber hat er (s. 27) für dies gedicht einen taktwechsel zu wenig angegeben.

Für die meisten gedichte, die Schreiber in den kreis seiner untersuchung gezogen hat, nimmt er französischen ursprung an. Einige weist er, zum teil in übereinstimmung mit Giesebrecht, dem Walther von Châtillon zu, nicht ohne wahrscheinlichkeit. Die annahme dagegen, dass dieser Walther und der Archipoeta identisch seien, ist entschieden abzuweisen: was an gründen dafür vorgebracht wird, ist nicht stichhaltig. Nur ein kleiner teil der gedichte, und entschieden nicht der bessere, ist nach des verfassers ansicht mit bestimmtheit auf deutsche vaganten zurückzuführen. In nicht wenigen fällen freilich kommt er über etwas zaghaft geäusserte vermutungen nicht hinaus; zuweilen sieht er sich sogar in einem dilemma, aus dem er den ausweg nicht findet (vgl. z. b. s. 68 zu CB 50). Wie weit im einzelnen die aufstellungen des verfassers berechtigt sind, kann mit rücksicht auf den beschränkten raum hier nicht dargelegt werden.

Nur über seine auffassung der beziehungen zwischen den lateinischen gedichten und den ihnen beigegebenen deutschen strophen ist noch ein wort zu sagen: soll ja doch die schrift vor allem ein beitrag zur lösung der frage sein, ob wir in diesen strophen nachbildungen der lateinischen oder umgekehrt ihre vorbilder zu sehen haben! Der verfasser verficht die originalität der lateinischen gedichte. Ob seine ausführungen im einzelnen geeignet sind, irgend jemand, der anderer ansicht ist, zu bekehren, scheint mir zweifelhaft. Höchstens könnte man ihm hier und da zugeben, dass die lateinischen strophen nicht gut unmittelbar nach dem vorbilde der ihnen beigegebenen einen deutschen entstanden sein können, womit denn aber doch das gegenteil noch nicht ohne weiteres erwiesen ist. Mir scheint, die frage ist überhaupt nicht so einfach zu fassen, wie Schreiber es tut. Es bleibt eine erklärung möglich, die das verhältnis zwischen lateinischem gedicht und deutscher strophe überhaupt nicht oder doch jedesfalls für einen teil der fälle nicht als das von vorbild und nachahmung ansieht. — Unangenehm sind mir in dem buche zahlreiche druckfehler aufgefallen.

WANDSBECK, 28. FEBR. 1895. J. SCHMEDES.

Erklärung.

Kossinna macht mir (Beitr. 20, 259) den vorwurf, dass ich den verfasser eines von ihm angegriffenen artikels, der unlängst in dieser zeitschrift veröffentlicht wurde, nicht auf seine „unterlassungssünden“ hingewiesen, d. h. auf die von ihm nicht berücksichtigte, denselben gegenstand betreffende neueste litteratur ihn nicht

aufmerksam gemacht habe. Ich muss diesen vorwurf als durchaus unberechtigt zurückweisen. Wenn K. meint, dass mir die gesammte fachlitteratur unmittelbar nach ihrem erscheinen zugänglich sei, so ist das eine anschauung, die seine eigene günstige lage, jederzeit aus den reichen schätzen der Berliner kgl. bibliothek schöpfen zu können, auch bei anderen minder glücklichen sterblichen voraussetzt, und wenn er mir zumutet, dass ich die ganze ungeheure masse, die jährlich produciert wird, sofort lesen und verdauen müsse, so ist das einfach eine lächerlichkeit. Weiter wundert sich K. darüber, dass dem betr. artikel die spalten meines organs geöffnet seien, obwol ich gleichzeitig in einer fussnote erklärt habe, dass die ausführungen des verfassers mich nicht überzeugt hätten; er verschweigt aber, dass die gründe, weshalb die aufnahme erfolgte, in derselben fussnote ausdrücklich angegeben sind. Im übrigen glaube ich, dass jeder herausgeber dagegen protestieren wird, dass man ihn für alles, was er in seiner zeitschrift veröffentlicht, für jede hypothese, die seine mitarbeiter aussprechen, verantwortlich macht; die verantwortung hat zunächst unbedingt der autor zu tragen. Niemandem z. b. ist es eingefallen, die zahllosen schnitzer, die in Haupts ztschr. oder in Pfeiffers Germania auf nordischem gebiete begangen wurden (man erinnere sich u. a. der dilettantischen runendeutungen Dietrichs oder der durch sachkenntnis durchaus ungetrübten erörterungen Jordans über den Oddrúnargrátr), den herausgebern, die nicht skandinavisten vom fach waren, zur last zu legen, und ebensowenig hat — um ein beispiel aus der allerjüngsten vergangenheit zu wählen — Rud. Much den redakteur der Beiträge darüber zur rede zu stellen sich erdreistet, warum ein aufsatz, den jener als „schutt“ bezeichnet, der „hinweggeräumt werden müsse“, in diesem organ zur veröffentlichung zugelassen sei.

KIEL, JULI 1895. HUGO GERING.

NEUE ERSCHEINUNGEN.

Albertus, Laurentius, Deutsche grammatik, [1573] herausg. von Carl Müller-Fraureuth. Strassburg, Trübner. 1895. XXXIV (II), 159 s. 3 m. (A. u. d. t. Ältere deutsche grammatiken in neudrucken, herausg. von John Meier. III.)

Berlit, Georg, Rudolf Hildebrand, ein erinnerungsbild. Leipzig, Teubner. 1895. (Sonderabdruck aus den Neuen jahrbüchern für klass. philol. und pädag.) 41 s. 1 m.

Bolte, J., und Seelmann, W., Niederdeutsche schauspiele älterer zeit. (Drucke des vereins für nd. sprachforschung IV.) Norden und Leipzig, D. Soltau. 1895. 48 und 164 s. 3 m.

Bruckner, Wilh., Die sprache der Langobarden. Strassburg, Trübner. 1895. XVI, 338 s. (QF. 75.) 8 m.

Cook, Albert S., Exercises in Old English. Boston, Ginn & co. 1895. IV, 68 s. 1,60 m.

Übungsstücke zum übersetzen aus dem englischen ins angelsächsische.

Düntzer, H., Goethe, Karl August und Ottokar Lorenz. Dresden, V. W. Esche. 1895. 126 s, m.

Gegen Lorenz, Goethes politische lehrjahre (Berlin, 1893).

Elster, E., Die aufgaben der litteraturgeschichte. Akademische antrittsrede. Halle, Niemeyer. 1894. II und 22 s. 0,80 m.

Fabritius, Hans, Das büchlein gleichstimmender wörter aber ungleichs verstandes [1531] hsg. von John Meier. Strassburg, Trübner. 1895. XLII (IV), 44 s. 2 m. (A. u. d. t.: Ältere deutsche grammatiken in neudrucken, hsg. von John Meier. I.)

Hartung, Oskar, Die deutschen altertümer des Nibelungenliedes und der Kudrun. Cöthen, O. Schulze. 1894. VIII, 551 s.

Hirt, Herm., Der indogermanische akzent, ein handbuch. Strassburg, Trübner. 1895. XXIII, 356 s. 9 m.

Hübner, Rudolf, Jacob Grimm und das deutsche recht. Mit einem anhange: ungedruckte briefe an J. Grimm. Göttingen, Dieterich. 1895. VIII und 187 s. 4 m.

Lichtenberger, H., Histoire de la langue allemande. Paris, A. Laisney. 1895. XIV und 479 s. 7,50 frcs = 6 m.

Löher, Franz von, Das Kanarierbuch. Geschichte und gesittung der Germanen auf den kanarischen inseln. Aus dem nachlasse herausgegeben. München, J. Schweitzer. 1895. (IV), 663 s. 8 m.

Die aufsätze, die der verfasser vor jahren in der Augsburger Allgem. zeitung veröffentlichte, sind hier zu einem buche erweitert. Einer widerlegung bedarf die hypothese, dass die Guandschen auf den kanarischen inseln reste der Vandalen gewesen seien, für philologisch gebildete leser nicht.

Magnússon, Eiríkr, Odins horse Yggdrasill. London, Society for promoting christian knowledge, 1895. 64 s.

Meringer, Rud., und **Mayer, Karl,** Versprechen und verlesen, eine psychologisch-linguistische studie. Stuttgart, Göschen. 1895. XIV, 204 s. 4,50 m.

Rentsch, Joh., Lucianstudien. Beilage zum gymn.-programm Plauen i. V. 1895. 44 s. 4.

I: Lucian und Voltaire, eine vergleichende charakteristik (s. 1—14). — II: das totengespräch in der litteratur (s. 15—40; s. 33 fgg. werden die nachwirkungen Lucians in Deutschland mit ausgebreiteter litteraturkenntnis verfolgt). — Drei weitere studien stellt der verfasser in aussicht.

Reuter, F., Friedrich Rückert und Joseph Kopp. Beilage zum programm des gymnasiums zu Altona. 1895. 48 s.

Diese fortsetzung der programm-abhandlungen von 1888 und 1893 enthält 17 briefe des dichters an seinen Erlanger freund Kopp aus den jahren 1837—42, einige briefe an Karl von Raumer und mehrere gedichte Rückerts.

Ridderhoff, Kuno, Sophie von La Roche, die schülerin Richardsons und Rousseaus. Göttingen, diss. in comm. bei Peppmüller. 1895. 109 s. 2 m.

Sander, Fredrik, Das Nibelungenlied, Siegfried der schlangentöter und Hagen von Tronje. Eine mythologische und historische untersuchung. Stockholm, P. A. Norstedt & söner. 1895. (II), 124 s. 3,60 m.

Schläger, G., Studien über das tagelied. Ein beitrag zur litteraturgeschichte des mittelalters. Jena, H. Pohle. 1895. IV und 89 s. 1,80 m.

Schmidt, B., Der vocalismus der Siegerländer mundart. Halle, Niemeyer. 1894. 136 s. 3,60 m.

Schöne, A., Über die Alkestis des Euripides. Rede am 27. januar 1895. Kiel, universitätsbuchhandlung. 27 s.

S. 16. 25—27 über Wielands singspiel und Goethes schwank „Götter, helden und Wieland“, mit wertvollen nachweisen über die von Goethe benutzten quellen.

Steinmeyer, E. und **Sievers, E.,** Die althochdeutschen glossen. 3. band: Sachlich geordnete glossare bearb. von E. Steinmeyer. Berlin, Weidmann. 1895. XII und 723 s.

Thomasius, Chr., Von nachahmung der Franzosen. Nach den ausgaben von 1687 und 1701. Herausgegeben von August Sauer. [Deutsche litteraturdenkmale des 18. und 19. jahrhunderts, nr. 51 (= neue folge nr. 1).] Stuttgart 1894. IX und 50 s. 0,60 m.

Þorkelsson, Jón, Íslensk sagnorð með þálegri mynd í nútíð (verba praeteritopraesentia). Reykjavík 1895. IV und 80 s.

Tyrol, Fritz, Lessings sprachliche revision seiner jugenddramen. Berlin, C. Vogt. 1893. 70 s. 1,80 m.

Der verfasser vergleicht die revidierte ausgabe von Lessings jugenddramen im 1. und 2. bande der Lustspiele (1767), sowie die „Miss Sara Sampson“ von 1772 mit der ersten ausgabe in den Schriften (1754—56). Die vergleichung erstreckt sich auf alle einzelheiten der flexion, des wortschatzes, der wortfügung und des stiles. Die ergebnisse der untersuchungen werden am schlusse (s. 70) allgemein charakterisiert durch den satz: Lessings princip bei der revision seiner jugenddramen war, mit möglichst eleganter form, aber unter wahrung des ganzen sprachreichtums, eine möglichst grosse knappheit und prägnanz des ausdrucks zu verbinden.

Vetter, Ferd., Die neuentdeckte bibeldichtung des 9. jahrhunderts. Mit dem text und der übersetzung der neuaufgefundenen vatikanischen bruchstücke. Basel, B. Schwabe. 1895. 47 s. 1,50 m.

Warnatsch, O., Beiträge zur germanischen mythologie. Gymn.-progr. Beuthen O. S. 1895. 20 s. 4°.

1. Logi — Loki — Prometheus. 2. Odin Widrir — Wunderer. Anhang: Altnordische sagen auf dem gymnasium.

Wimmer, Ludv. F. A., De danske runemindesmærker. Afbildningerne udførte af J. Magnus Petersen. I. De historiske runemindesmærker. København, Gyldendal. 1895. 174 s. gr. 4. 25 kr. = 28,13 m.

NACHRICHTEN.

Am 13. juni verstarb zu Kiel der ordentl. professor der deutschen philologie, dr. Oskar Erdmann (vgl. oben s. 228 fgg.); am 6. juli zu Berlin der ordentl. professor der englischen sprache und litteratur, dr. Julius Zupitza (geb. 4. januar 1844 zu Kerpen), der sich durch seine mittelhochdeutschen arbeiten auch um die deutsche philologie bleibende verdienste erworben hat und vor jahren auch unserer zeitschrift einzelne beiträge lieferte; am 9. august zu Kopenhagen der runolog George Stephens (geb. 13. december 1813 zu Liverpool).

Der ausserordentl. professor dr. Th. Vetter in Zürich wurde zum ordinarius ernannt; der ordentl. professor dr. J. Bächtold in Zürich an die universität Leipzig berufen.

Habilitiert haben sich: für germanische philologie in München dr. Fr. Panzer, für neuere litteraturgeschichte in Jena dr. R. Schlösser und in Münster dr. F. Schwering.

Halle a. S., Buchdruckerei des Waisenhauses.

DIE GÖTTIN NERTHUS UND DER GOTT NIORÞR.

Wie bekannt, beschreibt Tacitus in seiner Germania kap. 40, wie sieben kleinere stämme gemeinsam die göttin *Nerthus* „Terram matrem" auf einer insel im ocean verehrten. Die sprachliche identität von *Nerthus* und *Niǫrþr* liegt offen zu tage, und dass *Niǫrþr* eine art männlicher entsprechung zu *Nerthus* ist, hat man schon längst eingesehen.

Schon Munch hat in seinem buche „Det norske folks historie" I. 1. s. 57 betont, dass man eine männliche und eine weibliche gottheit *Nerthus* gehabt habe: „Wenn es an einer stelle in unsern alten denkmälern heisst, dass *Njørd* mit seiner schwester verheiratet gewesen sei, bevor er unter die Asen aufgenommen worden, so wird damit deutlich genug auf eine männliche und eine weibliche gottheit *Nerthus* hingezielt, gleichwie man einen *Frauja* und eine *Fraujo* hatte; mit andern worten, der männliche *Nerthus (Njørd)* und *Frauja (Frey)* sind nur verschiedene namen für eine männliche, die weibliche *Nerthus (Jørd)* und *Fraujo* nur verschiedene namen für eine weibliche hauptgottheit, nämlich jene für *Wodan (Odin)*, diese für „mutter erde" *(Frigg)*." Wie Munch hier bemerkt, ist *Freyr* eigentlich mit *Niǫrþr* und *Freyja* eigentlich mit der weiblichen *Nerthus* identisch; seine auffassung ist aber im übrigen nicht richtig.

Die nahe verwandtschaft zwischen *Freyr-Freyia* und *Nerthus-Niǫrþr*[1] ergibt sich unter anderm auch daraus, dass der upsalische

1) Die identität von Niǫrþr und Nerthus wird auch dadurch bekräftigt, dass *Niǫrþr* im Codex regius der Snorra Edda (I, 260, anm. 12) *vagnaguð* genannt wird. Diese lesart ist nämlich sicher die ursprüngliche, und es muss hierbei beachtet werden, dass nach der beschreibung des Tacitus der wagen im Nerthus-kultus eine grosse rolle spielt (gleichwie der wagen in dem upsalischen Frey-kultus von grosser bedeutung ist; vgl. die Flateyjarbók). Der Codex regius hat als antwort auf die frage *„Hvernig skal kenna Njǫrð?"* folgendes: *Svá, at kalla hann vagna guð eða vana nið* [nach Sn. E. I, 260 anm. 13 hat dort ursprünglich *vapna nið* gestanden] *eða van.* Cod. W. hat *vanga guð,* Cod. upsal. dagegen *vana guð,* was vom herausgeber der 1848er ausgabe in den text eingesetzt worden ist und von ihm als die richtige lesart betrachtet wird. Das ursprüngliche *vagna guð* ist im Cod. upsal.

Frey-kultus, wie er in der Flateyjarbók I, 338 beschrieben wird, nahe mit der beschreibung übereinstimmt, die Tacitus (kap. 40) vom Nerthus-kultus gibt. Darum hat auch kaum ein mytholog bezweifelt, dass man es hier mit einunddemselben kultus zu tun hat.

In der (svensk) Historisk tidskrift 1895 s. 157 fgg. habe ich in einem aufsatze „Om Ynglingar såsom namn på en svensk konungaätt“ gelegenheit gehabt, diesen gegenstand nebst ein paar damit in verbindung stehenden fragen zu behandeln. Ich gebe zuerst ein kurzes referat der resultate, zu denen ich dort gekommen bin. Freys benennung *Ingunarfreyr* ist aus einem älteren *Inguna árfreyr* „Ernteherr der Ingvinen“ entstanden, wie *Gutna alþing* „der Goten althing“ in der geschichte Gotlands 2 *Gutnalþing* (geschrieben *gutnal þing*) geworden ist. Vgl. mit *árfreyr,* dass *Freyr* als gott des wachstums und der fruchtbarkeit verehrt wird, und besonders seine benennung *árguþ* in der Sn. E. I, 262. Die ältere form für *Yngvifreyr* ist wahrscheinlich *Ingwinfreyr* „der Ingvinen-herr“ gewesen (das *n* ist in unaccentuierter silbe vor *f* verloren gegangen); vgl. ags. *Ingwine,* benennung für Ost-Dänen (vielleicht auch *Yngvin* v. l. zu *Ynguni* in der Heimskringla ed. Finnur Jónsson I, 33). Nach Tacitus (kap. 2) wohnten die Ingævones (Ingvæones) „proximi oceano“, d. h. an der Ostsee oder an der Nordsee oder an diesen beiden meeren, und es waren ingvæonische (ingvinische) stämme, welche die Nerthus verehrten; vgl. Much, Beiträge XVII, 178 fgg. Im Beowulf haben wir eine andeutung, dass die Ingvinen im östlichen Dänemark (Schonen) während einer etwas späteren zeit einen hiermit verwandten kultus gehabt haben (vgl. Hermann Möller, Das altengl. epos 43, Much in der angef. abh. 197; *Scyld Scéfing* = *Skiold Skanunga goð,* Flateyjarbók III, 246). Wie die namen *Ingunarfreyr, Yngvifreyr* andeuten, ist der upsalische Frey-kultus aus dem lande der Ingvinen nach Schweden gebracht worden. *Ynglingar* als name der alten Svea-könige ist darum völlig berechtigt und beruht nicht auf einem missverständnisse der Isländer, wie Noreen (Uppsalastudier 223) gemeint hat. Die Svea-könige betrachteten sich

durch beeinflussung des folgenden *vana nið eða van* zu *vana guð* verderbt worden. Der schreiber des Cod. W. hat *vagna guð* fälschlich als *vanga guð* aufgefasst (vgl. neuschw. dial. *vång* bebautes stück land), weil er Niǫrþr als eine gottheit des wachstums kannte. Schon Rask betrachtete *vagna guð* als die richtige lesart. Gegen diese auffassung haben die (s. 262) für *Freyr* angeführten epitheta *Vana-guð ok Vana-niðr ok Vanr* keine beweiskraft, und dies umsoweniger, als der schreiber des Cod. regius ursprünglich *Vagnagvð* als ein epitheton Freys geschrieben hat; vgl. s. 262 anm. 4. Auch im Frey-kultus spielte, wie erwähnt, der wagen eine wichtige rolle.

als abkömmlinge von *Yngvifreyr, Yngvi Freyr,* von welchem namen *Ynglingar* abgeleitet ist.

Bei diesem sachverhalt fragt man sich aber: wie kommt es, dass Tacitus nur von einer weiblichen Nerthus spricht, während die isl. mythologie nur einen männlichen Niǫrþr kennt? Wie kommt es ferner, dass der ingvaeonische (ingvinische) kultus der göttin Nerthus in späteren zeiten wesentlich als kultus des gottes Freyr auftritt, während die göttin Freyja eine mehr untergeordnete stellung einnimmt? Und wie kommt es schliesslich, dass *Freyr* und *Freyja* jene wenig charakteristischen namen „herr“ und „herrin“ erhalten haben?

Ich glaube, dass man für alle diese fragen eine gemeinschaftliche antwort finden kann, und dass es die veränderung der sprache gewesen ist, die hierbei eine wesentliche rolle gespielt hat.

Der name *Nerthus (*Nerþuz)* ist, wie bekannt, ein weiblicher *u*-stamm. Nun lehrt uns die gotische grammatik, dass schon zu Wulfilas zeit diese stämme in der sprache sehr schwach repräsentiert waren. Während bei Wulfila eine menge männlicher *u*-stämme sich finden, gibt es nicht mehr als vier wörter, von denen man mit gewissheit weiss, dass es weibliche *u*-stämme sind (*handus, waddjus, asilus, kinnus:* Braune, Got. gr.[4] § 105[b]). In den nordischen sprachen sind die weiblichen *u*-stämme gänzlich ausgestorben, und schon in den ältesten nordischen handschriften begegnen uns (neben dem neutralen *fé*) nur männliche *u*-stämme; diese aber sind sehr zahlreich: *fiǫrþr, skiǫldr, hiǫrtr, kiǫlr, miǫþr, biǫrn* usw. usw.

Hiermit steht in zusammenhang, dass gewisse alte weibliche *i*-stämme im isländischen in männliche *u*-stämme übergegangen sind. Dies ist der fall mit folgenden (siehe Tamm, Fornnordiska fem. afledda på *ti* och på *iþa,* s. 25 fgg.): got. *mahts,* ahd. altsächs. *maht,* ags. *meaht* f., altschw. *vanmæt,* aber isl. *máttr* m. — mnd. *dracht,* mhd. *traht,* altschw. *dræt* f., aber isl. *dráttr* m. — ahd. *slaht,* altschw. *slæt* f., aber isl. *sláttr* m.

Da diese alten weiblichen *i*-stämme im nom. sg. das lautgesetzliche *-r* beibehalten hatten (vgl. got. *mahts* usw.), während die meisten feminina die nom.-endung *-r* nicht mehr hatten, und da die flexion dieser weiblichen *i*-stämme in mehreren kasus mit der flexion der männl. *u*-stämme zusammenfiel, so nahmen *máttr* usw. dasselbe genus und dieselbe flexion wie diese an.

Gleichwie diese wörter auf grund ihrer form das genus (und ihre deklination) verändert haben, so lassen sich auch beispiele anführen,

welche zeigen, dass benennungen lebender oder als lebend gedachter wesen aus demselben grunde aus masculinis feminina geworden sind.

Im lateinischen wurde, wie bekannt, *Luna* auf grund der form des wortes (vgl. *mensa* usw.) als göttin aufgefasst. Nach der nordischen mythologie hingegen war *Máni* der b r u d e r der sonne, natürlich weil das wort eine maskul. form (vgl. *hani* usw.) hatte. Nachdem indessen im älteren neuschwed. formen auf *a (måna)* aus den obliquen kasus teilweise in den nom. eingedrungen waren, findet man bei dichtern des 18. jahrhunderts *måna* als femininum aufgefasst. Ja, im direkten gegensatze zu dem in der isl. mythologie vorliegenden verhältnis nennt der dichter Stagnelius den mond die s c h w e s t e r der sonne. Hierbei hat jedoch auch die einwirkung des lateinischen *Luna,* franz. *la lune* eine rolle spielen können. Vgl. Tegnér, Om genus i svenskan s. 139 fgg.

Beda, der name des gelehrten angelsächs. theologen, ist in Schweden als taufname für f r a u e n recht gebräuchlich geworden, weil *Beda,* gleich den meisten schwedischen frauennamen, auf *-a* ausgeht (*Anna, Hilda, Greta* usw.); vgl. Norrman in Sv. landsm. VI, nr. 7, s. 14; Tegnér a. a. o. 114.

Man hat im isl. mehrere beispiele dafür, dass weibliche *i*-stämme ihre flexion als *i*-stämme beibehalten haben, aber maskulina geworden sind, weil sie die nom.-endung *-r* ungewöhnlich lange bewahrten, z. b. got. *gabaúrþs,* altschw. *byrþ* f. : isl. *burþr* m.; ahd. *scurt,* altschw. *skyrþ* f. : isl. *skurþr* m.; altschw. *styld* f. : isl. *stuldr* m. (Tamm, a. a. o. s. 26.)

Das verhältnis ist in den jüngeren nordischen sprachen z. t. dasselbe gewesen mit dem worte *véttr* „a „wight“, being; esp. of supernatural beings.“ Dies ist im altisl. femininum (vgl. got. *waíhts* f.). Da das wort aber die sonst für maskul. charakteristische nom.-endung *-r* hatte, wurde es sowol im neuisl. (Erik Jonsson, Oldnordisk ordbog) als auch im neuschw. maskulinum. Darum fasst man nunmehr in Schweden *en vätter* als ein m ä n n l i c h e s wesen auf. Rietz nimmt *vätter* oder *vetter* m. „erdgeist, waldgeist, irrwisch, schutzgeist“ in sein wörterbuch auf; im plur. *jord-*, *bol-*, *skogs-vättar,* aber auch *vättrar.*

Es scheint mir in sehr guter übereinstimmung mit den hier angeführten genusentwickelungen und besonders mit der genusveränderung bei dem mythischen wesen *en vätter* zu stehen, wenn ich für *Nerthus : Niǫrþr : Freyja : Freyr* folgende entwickelung annehme.

Tacitus spricht nur von einer g ö t t i n *Nerthus.* Da nun die weiblichen *u*-stämme schon früh äusserst schwach vertreten oder gar im aussterben waren, man aber eine menge männlicher *u*-stämme hatte,

so ist es möglich, dass dieser umstand es veranlasste, dass man *Nerthus (*Nerþuz)* nicht nur als femininum, sondern auch als maskulinum d. h. nicht nur als göttin, sondern auch als gott auffasste, so dass man schon früh neben einer weiblichen *Nerthus* auch einen männlichen *Nerthus* bekam. Aber wenn es auch vielleicht zu kühn wäre anzunehmen, dass dieser umstand den ersten impuls zur bildung eines männlichen *Nerthus* gegeben habe, so ist man doch wenigstens voll berechtigt anzunehmen, dass man, da die volksphantasie sich eine männliche entsprechung zur göttin *Nerthus* dachte, d. h. ihren gatten und bruder, diese männliche entsprechung denselben namen bekommen liess, den die göttin hatte, weil ihr name der form nach männlich (maskulinum) war.

Nun ist es indessen selbstverständlich, dass der glaube an einen männlichen und eine weibliche *Nerthus* mit vollkommen identischen namen es erforderte, dass man den gott *Nerthus* und die göttin *Nerthus* in irgend einer weise von einander unterschied. Man tat dies dadurch, dass man die erstere *Nerthus (Niǫrþr) freyr* „Nerthus, den herrn“, die letztere *Nerthus (Niǫrþr) freyja* „Nerthus, die herrin“[1] nannte.

Da indessen die wortklasse (der *u*-stämme), zu welcher *Nerthus* gehörte, ihre feminina immer mehr verlor, während die männlichen worte weiter fortlebten, fasste man *Nerthus* immer deutlicher wesentlich als ein männliches wesen (einen gott) auf, während die weibliche *Nerthus* (die göttin) immer mehr in den hintergrund trat. Indess spaltete sich, wie dies auch sonst bei der bildung mythischer persönlichkeiten oft geschehen ist, *Nerthus (Niǫrþr) freyr* in den gott *Nerthus (Niǫrþr)* und den gott *Freyr; Nerthus (Niǫrþr) freyja* hingegen in die göttin *Nerthus (Niǫrþr)* und die göttin *Freyja.* Bei dieser spaltung war aber aus dem genannten grunde der gott zur hauptperson geworden, während die göttin an bedeutung eingebüsst hatte. Und

1) In der zeit, wo man erst anfing *freyr* und *freyja* dem namen als epitheta beizulegen, hatten sie gewiss ältere formen; doch interessiert uns dies in diesem zusammenhange nicht. — Es ist möglich, dass man in *Þorgrímr Þorsteinssons* beinamen *freysgoþi* eine erinnerung daran hat, dass *freyr* ursprünglich ein appellativum „herr“ ist. Eyrbyggja saga kap. 11 erzählt von diesem *Þorgrímr: þann svein gaf Þorsteinn Þór, ok kvað vera skyldu hofgoða, ok kallar hann Þorgrím.* In übereinstimmung hiermit stand er als mann dem hof auf *Þórsnes* vor. Henry Petersen: *Om Nordboernes gudedyrkelse og gudetro i hedenold* s. 34 mit anm. 1 will *Þorgríms* namen *freysgoði* daraus erklären, dass sich in dem tempel ausser Þors bild vermutlich auch ein bild Freys befunden habe. Da indessen von einem derartigen bilde Freys nirgends die rede ist, so dürfte man *freysgoði* eher als „des herrn (d. h. hier Þors) *goði*“ deuten; vgl. „priester des herrn“.

darum tritt also in der nordischen mythologie der gott *Freyr* als einer der meist verehrten götter in den vordergrund, während die göttin *Freyja* einen mehr untergeordneten platz einnimmt.

Nachdem aber *Niǫrþr (Nerthus) freyr* sich in dieser weise in *Niǫrþr (Nerthus)* und *Freyr, Niǫrþr (Nerthus) freyia* in *Niǫrþr (Nerthus)* und *Freyia* gespalten hatte, wurde *Niǫrþr* allein sowol von der männlichen als auch von der weiblichen gottheit gebraucht, ohne die näher bestimmenden epitheta *freyr* und *freyia*, welche ja nun, nomina propria geworden, andere gottheiten bezeichneten. Da aber, wie erwähnt, in den nordischen sprachen sämtliche weiblichen *u*-stämme verloren gegangen, und die wie *Niǫrþr* flektierten wörter *fiǫrþr, skiǫldr, kiǫlr, biǫrn(R)* usw. alle männlich waren, so schwand das bewusstsein davon, dass *Niǫrþr* femin. sein (d. h. von einer göttin gebraucht werden) könnte, ganz und gar, und es wurde ausschliesslich als mask. gebraucht, oder mit andern worten *Niǫrþr* ausschliesslich als gott aufgefasst.

Man könnte sich vielleicht versucht fühlen, in *Skaþi,* welche nach der isländischen mythologie *Niǫrþs* gattin war, eine erinnerung an die entwickelung zu sehen, welcher die mythische persönlichkeit *Nerthus-Niǫrþr* unterworfen gewesen ist. Der name *Skaþi* (gen. *Skaþa*) hat nämlich eine maskuline form, obwol er der name einer göttin ist. Man fragt darum: ist *Skaþi* während einer etwas früheren periode als mann der *Niǫrþr* aufgefasst worden, welche damals noch als frau aufgefasst werden konnte? Als stütze hierfür liesse sich anführen, dass *Skaþi* nach der Snorra-Edda I, 212 in einer sehr mannhaften weise auftritt und rache für ihren vater heischt *(En Skaði, dóttir Þjaza jǫtuns, tók hjálm ok brynju, ok ǫll hervápn, ok ferr til Ásgarðs, at hefna fǫður síns)*. In der Vǫlsunga saga wird von einem manne mit dem namen *Skaþi* gesprochen, was aber nach Symons (Beitr. III, 292) und Müllenhoff (Zs. f. d. a. XXIII, 116 fg.) auf einem misverständnis beruhen soll. Vgl. auch Sievers, Ber. der kgl. sächs. gesellsch. d. wissensch. 1894 s. 141.

Es ist jedoch nicht wahrscheinlich, dass diese frage nach der ursprünglichen natur der *Skaþi* bejahend beantwortet werden kann, aber die oben aufgestellte theorie über *Nerþus-Niǫrþr* und *Freyr-Freyja* ist in keiner weise davon abhängig.

LUND, IM MAI 1895. AXEL KOCK.

ZU DEM VON BÛWENBURC.

Ungenügend erklärt finde ich unter den liedern des von Buwenburg bei v. d. Hagen MS. II, 262ª (IV, 2) = Bartsch, Schweiz. MS. XXIII, 4 folgende strophe:

Ich wânde ein wîp von îper haben vunden,
dô ich êrst ersach die minneclîchen:
nû swachet sî an êren zallen stunden,
daz ich sî ze hoye wil gelîchen.
eȥ ist übel umb ein schoene bilde,
daz im wont kein wandel bî,
daȥ si machet êren vrî;
doch swie triuteloht si sî,
sost ir wîplich güete worden wilde.

Es fragt sich hier, wie man die ausdrücke *îper* und *hoye* aufzufassen habe. Weigand setzt in seinem D. wörterb.[4] I, 864 an „die *iper,* die kleinblätterige ulme", und denkt an das „franz. *ipréau,* span. *olme de Ipre*"; *ein wîp von îper* fasst er als „ein wolgewachsenes weib"; ihm folgt in dieser auffassung Lexer I, 1448. Aber dem deutschen mittelalter war das wort in diesem sinne noch unbekannt. Noch mehr schwierigkeiten hat *hoye* gemacht. Oberlin I, 699 verstand darunter *foenum, hoei, heu,* ähnlich v. d. Hagen in MS. III, 705, wo er zu *hoye* bemerkt: „undeutlich — etwa eppich oder heu", ebenso das Mhd. wörtrb. I, 752 s. v. *îper.* Bartsch nimt das wort = *heie,* „eine ramme womit man pfähle einschlägt", vgl. Schmeller-Fromm. I, 1021 und Heyne im D. wörtrb. IV, 2, 1731 sowie Germania18, 262—63. Sollte die frau mit einer „ramme" verglichen worden sein, dann durfte wol der artikel vor *hoye* nicht fehlen. Aber auch dann würde der ausdruck, selbst wenn der dichter ein *swacheȥ* oder *boesez wîp,* wie es in der vorhergehenden strophe heisst, im sinne hatte, zu stark an das plebejische streifen. Das richtige hat offenbar v. d. Hagen schon gesehen, wenn er in MS. IV, 539 von unserer stelle sagt: „der wunderliche ausdruck gegen eine ihn (den sänger) abweisende schöne, „„er wähnte ein weib von Iper gefunden zu haben"", geht doch wol auf die niederländische stadt Ipern, welche damals schon durch ihre schönen zeuge berühmt war; Hoye, dem der dichter die spröde vergleichen will, müsste dann etwa schlechtere zeuge geliefert haben." Ebenso richtig scheint mir, was er dort in der anmerkung dazu sagt: Oberlins glossar erklärt *hoye* durch heu, übergeht aber den gegensatz *iper.*" Dass

die flandrische stadt *Hoye,* das jetzige *Huy* an der Maas, hier im gegensatz zu *Iper* steht, sowie dass die hier gewebten tuche einen geringeren wert hatten als die, welche Ipern in den handel brachte, dafür sprechen unter andern folgende stellen: nach dem stadtrecht von München, herausg. von Fr. Auer, § 495 (s. 186) sollten die *underchaufel von ainem tuch von Eyper VI dn. und von ainem swâren tuoch von Dorn oder von ainem von Hoy IIII dn. und von den andern II dn. ze lôn nemen;* in den rechten und freiheiten der stadt Wien herausg. von Tomaschek s. 7 (13. jahrh.) heisst es: *zwelf tuoch von Eypper ist ein soum; sehzehniu von Hoy ist ein soum;* ebenso in einer jüngeren fassung daselbst s. 94. Sonst ist zu verweisen auf Ztschr. XXIV, 534, wo *pannum Hoiense* erwähnt wird, und auf die Chroniken der fränkischen städte I, 100 und 222, wo *Hoye* unter den städten erscheint, in denen die Nürnberger zollfreiheit besassen. Über die tuche von Ipern vgl. ausser Schultz, Höf. leben I, 255, 8 noch Strauch zu J. Enikels Weltchronik 22473; Gauriel von Muntavel 2300 *von Ipper blâ sîn schaprûn;* Cod. dipl. Silesiae III (= Henricus Pauper) s. 20ᵃ und 27ᵃ *pannus de Ipir;* ebenso VIII, s. 7; s. 117 *yperisch tûch;* III, s. 28 und 29 *panni Yperenses;* Ofener stadtrecht s. 275ᵇ *de uno panno Ipri.* Dem zusammenhange nach könnte man auch versucht sein, *îper* und *hoye* gleich wie *arraz* als metonymische bezeichnungen für die an den betreffenden orten gefertigten stoffe zu nehmen. Jedesfalls ist der sinn der vier ersten zeilen obiger strophe: bei seinem ersten begegnen glaubte der sänger ein weib so kostbar wie das tuch von Ypern gefunden zu haben; jetzt erscheine sie immer geringer an ehren, so dass er sie mit dem stoffe von Hoye vergleichen wolle. Über die kürze des ausdrucks *ze Hoye* vergleiche man die lesenswerte bemerkung bei Kraus, Deutsche gedichte des 12. jahrh. XII, 45, s. 249. Ob die tücher von Hoye denen von Ypern gegenüber noch ein besonderes merkmal hatten, welches den spott des dichters deutlicher hervortreten liess, ist mir unerfindlich geblieben.

ZEITZ, APRIL 1895. FEDOR BECH.

DER FENRISWOLF.

Eine mythologische untersuchung.

(Schluss.)

V.

Der kern des mythus.

1. Den schon mehrfach kurz berührten hauptbericht der Gylf. (cap. 34 und 51) haben wir hier genauer zu betrachten. Während zu dem letzteren cap. die Liederedda viele ausführliche parallelen liefert, wenn nicht geradezu dem berichte zu grunde liegt, findet sich über die fesselung des wolfes (cap. 34) bei ihr und den skalden nur hier und da eine flüchtige notiz. Dies capitel ist also von besonderer wichtigkeit, freilich auch von entsprechender schwierigkeit. Dass der lebendig und frisch gehaltene bericht altes und jüngeres in ziemlich bunter mischung darbietet, erkannte schon Bergmann, Fasc. s. 288: le sujet d'un conte populaire, d'une date relativement postérieure, mais qui est remarquable, et pour le fond mythologique et pour la forme de la narration. — Mogk (bei Paul u. Braune, Beitr. VII, 270) unterscheidet mit fug die genealogische einleitung, wenn auch noch nicht mit bestimmten gründen, von dem berichte der fesselung selbst: „ob die beiden ersten berichte (geneal. art) auf alte überlieferung zurückgehen, oder nur von dem verfasser der Gylf. aus dem bestehenden erschlossen sind, wird sich nicht entscheiden lassen[1]; für die fesselung des Fenriswolfes jedoch müssen wir benutzung eines in galdralag verfassten gedichtes annehmen." — Mir scheint es richtiger, die in Gylf. 34 (sowie in Kph. II, 432, 515) teils direkt überlieferten, teils durchschimmernden stabreime lediglich als schmuck der poetischen prosa zu betrachten[2]; sollte aber selbst die ganze fesselung des wolfes in ähnlichen memorialversen, wie wir sie Grm. 11—17, Alvíssm. 10 fg. finden, ihm vorgelegen haben, so würde der autor von Gylf. 34 das beste (vom poetischen standpunkte aus), die lebendige schilderung der beiden

1) Meine ansicht s. oben c. IV, § 1; auch s. 193 anm. 1 und s. 194 anm. 1. — Für das folgende vgl. Untersuch. s. 114.

2) Einen bericht, in dem sich vielleicht namen wie Wilhelm und Walter, Hildegard und Hedwig beisammenfänden, würde ich selbst dann noch nicht „auf eine poetische quelle in stabreimen" zurückführen, wenn er nach „allmählich stärker werdendem sturme" das schiff schliesslich „mit mann und maus" verloren sein liesse. Dass volkstümliche erzählungen, märchen und schwänke gerne durch eingestreute verse belebt werden, kann man schon aus dem ersten märchen in Grimms sammlung ersehen.

parteien und die auch den leser „fesselnde“ durchführung der intrigue doch selbst hinzugetan haben.

2. Um den bericht im einzelnen zu prüfen, empfiehlt es sich von ihm folgende fragen beantworten zu lassen:

1) wann und wo wurde der wolf gefesselt?
2) aus welchem grunde geschah es?
3) welche persönlichen mächte beteiligten sich dabei?
4) welche sachlichen mittel wurden benutzt?
5) darf der wolf je auf befreiung hoffen?

3. Bei der ersten frage lässt sich das wann? sehr leicht erledigen. Die genealogische verknüpfung mit Loki und Angrboða hat die vorstellung veranlasst, dass die drei geschwister zunächst in Riesenheim aufwachsen und von dort erst, um sie unschädlich zu machen, zu den göttern geführt werden, bei denen der wolf verbleibt, während seine geschwister einen andern wohnort erhalten. Erkennen wir jenen früheren aufenthalt in Riesenheim als „konstruiert“, so darf der aufenthalt des wolfes bei den göttern als ursprünglich gelten; ja selbst seine fesselung ist (nach dem in cap. I, 16 besprochenen gesetz) vielleicht nur als künstlich historisierte, im grunde gleichfalls auf einen ursprünglichen zustand zurückzuführende handlung anzusehen. Ist die rolle des gottes Týr (vgl. weiter unten zu fr. 3) im sinne eines tagesgottes aufzufassen und der verlust der hand als schwächung seiner macht anzusehen, so würde als einzige genauere zeitbestimmung zu der eben gegebenen noch „die nachtzeit“ sich ergeben. — Auch bez. des wo? würde die sache einfach liegen, wenn nicht der bericht in Gylf. durch spätere zusätze getrübt wäre. Dieser bericht sagt zunächst (vgl. oben), dass die götter den wolf *heima,* also in ihrer eigenen heimat[1] aufgezogen hätten. Wo, wie hier mit nachdruck und im gegensatz zu meer und unterwelt von der „heimat der götter“ geredet wird, kann wol nur der himmel gemeint sein[2], und dafür scheint in diesem falle auch der umstand zu sprechen, dass auf die heiligkeit des lokals, wo der

1) Wol nur Hammerich (Om Ragn. mythen s. 133) hat diese angabe soweit verwertet, dass er den wolf ausdrücklich in Asgard gefesselt sein lässt. Aber dieser ausdruck ist vielleicht absichtlich in Gylf. nicht gebraucht, weil der anklang an Asia gerade jene zeit dann leicht an einen irdischen wohnsitz denken liess.

2) Als götterwohnsitz im weiteren sinne kann freilich auch das hochgebirge gelten, das in die wolkenregion hinein, teilweise noch über dieselbe hinausragt. Man denke an die art, wie der Olymp bei den Griechen als götterwohnsitz galt, vgl. Nägelsbach, Homer. theol.² s. 18—20. Endlich gibt es auch irdische wohnsitze der götter ohne diese beschränkung, vgl. darüber weiter unten exc. I.

wolf gefesselt wurde, mit besonderem nachdrucke hingewiesen wird[1]. Da nun diese stelle (42, 9—11 Wk) sich gerade am ende des ganzen fesselberichtes findet, so scheint die sonst allerdings durch einige ausdrücke nahegelegte vermutung ausgeschlossen zu sein, dass mit *heima* nur der erste aufenthaltsort, wo der wolf gefüttert wurde, gemeint sei, während er später andernortes gefesselt sei[2]. Für die identität des lokals spricht auch die erwägung, dass die genaue angabe des aufenthaltes der andern beiden geschwister eine solche auch bez. des wolfes erwarten liesse, wenn der verfasser nicht eben mit jenem *heima* schon genug getan zu haben meinte[3]. Ist endlich die vermutung gegründet,

1) Mit der betreffenden wendung (*svá mikils virđu guđin vé sín ok griđastađi*) vgl. Gylf. 49 (74, 22 Wk) die angabe bei dem tode des himmlischen lichtgottes Baldr: *en engi mátti hefna; þar var svá mikill griđastađr.* — In beiden fällen soll ungeachtet der annäherung der darstellung an menschliche verhältnisse daran erinnert werden, dass die geschilderten vorgänge einem andern gebiete als der menschenwelt angehören.

2) Dazu könnte zunächst der satz 40, 12 verleiten: *þá fóru æsirnir út í vatn þat er Amsvartnir heitir, í hólm þann er Lyngvi er kallađr,* weiterhin aber 41, 9—13 die angabe, wonach die asen den fesselhaft tief in der erde befestigt haben sollen. — Kann nun auch sonst der himmel wol als eine „mythische landschaft“ (E. H. Meyer) mit berg, tal, flüssen usw. bezeichnet werden, so scheint mir diese erklärung doch für die letzte stelle nicht ausreichend. In beiden fällen verrät schon die fülle skaldisch gefärbt namen für leblose dinge, aus welcher quelle diese erweiterungen geflossen sind; der skaldische ursprung wird zweifellos durch vergleichung der beiden berichte in der Skálda (Kph. II, 413, 515), wo eine noch grössere fülle solcher namen begegnet; s. auch § 6 und exc. II. — Über *árósi fyrir* Lokas. 41, 1 vgl. § 6.

3) Dass der autor von Gylf. durch den euhemeristischen standpunkt, der mehrfach bei ihm durchblickt, allerdings gerade in solchen fragen leicht irregeführt werden und einen mangel an konsequenz verschulden konnte, wird in exc. I, 2 c) noch näher dargelegt werden. — Unter den neueren forschern können die freunde des „meerdämon“ Fenrir, abgesehen von der etymologischen verknüpfung mit *fen,* die c. III, 3—5 beleuchtet ist, nur aus jüngeren nebenzügen eine stütze ihrer ansicht gewinnen, wonach ohne weiteres Fenrir mit sonnen- und mondwolf gleichgesetzt wird (vgl. s. 195 anm. 3) und das (doch allabendlich in aller ruhe geschehende) versinken der sonne im meere als urbild für das gewaltsame geschick der sonne am weltende (Vafþr. 46) gefasst wird (Mogk im Grundriss I, 1045). Die anhänger des „sturmwolfes“ stehen meiner ansicht schon näher, da sie die luft als sphaere des wolfes ansehen. Aber mag der wolf auch oft genug den sturm bedeuten: ein bis zum weltuntergang gefesselter sturm hört doch auf sturm zu sein; infolge der maulsperre ist ihm selbst das heulen verwehrt. Den vertretern unterirdischer fesselung des wolfes gegenüber betonte Müllenhoff (D. alt. V, 138, 150) mit recht, dass „der wolf keineswegs in der unterwelt und in ihrem bereiche gefesselt liegt.“ — Zur stütze meiner ansicht sei noch an Eiríksmál str. 6 erinnert: „es sieht der graue wolf (drohend) auf den wohnsitz der götter.“ Unterirdisch gefesselt ist er also gewiss nicht, der

dass jenes „füttern des wolfes“ durch Týr nur eine ungehörige hineinmengung des jüngeren kriegsgottes Týr in die rolle des älteren naturgottes verrät (vgl. weiter unten § 5), so könnte von einer unterscheidung des lokals der fütterung von dem der fesselung erst recht keine rede sein.

4. Die zweite frage beantwortet unser bericht scheinbar so bündig, dass sich Gangleri sogar darüber verwundert, warum sich die götter denn mit der fesselung eines so gefährlichen wesens begnügt, nicht seine vernichtung erstrebt hätten. Gleichwol ist die begründung der fesselung, die cap. 34 gibt, eine rein äusserliche; im hinblicke auf den charakter, der dem wolfe geliehen wird, erscheint sie unmotiviert (vgl. s. 198, anm. 1). Ein wesen, das nach glücklichem zerreissen zweier fesseln bei dem dritten versuche, zu dem man ihn bereden will, ruhig erwidert: *ef þér bindit mik svá at ek fæ eigi leyst mik, þá munuþér svá ætla, at mér mun seint vera at taka af yðr hjálp; ófúss em ek at láta þetta band á mik leggja. En heldr en þér frýit mér hugar, þá leggi einhverr yðar hǫnd sína í munn mér at veði, at þetta sé falslaust gǫrt* — erinnert eher wol an den biblischen Simson der Delila gegenüber oder den nordischen Sigurðr Reginn gegenüber, als an einen trotzigen, prahlerischen riesen oder gar ein die welt bedrohendes ungetüm. Diese, bisher wenig beachtete, ideale zeichnung des wolfes darf um so weniger etwa als jüngere färbung verdächtigt werden, als sie ganz im gegensatze zu der dämonischen auffassung des wolfes steht, welcher der verfasser von Gylf. sonst, sowol hinsichtlich der genealogischen verknüpfung mit Loki als auch bez. des letzten kampfes gegen die götter, volle rechnung trägt. Liegt so im charakter des wolfes[1] keine spur einer erklärung für die handlung der götter, so bleibt als grund nur die furcht vor dem später (d. h. am ende der welt) zu erwartenden unheile. Dies besteht aber nach der auffassung von Gylf. nicht im verschlingen der sonne, da *ulfrinn,* welcher nach 81, 11 die sonne verschlingt, schon wegen des *annarr ulfrinn* 82, 1, der den mond fasst, der sonnenwolf Skoll sein muss, nicht der erst später (82, 5) freiwerdende Fenrir. Es bleibt also nur (nach Gylf.) der kampf mit Óðinn übrig. Nun ist aber nicht zu vergessen, dass sämmtliche einzelkämpfe der götter am weltende, soweit sie nicht als junge

wohnsitz der götter ist vielmehr auch als ort der fesselung zu betrachten, da ein gefangener zunächst seinen kerker vor augen hat.

1) Die reden kurz vor der fesselung sind nämlich die einzigen, welche dem wolfe überhaupt beigelegt werden, aus ihnen allein können wir seinen charakter erkennen. — Über den freigewordenen wolf vgl. § 7.

ersatzdichtung in Gylf. sich darstellen (so namentlich der des gottes Týr) nur auf einer fortschiebung älterer kampfesmythen beruhen (vgl. s. 175, anm. 1). Die scheinbar einzige ausnahme (der kampf Óðins und Viðars mit dem wolfe Fenrir) wird als ähnlich entstanden in cap. VII nachgewiesen werden, nur mit dem unterschiede, dass dieser kampf sich eigentlich auf andere wölfe bezog[1]. Dies alles erwogen, bleibt als erklärung nur übrig, dass irgend ein äusserer umstand, wie er die benennung „wolf“ veranlasste, so auch — bei der kindlichen auffassung älterer zeit — eine besondere furcht drohenden unheils zu rechtfertigen schien[2].

5. Auf die dritte frage gibt Gylf. 34 zwar reichliche auskunft, aber die einzelnen angaben stehen nicht in vollem einklange. Nach der art, wie Allfǫðr-Óðinn zunächst 38, 1 den beschluss veranlasst, die drei gefährlichen wesen aus Riesenheim fortführen zu lassen, wie er dann 39, 17 von den zwergen[3] sich das geeignete band zur fesselung verschafft, befremdet es schon, wenn nun doch bei der fesselung ein anderer gott, Týr, die hauptrolle spielt, indem er für die sache der götter geradezu eintritt, obwol ihm von denselben wenig gedankt wird; die wendung *þá hlógu allir nema Týr* 42, 1 erinnert schon an den spott in Lokas. 38. Nun ist gerade die aufopferung der hand des gottes Týr, mit der einige neuere erklärer sich ziemlich leicht abfinden[4], eine der am besten bezeugten tatsachen in dem ganzen fesselakte, zu Gylf. (25 und 34) tritt Skálda 9, Lokas. 38, 39; prosa vor str. 1. Am stärksten scheint mir jedoch der widerspruch, sofern man bei buchstäblicher auslegung stehen bleibt, wenn Týr zunächst den wolf füttert, so lange er frei ist, während bei dem gefesselten, der erst recht solches dienstes bedürfte, offenbar an ein füttern ebenso wenig gedacht wie im geringsten davon gesprochen wird. Der autor von

1) Auch wer jener argumentation hier noch nicht folgen will, wird anerkennen, dass in dem früheren leben des wolfes kein grund zu besorgnissen lag.

2) Diese furcht erscheint erklärlicher, wenn räumliche nähe des gefesselten die götter immer an das zeitlich allerdings noch weit entfernte unheil gemahnte; vgl. s. 299 anm. 3 gegen ende. — Dass die götter den wolf täglich wachsen sahen, ist wol nur aus der angabe erschlossen, dass er bei den göttern aufwuchs; und da er später unheil anrichten soll, ist solches von ihm schon prophezeit worden. Vgl. die trefflichen bemerkungen Beers über die gewöhnliche ausgestaltung eines mythus Germ. 33, 10 fg.

3) Da die zwerge hier für uns nur als verfertiger des bandes Gleipnir interesse haben, so will ich über sie § 6 handeln.

4) „Möglicher weise ist diese fabel erst erfindung späterer zeit“ (F. Kauffmann, D. mythol.[2] s. 82).

Gylf. betrachtet beide angaben als beweise von der besonderen kühnheit des gottes Týr, ohne sonst irgendwie die wahrscheinlichkeit seines berichtes zu prüfen; eine solche einseitigkeit des standpunktes ist aber nicht jedem beurteiler gegeben. Fasst man das füttern des wolfes im bildlichen sinne[1], so ist zwar der widerspruch etwas gemildert, das fremdartige des tones aber keineswegs beseitigt[2]. Da nun Týr als *ulfs fóstri* sich zwar in der prosaischen Edda mehrfach (ausser Gylf. 34 auch Sk. 9), aber in der Liederedda nicht bezeugt findet, so tritt zu den inneren doch auch ein äusserer grund hinzu, die betreffende angabe als einen jüngeren, ursprünglich in anderem sinne verstandenen zusatz zu betrachten. Minder wichtig ist es, den speciellen anteil der beiden götter Óđinn und Týr an dem fesselwerke schon jetzt genauer festzustellen[3]; da beide zweifelsohne zu den himmels- und tagesgottheiten gehörten[4], so kann die beantwortung der dritten frage vorläufig so lauten: dieselben götter, welche den wolf in ihr gebiet zogen, fesselten ihn auch dort mit hilfe der zwerge — beide angaben sind (mit rücksicht auf § 3) vielleicht sogar als ursprünglich identisch zu betrachten.

1) Den wolf, raben, adler füttern ist der nord. poesie ein sehr geläufiger ausdruck = feinde fällen, vgl. Untersuch. s. 114. — Dass dies füttern des wolfes durch Týr die pflege des „widernatürlichen krieges“ bedeute (Simrock, D. myth.[3] s. 113) geht aus unseren quellen nicht hervor, W. Müller (Altd. rel. 224) wollte in dem von dem wolfe der finsternis geschädigten ernährer desselben den der nacht vorangehenden, nun verdrängten tagesgott sehen, was in doch wol allzukünstlicher fassung einen nicht ganz unrichtigen gedanken enthält, vgl. cap. VII, § 2. — Die versuche, auch den verlust der hand auf den kriegsgott zu beziehen (einen derselben beleuchtet W. Müller a. a. o. s. 223), sind in neuerer zeit mit geringerem nachdruck hervorgetreten: sie führen zu mehr oder minder spielenden erklärungsweisen des mythus.

2) Während der ausdruck (38, 15) *ulfinn fœddu æsir heima* (in dem schlichten sinne = den wolf liessen die götter bei sich aufwachsen) niemand befremden wird, ist die angabe, nur Týr habe gewagt ihm seine speise zu geben, schon darum wunderlich, weil die götter in dem weiteren bericht sich doch sogar in der absicht den wolf zu fesseln an denselben heranwagen. Ist es bildlich gemeint, so passt wider die angabe nicht, weil dieser wolf nicht auf die schlachtfelder der erde eilen kann, sondern bei den göttern weilt; wäre der sinn ursprünglich ähnlich gemeint wie bei den wölfen Óđins Grm. 19, so sähe man aus Gylf. 34, wie eine einfache sache auch sehr unglücklich ausgedrückt werden kann. Endlich ist noch zu bemerken, dass der skald. ausdruck *ulfs fóstri* nur bei freierer interpretation zur stütze jener angabe in Gylf. dienen kann, denn *fóstri* wird sonst nicht vom fütterer gebraucht, sondern vom pflegevater; füttern wird durch *seđja, gefa mat, gisting, undorn* und ähnlich ausgedrückt.

3) Vgl dazu cap. VII § 2. 4) Vgl. s. 197 text und anm. 1.

6. Als wirklich bedeutendes mittel der fesselung stellt sich, um zur beantwortung der vierten frage überzugehen, nur das band Gleipnir dar und für unmöglich halte ich es nicht, dass ursprünglich überhaupt nur dies eine erwähnt war. Es war ein werk der zwerge und von wunderbarer art[1]. Da jedoch auch die namen Læđing und Drómi, namentlich der erstere, altertümlichen klang haben[2], da auch die güte des bandes Gleipnir dadurch in passender weise gehoben wird, dass der wolf schon zwei starke fesseln gesprengt hatte, als er mit G. gebunden wurde, so ist die steigerung der bande von 1 auf 3 wol jedenfalls für eine sehr alte, mit dem mythus völlig verwachsene erweiterung zu halten[3]. Anders verhält es sich mit der angabe: *þá tóku þeir festina or fjǫtrinum, er Gelgja heitir ok drógu henni í gegnum hellu mikla, sú heitir Gjǫll, ok felldu helluna langt í jǫrđ niđr; þá tóku þeir mikinn stein, er þviti heitir ok skutu hánum enn lengra í jǫrđina ok hǫfđu þann stein fyrir festarhælinn*[4]. Hier lässt sich die skaldische liebhaberei der namenhäufung nicht verkennen; in der sache könnten diese weiteren vorsichtsmassregeln nur von der pedantischen besorgnis ausgehen, der wolf könnte, auch wenn er das band Gleipnir

1) So häufig auch in den jüngeren sagas die zwerge als verfertiger von waffen und kostbarkeiten aller art erscheinen (Vigf. s. v. *dvergr*), so darf als die ältere auffassung doch die gelten, wonach nur dem bereiche der natur angehörige „wunderbare“ dinge, wie z. b. das sonnenlicht, der blitz als von den zwergen geschmiedet erscheinen; eine nicht vollständige, aber doch zu beachtende aufzählung von 6 besonders berühmten werken dieser art gibt Skálda 35; hinzufügen liesse sich namentlich das Brísinga men (nach der Ólafss. Tryggvas. von zwergen verfertigt) und unser band Gl. — Ist man nun mit E. H. Meyer (G. myth. 117) der ansicht, dass unter allen elben die luftelben die ursprünglichsten und massgebenden sind und dass der name *dvergar*, obwol vorzugsweise den berg- und erd-elben gehörig, doch auch luftelben beigelegt wird (a. a. o. 118), so werden wir durch dieses werk der „zwerge“ wol wider an himmel und luftraum gewiesen. Die scheinbar irdische natur der stoffe des bandes spricht nicht dagegen, vgl. Untersuch. s. 114. Dass jene 6 stoffe sich auf der erde nicht mehr finden, weil sie alle zu dem bande verbraucht sein sollen (Kph. II, 431), ist analog jener neigung, alles bestehende auf ein bestimmtes historisches datum zurückzuführen, vgl. in Gylf. 15, 4—9; 76, 12; 80, 5 u. o. cap. I, 16. Dass dies band aus „unsichtbaren dingen“ geflochten sei (Mogk), trifft ganz meine meinung, nur möchte ich vom mythischen standpunkte aus hinzusetzen „für den menschen unsichtbaren dingen“. — Wo aber fänden sich solche, die doch zugleich im bereiche der götter liegen sollen, anders als am himmel?

2) Vgl. die betr. art. im Glossar zur pros. Edda.

3) Denkbar ist auch, dass die drei namen ursprünglich nur varianten für ein band waren.

4) Vgl. s. 299 anm. 2; eine etwas genauere besprechung der einzelheiten findet sich in exc. II.

nicht zu zerreissen vermöge, es doch mit sich führen, wenn es nicht gut in der erde versichert sei. Überdies ist dem gefesselten wolfe noch der rachen durch ein schwert gesperrt! Da dieser zug alt zu sein scheint[1], war um so weniger grund zu jener ängstlichen vorsicht, die wol auf einer nachahmung der fesselung Lokis beruht, aber erst hervortreten konnte, als das ursprüngliche lokal für die fesselung des wolfes ganz oder halbweges vergessen war. Von dem gefesselten Loki unterscheidet sich Fenrir aber wie in anderer hinsicht, so auch besonders durch die rachensperre und den fluss, in dem er gefesselt liegt und durch den nach der auffassung von Gylf. (40, 12 fg.) sein entweichen wol noch mehr erschwert werden soll (vgl. *árósi fyrir* Lokas. 41, 1)[2]. Ist dieser fluss Amsvartnir aber nicht vielmehr im grunde nur der schaumfluss, nach welchem Fenrir den beinamen *Vánar gandr* erhielt und der in skaldischen berichten schon zu zwei flüssen von solcher fülle wurde, dass alle flüsse als „speichel Fenrirs" bezeichnet werden können? (Kph. II, 515). — Vgl. cap. VI, § 9.

7. Auf die fünfte frage endlich erteilt Lokas. 39, 3—4 und ähnlich Gylf. 34 (= 42, 16) auskunft; wörtlich ebenso heisst es aber auch vom gefesselten Loki in Gylf. 50 (80, 20): *þar liggr hann (í bǫndum) til ragnarøkkrs.* Dass er dann frei werden soll, wird vom wolfe sogar mit noch grösserem nachdruck (so schon in Hákonm. 20) bezeugt als vom götterfeinde Loki[3], aber den kampf mit Óðinn lassen keineswegs alle zeugnisse so bestimmt darauf folgen, wie wir es nach Gylf. 51, Vǫl. 53 fg. anzunehmen gewohnt sind[4]; und wenn Hyndl. 45, 3—4

1) Er wird durch die kenning *„sparri Fenris varra"* = schwert bei Eyvindr skáldasp. (Kph. III, 460) schon für das zehnte jahrhundert belegt. — Die übereinstimmung mit einem bilde des Sachsenspiegels (Simrock, D. myth.[3] 99) halte ich für zufällig; gerichtlich geächtet (vervestet) ist der Fenriswolf niemals. Damit fällt für mich auch die deutung Simrocks fort.

2) Vgl. exc. II, 2. — Zunächst sei bemerkt, dass mich ausser den oben genannten noch folgende gründe verhindern in der gefangenschaft des wolfes nur eine „differenzierung von Lokis gefangenschaft" zu sehen (Bugge, Studien I, 414). Loki wird gefesselt 1) unterirdisch, 2) mit sichtbaren fesseln, 3) wegen bereits begangener untaten. — 4) hass und liebe nimmt an seinem geschicke anteil (Skaði, Sigyn). — Einzelne züge mögen in beiden fällen typisch sein für die populäre erzählung einer fesselung, vgl. ausser Bugge a. a. o. 412 fg. auch Simrock, D. myth.[3] s. 96.

3) Nur in dieser fassung kann ich den gedanken Müllenhoffs (a. a. o. 150) „das losbrechen des wolfes ist überhaupt die vorbedingung zum allgemeinen aufbruch der weltmächte und zu dem umsturze dieser welt" mir aneignen. — Die ähnlichkeit mit den angaben über Loki fasse ich nur als äusserliche angleichung.

4) Zunächst ist zu beachten, dass Eiriksm. 6 nur ein (drohendes) hinblicken des wolfes auf den göttersitz kennt, Hákonm. 20 nur ein losstürmen des entfesselten

ausdrücklich diesen kampf als das letzte bezeichnet, worüber man mit einiger sicherheit reden dürfe, so darf eine kritische betrachtung wol noch einen schritt weitergehend auch diesen kampf aus der gesicherten überlieferung ausscheiden. Befreiung von seiner fessel darf der wolf nach allen zeugnissen am weltende hoffen; ob mehr von ihm in alter zeit geglaubt wurde, steht vorläufig nicht fest.

VI.

Erklärung des kernes.

1. Fassen wir die im vorigen capitel erhaltenen antworten auf die fünf fragen kurz zusammen, so ergibt sich: ein wesen, das, sei es nur die gestalt, sei es auch den charakter eines „edelwolfes" (vgl. cap. III, 8) besitzt, ist von den göttern seit alter zeit am himmel gefesselt, weil sie von diesem wesen unheil für sich und die welt besorgen. Die götter vollbringen das schwierige werk nur mit hilfe der zwerge (der geheimen naturkräfte); diese liefern ihnen ein unsichtbares band, welches bis zum weltende den wolf gefesselt hält. — Einiges spricht dafür, dass die fesselung bei nacht geschehen ist (vgl. cap. IV, § 7 gegen ende).

2. Wird nun gefragt: welches wesen ist gemeint? so bedarf es vielleicht noch des ausdrücklichen hinweises, dass die persönliche auffassung, an die wir uns gewöhnt haben, an und für sich nicht notwendig ist. Da wir gesehen, dass die genealogische verknüpfung mit Loki und Angrboda der konstruierenden periode angehört, da keine andere verwandtschaft sich als echter und ursprünglicher erwiesen hat, was hindert uns anzunehmen, dass der „wolf" überhaupt nur äussere ähnlichkeit mit einem lebewesen dieser species gehabt? Verschiedene

auf den wohnsitz der menschen berichtet wird. Diese angabe ist mit der eddischen auffassung kaum zu vereinigen; diese schweigt von den menschen, weiss dafür aber einen kampf mit den göttern Óðinn und Víðarr zu berichten. Den ersten dieser kämpfe kennt von den älteren skalden wol nur Egill Skallagr. und der zeitliche unterschied zwischen den beiden zu anfang dieser anm. genannten gedichten und Egils Sonartorrek (975 nach Guðm. Þorláksson, Udsigt over de norsk-isl. skalde s. 24) ist nicht erheblich; da jedoch bei Egill die isländische poesie sich zuerst selbständiger neben die norwegische stellt, so könnten neben den zeitlichen hier lokale differenzen in der auffassung in betracht kommen. Nicht zu übersehen ist ferner, dass der kampf des wolfes mit Víðarr zwar Vǫl. 54 bezeugt ist, aber gegen U H, und dass zu den von Müllenhoff a. a. o. 152 angeführten gründen für die streichung dieser str. sich noch andere finden dürften. Für mich wichtigere gründe werde ich noch in cap. VII entwickeln.

gründe, welche für diese auffassung sprechen, sind schon oben (z. b. cap. V, § 4 schl.) angeführt. Dazu kommt, dass die bisherigen erklärungsversuche schon alle klassen von lebewesen so zu sagen erschöpft haben (vgl. cap. II, 1), ohne überzeugungskraft zu besitzen. Dass es sich eigentlich um ein lebloses geschöpf handelt, scheint aus einer stelle unserer überlieferung wenigstens indirekt hervorzugehen. Liest man die worte in Gylf. 34 (= 42, 3, 4), welche die rachensperre mit hilfe des schwertes schildern, die bis zum weltuntergang dauern soll, so ist es um so schwerer hier an ein lebendes wesen zu denken, da von keinem freund, keiner freundin die rede ist, welche die not des gefangenen lindert[1]. Dass diesem einen mehrere züge gegenübergestellt werden können, welche nur von einem lebenden wesen scheinen verstanden werden zu können, ist richtig; aber wird bei einem so alten, so beliebten und deshalb doch auch wol viel variierten mythus das ursprüngliche anders als in schwachen spuren zu erkennen sein? — Die auffassung als lebewesen musste natürlich vorangehen, ehe man an eine genealogische verknüpfung mit Loki usw. dachte.

3. Fragt man weiter nach den gebieten nicht lebender wesen, in welchen entlehnungen von tiernamen sich etwas häufiger finden, so lautet die antwort: in der pflanzenwelt und am sternenhimmel. In unserem falle kann nur der letztere in betracht kommen, was durch vergleichung mit § 1 unseres capitels sich von selbst ergibt. Die betreffende annahme lässt manche schwierigkeit in neuem licht erscheinen: ein am himmel befindliches sternbild, das einem wolfe mit leuchtenden augen und aufgesperrtem rachen glich, scheint die welt zu bedrohen[2]; aber mit unsichtbarer fessel wird es gehalten bis zum welt-

1) Vgl. Gylf. 50 die noch peinlichere lage des Loki, welche jedoch durch seine gattin Sigyn gelindert wird. Ist es auch scheinbar pedantisch zu fragen: wer gibt dem geknebelten wolf die nötige nahrung, um das leben zu erhalten, wenn er überhaupt ein lebewesen ist? so glaube ich doch, dass der mythus auch hier ähnlich wie in Gylf. 50 die möglichkeit der lebenserhaltung angedeutet hätte, wenn der wolf ursprünglich lebend gedacht wäre. Dazu kommt noch, dass Loki sowol wie die meisten in ähnlicher lage befindlichen (so z. b. Prometheus) wegen irgend einer schuld gefesselt erscheinen; diese schuld ist hier aber entweder so gering, dass man den wolf als unschuldigen ansehen muss, oder so gross, dass man mit Gangleri fragen müsste: warum töteten die götter ein so gefährliches wesen nicht? vgl. c. V, § 4. — Meine bedenken werden auch durch einen hinblick auf den gefesselten Ugarthilocus bei Saxo (ed. Holder 294) nicht verringert, denn der autor trägt hier so stark auf, dass er absichtlich jede milderung zu verschmähen scheint.

2) In der schilderung des freigewordenen wolfes Gylf. 51 (= 82, 13—15) ist zunächst die übertreibende darstellung des weit geöffneten rachens, der den zwischenraum zwischen himmel und erde ausfüllen soll, auf das richtige mass zurückzufüh-

untergang: erst dann kann es herabstürzen auf die welt und schaden stiften. — Hier ist namentlich die schwierigkeit der zweiten frage (in cap. V) ganz beseitigt; die zurückführung eines für unsere moderne auffassung mit der weltschöpfung verknüpften aktes auf ein beliebiges datum in der geschichte der welt und der götter entspricht der cap. I, § 16 erwähnten neigung naiv-aetiologischer naturbetrachtung. Der schaumfluss findet jetzt auch seine erklärung, vgl. w. u. § 9.

4. Gibt es aber neben inneren gründen auch irgend ein äusseres zeugnis zur stütze dieser ansicht? Dass es ein sternbild des wolfes (Lupus, bestia) auch für unsere astronomie gibt, kann hier nicht ins gewicht fallen; es gehört der südlichen halbkugel an und wird erst in Südeuropa etwas deutlicher sichtbar. Es müsste also ein jetzt mit anderem namen benanntes sternbild sein, an das wir zu denken hätten. Bekanntlich sind aber die aus dem altertum übernommenen bezeichnungen der sternbilder mit dem christentum und der lat. schrift auch nach dem norden gedrungen und haben die einheimischen namen im ganzen verdrängt[1]. Nur in wenigen fällen kennen wir alte und neue bezeichnung des sternbildes; bisweilen hat sich die alte zwar erhalten, wir sind aber über die bedeutung im unklaren[2]. Dass es ein sternbild des wolfes im norden gegeben habe, könnte aus Grm. 10, 3 schwerlich mit recht gefolgert werden[3]; bessere gründe für die existenz von sternbildern mit dem namen des wolfes, adlers und raben mag die schrift „Norrœn stjǫrnunǫfn“ enthalten haben, die wol nicht gedruckt ist, aber von F. Magnussen Ældre Edda I, 208 erwähnt wurde.

5. Erst die letzten decennien haben stichhaltige belege für die existenz eines sternbildes „der wolfsrachen“ erbracht. 1860 teilte K. Gíslason in seinen bekannten „44 Prøver af oldnordisk sprog og literatur“[4] s. 476 fg. einen von ihm „Stjǫrnumǫrk“ bezeichneten abschnitt aus der hs. 1812 der alten kön. sammlung in Kopenhagen mit;

ren; dagegen kann der ausdruck *eldar brenna or augum hans ok nǫsum* ohne weiteres auf ein sternbild bezogen werden. — Wie gut passt nicht auch Eiríksmál 6 *sér ulfr* usw. auf ein sternbild, vgl. cap. III § 8 ex., wo schon betont ist, dass „graues“ licht auch dem monde beigelegt wurde.

1) Vgl. die abschnitte über sterne in Grimms Myth.[4] (reg. s. sterne) sowie Kuhn und Schwartz, Nordd. sagen s. 457, Westfäl. sagen II, s. 85—88.

2) So bez. der augen des Þjazi Brag. 56 (= 96, 9) und der zehe Ǫrvandils Skálda 17 (105, 15).

3) An die möglichkeit dachte F. Magnussen; vgl. die w. u. im text genannte schrift desselben.

4) Dieselben sind auch unter dem titel „Sýnisbók íslenkrar tungu — í fornöld“ erschienen.

der betreffende teil der handschrift wird von dem kundigen herausgeber der mitte des 14. jahrhunderts zugewiesen. Hier heisst es s. 477 z. 23 fg.: *Andromeda, dóttir Cephei, kona Persei, sitr í mjólkhring þar sem vér kǫllum úlfs kjǫpt í milli fiska ok Cassiopeam ok „arieceny“ með þrihyrningi er hún hefir at baki sér* usw. Leider lassen die worte: *þar sem vér kǫllum úlfs kjǫpt* es nicht ganz deutlich erkennen, ob ein teil der milchstrasse selbst oder ein sternbild in der nähe derselben, das dann entweder ganz oder teilweise dem antiken sternbilde Andromeda entsprochen hat, im norden mit dem namen „wolfsrachen“ bezeichnet wurde. Die an und für sich wol mehr sich empfehlende beziehung auf ein sternbild wird auch durch eine zweite stelle derselben handschrift, welche partie jedoch um vieles älter ist und um 1200 angesetzt wird, bestätigt. In diesem älteren teile finden sich einige isländisch-lateinische glossen, die zuerst für sich in der Ztschr. f. d. phil. IX, 385 fg., dann mit dem ganzen ältesten teile der hs. in der ausgabe von Larsson: Äldsta delen af cod. 1812 4to gml. kgl. samling København 1883 (Samfund til udgiv. b. IX) ediert sind. Hier findet sich s. 43 z. 30 als glosse für Hyades *ulfs keptr,* also = *ulfs kjǫptr*[1] bei Gíslason. Wenn ich gleichwol bedenken trage, das jüngere zeugnis einfach nach diesem älteren zu korrigieren, so beruht das auf folgendem grunde.

6. Nicht zu verschweigen ist zunächst, dass der erste abdruck der glossen wie bei anderen worten so auch bei *ulfs keptr* eine andere lesung zeigte. Da jedoch H. Gering, dem wir die erste genauere kenntnis des interessanten denkmals verdanken, über die schwierigkeit der aufgabe und die beschränkte zeit, die ihm selbst dafür zu gebote stand, Ztschr. f. d. phil. IX, s. 392 eingehend berichtet, so dürfen diese abweichungen nicht befremden und wird die ausgabe von Larsson als die neuere und allem anschein nach mit grösster sorgfalt angefertigte hinsichtlich der lesung, wo dieselbe nicht ausdrücklich als zweifelhaft angegeben ist, vertrauen verdienen. Meine zweifel beziehen sich demnach nicht auf die lesung, sondern auf die richtige beziehung des wortes *ulfs keptr,* was durch einen abdruck der nicht umfangreichen stelle, die von sternbildern handelt, deutlich werden wird, wobei übrigens nicht alle abweichungen des textes bei G. (Gering) von dem bei L. (Larsson) aufgeführt sind. Die zeilen sind nach Ln. nicht in spalten, sondern quer über die seite zu lesen.

1) Vigf. führt die formen *keptr, kjaptr* (älter *kjǫptr*) und *keyptr* auf.

elix	sinosura[1]	.....oge[2]
Ursa maior	*Ursa minor*	*Auriga*
ulfs keptr[3]	VII st....[4]	......arl[5]
Hyades	*Plyades*	*Orion*
.......[6]	ide[7]	suþrst....
Arcturus	*Aramec*[8]	*Wega*
kyndil st....	idem	...d.[9]
Alaba[10]	*Canicula*	*Sirius*
......	sol[11]	....
Al...ph..	*Elyos*	*Celum*
	....	....
Uranus[12]	*Ether*	*Aer*

Nicht immer wird das lateinische wort durch ein isländisches glossiert; gleich die erste zeile zeigt zwei abweichungen, vgl. auch w. o. sol = Elyos. Gegen ende des denkmals finden sich isländische worte gar nicht mehr, vgl. anm. 12; mögen auch einige dieser glossen verblichen sein, so scheint doch, da neben 20 lateinischen jetzt nur 7 isl. worte lesbar sind[13], von anfang an wol kaum eine gleichmässige glossierung beabsichtigt zu sein, vielmehr neben dem hauptgedanken ursprünglich griechische oder arabische ausdrücke durch echt-lateinische zu glossieren, der andere, auch einige isländische sternnamen aufzuzeich-

1) = Cynosura Ln. (d. h. Larssons noten s. 51).

2) Wahrscheinlich *vagntoge* zu lesen Ln.

3) Nach G. VII ...

4) Nach G. VII *st[ir]ni.*

5) Nach G. *fiosakarl.*

6) Nach G. *cuccyle* (auch nach Ln. möglicherweise *cuccyle* (= suculae G.).

7) G. idem, nach Ln. vielleicht so.

8) G. *Aranaec*, nach Ln. *Aramec* wol identisch mit dem sternnamen *Alamec* (in der Andromeda).

9) Nach Ln. wahrscheinlich *hundstirne* oder *-stiarna.*

10) *Alaba* = *alba* (*daggryning* Ln.).

11) An dieser stelle würde *sól* (so G.) das isländ. wort für sonne sein, weil ein accent in der handschrift sich nur bei isländ. worten zu finden scheint, vgl. L. s. VII; dagegen wird s. 39: *sunna heiter sol* (nach dem folgenden Fispena *heiter mars*, Stilbon *h. mercurius*) sicher das lat. wort gemeint sein, und so wahrscheinlich auch hier, da bei L. der accent fehlt.

12) Über Ur. hat nach Ln. keine isländ. glosse gestanden, sondern das wort ist als synonym mit Celum im vorhergehenden zu fassen.

13) Zu den lat. ist *suculae* (vgl. anm. 6) gerechnet, *sol* aber weder zu den lat. noch zu den isl. gezählt (vgl. anm. 11). Übrigens sind einige dieser 7 namen auch nur übersetzungen aus dem lat., vgl. die folgende anm.

nen sich in mehr sekundärer weise geltend gemacht zu haben. Diese ansicht wird gestützt durch vergleichung des jüngeren abschnittes derselben handschrift, den Gíslason edierte (vgl. § 5). Hier finden sich neben reichlich 50 lateinischen oder einfach aus dem lateinischen übersetzten bezeichnungen von sternbildern nur noch 3 oder 4 altnordische[1]; dass die kenntnis derselben mit jedem jahrhundert sich verminderte, ist begreiflich, aber selbst um 1200 wird kaum ein isländischer gelehrter noch eine vollständige kenntnis der alten sternnamen besessen haben[2]. — Die nur beiläufige einführung der nordischen namen in dem jüngeren denkmal ergibt sich auch daraus, dass sich dasselbe als übersetzung aus einem lateinischen texte deutlich verrät[3]; für die secundäre geltung der isländischen glossen in dem älteren mag die analogie der glossenähnlichen aufzählung der planetennamen in dem älteren teile der hs. s. 39, z. 12—40, 2 sprechen. Hier steht zunächst immer der aus dem griechischen entlehnte, dann der echt lateinische name, endlich wird der nordische erwähnt, der aber in diesem falle nur auf gelehrter konstruktion beruht: Mars = Týr usw.

8. Was folgt aus diesen bemerkungen? Dass wir bei dem in § 7 wider abgedruckten glossenstücke allen grund haben, die beziehung der einzelnen glossen sorgfältig zu prüfen; wie wenig konsequenz in der anordnung herrscht, geht schon daraus hervor, dass bald das schwierigere (griech.) wort über dem bekannteren lateinischen worte steht, bald umgekehrt, z. b. *sol* über *Elyos*. — Dass *suculae* (vgl. s. 309, anm. 6), als glosse zu dem darunter stehenden *Arcturus* gezogen, der astronomie ins gesicht schlägt, ist klar; verbindet man es mit dem darüber stehenden *Hyades*, so ist man in der sache jedenfalls im rechte, aber

1) So wird *birnur*, *kerrugjetir*, *griđungr*, *rútr*, *vatnkarl*, *steingeit* u. a., aber auch *ormr* (= draco), *finngálkn* (= sagittarius) und (*h*)*nísa* = delphinus) übersetzung aus dem lat. sein, da überall, wo der altnordische ausdruck wirklich im volke lebte, ein *sem vér kǫllum* hinzugefügt ist; freilich erregt selbst hier einiges den verdacht der entlehnung, so *bređramark* nebeu gemini 477, 8 und *ætu* z. 15 (= *etu*, auch der lage nach zu dem krippchen im sternbild des krebses stimmend). So bleiben im grunde nur *vagn*, *kvennavagn* (476, 8) und *ulfs kjǫptr*; denn auch VII *stirni* ist wol kaum für ursprünglich zu halten, da die angebliche siebenzahl der Plejaden schon von den alten betont wird.

2) Neben den einheimischen scheinen aber auch die griechischen und arabischen namen um 1350 minder bekannt zu sein als um 1200.

3) Während *í milli* bei nordischen wörtern den gen. regiert, folgt bei solchen, die aus dem lateinischen text übernommen sind, mehrfach (nicht immer) der acc., von dem vorhergehenden *inter* des lateinischen grundtextes abhängig, vgl. 477, 16 *í milli krabba ok meyjar* mit 19 *í m. liram ok Cassiopeam*, 24 *í m. fisca ok Cassiopeam*. Ähnlich auch *til Andromedam* (= ad Andr. 478, 7).

wozu gehört nun *ulfs keptr?* — Liest man die zeilen von links nach rechts, so sind die beiden „idem“ mir unverständlich; liest man umgekehrt, so ist nun wenigstens in dem einen falle geholfen: *Sirius* (*hundstirne,* vgl. anm. 9); *idem Canicula.* — Auch die bezeichnung *suþrstjarna*[1] würde dem am südlichen himmel sich zeigenden Sirius, allenfalls dem Orion zukommen können; als glosse zu *Wega* gezogen, scheint sie widerum nicht an ihrem platze. Mag einzelnes dieser art auf versehen des schreibers beruhen, so scheint die ursprüngliche anordnung des stoffes schon durch die gelegentliche aufnahme einiger altnordischer worte in das griech.-lateinische glossar verdunkelt worden zu sein.

9. Diese bedenken sollen jedoch den wert des schon durch sein alter so merkwürdigen denkmals nur vor unkritischer überschätzung sichern; da namentlich die beiden ersten zeilen sonst durchaus richtige angaben enthalten, sind wir nicht berechtigt *ulfs keptr* als nordische bezeichnung eines sternbildes anzufechten; tritt dieser angabe doch die bei Gíslason Prøver s. 476, 24 bestätigend zur seite. Dass dort ein anderes sternbild diesen namen erhält, beweist die unabhängigkeit des jüngeren berichtes. Für welche erklärung soll man sich aber entscheiden? Beide angaben ganz zu vereinigen könnte nur in ganz gewaltsamer weise versucht werden[2]; sobald wir aber *ulfs keptr* als an. glosse zu *Hyades* (lat. glossiert durch *suculae*) fassen und bei diesen auch an Aldebaran und die zu den hörnern des stieres gerechneten sterne denken, so erhalten wir widerum ein die milchstrasse berührendes sternbild (kopf des stieres), nicht eben weit von der Andromeda entfernt[3]. Da die nähe der milchstrasse in dem jüngern denkmal so nachdrücklich betont wird (vgl. § 5), ist dieser umstand sicher nicht ohne

1) Das wort über *Wega* ist nicht deutlich zu lesen; scheint aber ungefähr so gelautet zu haben.

2) Es müsste dann *Aramec* = *Alamec* gefasst (vgl. anm. 8) und mit *ulfs keptr* verbunden und dieses als glosse zu dem fremden worte betrachtet werden.

3) Je näher die sternbilder sich stehen, desto leichter ist natürlich die übertragung des namens von dem einen auf das andere denkbar. Ist die ältere angabe die richtigere, so empfiehlt es sich wol die (nach späterer auffassung an den hörnerspitzen des stieres stehenden) sterne β und ζ in dem sternbilde des stieres als die bezeichnung der beständig gesperrt erscheinenden kiefern des „wolfes“ zu fassen. Der von den hörnern eingefasste raum kann füglich als ein gegen die milchstrasse geöffneter rachen aufgefasst werden. Für unnötig halte ich es etwa auch nach dem rachensperrenden schwerte am himmel zu suchen; zeigt sich ein kiefer immer aufgegesperrt, so muss der zusammenschluss künstlich verhindert sein und so lässt sich das sperrende schwert leicht hinzudenken; dasselbe gilt von dem bande Gleipnir.

gewicht; die möglichkeit, dass der dem maule des gefesselten wolfes entströmende schaumfluss, nach dem er seinen charakteristischen beinamen *Vánargandr* erhielt[1], nicht erst dem ausschmückenden eifer skaldischer dichtung, sondern bereits dem kerne des mythus angehört habe, darf hier nicht verschwiegen werden. Wir würden dann in dem schaumfluss Ván eine alte bezeichnung der milchstrasse vor uns haben, älter wahrscheinlich, als die etwas abstrakt gefasste bezeichnung *vetrarbraut* (winterweg), um von noch jüngeren benennungen und der übersetzung aus dem lat. „lactea via" ganz zu schweigen. Dass die nähe eines flusses immer als charakteristisch für den ort galt, wo Fenrir gefesselt lag, geht aus der kurzen andeutung der Lokas. 41, 1: *ulf sér liggja árósi fyrir* zweifellos hervor; der ursprüngliche schaumfluss ist freilich mit der zeit nicht nur verdoppelt (vgl. cap. V, 6 und exc. II), sondern hat wol auch die vorstellung des flusses Amsvartnir erst veranlasst.

10. Als völlig gesichert und wesentlich für unsere untersuchung betrachte ich jedoch nur die tatsache, dass der am himmel von den göttern mit geheimnisvollem band gefesselte und zum beständigen aufsperren der kiefern genötigte wolf ursprünglich das sternbild *ulfs keptr* bedeutete. Das wort *keptr* selbst wird vom Fenriswolfe sowol 82, 13 wie 84, 6 und 11 (Gylf. 51) mit nachdruck gebraucht; wenn an diesen stellen der sing. immer nur den einen halbkiefer bezeichnet, so darf daraus ein einwurf gegen die gegebene erklärung nicht abgeleitet werden. Dass auch der sing. den gesamt-kiefer (ober- und unterkiefer) bezeichnen konnte, geht aus stellen wie *svá at rifnaði kjaptrinn* (Grett. 95. Vigf.), der redensart *halda kjapti* (= maul halten ebd.) und dem komp. *fjarðarkjǫptr* (= the opening of a fjord) deutlich hervor; das letzte belegt überdies, dass *kjǫptr* recht wol auch den geöffneten rachen (gesamtkiefer) bezeichnen konnte. — Es handelt sich nun darum, von diesem so verstandenen kerne aus alle erweiterungen der mythischen tradition in ihrer sagen-historischen entwickelung zu verfolgen; hoffentlich zeigt es sich, dass von dem gewonnenen standorte nicht nur einzelne punkte, sondern alle seiten der entwickelung sich befriedigend erläutern lassen. Der kern des mythus ergibt strenggenommen nur ein mythisches symbol (vgl. kap. I, § 2); als punctum saliens für die persönliche auffassung des wolfes und die entwickelung eines dämonisch gefärbten mythus ist die schon dem kern angehörige vorstellung von dem freiwerden des gefesselten wolfes (vgl. cap. V, § 7) zur zeit des

1) Vgl. c. III, § 9.

weltunterganges anzusehen; konnte man ihn sich da nicht leicht als nur gewaltsam der freien bewegung beraubt und nun von rachedurst gegen die götter beseelt vorstellen?

VII.

Betrachtung der erweiterungen.

1. Hier ist vor allem die aufmersamkeit auf drei gebiete zu richten: die teilnahme des gottes Týr an der fesselung, die beziehungen des dämonisch aufgefassten wolfes zu Loki und dem sonnenwolfe, der kampf des befreiten götterfeindes mit Óđinn und Víđarr[1]. — Was das erste gebiet betrifft, so ist, wie schon oben bemerkt[2], Týr als *ulfs fóstri* unvereinbar mit seiner rolle bei der fesselung; man könnte darnach seine teilnahme an derselben entweder verwerfen oder auch hier lediglich die kühnheit des kriegsgottes, der blindlings seine rechte opfert, finden; letzteres ist etwa der standpunkt der Gylfag. Wer aber den bericht in Gylf. 34 eingehend prüft, der wird doch eher zu dem umgekehrten resultate kommen. Jener hohn der götter über das benehmen ihres opferfreudigen genossen, den 42, 1 auszudrücken scheint[3], verrät uns, dass eine jüngere zeit, welche im stillen dachte, wie sie die götter offen ihre gesinnung ausdrücken liess, sich in die handlungsweise, welche Týr zeigt, nicht mehr zu finden vermochte. Ähnlich klingt der spott Lokis in Lokas. 38, 3—4; und demselben geiste entsprungen ist auch der versuch, den mutigen kriegsgott beim letzten kampfe nicht ganz ohne gegner zu lassen, indem man ihn dem hunde Garmr gegenüberstellte, während die ehre des kampfes mit dem wolfe vielmehr Óđinn zu teil ward. Während hier (in Gylf. 51) bei der jüngeren sagenbildung der ältere gott einfach die rolle übernehmen musste, welche ihm der veränderte volksgeist noch gönnte, geriet bei dem in seinen grundzügen älteren berichte in Gylf. 34 der ältere gott allmählich in eine schiefe stellung neben dem jüngeren, der durch die beschaffung des bandes Gleipnir seine geistige überlegenheit an den tag zu legen scheint. Hier ist älterer und jüngerer bestand so ineinander

1) Diese gebiete haben uns vorläufig schon in cap. IV, teilweise auch V beschäftigt; musste das resultat dort meist ein negatives sein, so können wir jetzt nach dem in cap. VI gewonnenen standpunkte auch positive ergebnisse hoffen.

2) Vgl. cap. V § 5.

3) Vielleicht gilt der hohn zunächst dem wolfe, aber die götter scheinen doch sehr gleichgiltig gegen den verlust ihres genossen zu sein.

gewirrt, dass eine scheidung nur für die hauptpunkte wird gelingen können[1].

2. Der schlüssel für die richtige erklärung liegt sagengeschichtlich in dem verständnisse des gottes Týr als eines älteren germanischen himmelsgottes; philologisch-exegetisch in der richtigen auffassung des ausdruckes „zum pfande legen, als pfand setzen", der sowol Gylf. 25 wie 34 in einer weise hervortritt, dass es sich hier um keinen nebensächlichen zug handeln kann. Nach der ersteren seite bedarf es hier nach der s. 197, anm. 1 gegebenen auseinandersetzung nur des erneuerten hinweises, dass einst auch bei den Germanen Týr eine ähnliche dominierende stellung einnahm wie *Ζεύς* bei den Griechen[2]; daraus ergibt sich ohne weiteres ein gewisses eintreten für die sache der übrigen götter, ohne dass sich darin, wie es Gylf. 34 scheinen könnte, ein blinder wagemut verrät; dass Týr andererseits nicht etwa im auftrage oder als untergeordnetes werkzeug Óđins handelt, ist selbst aus dieser getrübten quelle noch ersichtlich. Noch mehr wird jener vorwurf der tollkühnheit widerlegt, wenn man sich klar macht, was der ausdruck „zum pfande setzen", wo er von einer gottheit gebraucht wird, eigentlich bedeutet. Man erinnere sich zunächst der gewaltigen ausdehnung der redensarten „ein pfand geben, nehmen" und ähnlicher in allen germanischen sprachen des mittelalters, vgl. Grimm, Rechtsalt. 618 fg., für das mhd. sprachgebiet besonders Zarncke im Mhd. wb. II[a], 477, Lexer s. v. *phant;* für das nordische gebiet s. die wbb. s. v. *veđ, veđja* und *pantr*. Im sprachgebrauche der beiden Edden handelt es sich namentlich um den unterschied, ob götter oder riesen eine wette eingehen; diese wagen aufs geratewol selbst das haupt und verlieren es, vgl. Vafþr. 19, 3; 55, 3. — Den übergang zu den göttern zeigt Loki, der zwar leichtsinnig wettet, sich aber durch gewandtheit zu retten weiss[3]. — So findet sich nun bei den göttern wol auch sonst

1) Aus diesem grunde ist die frage in diesem cap. noch einmal im zusammenhange aufgenommen worden.

2) Vgl. ausser älteren belegen (Grimm, Myth.[4] s. 162) namentlich Hoffory: Der germanische himmelsgott (Eddastudien I, 145 fg.) und die dort citierten schriften. Über die schicksale des gottes bei verschiedenen indog. völkern vgl. Kuhn, Herabkunft[2] s. 6 fg.

3) In der erzählung Skálda 35 ist der schluss des cap. (von *Þá bađ dvergrinn* 112, 21 an) als spätere erweiterung zu betrachten. — Von einer leichtsinnigen wette der hofleute könig Olafs berichtet Nornag. þáttr c. II und III; beachte hier die warnung: *veđiđ ekki optar viđ ókunna menn* usw.; diese art des wettens war eben die bei unverständigen übliche.

ein wetten, das an die laune der riesen oder an menschliche verhältnisse erinnert[1]; wo aber die betr. erzählung echt-mythischen charakter zeigt, da ist das zu „pfande setzen“ der götter nicht nur ein formell freiwilliges, sondern auch ein wolüberlegtes, bleibenden verlust ausschliessendes handeln. Wie der einhändige Týr am besten dem einäugigen Óðinn sich vergleichen lässt, so bietet auch das verpfänden des auges an Mímir die passendste parallele für die verpfändung der hand an den Fenriswolf (W. Müller, Altd. rel. 224); wie jenes wahrscheinlich nur die momentane verschleierung des sonnenauges durch eine wolke bedeutet[2], die für den himmelsgott keine wirkliche einbusse ist, ähnlich steht es auch mit dem verpfänden der hand. Die tatsache, dass sternbilder von uns meist nur bei nacht erblickt werden, verschob sich vor der naiv-physikalischen betrachtung der alten zeit dahin, dass nur in der nachtzeit den göttern die befestigung der gestirne, speciell des „wolfsrachens“ am himmel möglich gewesen sei, und da der himmlische lichtgott wesentlich tagesgott war[3], so musste er zur nachtzeit irgendwie geschwächt sich zeigen, so dass das verpfänden der hand ursprünglich wol das zeitweise verschwinden des tageslichtes überhaupt bezeichnet[4]. Denn diese hand scheint eine ähnliche bedeutung zu haben wie das schwert des gottes Freyr in dem Gerðr-mythus[5]; die gewöhnlich mit dem schwert bewaffnete hand des gottes wird diesem schwerte selbst gleichgesetzt werden können; dies aber bedeutet den strahl des

1) Vgl. hier namentlich Skáldsk. c. 17 (101, 6) und prosaeinleitung zu Grm. z. 21 fg.

2) Während man meistens von dem widerschein der sonne im wasser redet (so auch Mogk im Grundr. der germ. phil. I, 1047), wobei wol gar nach ganz jungen quellen (z. b. Rímur frá Vǫlsungi I, 6) dieser widerschein als ein zweites auge gefasst wird, ist der ursprüngliche sinn wenigstens beiläufig zum ausdruck gebracht von demselben forscher s. 1079: „die im meer oder hinter den wolken verschwindende sonne mag den mythus haben entstehen lassen.“ — An die wolke möchte ich vorläufig allein denken. (Kuhn, Herabkunft s. 117.)

3) Vgl. s. 197, anm. 2; schon Grimm, Myth.[4] 161 sagt: „an den begriff des himmels grenzt der des leuchtenden tages.“

4) Soweit kann ich also der ansicht W. Müllers, Mannhardts, Müllenhoffs, Hofforys mich anschliessen, die aus der rolle des gottes Týr dem wolfe gegenüber den schluss zogen, dass letzterer ein wolf der „finsterniss“ sein müsse; vgl. c. IV, 7.

5) Dieser ist von Simrock, D. myth.[3] s. 61 fg. im ganzen wol richtig gedeutet; wie „dieser mythus mit dem von dem letzten kampfe ursprünglich in keiner verbindung stand“, ebenso wenig trifft die auffassung der Lokas. (39, 1), wo der verlust des gottes Týr als ein bleibender aufgefasst wird, den ursprünglichen sinn des mythus.

lichtgottes, der hier kollektiv zu fassen ist. Ähnlich auch Schwartz (Poet. naturansch. II, 102); doch ist ihm Týr ein gewittergott.

3. Dürfen wir hiernach wol annehmen, dass ursprünglich bei der fesselung des wolfes Týr etwa die rolle einnahm, welche später Óðinn erhielt, so sind hier doch noch einige fragen zu erledigen. Zunächst die: ist auch das zauberhafte band von diesem gotte beschafft? Dies zu behaupten sind wir nicht berechtigt; wenn wir aber annehmen, dass ursprünglich nur von einem bande die rede war (vgl. cap. V, § 6), so genügte auch völlig die angabe, dass die götter, allgemeiner gefasst, dies gefertigt oder von den zwergen sich beschafft hätten; in Gylf. 34 aber soll sich Óðins weisheit als die letzte zuflucht der götter darstellen. Ferner: ist die auf skaldische quellen, die hier aber volkstümlich gefärbt scheinen, zurückgehende angabe, dass dieses band aus 6 (seitdem auf der erde angeblich nicht mehr vorkommenden) stoffen gefertigt sei[1], als dem kerne angehörig zu nehmen und wie ist sie zu erklären? Ohne die betr. angabe in jeder einzelheit mit bestimmtheit als ursprünglich in anspruch zu nehmen, glaube ich doch, dass wir im ganzen hier auf sicherem boden stehen; auch die erklärung, dass ein aus solchen stoffen gefertigtes band im gewöhnlichen sprachgebrauch als ein „unsichtbares“ bezeichnet würde, wird kaum ernstlich gefährdet sein: ist hier doch das negative und abstrakte des prosaischen ausdrucks in der sprache des mythus glücklich genug überwunden[2].

4. Vielleicht habe ich auf den einwurf noch zu antworten: kann ein wolf, der für seine sicherheit ein pfand begehrt und im verlauf des berichtes auch die hand des trügerischen gottes abbeisst, als ein ursprünglich unpersönliches wesen gelten? Doch genügt es wol daran zu erinnern, dass eine gewisse spielende art der persönlichen auffassung auch unbelebten mythischen symbolen gegenüber zulässig ist[3]; wem aber

1) Vgl. ausser cap. V, 6 auch Untersuch. zur Sn. Edda s. 114, anm. 208.

2) Wem eine solche erklärung nach analogie des Augusteischen „ad Kal. Graecas solvere“ nicht in den sinn will, der muss entweder an einen nebelstreif, eine bandähnliche reihe kleiner sterne (wie sich z. b. im sternbilde der Andromeda ein sog. planetarischer nebel findet, vgl. A. F. Möbius, Hauptsätze der astronomie 1890 s. 108) oder er müsste mit Schwartz (Ursprung der myth. s. 151) an den blitzfaden denken, „mit dem der sturmeswolf gefesselt wird.“ — Aber weder kann ich ein wesen, das erst bei dem untergange der welt loszustürmen beginnt, als sturmeswolf anerkennen, noch ist die blitzesfessel, mit der auch Zeus (nach Il. A, 400) nur gefesselt werden „sollte“ und andere götter nur für beschränkte zeit gefesselt wurden, besonders geeignet ein ungeheuer bis zum weltuntergange festzuhalten.

3) Vgl. s. 162 anm. 1. — Wie gross jedoch der unterschied zwischen bloss poetischer personifikation und wirklich lebend gedachten wesen ist, beweist ein ver-

das abbeissen der hand des Týr denn doch zu stark sein sollte, dem steht es frei, in diesem zuge eine erst in der zeit der dämonischen auffassung des wolfes geschehene vergröberung der älteren aussage zu erblicken, welche den gott einfach seine hand verpfänden liess.

5. Zweifellos gehört dieser späteren zeit alles das an, was die genealogische verknüpfung mit Loki, der Hel und dem Miđgarđsormr betrifft. Wie schon am schluss von cap. VI angedeutet wurde, gieng die dämonische auffassung in diesem falle wol sicher von der vorstellung aus, dass der wolf am weltende seine fessel brechen werde. So mochte die weissagung schon jahrhunderte lang gelautet haben, ohne dass die gemüter besonders dadurch erregt wurden; erst als die vorstellung vom weltuntergange mehr und mehr in die form eines erbitterten kampfes der götter und riesen umgeschmolzen wurde, welcher wechsel wahrscheinlich nicht sehr lange vor dem beginne der wikingerzüge, teilweise noch während derselben sich vollzog, erst da wurde der gefesselte wolf für den fall seines freiwerdens ein gefürchteter feind der götter und der von diesen bisher beschützten menschheit. Diese lebhaftere empfindung verlieh dem bisher nur im sinne des animismus belebten wolfe eine etwas vollere, mythische persönlichkeit und so kam man dazu, sich jetzt auch nach einem vater und nach geschwistern für dieses enfant terrible umzusehen[1]; es war der augenblick gekommen, „wo das mythische bild aus der anschauung übergeht in die tradition, wo der loslösungsprocess von dem natürlichen hintergrunde anfängt und es gleichsam zum freien eigentum des menschlichen geistes wird, der die in demselben liegenden keime nun auf religiösem wie historischem .... boden verwertet.“ (Schwartz, Die poet. naturansch. b. II s. XX.) — Jetzt konnte auch erzählt werden, dass dieser wolf in Riesenheim aufgewachsen, mit gewalt den göttern zugeführt sei usw.[2]

6. Aber neben der genealogischen verknüpfung zeigte sich uns bei genauerer betrachtung des mythus in cap. V, § 6 noch eine andere verbindung, ja beinahe verschmelzung des wolfes mit Loki. So bald

gleich der schilderung des gefesselten wolfes, um den niemand weiter sich kümmert, mit der des gebundenen Loki, um den hass und liebe nach wie vor sich bemühen (vgl. cap. V, 6; VI, 2).

1) Weshalb man füglich an keinen anderen vater denken konnte als Loki, ist cap. IV, 1 dargetan worden.

2) Zur „loslösung von dem natürlichen hintergrunde“ trug in diesem falle auch wol der so vieldeutige name „wolf“ mit bei; selbst da, wo man die beziehung auf ein sternbild noch kannte, entstand allmählich zweifel, welches sternbild gemeint sei (vgl. cap. VI, 5).

nämlich die vorstellung, dass das gefesselte tier am himmel zu suchen sei, so weit verblasst war, dass man es nur noch von den göttern in ihrem machtbereich[1] gefesselt wusste, so schwand die bestimmte unterscheidung zwischen diesem gefesselten wolfe und dem von den göttern in einer felshöhle gefesselten „vater" desselben mehr und mehr, so grundverschieden auch ursachen und sonstige umstände in beiden fällen ursprünglich waren[2]. Nach einer seite trat eine gewisse ähnlichkeit der behandlung ein: wie der wolf von dem unscheinbaren bande Gleipnir, so wurde Loki mit den därmen seines sohnes Narfi gebunden; in beiden fällen erlangte das anfangs weiche band erst nach der anlegung härte und festigkeit[3]. — Wenn diese ähnlichkeit sich vielleicht ohne entlehnung, nur durch anlehnung an populäre vorstellungen in beiden fällen erläutert[4], so verhält es sich wol anders mit jener fortsetzung der fesselung, die Gylf. 34 von den worten *þá tóku þeir festina* an (= 41, 9—14) zur weiteren sicherung des werkes noch glaubte anfügen zu können. Hier erinnern wider die beiden steine Gjǫll und Þviti in Gylf. 34 an die drei für das hindurchziehen der därme durchbohrten *eggsteina,* die in Gylf. 50 zur sicherung des gefesselten Loki dienen, wie denn auch in dem betreffenden satze in c. 34 (mehr noch in der parallelstelle Kph. II, s. 431) die lokalschilderung der in cap. 50 (= 80, 7—13) sich nähert. Von welcher seite die entlehnung ausgieng, kann nicht zweifelhaft sein: auch wer unsere auffassung des am himmel befestigten wolfes nicht teilte, müsste aus dem umstande, dass in cap. 34 an das band Gleipnir noch eine andere *festr* (bald Gelgja, bald Hraeda genannt) angeknüpft erscheint, ersehen, auf welcher seite künstliche verknüpfungen, wo die ursprünglichere fassung vorliegt.

7. Wenn aber die verknüpfung des „wolfes" mit Loki im wesentlichen nur im hinblick auf den dämonischen charakter beider und die rolle, welche beide im weltuntergange zu spielen hatten, sich vollzog, so kann für eine andere verbindung sogar eine gewisse lokale grundlage angegeben werden; vgl. cap. IV, § 6. Erinnerte man sich nämlich bei dem wolfe noch daran, dass er am himmel zu suchen war, so

1) Vgl. über das *heima* in Gylf. 34 oben cap. V, 3.

2) Als verschieden nach grund, physischem lokal und ursprünglich auch den mitteln der fesselung sind beide mythen schon in cap. V. 6 nachgewiesen.

3) Vgl. einerseits in G. 34 die worte: *ok er hann spyrndi við, þá harðnaði bandit* usw. (= 41, 15, 16); andererseits in c. 50 die worte: *ok urðu þau bǫnd at járni* (= 80, 13).

4) Vgl. Simrock, D. myth.[3] s. 96.

musste er von dem augenblicke dämonischer auffassung an jenen wölfen bedeutend näher rücken, die man sich längst als der sonne und dem monde feindliche ungeheuer des luftraumes gedacht hatte[1]. Der starke unterschied, der darin lag, dass der wolf des Fenrir am himmel befestigt war, jene wölfe dagegen widerholt gegen die sonne vorgingen, ja nach jüngerer auffassung dieselbe unablässig verfolgten[2], konnte insofern etwas an bedeutung verlieren, als der wolf des Fenrir wenigstens am ende der tage seine freiheit wider erlangen sollte. Für diesen zeitpunkt ergab sich die verschmelzung daher am einfachsten und sie ist an dieser stelle in der nordischen mythologie unserer quellen nach einer seite konsequent durchgeführt[3]; für die früheren momente begnügte man sich oft damit, eine genealogische verbindung in der weise anzunehmen, dass der wolf des Fenrir zu den sonnenwölfen in ein ähnliches verhältnis rückte, wie es Loki ihm gegenüber schon einnahm. Scheint es gelegentlich so, als ob man auch für diese frühere zeit eine identificierung des „Fenriswolfes" mit dem berühmtesten sonnenwolfe, dem wolfe Skoll, versucht habe, so ist doch die fassung der bez. angabe wol nicht ohne grund recht dunkel und zweideutig gehalten.

1) Nach dem grundsatze „je weiter ein mythus (ohne den verdacht künstlicher übertragung) ausgebreitet sich zeigt, für desto älter ist er zu halten" ist der mythus von den die sonne bedrohenden wölfen älter als die meisten göttermythen des nordens, da er nicht nur für das südgermanische gebiet sichere zeugnisse besitzt (Grimm, Mythol.[4] 203), sondern verwandte vorstellungen bei den entferntesten völkern sich finden (ebenda 588 fg.). Andererseits pflegen diese ältesten vorstellungen im laufe der jahrhunderte in den litterarisch tonangebenden kreisen entweder zurückgedrängt oder doch variiert zu werden: dies zeigt sich auch bei den sonnenwölfen im nordischen gebiet. Die namen der beiden wölfe kennen wir nur noch aus je einer erwähnung in der Liederedda (Grm 39), in Gylfag. 12 und in der Hervarars. (ed. Bugge 246: Skalli ok Hatti); die Skálda bietet die namen nur in den Nafnaþulur Kph. I, 591, in besserer fassung II, 484; in der skaldischen dichtung war zwar die vorstellung nicht ganz verschollen (vgl. z. b. *hvelsvelgr himins* Vigf. s. v. *svelgr*, Müllenh. V, 147), aber offenbar veraltet. Volkstümliche ausdrücke wie *solvarg*, *solulv* wurden mehr und mehr zunächst auf die im norden ziemlich häufigen nebensonnen bezogen, nicht auf die veranlasser der eigentlichen sonnenfinsternisse. Dieses auffällige zurückweichen der ererbten vorstellung lässt schon a priori eine teilweise vermischung mit jüngeren mythengebilden vermuten.

2) Seitdem man aufgehört hatte bei jeder sonnenfinsternis oder nebensonne die vernichtung der sonne zu befürchten, hielt man diese phänomene doch als vorzeichen künftiger ereignisse im systeme fest und liess vorläufig sonne und mond tag für tag von jenen wölfen verfolgt werden, denen sie schliesslich unterliegen sollten, vgl. Gylf. 12.

3) Die genaueren nachweisungen finden sich in den folgenden §§.

8. Dass in bezug auf die letzten kämpfe der götter eine verschmelzung des Fenriswolfes mit dem sonnenwolfe Skoll stattgefunden, dass der erste hier an die stelle des zweiten getreten sei, scheint mir aus folgenden gründen deutlich hervorzugehen. — Gylf. 51 unterscheidet allerdings den Fenriswolf von den beiden wölfen, die sonne und mond verschlingen, was, historisch betrachtet, ganz richtig ist; aber wie auffällig ist es doch, dass die götter den unholden nicht irgendwie entgegentreten! Man vergleiche hier die art, wie Gylf. 42 der baumeister, der sich sonne und mond als lohn ausbedungen hatte, von Þórr abgelohnt wurde (54, 14 W). — Der kampf aber, welchen Óđinn und Víđarr gegen den Fenriswolf kämpfen, streitet ganz gegen die analogie der übrigen ragnarøk-kämpfe. Überall sonst erliegt der gott ebensogut wie sein dämonischer gegner[1] und die sache der götter siegt nur insofern, als in der erneuten welt die mächtigeren götter in ihren söhnen, einige der minder mächtigen selbst wider erscheinen[2]. Dass in dem götterkampfe alle götter gefallen sein werden, wird Gylf. 52 zu anfang mit grösster deutlichkeit gesagt. Aber wie? Nachdem Óđinn gefallen ist, tritt ja sein sohn Víđarr „sofort darauf“ (*þegar eptir*) an seine stelle, bekämpft den wolf mit glück — und scheint die welt zu überdauern. Darnach heisst es in einer der neuesten behandlungen der Deutschen mythologie[3] anscheinend korrekt: „so wird denn Víđarr, wenn die grossen götter gefallen sind, ihren thron einnehmen.“ — Aber diese annahme ist voreilig. Die Vǫl. lässt allerdings Víđarr den vater rächen (54, 4), deutet aber mit keiner zeile an, dass Víđarr auch nur neben den str. 62 und 63 genannten göttern eine rolle in der erneuten welt gespielt habe. In Vaþr. 51, 1—2 wird freilich gesagt, dass Víđarr und Vali die heiligen göttersitze bewohnen sollen, wenn die flamme des Surtr erloschen ist; aber diese worte heben den Víđarr nicht einmal vor dem sonst so wenig genannten Vali hervor; in der zweiten hälfte der strophe werden dann noch Móđi und Magni als in der erneuten welt an die stelle ihres vaters Þórr tretend genannt; daraus wird wahrscheinlich, dass wie bei Móđi und Magni so auch bei Víđarr

1) Nur eine scheinbare ausnahme bildet der im kampfe gegen Freyr überlebende *Surtr,* der schliesslich die welt in flammen vernichtet. Da er ein feuerdämon ist, so ist anzunehmen, dass er als mit der flamme selbst ersterbend gedacht wurde; als die welt überlebend mag ihn nur eine version aufgefasst haben, die Gylf. 52 in der hs. U überliefert ist. (Vigf. s. v. Surtr.)

2) Auf die frage, weshalb nicht Óđinn, Þórr, Freyr selbst widererscheinen, ist die antwort nicht schwer zu finden, doch berührt dies die vorliegende untersuchung nicht.

3) Fr. Kauffmann, D. mythol.[2] s. 93.

in Vafþr. nur an ein auftreten in vertretung des gefallenen vaters zu denken ist. Dass aber Víđarr nicht gerade als princeps deorum an Óđins stelle treten sollte, sondern vielmehr ein neuer, ungenannter gott dies amt anzutreten hatte, geht aus einer vergleichung von Vǫl. 65 mit Hyndl. 45 ganz deutlich hervor. Nicht übersehe ich schliesslich die bemerkung in Gylf. 53: *Víđarr ok Vali lifa, svá at eigi hefir særinn ok Surtalogi grandat þeim;* aber diese worte sind entweder einfaches misverständnis von Vafþr. 51 (*V. ok V. byggja vé gođa, þá er sloknar Surta logi*)[1] oder sie suchen diese angabe in einklang zu bringen mit der aus der darstellung von c. 51 indirekt sich ergebenden tatsache, dass Víđarr im kampfe nicht wie alle anderen götter gefallen ist, ohne zu bedenken, dass der widerspruch gegen c. 52 anf. (*er .. dauđ ǫll ... guđin ok allir einherjar ok allt mannfólk*) nur umsomehr ins gewicht fällt. Man wende nicht ein, dass ja auch Vali, Móđi, Magni, Hoenir am leben geblieben sein müssen; hier ist der widerspruch lange nicht so scharf, da die genannten götter nicht direkt am kampfe teilgenommen hatten. Wenn selbst ein menschenpaar dem verderben entgangen sein soll (Vafþr. 45), warum nicht auch einige götter? Aber die am kampfe beteiligten mussten doch wol alle am boden liegen, ehe Surtr daran denken konnte, die welt durch feuer zu verderben (Gylf. 51 = 84, 14). So widerstrebt der kampf mit dem Fenriswolfe schon mit rücksicht auf die rolle Óđins, aber weit mehr mit hinsicht auf diejenige Víđars der analogie aller anderen kämpfe, die Gylf. 51 berichtet; die dissonanz löst sich sofort, wenn wir anerkennen, dass dieser kampf ursprünglich eine sonnenfinsternis meinte, und der Fenriswolf mit dem wolfe Skoll die rolle getauscht hat. Für diese auffassung sprechen namentlich folgende gründe: α) der ausdruck *gleypir* (devorat) wird ebenso von dem wolfe gebraucht, der die sonne verschlingt, wie von dem Fenriswolfe Óđinn gegenüber. Da bei allen anderen göttern ein erliegen nach rühmlichem, zum teil nach siegreichem kampfe berichtet wird, so wäre das klägliche schicksal des höchsten gottes, der einfach verschlungen wird, recht auffällig, wenn hier nicht eine alte vorlage benutzt ist, welche eigentlich nicht den letzten kampf im sinne hat. Dieses auffällige tritt noch etwas drastischer in Lokas. 58, 4 hervor: *ok svelgr allan Sigfǫđur,* doch darf diese wendung nicht lediglich aus der absicht des dichters, humoristische

1) Die angezogenen worte in Vafþr. enthalten nämlich gar keine aussage über die teilnahme oder nichtteilnahme beider götter am letzten kampfe oder ihre schicksale in demselben, sondern beziehen sich lediglich auf die zeit nach dem erlöschen des weltbrandes.

wirkungen zu erzielen (Hirschfeld, zur Lokas. 47), erklärt werden, da sie sachlich dem besprochenen ausdruck der Gylf. gleichwertig ist. *β*) dass die rache für den getöteten vater trotz der analogie aller anderen ragnarøk-kämpfe sofort erfolgt, erklärt sich aus dem umstande, dass eine sonnenfinsternis nur einige stunden zu dauern und für den menschen mit dem gedanken an die baldige widerkehr des lichtes verbunden zu sein pflegt. *γ*) das aufreissen des rachens durch Víđarr erinnert wider daran, dass die sonne gewissermassen einen freien ausweg gewinnen sollte, um ihrem gefängnisse zu entkommen[1].

9. Nehmen wir an, dass jenes auffällige schweigen über ein eintreten der götter für sonne und mond sich dadurch erklärt, dass der kampf Óđins und Víđars gegen den Fenriswolf im grunde eben ein „kampf um die sonne" war, so tritt als *δ*) noch ein anderes, für sich allein freilich leichter wiegendes moment hinzu: bei der erwähnung des schuhes, mit dem Víđarr in den rachen des wolfes tritt, heisst es Gylf. 51: *því skal þeim bjórum brott kasta sá maðr, er at því vill hyggja at koma ásunum at liði.* — Was haben diese worte mit einer sonnenfinsternis zu tun? Doch soviel, dass auch hier der bei der naiv-populären auffassung einer finsternis am himmel immer hervortretende gedanke, dass man den kämpfenden, anscheinend unterliegenden lichtwesen da droben zu hilfe eilen solle[2], in einer allerdings etwas veränderten fassung widerkehrt.

10. Aber es lassen sich für die vorgeschlagene deutung[3] noch andere zeugnisse beibringen, deren gewicht dadurch kaum vermindert

1) Vgl. die belege für ähnliche vorstellungen bei Grimm, Mythol.[4] s. 588, darunter die notiz: in alten kalendern werden die finsternisse so dargestellt, dass zwei drachen sonne und mond im rachen haben.

2) Vgl. die in der vorigen anm. citierte stelle aus Grimm sowie Schwartz, Poet. naturansch. I, 215, der übrigens die verdunkelung der sonne im gewitter als die eigentliche grundlage dieser vorstellungen betrachtet. (Urspr. der myth. 78 fg.)

3) Bei dieser deutung habe ich nur auf die hauptfragen gewicht gelegt. Dass Óđinn nicht nur luft- und himmelsgott, sondern auch speciell sonnengott war, ist u. a. von Simrock, D. myth.[3] 205 fg. im ganzen richtig nachgewiesen, wenngleich ich in manchen einzelheiten abweiche. — Sollte man mir vorhalten, dass nach der gewöhnlichen finsternis ja dieselbe sonne sich wider zeige, nicht eine andere, so bildet die von Schwartz (Urspr. 72) besprochene ansicht, dass die sonne aus dem gewitterbad gleichsam „verjüngt" hervorgeht, den übergang zu der nur wenig kühneren, dass nach einer gewaltsamen katastrophe ein jüngeres sonnenwesen an die stelle des älteren tritt, entweder nur im sinne der erneuerung wie Vaftr. 47, 1 (*eina dóttur berr álfrǫđull* usw.) oder mit dem nebengedanken der rache für das von feinden besiegte sonnenwesen, so in dem mythus von Baldr und Vali nach Vegtamskviđa 11 und Hyndl. 30. Dieser letztere mythus kommt dem von Óđinn = Víđarr am näch-

wird, dass sie nur in einem teile unserer quellen hervortreten; gerade so wird es am deutlichsten, dass nicht etwa ursprüngliche identität oder auch nur nahe verwandtschaft des Fenriswolfes und des sonnenwolfes bestand[1], sondern dass diese gleichsetzung, weil sie im grunde auf missverständnis beruhte, nur langsam sich vollzog und niemals zu harmonischer durchbildung gelangen konnte. Die vulgatauffassung, die wir in § 7 und 8 besprachen, blieb gewissermassen auf halbem wege stehen: sie übertrug für den letzten kampf die rolle des sonnenwolfes auf den Fenriswolf, liess jenen aber als verschlinger der sonne an seinem alten platze; kühner, aber durchaus konsequent verfährt Vafþr. 46 und 47 (und darnach Hrafnag. Óđins 23), wo der Fenriswolf auch als verderber der sonne genannt wird[2]. Nun war es möglich den kampf Óđins mit dem Fenriswolfe als ein, wenn auch verspätetes eintreten für die gefährdete sonne aufzufassen; ein bedenken wurde in jener späteren zeit darin nicht mehr gefunden, dasselbe mythische motiv in doppelter ausprägung sich folgen zu lassen[3]. Aber in volkskreisen musste die erinnerung an die alten sonnenwölfe doch fester haften; der versuch, sie in den Fenriswolf aufgehen zu lassen, fand auch wol darin eine schwierigkeit, dass in den „nebensonnen" sich dem auge deutlich eine vielheit von wölfen darbot[4], die einem mythologischen system zu liebe auf den e i n e n Fenriswolf zu reducieren doch nicht wol tunlich erschien. Ganz hat es freilich auch nicht an dem versuche gefehlt in wesen gleicher art, den *Fenris kindir*, den gefährlichen wolf zu vervielfältigen.

11. Ehe wir auf diesen versuch näher eingehen, ist die frage zu beantworten: kennt auch die Vǫluspá jene gleichsetzung des Fenriswolfes mit dem sonnenwolfe oder nicht? Str. 57, 1 scheint dagegen zu sprechen: aber gerade diese strophe will richtig verstanden sein. Ihre poetische wirkung beruht zumeist darauf, dass, nachdem die einzelnen mythen, welche als für den weltuntergang bedeutende uns vorgeführt wurden, an unserem auge gleichsam vorübergezogen sind, zum schluss

sten. Über Víđarr vgl. noch Untersuch. s. 118 anm. 222; s. 132 fg. — Über Vafþr. 47, 1 handelte in ähnlichem sinne schon Müllenhoff, D. alt. V, 127.

1) Ich denke hier an die auffassung des Fenriswolfes als eines sturmwolfes oder eines die sonne verschlingenden wasserdämons u. ähnl.

2) Dass diese darstellung nicht ursprünglich sein kann, wurde schon cap. IV, 5 dargetan.

3) Der kampf mit dem sonnengotte Óđinn ist natürlich im grunde gleich dem mit der unpersönlich gefassten sonne. — Doch ähnliches findet sich sonst, vgl. Mannhardt, Götterwelt 204.

4) Vgl. s. 319 anm. 1.

noch einmal das thema des weltuntergangs zwar mit poetischer kraft, aber ohne mythische bildersprache, gleichsam als physikalisches gemälde uns vorgeführt wird[1]. Wenn hier also von der sonne nur gesagt wird, dass sie sich verdunkelt, so darf dies doch nicht als beweis dafür gelten, dass der Vǫl. eine gewaltsame vernichtung der sonne, sei es durch Skoll oder Fenrir ganz unbekannt sei; der ausdruck *tér sortna* erinnert zunächst sehr an die wendungen *er þá kallat sorte á sólo* (hs. *á tungle*) und *verðr enn stundom, at sorta berr á tunglet,* mit denen im astronomischen abschnitte der hs. 1812 (ed. Larsson 37, 25; 38, 2) die regelmässige verfinsterung der sonne und des mondes bezeichnet wird; vgl. auch Müllenhoff, D. alt. V, 126 unten. Der ausdruck der Vǫl. will also das schicksal der sonne am weltende gewissermassen als eine „chronische" sonnenfinsternis bezeichnen, und wir dürfen erwarten, dass in anderen partien, wo die mythische bildersprache vorherrscht, auch die Vǫl. uns sei es einen bericht, sei es doch eine andeutung gibt, wie nach dieser andern darstellungsweise sich das schicksal der sonne gestalten wird. Müllenhoff hat neuerdings vermutet[2], dass in Vǫl. 40, 4 der betreffende bericht vorliege, wobei er jedoch gezwungen ist *tungl* in dem für den norden ganz ungewöhnlichen sinne „gestirn" im allgemeinen (hier = sonne) zu nehmen. Diesem standpunkte kann ich aus folgenden gründen mich nicht anschliessen: 1) das wort *tungl* scheint ursprünglich die bei nacht sichtbaren fixsterne, namentlich die von stärkerer leuchtkraft, zu bezeichnen[3]; 2) eine zusammenfassung dieser fixsterne mit der von uns ja auch als fixstern erkannten sonne lag dem standpunkt nicht nur des nordens, sondern der älteren zeit überhaupt fern[4]. 3) die übertragung des wortes auf den mond hat

1) Die poetische kraft dieser und der als gegenstrophe zu ihr sich darstellenden str. 59 hebt auch Müllenhoff, D. alt. V, 28 hervor, jedoch ohne den specifischen unterschied von den meisten übrigen strophen zu beleuchten. (Vgl. dazu s. 173, anm. 3.)

2) A. a. o. 125 *fg.*

3) Von den beiden erklärungen, die Grimm, Mythol.[4] 584 zur erwägung stellt, zieht Schade, Altd. wb. s. v. *zungal* wol mit recht die zweite vor, wonach die (nächtlichen) gestirne (ursprünglich aber wol nur die fixsterne) von ihrem flammenden, glitzernden scheine als züngelnde himmelsflammen bezeichnet wurden. — Wenn auch Schade die sonne nicht direkt ausschliesst, so erhellt doch der gewöhnliche sprachgebrauch des nordens aus stellen wie Gylf. 9 (*sól ok himintungl váru sett*) und Vǫlss. 12 (= 170, 27 W: *þá er nótt eldir, ef þér sjáið eigi himintungl*); die ältere bedeutung ist nämlich im nord. kompos. *himintungl* erhalten; vgl. auch die folgende anm.

4) Wenn in astronomischen schriften, die auf lateinischen vorlagen beruhen, *himintungl* im sinne unseres „weltkörper" begegnet (s. die cap. VI, § 5 erwähnte

kein bedenken, weil für die mythische auffassung der mond gewissermassen als könig der nacht, als fürst und führer der kleineren fixsterne erscheint[1]. 4) auch in anderen germanischen sprachen wird das wort *tungl* im ganzen ähnlich gebraucht, von der sonne nur da, wo eine verwechselung gar nicht möglich ist[2]. 5) auch die folgende strophe nötigt nicht zu der von Müllenhoff geforderten auffassung. Weshalb nämlich in dieser strophe nur von einem, nicht, wie so oft (z. b. 42, 43) von mehreren wesen, die irgendwie verwandtschaft zeigen, geredet werden dürfte, ist schwer verständlich; der mondwolf, von dem 41, 1—2 handelt, steht jedenfalls dem schicksal der sonne, das 41, 3—4 besprochen wird, nicht so fern, dass nicht von dem einen auf das andere in derselben strophe übergegangen werden könne, zumal da sich so eine passende steigerung von dem kleinen zum grösseren himmelskörper ergibt. Man braucht also nicht gerade zu meinen, dass „die verfinsterungen der sonne von dem mondwolfe herrühren", wenn man *tungls* in str. 40 auf den mond bezieht; man braucht auch nicht die interpunktion der älteren ausgaben zu ändern. Ist es nämlich richtig, dass in der prophetischen schilderung der vala ein historischer fortschritt sich zeigt, was durchaus Müllenhoffs standpunkt ist, so dürfen wir in str. 41 ebensowenig wie in 40 an gewöhnliche sonnen- und mondfinsternisse denken[3], da sowol Baldrs tod wie die fesselung Lokis als schon vor einiger zeit (str. 33—35) geschehen uns dargestellt sind. Aus welchen gründen str. 42, 43 in Gylf. unberücksichtigt geblieben sind, kann zweifelhaft sein; jedenfalls stellen aber diese ebenso wie die stefstr. 44 keinen erheblichen fortschritt in der handlung dar; wir sind somit berechtigt auch str. 45 mit 40 und 41 näher zusammenzufassen und für diese strophengruppe die durch 44 deutlich angezeigte eschatologische beleuchtung im ganzen gelten zu lassen. In diesem sinne hat auch der verfasser von Gylf. 51 die sache angesehen und str. 41, 3 kann

ausgabe von Larsson, index s. v. *himentungl*), so hat dies für den eigentlich nordischen sprachgebrauch keine bedeutung; nach diesem wurde die sonne selbst vom tage, um so mehr von allen andern gestirnen bestimmt geschieden (Gylf. 10 und 11).

1) Vgl. Grimm, Mythol.[4] nachtr. zu s. 602. Zu den belegen füge noch u. a. Schwartz, Poet. naturansch. I reg. s. sternenkönigin; am nächsten liegt uns jetzt in Schillers par. u. rätsel nr. 3 das bild vom monde als dem hirten der sternenherde.

2) Vgl. z. b. für das ags. sprachgebiet Leo, Ags. glossar s. 198, 32 fg. — Auch der nhd. sprachgebrauch kann zwar die sonne „den stern" des tages nennen, aber gewöhnlich denkt man bei dem worte „stern" nur an die bei nacht sichtbaren gestirne.

3) Der ausdruck *sortna* an und für sich würde dies erlauben, vgl. den anfang dieses §.

dann sehr wol für sich als schilderung des *fimbulvetr* gelten (*ekki nýtr sólar; þeir vetr fara þrír saman, ok ekki sumar í millum* (= 81, 6 W). Mit *veðr qll válynd* (41, 4) wird wol schon auf das thema hingedeutet, das in str. 45 (*vindqld, vargqld*) eine reichere ausführung findet[1]. Sollte man mich fragen, wie bei meiner auffassung sich das *svqrt verða sólskin* in 41, 3 zu *sól tér sortna* in 57, 1 verhalte, so ist zu erwidern, dass str. 57 vor allem die physikalischen momente noch einmal kollektiv hervorhebt (vgl. den anfang dieses §); der historische standpunkt ist insofern gewahrt, als der schluss der strophe auch einen fortschritt in der handlung zeigt: die vernichtung der welt durch feuer. Für den anfang von str. 57 ist dagegen teilweise widerholung bereits früher gegebener data anzunehmen[2]; dass in *sól tér sortna* an und für sich nicht die vollendung der in str. 41 geschilderten verfinsterung liegen kann, ist deutlich daraus, dass *taka* c. inf. ja das „angreifen" oder „anfangen" bezeichnet; es ist für mich also lediglich widerholung des früheren ausspruchs, der hier aber durch seine verbindung mit anderen ragnarøk-motiven bedeutend an kraft gewinnt, so dass der „chronische" charakter dieser finsternis jedem leser deutlich werden muss. Jetzt erst kann ich an die beantwortung der im anfange dieses paragraphen aufgeworfenen frage denken. — Nach der gegebenen deutung wird zwar nicht die verfinsterung der sonne dem mondwolf zugeschrieben, aber str. 40, 41 behalten so lange etwas auffälliges, als man annimmt, dass in str. 40, 3—4 sowie in 41, 1—2 das schicksal des mondes in bildlich-mythischer, in 41, 3—4 das der sonne in nicht-bildlicher darstellung uns vorliege. Der wechsel beider darstellungsformen würde erst

1) Gerade Müllenhoff wies a. a. o. 141 darauf hin, dass *vindqld* und *vargqld* „zusammen dem letzten grossen winter angehören, wenigstens nach der beschreibung der Gylf." — Aber nach dieser müssen wir auch str. 41, 3—4 ebenso auffassen und dürfen hier nicht an gewöhnliche finsternisse denken. Der *fimbulvetr* ist wol als ein potenzierter nordischer polarwinter aufzufassen, seiner wirkung nach einer „chronischen" sonnenfinsternis nicht unähnlich, weshalb der mythische standpunkt beide motive verschmelzen konnte unbeschadet der ganz verschiedenen physikalischen ursachen.

2) Was die wendung *sígr fold í mar* betrifft, so besagt sie freilich etwas mehr als die mythischen wendungen in str. 50 und 55, die das anrücken des *miðgarðsormr*, des dämonisch aufgefassten weltmeeres, gegen die götter schildern, aber jener erstere ausdruck darf nicht zu sehr urgiert werden, da strenge genommen vom standpunkte der Vql. aus, welche die erde in str. 59 aus dem meere wider auftauchen lässt, die zerstörung mit einem versinken im meere abschliessen müsste. Schon Müllenhoff a. a. o. 28 hob hervor, dass in dieser strophe der dichter „unbekümmert um die causalität des hergangs und seines zusammenhanges .. sich begnügt ein erhabenes bild für die anschauung hinzustellen."

dann kunstgerecht sein, wenn wir in 40, 2 uns an die auffassung der Vafþr. (46, 4) in der weise erinnern dürften, dass wir bei dem gen. *Fenris* in gedanken ergänzen „des sonnenverderbers". Dann ist auch für die sonne die mythisch-bildliche ausdrucksweise soweit gewahrt, dass wir die alleinige hervorhebung des mythischen „mondräubers" nicht mehr beanstanden dürfen; bei der nichtbildlichen fassung in 41, 3—4 aber wird eine besondere betonung des mondes neben der so viel wichtigeren sonne nicht notwendig erscheinen[1]. Und warum sollte diese auffassung unmöglich sein? Dass manche gerade der älteren mythischen züge von der Vǫl. nur angedeutet, nicht eigentlich erzählt werden, ist jedem aufmerksamen leser des gedichtes bekannt, so steht es z. b. auch mit der fesselung des Fenriswolfes; vgl. die freilich nicht ganz zu meinem standpunkt stimmende darlegung Müllenhoffs a. a. o. 139. — Ebenso wird der umstand, dass die gleichsetzung des Fenriswolfes mit dem sonnenwolf nicht dem ursprünglichen standpunkte entspricht[2], für alle diejenigen, welche in der Vǫl. zwar nicht eine nachbildung der sibyllinischen orakel, aber doch eine von fremden einflüssen nicht ganz unabhängige, namentlich aber in neuer gruppierung und beleuchtung alt-einheimischen stoffes sich mit glück versuchende dichtung zu sehen gelernt haben[3], keine beanstandung der oben gegebenen auffassung in sich schliessen.

12. Kehren wir zu den § 9 schluss erwähnten *Fenris kindir* zurück, so können wir uns jetzt kürzer fassen. Das wichtigste dürfte eben dies sein: nachdem einmal das „freiwerden des wolfes" zu einem feindlichen ansturm auf die bisherige weltordnung geworden war, durfte es an einem kampfe zwischen dem hauptvertreter derselben und dem wolfe nicht fehlen. Man entlieh dieses kampfmotiv aus dem sagenschatze des älteren „sonnenwolfes", der ja gleichfalls dem himmelsraume angehörte, worauf sich eine gleichsetzung des Fenriswolfes mit dem sonnenwolfe in manchen kreisen, doch nicht ohne widerspruch gründlicherer kenner vollzog[4]. Da jedoch dieser sonnenwolf vielfach in einer mehrheit von wölfen, die gemeinsam die sonne angreifen, wol auch in verbindung mit einem verfolger des mondes gedacht wurde, so schien

1) Es ergibt sich vielmehr so, da vorher der mond eingehender behandelt ist, ein angenehmer wechsel in der darstellungsweise.

2) Vgl. cap. IV, § 5.

3) Dass die feststellung der richtigen mitte zwischen den extremen ansichten über alter und bedeutung der Vǫluspá noch nicht vollständig gelungen, ist freilich zuzugeben.

4) Vgl. die cap. IV § 5 besprochene haltung des autors von Gylf.

es unerlässlich auch für eine solche mehrheit von wölfen raum zu lassen, die sich jedoch durch die bezeichnung *Fenris kindir* demjenigen unterordnen musste, der als ihr geistiger vater in dem sinne gelten konnte, als in ihm das princip des kampfes gegen die alte weltordnung am deutlichsten ausgeprägt war. Erleichtert ward diese vervielfältigung durch die analogie, welche die vervielfältigung des luftgottes Óðinn in den *valkyrjur*, später auch in den *einherjar* darbot[1]; auch Loki findet sich in Gylf. 51 an der spitze der *Heljar sinnar*, Hrymr als führer der *hrímþursar*, Surtr als haupt der *Múspellssynir*. Aber eine konsequente durchbildung dieser jüngsten mythenschichten ist nicht mehr erfolgt[2]: aus der wüsten masse jener *Fenris kindir* oder *fíflmegir*, wie Vǫl. 51, 3 sie selbst oder sehr ähnliche wesen nennt, ragt nur e i n e gestalt besonders hervor, der *tungls tjúgari* (Vǫl. 40), dessen identität mit dem *mánagarmr* in Gylf. 12 nicht zu bezweifeln ist, sobald man *tungl* dem herrschenden sprachgebrauche gemäss übersetzt. Auf die weitere frage: Ist *mánagarmr* auch dem wolfe Hati gleichzusetzen? wird die antwort im nächsten capitel gegeben werden.

VIII.

Rückblick und umschau.

1. Die cap. III § 6 ausgesprochene zuversicht auch ohne rücksicht auf die e t y m o l o g i s c h e bedeutung des wortes Fenrir den mythus, der an diesen namen sich knüpft, erklären zu können, hat mich hoffentlich nicht getäuscht: wir haben in der drohenden gestalt eines

1) Vgl. s. 192, anm. 3.

2) So ist es mir allerdings wahrscheinlich, dass die *Heljar sinnar* in Gylf. 51 mit den *fíflmegir* in Vǫl. 51 (jene freilich von Loki, diese vom Fenriswolf geführt) ziemlich zusammenfallen, da in beiden fällen nur der gegensatz gegen die scharen der götter ins gewicht zu fallen scheint, aber beweisen lässt es sich nicht. Auch ist nicht zu übersehen, dass der am himmel befestigte wolf natürlich zunächst dämonen des luftraumes, der in der erde gefesselte Loki scharen der unterwelt mit sich führen wird. Der einwurf Lünings (zu Vǫl. 50) „Hels bleiche schatten können nicht kämpfen“ erledigt sich durch genauere betrachtung des prosaischen sprachgebrauchs in wendungen wie *Heljarmaðr* u. ähnl. (vgl. Vigf.). Liegt in solchen ausdrücken schon christlicher einfluss vor oder nicht? — Der oben besprochene mangel an konsequenz ist am deutlichsten darin zu erkennen, dass selbst die relativ systematische darstellung in Gylf. zwar ein rüsten der *einherjar* zum kampfe gegen den wolf (cap. 51 = 83, 12; vgl. Grm. 23, 4) und ebenso ein gefallensein derselben (c. 52 = 87, 4) berichtet, aber eine teilnahme am kampfe nirgend erwähnt. Wie leicht konnten sie den *fíflmegir* im gefolge des wolfes gegenübergestellt werden!

„wolfsrachens“ am himmel das mythische symbol gefunden. Frühe dämonisch gefärbt, zeigte der wolf ursprünglich neben feindlicher haltung gegen die himmlischen, die ihn so ohne mitleid gefesselt, mehr noch bedrohung der hilflosen menschenwelt unter ihm; vgl. Eiríksm. 6, Hákonarm. 20. Auf Island erst scheint die einreihung eines götterkampfes mit dem wolfe in die reihe der andern ragnarøk-kämpfe sich vollzogen zu haben, vgl. cap. V, letzte anm., wogegen das zeugnis der Vǫl. nicht entscheidet, vgl. die angeführte anm.; überdies sind die von Müllenhoff, D. alt. V, 9, 11 usw. angeführten gründe für norwegische heimat der echten strophen mir nie überzeugend gewesen. — Noch bleibt das s. 188, anm. 2 zu ende gegebene versprechen einzulösen: die bez. frage noch einmal von einer andern seite ins auge zu fassen. In der tat stellt sich, sobald *ulfs keptr* als name eines sternbildes nachgewiesen ist, die in cap. II, § 3 angeführte tatsache, dass einfaches *ulfr* in der Liederedda (ähnlich aber auch in den andern quellen) häufiger sich findet als *Fenris ulfr,* in ein neues licht: die vermutung ist jetzt nicht abzuweisen, dass als eigentlicher name *ulfr* früher ebensogut üblich war, wie der ausdruck „wagen“ für das sternbild am himmel ursprünglich genügte; der zusatz *Fenris* würde sich dann ähnlich verhalten wie zu *reiđ* hinzugetreten ist *Rognis*[1], zu altschwed. *wagen* ein *Karle*[2], zu nhd. „wagen“ der erläuternde gen. himmels-; bei dem grossen und kleinen bären scheint ein solcher zusatz, der das erscheinungsgebiet derselben deutlicher bestimmte, noch jetzt entbehrlich zu sein. Die erklärung eines beinamens kann nicht dieselbe bedeutung beanspruchen wie die des hauptnamens, der uns jetzt ganz deutlich ist; bei jenem wäre zwar die möglichkeit, dass Fenrir als name eines gottes oder riesen ursprünglich gemeint sei, a priori nicht ausgeschlossen; es hat sich uns dafür aber nicht der geringste anhalt ergeben. So scheint einzig das erscheinungsgebiet des *ulfr* ernstlich in betracht zu kommen und nur die wahl zu bleiben, ob der „himmel“ im ganzen oder jener besondere teil desselben gemeint sei, nach dem

1) Sigdr. 15. — Die beziehung auf den grossen bär nimmt z. b. Vigfússon an, der in der betreffenden strophe noch mehr sternnamen vermutet (Corp. poet. I, 29 vgl. 469).

2) Ähnlich auch engl. *Charles wain,* Grimm, Myth.[4] 604; dieser ist geneigt, an Óđinn oder Þórr (nach einer altschwed. chronik) als älteren besitzer zu denken; da aber in den *stjǫrnumǫrk* ed. Gíslason (44 Prøver s. 476) neben dem einfachen *vagn* (= ursa maior) *kvennavagn* = ursa minor gebraucht ist, so ist wol *karlavagn* als grundform für *Charles wain* anzusetzen. Den gen. pl. *vagna* (= ursarum) bietet Sn. Edda Sk. cap. 23.

auch der einzige, dem „wolfe" sonst noch speciell zukommende beiname, nämlich *Vánargandr,* gebildet ist[1].

2. Vielleicht befremdet es einige leser, dass bisher noch nicht auf Vǫl. 57, 2: *hverfa af himni heiðar stjǫrnur* als beleg dafür hingewiesen ist, dass das verschwinden oder verdunkeltwerden der gestirne auch der nordischen vorstellung als einer der wichtigsten faktoren des weltunterganges galt. Man hat freilich diesen in unseren quellen bei oberflächlicher betrachtung etwas vereinzelt dastehenden ausspruch der seherin als entlehnung aus einigen stellen des neuen testamentes betrachten wollen[2]; aber zu einer solchen annahme werden wir um so weniger gezwungen sein, je mehr wir im stande sind, die betreffende vorstellung nicht nur als eine allgemein menschliche, somit auch dem norden nicht fremde[3], sondern dieselbe auch in ihrer älteren, specifisch nordischen ausprägung nachzuweisen, wo dann der bildliche ausdruck nicht fehlen darf. So betrachtet, weist die betreffende verszeile der Vǫl. nur den verblassten, jüngeren ausdruck neben dem älteren, noch in lebendiger bildersprache gehaltenen, den andere quellen uns bewahrt haben in der fassung: „der Fenriswolf stürzt sich entfesselt auf die wohnungen der menschen"[4]. Allerdings ist in diesem falle der konstruierenden mythenzeit die zusammengehörigkeit des unbildlichen und bildlichen ausdrucks ganz entgangen; sonst würde der autor von Gylf., der in c. 51 (82, 5) richtig die überflutung der erde durch das meer auf das gebahren des *miðgarðsormr* zurückführt, d. h. im grunde hier zwei verschiedene darstellungsweisen desselben faktums ahnt, und der für den unbildlichen ausdruck in Vǫl. 57, 1: *sól tér sortna* mit recht die ältere bildliche ausdrucksweise eintreten lässt (81, 11), sicher hier ebenso wie in den angeführten fällen verfahren sein. Aber da er sich verleiten liess, 82, 1 das verschwinden der sterne gewissermassen als folge der katastrophe, die über sonne und mond ergangen, hinzustellen, während Vǫl. 57 beide momente durch das dazwischentretende *sígr fold í mar* deutlich trennt, so war er nun genötigt, als physische grundlage für das freiwerden des wolfes jene erdbeben heranzuziehen,

1) Vgl. cap. III, § 9. — Da schon in der s. 182 anm. 4 citierten strophe des Eyvindr das schwert als rachensperre des wolfes erwähnt ist, darf wol auch der dadurch verursachte geiferfluss als altbegründet gelten.

2) So Schullerus (Paul u. Braune, Beitr. 12, 267 fg.) und E. H. Meyer, Völuspa s. 212.

3) Dies ist der standpunkt von Hoffory (Eddastudien I, 126 fg.).

4) Hákonarmál 20.

die er selbst c. 50 (= 80, 19) mit grösserem recht auf die zuckungen des in der erde gefesselten Loki zurückgeführt hatte[1].

3. Leichter noch wird die vorgeschlagene erklärung eingang finden, sobald wir erkennen, dass derselbe gedanke auch einem andern mythus zu grunde liegt, dessen deutung noch einfacher ist. Bei dem schiffe *Naglfar,* das erst am ende der welt flott wird, ist bereits von einigen forschern, wenn auch mit zweifel, an ein sternbild gedacht worden[2]. Da nach nordischer vorstellung die welt durch wasser und feuer zu grunde geht, letzteres aber nach Vǫl. 57, 4 bis an den himmel schlägt, so ist der gedanke nicht wesentlich kühner zu nennen, dass auch die meereswogen so hoch schlagen und das sternbild nun von der flut davongetragen wird. Der name selbst bietet in diesem falle gar keine schwierigkeit, sobald man sich erinnert, dass eine vergleichung der sterne mit goldenen oder silbernen nägeln aus alter zeit vielfach bezeugt ist[3]; das „nagelfahrzeug“ war somit kein unpassender name für ein sternbild[4]. Die verwirrung, welche namentlich der bericht in Gylf. zeigt, rührt daher, dass man hier bei *nagl* nicht an gold- oder silber-nägel, sondern an den nagel des menschlichen körpers dachte; so gelangte man zu der bizarren vorstellung eines aus den unbeschnittenen nägeln verstorbener erbauten fahrzeuges. Dies schiff liesse sich allerdings mit den auch sonst bezeugten totenschiffen[5] vergleichen; aber diese sind fertig und stehen in dienst lange vor dem untergange der welt. Andererseits ist auch die von Grimm versuchte

1) Die worte *þá verðr Fenrisúlfr lauss* (82, 5) können noch unmittelbar zum vorhergehenden satze gezogen werden, oder man muss zu dem gedanken, dass alle fesseln und bande dann sich lösen, in den folgenden sätzen drei beispiele finden: das losbrechen des Fenriswolfes, das wüten des meeres über die ihm gezogene grenze hinaus, das flottwerden des schiffes Naglfar. — Der nächste grössere absatz beginnt dann mit den worten *Í þessum gný* (82, 18).

2) So von F. Magnussen (Lex. mythol. s. v. Naglfari): N. = clavatum navigium sive clavi forma apparens, unde cometae bene foret adaptandum; hae stellae mala cuncta portendere putabantur. — Aber bei einem kometen fällt gerade das wichtigste vergleichungsglied fort, die unbeweglichkeit bis zum weltuntergange. An einen fixstern hatte ich daher schon Untersuch. zu Sn. Edda s. 131 a. gedacht, bei *nagl* allerdings mehr an einen glänzenden gegenstand überhaupt, wozu der schwertname *Naglfari* (Sn. Edda Kph. I, 566) stimmen würde, doch vgl. die folgende anm. — Nahe meiner jetzigen auffassung kommt die von Wislicenus Symb. von sonne und tag s. 81, 82, wo jedoch einigen nebenzügen zu viel gewicht beigelegt wird.

3) Belege namentlich bei Schwartz, Poet. naturansch. I reg. s. sterne = nägel.

4) Ich erinnere an die Argo oder das „schiff“ unserer astronomie.

5) Vgl. Henne, Deutsche volkssage s. 448 fg. — Über Noreens erklärung vgl. s. 332 anm. 4.

deutung[1], als ob der kern des mythus in dem gedanken liege, der weltuntergang sei noch fern, so lange das verderbliche schiff nicht fertig gebaut sei, schwerlich der ursprüngliche. Davon, dass der bau des schiffes noch im werden sei, weiss auch Gylf. nur an der einen stelle zu berichten, wo der wunsch, eine pflicht gegen die verstorbenen einzuschärfen, den mythologischen standpunkt wol etwas verschoben hat (c. 51; = 82, 8—11); an einer frühern stelle (c. 43) heisst es einfach, dass es das grösste schiff sei[2]. Auch an der späteren stelle findet aufmerksame betrachtung leicht, dass der hauptgedanke des schriftstellers, der 82, 3—4 auf die sprengung aller bande und fesseln im naturleben hingewiesen hatte, nur darauf gerichtet war, in dem freiwerden des Fenriswolfes, dem ungehemmten ansturm des Miđgarđsormr, endlich dem loskommen des schiffes Naglfar gewissermassen die mythische bildersprache an die stelle der physikalischen betrachtung zu setzen, nicht aber zu einem anderen gedankenkreise sich zu wenden. Auch ist der autor nach seiner moralistischen abschweifung (über abschneiden der nägel) genötigt noch einmal ausdrücklich das „flottwerden" des schiffes anlässlich der grossen überschwemmung zu betonen; mehr hatte er auch in seiner quelle (Vǫl. 50, 4) nicht gefunden. Es erscheint mir nun unmöglich, dies so stark betonte flottwerden als mit der vollendung des schiffes zeitlich nahe zusammenfallend zu denken; dann würde gerade die endliche vollendung als solche betont worden sein; jetzt müssen wir wol an ein schiff denken, das schon jahrhunderte auf das flottwerden geharrt hat. Im grunde scheint auch J. Grimm dieser ansicht nahe zu stehen, wenn er die beiden sätze: „Fenris úlfr wird los; Naglfar flott" als sätze verwandten inhaltes, welche zusammen die signatur des beginnenden weltunterganges zeigen, aneinander rückt[3]. Endlich kommt in betracht, dass auch der Gylf. 10 als erster gemahl der nacht uns genannte Naglfari ohne jede schwierigkeit als ein persönlich aufgefasstes sternbild sich erklären lässt[4].

1) Myth.[4] 679 anm. 4 und nachtrag.

2) Dieselbe angabe findet sich allerdings von dem schiffe Baldrs in c. 49 (= 75, 13). Darf man aus der zusammenstellung mit dem wolkenschiffe Skiđblađnir in c. 43 aber nicht so viel schliessen, dass es sich auch bei Naglfar um ein wirklich der anschauung entnommenes, also echt mythisches motiv handeln muss? Ein schiff aus menschennägeln wäre nur für eine allegorie geeignet. — (Vgl. cap. I, § 18.)

3) A. a. o. 679.

4) Vgl. den ähnlich gebildeten Mundilfari, der als vater der sonne und des mondes z. b. Vafþr. 23, 1 genannt wird; auch hier ist wol an ein gestirn oder den himmel selbst zu denken. Letzterer ansicht sind F. Magnussen, Ældre Edda IV, 262 und Vigfússon s. v., der wol mit recht an *mǫndull* (= handle, espec. of a handmill)

4. Lassen wir diese erklärung als richtig gelten, so erhalten wir ein schönes seitenstück zu jener des Fenris-mythus. In beiden fällen hat der umstand, dass gestirne aus der klasse der fixsterne erst am weltuntergange ihren festen platz verlieren, zu einer anknüpfung an die ragnarøk-mythen und so zu einer dämonischen auffassung anlass geboten. Diese äussert sich in dem einen falle nur darin, dass die feinde der götter das flottgewordene schiff zum angriff gegen die alte weltordnung benutzen; in dem anderen falle, wo die gestalt eines wolfes in betracht kam, lag der gedanke sehr nahe, diesen wolf selbst in die schar der götterfeinde einzureihen, beseelt von dem wunsche, für die schmach so langer fesselung an den alten göttern rache zu nehmen. — Diesen beiden, wie ich glaube, völlig gesicherten gestirnmythen lässt sich vielleicht noch ein dritter mythus anreihen, der sonst grosse

erinnert. Sollen wir aber darum an die umdrehung des himmels denken? wussten die alten von derselben? Wahrscheinlich ist Mundilfari ein alter name der sonne selbst, vgl. cap. III, § 5. Jedenfalls ist der Naglfari in Gylf. 10, der erste gemahl der Nótt, die hier durchaus nicht in dämonischer auffassung, sondern als mutter der erde, des tages erscheint, eher geeignet ein licht auf die erklärung des wortes zu werfen, als der schwertname Naglfari, der unter ca. 170 andern in den Nafnaþulur (Kph. I, 566) begegnet. Dass von so viel namen nicht alle wirklich bedeutsame sein können, liegt auf der hand; neben *mistilteinn* (ebd. 564), *Hoddmímir, Brímir, Fáfnir, Níðhǫggr* befremdet auch *Naglfari* nicht (vgl. s. 331 anm. 2), welches wort Noreen (Altnord. gramm.[2] § 251, 3) übersetzt „der zwischen leichen fährt“. Die ebenda gegebene geistvolle deutung für Naglfar = totenschiff liesse sich sachlich mit meiner oben gegebenen darlegung wol vereinigen, da dieses schiff, das erst am weltuntergange flott wird, wol weder aus holz noch aus menschennägeln gebaut ist und jedenfalls einem sternbilde näher stehen müsste als dem bekannten „fliegenden Holländer“, dem gespensterschiff späterer zeit, das von H. Heine wegen seines unstäten umherfahrens dem „ewigen juden“ verglichen (Grimms wb. s. v. Holländer) und von Nork, Myth. der volkss. 939 fg. auf luftspiegelungen zurückgeführt wird. — Verdanke ich den hinweis auf die von mir übersehene stelle Noreens einem freundlichen winke H. Gerings, so ist mir ein anderes bedenken nachträglich selbst aufgestossen. Die gewöhnliche sprache unterscheidet *nagl* = unguis von *nagli* = clavus; wäre nach der oben gegebenen erklärung nicht *Naglafar* zu erwarten? Aber entweder ist diese unterscheidung der älteren sprache fremd gewesen oder sie ist wenigstens für die komposita nicht strenge durchgeführt, vgl. *naglfastr* = *naglafastr* (Vigf.) — Gerade die spätere geltung von *nagl* = unguis hat vielleicht die auffassung von Gylf. 51 veranlasst. — Es erscheint mir also nicht geboten die oben gegebene auffassung, die den analogien des betreffenden mythol. gebietes gerecht wird (vgl. s. 331 anm. 3), noch zu verändern, am wenigsten, wenn Noreen nicht an ein wirklich den naturreichen angehöriges gebilde, sondern an ein „totenschiff“ der phantasie gedacht haben sollte, etwa mit der bestimmung, die beim weltuntergange sterbenden in sich aufzunehmen. Einer solchen allegorie kann ich einen platz unter den älteren mythen nicht einräumen, vgl. cap. I, § 18.

schwierigkeiten bietet, wenn nicht eine ähnliche erklärung platz greifen darf.

5. Wenden wir uns nunmehr zu der am ende von cap. VII aufgeworfenen frage. In der stefstrophe der Vǫl., die zuerst als str. 44 (bei Sijmons), zuletzt als str. 58 begegnet, heisst es zu anfang: *Geyr nú Garmr mjǫk fyr Gnipahelli.* Nach dem zeitworte *geyja* (= bellen) zu schliessen und nach dem ausdrücklichen zeugnisse der Grm. 44, 4: *en hunda (œztr er) Garmr* haben wir an einen hund zu denken. Weshalb ist er aber der beste hund? Auf diese frage antwortet Müllenhoff V, 138: weil er in das reich der Hel allein die ihr verfallenen und angehörigen eingehen und keinen wider heraus lässt. — Sollte hier nicht die erinnerung an den griech. *Κέρβερος* in die nordische mythologie eingetragen sein? Der autor von Gylf. berichtet in c. 51: *Þá er ok lauss orðinn hundrinn Garmr, er bundinn er fyrir Gnipahelli; hann er it mesta forað; hann á víg móti Tý ok verðr hvárr ǫðrum at skaða.* Dass die letzte angabe nur eine ziemlich junge ausschmückung des letzten kampfes sei, ist schon mehrfach (z. b. von Simrock, D. myth.[3] 121) mit recht behauptet worden; wenn aber dieser gelehrte fortfährt „einen hund namens Garm, der die kette sprengen und an dem kampfe teil nehmen könnte, gibt es gar nicht“, so kann ich dieser ansicht nur soweit folgen: zu den alten überlieferungen des nordens gehört der hund, als wächter der hölle aufgefasst, schwerlich; schon das schweigen von Gylf. 34 (= 38, 9—13), wo der haushalt der Hel ausführlich registriert wird[1], fällt hier ins gewicht. — Aber darum sind wir durchaus nicht berechtigt den autor von Gylf. seine weisheit nur aus einem misverständnis der oben erwähnten stefstrophe schöpfen zu lassen und uns selbst mit einer gleichsetzung von *Garmr* und *Fenrir* zu beruhigen. Gegen diese vermischung hat Müllenhoff a. a. o. mit vollem recht verwahrung eingelegt; als hund (nicht als wolf) bezeichnet wird Garmr zweifellos namentlich Grm. 44, 4. Aber brauchen wir das attribut *œztr* an dieser stelle für mehr zu halten als der „namhafteste, bekannteste“? Mehr wissen wir jedenfalls noch von ihm als von dem

1) Unter dem angeführten hausgerät findet sich zwar manches, das nur als allegorie aus jüngerer zeit zu betrachten ist, aber daneben fehlt es nicht ganz an älteren zügen (vgl. z. b. Simrock, Myth.[3] s. 304), wozu ich namentlich *Fallanda forað* als name des (rasch zuschlagenden) tores rechne, das aus so viel sagen und märchen bekannt ist, ursprünglich aber wol der tür des wolkenberges angehört (Grimm, Myth.[4], 811 fg., vgl. Schwartz, Urspr. 177). Nachträglich fällt mir das noch reichere register *Frá híbýlum Heljar,* das cod. A (= 748) darbietet, wider in die augen (Kph. II, 494); hier findet sich u. a. auch ein hund der Hel angeführt, aber nicht *Garmr* genannt, sondern *Vaningi* (wol zu *vanr* = got. *wans*).

habicht Hábrók, der an derselben stelle mit auszeichnung genannt ist; jüngere vorstellung mag in beiden fällen zu grunde liegen. Gleichwohl halte ich den hund Garmr nicht für eine blosse erfindung jüngerer zeit[1]; auch die möglichkeit eines bereits in Vǫl. und Grm. vorliegenden misverständnisses oder, was dasselbe besagt, einer allmählichen verschiebung älterer vorstellung kommt in frage.

6. Wenn ich an den (nur) in Gylf. 10 erwähnten Mánagarmr hier erinnere, so wird die frage anscheinend noch verwickelter. Denn was Gylf. von ihm berichtet, ist inhaltlich so bedeutsam, dass man für diesen unhold, der offenbar dem *tungls tjúgari* in Vǫl. 40, 4 entsprechen soll, anscheinend mit recht nach dem geläufigeren namen, der sich anderswo finden müsse, gesucht hat. Zwei gleichsetzungen sind namentlich versucht worden: a) mit dem hunde Garmr, b) mit dem wolfe Hati, der häufig als verschlinger des mondes aufgefasst wird. — Gegen a) hat sich Simrock s. 24; gegen die häufiger (so auch von Simrock) angenommene gleichsetzung mit Hati neuerdings Mogk (in Pauls Beiträgen VI, 526 fg.) nicht ohne begründung ausgesprochen. — Von beiden gleichsetzungen ist die sub a) lautlich die näher liegende. Das kompositum *Mánagarmr* lässt sich doppelt auffassen: einmal kann *garmr* nach dem berühmtesten hunde die gattung hund überhaupt bezeichnen; der mondhund kann dann sehr wol die bezeichnung eines den mond verfolgenden wolfes sein. Andererseits kann aber auch, ähnlich wie *ulfr* (= wolf am himmel) durch den davortretenden genet. *Fenris*, so *Garmr* durch das davortretende *Mána* nur näher bestimmt sein, ohne dass ein anderes wesen gemeint wäre. Folgen wir dieser analogie, so liegt freilich die frage nahe: wie kann Garmr, der nach Gylf. 51 gefesselt vor einer felshöhle liegt, mit dem den mond verschlingenden Mánagarmr identisch sein? Dass Garmr schliesslich frei wird, berichtet zwar auch Gylf., aber damit ist er noch nicht im stande von seiner felshöhle aus, die Müllenhoff wol nicht mit unrecht an den eingang der unterwelt verlegt, den mond anzugreifen. Eine lösung des widerspruches ergibt sich für den leser, der den vorhergehenden capiteln innerlich gefolgt ist, sehr bald. Bei dem hunde Garmr hat schon F. Magnussen (Lex. myth. s. v. Garmr) bemerkt: Garmum forsitan veteres Sueci appellaverint ursam maiorem in coelis, quae etiamnunc ab

1) Neuerdings hat namentlich Bugge (Studien über die nord. götter- und heldensage, übers. von Brenner s. 179) den namen selbst als nachbildung von Cerberus betrachtet; zustimmend verhielt sich El. H. Meyer, Vǫl. 180. Dagegen vgl. namentlich Mogk im Anz. für indog. sprach- u. altk. III, 30 (neunorw. *garma* = brøle, Aasen 210).

eorum posteris vocitatur Storracken scil. Canis grandis sive maximus; daran schliesst sich ein hinweis auf den bekanntlich einem andern sternbilde (dem Sirius) von den alten beigelegten namen hundsstern (canicula). — Von hier aus den mythus zu erklären würde ich so etwa versuchen. Von der ursprünglichen bedeutung als sternbild erhielt sich nur eine schwache erinnerung; ausser dem namen und der bezeichnung „hund“ kommt vielleicht die angabe von Gylf., wonach der hund zunächst gebunden ist und erst bei dem weltuntergange frei werden soll, in betracht und würde sich ziemlich genau mit der betreffenden angabe über den Fenriswolf decken. Doch ist zuzugeben, dass hier auch der zufall sein spiel haben kann, pflegen doch auch gewöhnliche hunde oft an der kette zu liegen. Jedenfalls müsste eine verschiebung im lokal stattgefunden haben: während bei dem gefesselten wolfe nur jüngere zusätze an einen vom himmel unterschiedenen ort der fesselung denken[1], liegt es bei dem hunde Garmr so, dass er nur auf dem wege der kombination an den himmel zurückversetzt werden kann. Auf welche weise die lokal-verschiebung in diesem falle erfolgt ist, steht dahin: als erinnerung an den alten zustand könnte gelten, dass auch die spätere sage wenigstens den Mánagarmr noch als mondverderber, somit als ein im luftreich waltendes wesen kennt, freilich auch in dämonischer, den göttern feindlicher stellung[2], was am deutlichsten Gylf. 12 (= 16, 1—4), aber wol auch in dem Gylf. 51 berichteten kampfe des gottes Týr gegen Garmr sich ausspricht, der in diesem falle unbedenklich gleich Mánagarmr zu setzen ist[3]. — Wie steht es endlich mit *Hati?* Dass dieser ursprünglich als sonnenwolf gegolten hat, ist von Mogk[4] ziemlich wahrscheinlich gemacht worden; da aber das verhältnis von sonne und mond in der mythischen zeit ein weit engeres war, das schicksal beider himmelskörper eng aneinander geknüpft zu sein schien[5], so darf für die konstruktive zeit die vorstellung nicht abgewiesen werden, dass Hati zunächst den mond, als vorläufer der sonne aufgefasst, verfolge, wodurch eine gewisse bedrohung

1) Vgl. cap. V, § 3 und 6.

2) Hunde als wächter kennt auch die deutsche volkssage meist in etwas dämonischer färbung, vgl. Henne, Die deutsche volkssage s. 60 fg.; E. H. Meyer, Germ. myth. 108.

3) Der ausdruck *hann er it mesta forađ* passt genau zu der Gylf. 12 von Mán. gegebenen schilderung, während wir von Garmr ja nur wissen, dass er gefesselt liegt und zeitweise bellt.

4) In Pauls Beitr. VI, 526 fg.

5) Vgl. Schwartz, Die poet. naturansch. I reg. s. v. mond (und sonne, verhältnis beider).

der sonne selbst gegeben blieb[1]. Bleibt uns also Hati in gewissem sinne ein mondwolf, so ist für den Mánagarmr als für eine jüngere, aber eben deshalb mächtigere vorstellung, noch immer soviel platz, dass er denselben gedanken in noch dämonischerer färbung ausprägt, namentlich in bezug auf den weltuntergang. Liegt auch der gang der entwickelung hier lange nicht so klar vor augen, wie bei dem Fenriswolfe, so lässt sich doch mit einiger wahrscheinlichkeit folgende formel aufstellen: Skǫll : Fenris ulfr = Hati : Mánagarmr[2]. Als ältere form für *Fenrisulfr* wäre dann noch *ulfr,* für *Mánagarmr Garmr* anzusetzen, wobei die verschiedenheit der formen auch solche in den bedeutungen einschliesst, in dem die längeren formen schliesslich nur noch vom eschatologisch aufgefassten „wolf" und „hund" gebraucht wurden unbeschadet ursprünglicher identität der vorstellungen[3].

7. Da jedoch der in §§ 5 und 6 besprochene Garmrmythus nicht zu so greifbaren resultaten führt, wie die früher besprochenen, so will ich für jetzt darauf verzichten, die frage weiter zu verfolgen, auf welche der gang der untersuchung sonst gewissermassen hinweist: haben wir ausser den besprochenen noch andere mythen, zu denen die gestirne anlass gegeben haben, ohne dass diese beziehung der späteren zeit deutlich geblieben ist? Keineswegs möchte ich diese frage mit nein! beantworten, mag auch die astrale erklärungsweise durch die einseitigkeit einiger forscher äusserlich etwas in miskredit gekommen sein. —

1) Wenn Mogk a. a. o. 528 sagt: Skǫll ist dem sonnenwagen gefolgt, hat vor der Sól zur seite der rosse diese in schrecken gesetzt — so liesse sich das für ein einmaliges factum recht wol hören, aber nicht für ein täglich sich widerholendes phänomen. Die darstellung in Gylf. ist allerdings nicht ursprünglich, aber insofern nicht ungeschickt, als die eile des scheinbaren sonnenlaufes durch die furcht vor den wölfen begründet wird, die sie verfolgen, womit zugleich eine art system in die sonst für die ältere zeit so regellosen finsternisse gebracht wird. Dann nämlich sind die wölfe (vorübergehend) im stande sich der sonne zu bemächtigen, für gewöhnlich ist sie nur bedroht und zwar auch von dem voraneilenden wolfe, da sich dieser ja zurückwenden kann: sie weiss vor und hinter sich den feind.

2) Teilweise ähnlich schon Simrock, Myth.[3] s. 24, ausserdem vgl. Untersuch. zur Sn. Edda s. 83.

3) Wer sich daran stossen sollte, dass Garmr immer als hund, Mánagarmr dagegen als wolf bezeichnet wird, der möge ausser dem s. 336 anm. 3 angeführten zeugnisse auch die stelle betrachten, wo es heisst: *ǫll vápn eru troll ok vargar ok hundar herklæða* usw. Kph. II, 512. — So gut nun dem *tungls tjúgari í trolls hami* der Vǫl. 40 in Gylf. 12 gegenübersteht: *fœðir at sonum marga jǫtna ok alla í vargs líkjum .. ok svá er sagt, at af ættinni verðr sá einn máttkastr, er kallaðr er Mánagarmr* — ebensogut kann auch diesem *vargr* im skaldischen sprachgebrauch wider der hund Garmr entsprechen.

Die möglichkeit, dass erst nach dem bereits vorhandenen mythus ein sternbild *ulfs kjǫptr* genannt wäre (nach analogie der cap. VI, 4 erwähnten fälle) ist zwar nicht völlig abzuweisen[1], aber wäre dann nicht *Fenris ulfs* oder *Fenris kjǫptr* zu erwarten, da man gerade am himmel doch auch an andere wölfe denken konnte, wenn nicht ein ursprüngliches sternbild gemeint war? In diesem falle aber genügt wolf, vgl. löwe, adler, widder, schwan usw. Doch eine nötigung auf jene frage hier näher einzutreten liegt nicht vor. So möge zum schluss nur der nachweis geführt werden, dass gestirnmythen wie die vom Fenriswolf und dem schiff Naglfari der „analogia mythica“ und somit der inneren glaubwürdigkeit nach keiner seite hin entbehren.

8. Die bis auf den heutigen tag bekannte bezeichnung von sternbildern durch tiernamen führte bei der sinnlich lebhaften auffassung der altmythischen zeit widerholt zu der vorstellung einer bedrohung, resp. verfolgung einiger sternbilder durch andere, was namentlich in der griechischen litteratur leicht sich belegen lässt[2]. — War einmal ein sternbild als ein aufgesperrter wolfsrachen aufgefasst, so lag die vorstellung hierin eine bedrohung aller anderen bewohner des himmels zu erblicken um so näher, als man bei sonnen- oder mondfisternis und der bildung von nebensonnen die grossen lichtkörper von wölfen bedroht glaubte; wie leicht vermischte sich direkte vergleichung mit indirekter![3] Und jene bedrohung der wichtigsten weltkörper zog ohne weiteres die götter in mitleidenschaft[4]; ja auch die menschen scheinen

1) So sagt E. H. Meyer, Germ. myth. 10: „sternbilder werden fast durchweg nur als himmlische erinnerungsbilder an andersartige sagen aufgefasst.“ Aber sind nicht fast überall durch die jüngeren bildungen die älteren etwas in den hintergrund gedrängt? — über ältere und jüngere sternbildmythen vgl. zunächst Grimms Myth.[4] 609 fg. und die von ihm citierte äusserung Buttmanns, „dass man nicht damit anhob, die vollständige gestalt am himmel zu entwerfen, dass es genügte ein stück davon herauszufinden“ — so in unserem falle den rachen eines wolfes.

2) Vgl. ausser Homer ε 273 (fast = Σ 487) zunächst Hesiod W. u. t. 615: *εὖτ' ἂν Πληϊάδες σθένος ὄβριμον Ὠρίωνος φεύγουσαι πίπτωσιν* und dazu Preller, Griech. myth.[2] I, 351. — Dass die alexandrinische litteraturperiode sehr viel beziehungen auf die sterne bietet, ist bekannt; wahrscheinlich auf anregungen von dort geht die gleichfalls starke benutzug der sternbilder in der röm. dichtung zurück, vgl. Harder, Astrognostische bemerk. zu den röm. dichtern (anzeige von E. Maass in D. litt. zeit. XIV, 29).

3) S. cap. I, § 13.

4) Vgl. Gylf. 42, wo die forderung des baumeisters aus Riesenheim sonne und mond als lohn zu erhalten als eine herausforderung der götter betrachtet und geahndet wird.

bei derartigen vorkommnissen keineswegs bloss zuschauer zu sein[1]. — Kein wunder also, dass ein sternbild „der wolfsrachen“, sobald er einmal personificiert war, zu dem ärgsten feinde der götter, zu einem gefährlichen gast auch für die vorstellung der menschen wurde[2].

9. Etwas seltener in alten quellen ist die hervorhebung der festigkeit und guten ordnung der fixsternbilder. Das „heer des himmels“ bezieht sich auf dieselbe, vgl. Riehm a. a. o. 1572. In dem buche Hiob, das auch sonst auf die gestirne bezug nimmt (z. b. cap. 9, 9) fragt c. 38 v. 31 gott den Hiob: „kannst du die bande der sieben sterne zusammenbinden? Oder das band des Orion auflösen?“ (Luther) oder nach Reuss (Hiob 1888): „Bist dus, der der Plejaden bande knüpft? Kannst du Orions fesseln lösen?“ Zu dieser auffassung stimmen (so weit ich sehe) die ausleger ausser Dillmann, der (Comm. zu Hiob 1869) für den letzten halbvers die übersetzung verlangt: „Kannst du Orions zugseile lockern?“ Es soll sich dann darum handeln, dass durch lockerung der seile, an welchen Orion geschleppt wird, er zu einer gewissen zeit höher am himmel steigt, zu einer andern wieder tiefer sinkt[3]. — Auf jeden fall ist in dem betreffenden verse

1) Vgl. Schwartz, Urspr. 78, 79; Kuhn, Herabkunft[2] 48, anm. 1 nach Birlinger (während der sonnenfinsternis fällt gift auf die erde).

2) Es mag hier, da der Fenriswolf von einigen forschern mit Loki und Lucifer gleichgesetzt wurde (cap. II, 1), wenigstens beiläufig daran erinnert werden, dass der zweite name ja eigentlich den morgenstern bedeutet, Jes. 14, 12 (wie bist du vom himmel gefallen, du schöner morgenstern?) bildlich den könig von Babel meinte, in der allegorischen erklärung der kirchenväter seit Hieronymus den gefallenen engel, den satan bezeichnete (vgl. u. a. Riehm, Handw. des bibl. alt.[2] art. sterne, s. 1573). — Die dämonische auffassung gieng in diesem falle nicht von der gestalt des sternbildes, sondern von der vorstellung des vom himmel gefallenseins aus. Auch für die nord. myth. mag beachtet werden der ausspruch Riehms a. a. o. 1572: „die alte auffassung der gestirne als lebendiger wesen ist nicht ohne alle nachwirkung geblieben, wie denn auch in der vorstellung des himmelsheeres die der engel (nord. etwa = dämonen) und der sterne öfter ineinander fliesst.“ Auch dem indog. gebiet ist diese vorstellung nicht ganz fremd, vgl. über die „verkörperung (der seelen) in sternen“ Oldenberg, Ved. myth. s. 564.

3) Das hebr. wort k[e]ssîl (= Orion) bedeutet zunächst tor oder frevler, dann riese; es gibt forscher, welche den am himmel gefesselten riesen der semitischen astronomie auch in direkte beziehung zu dem griech. Orion-mythus setzen, vgl. Preller, Griech. myth.[2] s. 350 anm. 2). — Wie bei dem Orion, so nahm auch bei dem sternbilde der Plejaden die hebr. auffassung ein band an, das die einzelnen sterne zusammenfasste, vgl. Hiob 38, 31 und Riehm a. a. o. s. 1573. — Bei dem sternbilde der fische nahm auch die europ. astronomie früherer zeit ein band an, vgl. Stjǫrnumǫrk in 44 Pr. ed. Gíslason s. 478: *en sporðar fiskanna knýttir saman með nǫkkuru bandi.*

also die vorstellung zu finden, dass jede lösung oder lockerung des unsichtbaren bandes, an welchem die sternbilder gehalten werden, dem menschen ebenso unmöglich ist wie ihre anfängliche verknüpfung. Es zeigt sich also hier eine schöne parallele zu der nordischen auffassung, dass die götter mit dem von den zwergen wunderbar gewirkten bande den Fenriswolf am himmel befestigt haben. — Während die volkssage, soweit ich jetzt sehe, sich dieser seite der betrachtung weniger zuneigt, sind es einige kunstdichter neuerer zeit, namentlich Schiller, die hier ergänzungsweise genannt werden können[1]. In den betreffenden stellen wird wol niemand eine reminiscenz an die oben besprochene Hiobstelle suchen; es handelt sich um das natürlich gegebene, das jede poetisch gestimmte auffassung ergreifen muss, wenn sie den gedanken der unabänderlichen ordnung in einem allbekannten bilde ausdrücken will: weder die erde selbst noch die sonne kommt in demselben masse in betracht[2].

10. Als kehrseite dieser festigkeit des fixsternhimmels kommt dann zunächst in der jüdisch-christlichen eschatologie der gedanke zum ausdruck, dass auch diese festeste der sichtbaren schöpfungen gottes dem untergange geweiht ist; belege aus der kirchlichen oder von kirchlichen motiven ausgehenden volkslitteratur sind nicht spärlich vorhanden[3]. Daneben treffen wir nun auch in den nordischen ragnarøkmythen dieselbe vorstellung. Dass sie unabhängig vom christentume entstehen konnte, ist mir nicht zweifelhaft, da hier nur die umkehrung des im vorigen paragraphen besprochenen gedankens vorliegt[4]; auffäl-

1) In Schillers parabeln heisst es von den sternen: wie wir sie heute wandeln sehen, sah sie der allerältste greis; in der Jungfr. von Orl. II, 7: eher risst ihr einen stern vom himmelswagen; im W. Tell II, 2: die droben hangen unveräusserlich und unzerbrechlich wie die sterne selbst. — Vgl. auch G. Kinkel, Ein geistlich abendlied str. 4: in gleichem, festem gleise der goldne wagen geht.

2) Die erde nicht, weil sie durch meereswogen, ströme, erdbeben, erdstürze gelegentlich bedroht wird; die sonne nicht, weil sie scheinbar eine rastlose wandlerin ist. Der mond ist geradezu zur bezeichnung der veränderlichkeit benutzt worden, vgl.: „es kann ja nicht immer so bleiben hier unter dem wechselnden mond" sowie den ausdruck laune (mhd. *lûne* von lat. luna).

3) Vgl. zunächst Grimm, Myth.[4] nachtr. zu s. 682.

4) Im allgemeinen ist freilich zu bemerken, dass schon der gedanke an die wolgeordnete symmetrie des sternhimmels, mehr noch der an die einstige zerstörung desselben der ältesten mythenzeit nicht angehören wird (auch das buch Hiob wird von Dillmann z. b. erst in die zeit zwischen Jesaja und Jeremja gesetzt, einl. s. XXVIII); während die § 8 besprochenen verhältnisse in höchstes altertum hinaufreichen. — Dass aber jede poetische weltbetrachtung, die ihren blick auf das ganze richtet, die fixsterne als das festeste in der sichtbaren welt und ihren sturz als das einbrechen der

lig aber bliebe es jedesfalls, wenn die nordische mythologie für einen so grandiosen gedanken von je her nur die milde fassung von Vǫl. 57, 2 gekannt hätte, der ebenso gut das tägliche erbleichen der gestirne in der morgendämmerung meinen könnte. Den kräftigeren und noch in lebendigem bilde gehaltenen ausdruck für denselben gedanken glaube ich in den mythen vom Fenriswolf und dem schiffe Naglfar nachgewiesen zu haben.

Excurs I.

Die heimat der götter.

1. Die verschiedenen ansichten über den wohnsitz der götter zu prüfen könnte den stoff einer umfangreichen abhandlung ausmachen; bei der nordisch-deutschen mythologie zeigen sich besondere schwierigkeiten. Wenn J. Grimm, Myth.[4] 682 fg. die verschiedenen angaben der quellen mehr neben einander stellte, ohne die differenzen scharf zu beleuchten, hat Simrock, D. myth.[3] s. 35—46 diese angaben zu einem symmetrischen plane des weltalls zu kombinieren gesucht, damit aber mehr den aufgaben der konstruierenden als der kritischen periode entsprochen. Da hier nicht alle einzelheiten geprüft werden können, will ich nur folgendes betonen. Schon die neunzahl der welten lässt sich nur dann als arithmetische zahl behaupten, wenn Niflheim und Niflhel scharf unterschieden werden, was bedenklich ist[1]. Weit gewagter ist aber die gruppierung der 9 welten in 3 über-, 3 unterirdische, 3 auf der erde befindliche. Nur bei annahme dieser weltverteilung aber besteht für Miđgarđr der anspruch „in der mitte aller neun welten“ zu liegen (Simr. s. 40). Wenn der verdiente forscher seine ansicht damit stützt: „wie schon der name sagt“, so kann ich nicht beistimmen. Das wort *miđgarđr* erscheint in allen germanischen sprachen vom gotischen an, hat überall aber nur die bedeutung „erdscheibe

weltauflösung betrachten muss, belegt z. b. auch Lenau in seinem gedichte „Die zweifler“. Hier heisst es: „Wenn ich dem strome (der vergänglichkeit) zu entfliehen meine, aufblickend zu der sterne hellem scheine: ich habe mich getäuscht! Ich seh erbleichen die sterne selbst — — — Einst wird vom raschen flug ihr strahlend heer, ein müdes schwalbenvolk, heruntersinken. Dann brütet auf dem ocean die nacht, dann ist des todes grosses werk vollbracht“ usw.

1) Schon Untersuch. s. 38 anm. 44 und deutlicher im Gloss. s. Niflhel habe ich diesen standpunkt eingenommen; ausführlicher handelte darüber Mogk in Pauls Beiträgen 6, 521 fg. Christliche einflüsse vermutet hier E. H. Meyer, Germ. myth. 173, vgl. das. auch 188.

inmitten des umzäunenden oceans" (Schade, Altd. wb. s. mittigart)[1]. Einen andern sinn ergibt auch das von Simrock citierte quellenmaterial, namentlich Gylf. 8 nicht; was den an und für sich etwas zweideutigen ausdruck *í miðjum heimi* Gylf. 9 betrifft[2], so zeigt sowol der zusammenhang wie vergleich von Formáli c. 3 und 4, dass unter *heimr* hier *miðgarðr* zu verstehen[3], *ásgarðr* somit auf der erde zu suchen ist. Im hinblick auf diese und andere stellen bin ich der vorliebe einiger forscher, die götter nur als „himmlische" wesen gelten zu lassen, in meinen Untersuch. zur Snorra-Edda s. 78, 84, 87, 131 anm. 274 bestimmt entgegengetreten. Jetzt bin ich geneigt in einigen dieser stellen, namentlich in den angaben der pros. Edda über *ásgarðr* (c. 9 = 13, 6, 9; c. 14 = 17, 17; c. 15 = 21, 5, 6) als einen irdischen wohnsitz, von dem aus die asen sich zu ihrer himmlischen gerichtsstätte (am Urðarbrunnr) begeben, doch einen stärkeren einfluss des im Formáli besonders klar ausgesprochenen standpunktes der pros. Edda anzuerkennen, als ich dies Untersuch. 131 anm. 274 für zulässig hielt[4]. Jetzt kann ich meine ansicht hierüber in folgende vier sätze zusammenfassen:

2. a) der ältesten mythischen zeit war allerdings jede scharfe grenzlinie fremd, namentlich zwischen land- und luftwesen, vgl. W. Schwartz, Ursprung s. 12: „es verschmolz himmel und erde für sie (die menschen dieser zeit) in einander" und Henne (Deutsche volkssage s. 5) von den elementargeistern: „eigentliche luft- oder feuerwesen, welche von den erdwesen zu trennen wären, kennt die deutsche volkssage nicht". Aber auch über die vorgänge am gestirnten himmel bemerkt derselbe s. 8: „sie alle giengen zwischen himmel und erde vor". Daraus erläutert Henne, dass neben himmlischen (meist männlichen)

1) Mogk (Grundriss der germ. phil. I, 1114) will zwar den ausdruck davon herleiten, dass die erde sich in der mitte zwischen himmel und unterwelt befinde, doch stimmt seine auffassung sonst mehr zu der meinigen als zu der Simrocks.

2) Auch Grimms übersetzung „im mittelpunkte der welt" (Myth.[4] 682) hebt die unklarheit nicht; nach dem folgenden zu schliessen scheint Grimm an ein himmlisches Ásgarðr und Valhǫll zu denken.

3) In den (auch von der hs. U dargebotenen) ersten capp. des Formáli wird *heimr* sowol wie *verǫld* nur von der erde gebraucht; dem anfang von Form. c. 4 entspricht Gylf. 9 (= 13, 5—7).

4) Nicht zu übersehen ist freilich, dass auch Vǫl. 7, 8, sowie 60, 61 das treiben der götter in Iðavǫllr in etwas irdischem lichte erscheint, doch bedürfen diese strophen einer besonderen, eingehenden untersuchung. Die schwierigkeit dieser fragen erhellt auch aus Mogks äusserung (Grundriss der germ. phil. I, 1114): „wohin man Ásgarðr versetzte, darüber geben uns die quellen keinen aufschluss."

bald auch irdische (meist weibliche) gottheiten[1] hervortraten. Wenn dieser satz auch keineswegs so schroff zu verstehen ist, als ob es nicht auch weibliche luftgottheiten gäbe, so lässt doch auch er eine gewisse präponderanz der himmlischen götter schon in den noch fliessenden grenzen der ältesten zeit ganz gut erkennen. Dieses verhältnis stellt sich

b) in der historischen zeit zunächst noch klarer heraus, indem hier die götter oft geradezu „himmlische"[2], der hauptgott namentlich als himmelsgott gefasst wird. Eine erinnerung an die frühere freiheit blieb darin bewahrt, dass es auch erd-, wasser-, unterweltsgötter gab, dass der wohnsitz der himmlischen oft nur in der nähe des himmels, auf höheren bergen gedacht wurde; vgl. cap. V, § 3. Dieser standpunkt ist uns aus Homer geläufig; im ganzen ist es auch der der Lieder-Edda. Bisweilen freilich werden, wie im lat. nur superi und inferi, so nur die himmlisch-irdische asenwelt von dem reiche der Hel unterschieden, so namentlich Vǫl. 43[3]. Hier gehört gewissermassen alles, was von der sonne beschienen wird, zum göttergebiet. Umgekehrt kann auch die den göttern ähnliche macht der riesen bisweilen eine annäherung des göttergebietes an das der riesen erläutern[4], was als äusserste consequenz eine verlegung von Valhǫll in die unterwelt nach sich ziehen könnte, die aber nur für sehr späte zeit (d. h. für die per. c.) zuzugeben ist[5]. — Dieser im ganzen geordnete und übersichtliche zustand erfährt

1) Dieser ausdruck soll hier die niederen gottheiten mit einschliessen, weil der ältesten zeit mehr eine dämonen-, als wirkliche götterverehrung zukam, vgl. cap. I, § 6.

2) Vgl. Oldenberg, Ved. myth. 104, 176, 347. — Wie namentlich die griech. mythologie klar erkennen lässt, sind die götter nicht die von jeher ausschliesslich „himmlischen" gewesen, vielmehr haben die Titanen (dämonen) einen mindestens eben so alten anspruch darauf und werden auch bei Homer noch Οὐρανίωνες genannt, z. b. E 898; vgl. Autenrieth, Wb. zu den hom. ged. und die dort citierten belege. Im unterschiede von ihnen aber sind es die götter, die den himmel (de facto) in späterer zeit innehaben (ἔχουσιν); wie die Titanen in die tiefe wandern mussten, so im norden Hel und der wol aus einem älteren gewitterstrom abgeleitete Miðgarðsormr, vgl. s. 186, anm. 2.

3) Mit Schullerus (vgl. s. 330, anm. 2) stimme ich darin überein, dass diese strophe für sich betrachtet werden muss und wol nicht 42 als ursprünglich vorhergehend voraussetzt.

4) Neben Vafþr. 15 und 16 (vgl. dazu Untersuch. s. 78 anm. 43) kommt namentlich Grm. 11 in betracht, wo Þrymheimr unter den götterwohnsitzen wol deshalb erscheint, weil Þryms tochter Skaði unter die götter aufgenommen war.

5) Wenn Mogk (Grundriss I, 1116) sogar die Valhǫll der Grm. (namentlich wol wegen str. 21 und 22) in die unterwelt versetzen möchte, so kann ich dem nicht zustimmen; für die zeit Saxos sind solche vermischungen möglich, vgl. folg. anm.

c) in der euhemeristischen periode des nordens eine nicht unwesentliche verschiebung. Zunächst der gedanke, die götter des nordens mit denen des klassischen altertumes als gleichartig zusammenzufassen und ihrer historischen bedeutung irgendwie gerecht zu werden, dann der wunsch sie dem einen christlichen gotte, der nun selbst zunächst als himmelsgott aufgefasst wurde, bestimmt unterzuordnen liess die irdische seite und irdische wohnsitze der götter wider bevorzugen[1]. Wenn einst die götter der Griechen im Olymp nur wenig über der erde, so sollten diese asen ursprünglich im mittelpunkt der erdoberfläche, der auch als geistiges centrum gedacht wurde, ihr wesen getrieben und von dort nach norden gewandert sein[2]. Wie aber diese quasi-historische auffassung sich nur zufällig hier und da mit historischen wahrheiten deckt, so ist auch der versuch, der in Gylf. gemacht ist, zwischen irdischem wohnsitz und himmlischem wirkungskreis der hauptgötter zu unterscheiden[3] keineswegs mit konsequenz durchgeführt, vielmehr verwickelt sich der verfasser oft in widersprüche[4], nicht selten drückt er sich zweideutig aus[5]. — Wir sind daher genötigt, wo uns derartige berichte vorliegen, gewissermassen die darunter

1) Sie sollten jetzt etwa als heroen erscheinen. Die noch stärkere herabdrückung der götter, wie sie schon bei Saxo, mehr noch in den deutschen und ags. quellen zu erkennen ist, wird für die forschung weniger leicht irreführend als der gemilderte euhemerismus eines Snorri (in Ynglingasaga) und des verf. von Gylfag. — Vgl. über die herabrückung des himmlischen schauplatzes auf die erde auch Meyer, Germ. myth. s. 93.

2) Das centrum hebt namentlich Formáli zu Gylf. 3 und 4 (sowie Gylf. 9) hervor. Snorri lässt die asen wenigstens auch aus Asien kommen (Ynglings. 2).

3) Diese art der scheidung ist wenigstens eher mit den quellen in einklang zu bringen als die an und für sich auch mögliche umgekehrte, welche Simrock bevorzugt: Asgarđ liegt ihm über der welt und die asen reiten hinab zur gerichtsstätte. Aber sollte auch Grm. 31 an und für sich recht haben, hier kommt es wesentlich auf die darstellung von Gylf. an, die für diese periode unsere hauptquelle ist und c. 15 (= 21, 5, 6) heisst es ganz deutlich: *hvern dag ríđa æsir þangat upp um Bifrǫst brúna*, d. h. sie reiten von ihrem (irdischen) wohnsitze hinauf zu der gerichtsstätte am Urđarbrunnr.

4) Auch Gylf. kennt götterwohnungen am himmel, so in c. 17 und 22, wol auch 27 und 32; von stärkerem gewicht ist, dass Óđins hochsitz Hliđskjálf nach c. 9 in dem irdischen Ásgarđr, nach c. 17 in dem himmlischen Valaskjálf zu suchen ist. — Während sonst der wirkungskreis ein himmlischer ist (namentlich cap. 15), scheint nach c. 14 auch an ein gerichtshalten unter den menschen zu denken zu sein (*dœma međ sér orlǫg manna* 17, 13).

5) Über die lage von Valhǫll drückt sich der verfasser c. 2 so aus: *G. sá þar háva hǫll, svá at varla mátti sjá yfir hana.* Ähnlich vorsichtig heisst es cap. 9 von Ásgarđr: *þađan af gerđuz mǫrg tíđindi ok greinir, bæđi á jǫrđ ok í lopti.*

liegende ältere auffassung (= b) durch kombination wider zu gewinnen, welchen standpunkt ich mit

d) als den kritischen bezeichne. — Von diesem aus werden wir überall, wo an textkritisch unverdächtigen stellen mit besonderem nachdruck von dem wohnsitz oder der heimat der götter die rede ist, nicht an einen wohnsitz im unterschiede vom wirkungsgebiet, sondern an den himmlischen wohn- und wirkungsraum der götter im unterschied von den anders belegenen gebieten der riesen, zwerge und menschen zu denken haben. So wird das *ragna sjǫt* (sedes deorum) Vǫl. 41, 2 von den erklärern (auch von Müllenhoff, D. alt. V, 126) auf den himmel gedeutet und dass ich nicht irrte in Gylf. 34 das *fœddu æsir heima* = domi nutriebant asae auf den himmel zu beziehen, lässt sich schliesslich auch dadurch erhärten, dass gerade diesem wohnsitz besondere heiligkeit und unverletzlichkeit zugeschrieben wird (c. 34 schluss = 42, 9—12), ganz ebenso wie der himmlischen gerichtsstätte am Urđarbrunnr (c. 15 = 20, 4, 5). Auch wurde schon c. V, § 3 daran erinnert, dass in der schilderung des todes des lichtgottes Baldr, wo wider an einen vorgang in der sphäre des himmels zu denken ist, ein ähnlicher hinweis auf die heiligkeit des ortes sich findet (Gylf. 49 = 74, 22—23), während an anderem orte derselbe Loki, der zuerst geschont werden musste, nun ohne weiteres gefangen werden konnte (Gylf. 50 = 80, 6)[1]. — So stimmt hier alles zu der cap. V, § 3 gegebenen erklärung.

Excurs II.

Die einzelheiten des berichtes von der fesselung des wolfes.

1. Bei demjenigen teile der fesselung, welcher auf das verpfänden der hand seitens des gottes Týr folgt, ist zunächst eine etwas verschiedene anordnung der erzählung in U zu bemerken, welche ich der in WR in meiner ausgabe der pros. Edda 41, 9 fg. vorgezogen habe, da die wovte: *þá er æsirnir sá, at ulfrinn var bundinn međ fullu* da auffällig stehen, wo unmittelbar darauf eine weitere versicherung der fessel noch folgt. — Dazu kommt, dass bei den früheren versuchen der fesselung gemäss der angabe 39, 11 der wolf erst dann scheint

1) Dass der unterschied im lokal das entscheidende ist, geht daraus hervor, dass die c. 49 zu gunsten Baldrs geschworenen eide (73, 10) natürlich am wenigsten seinem mörder hätten frommen können; dieser musste durch den ort selbst geschützt sein.

die fessel gesprengt zu haben, als die asen erklärt hatten, dass sie ihrerseits fertig seien. So muss man erwarten, dass der wolf auch in diesem falle erst das „fertig!" der götter abwartete, bevor er sich gegen den boden stemmend seine kraft an der fessel erprobte: dieser forderung enspricht der U-text gleichfalls eher.

2. Eine noch weitere annäherung an die art, wie Lokis fesselung gedacht wurde (vgl. cap. V, § 6) zeigen die kurzen berichte in den handschriften A und M (Kph. II, 431 und 515). Während man nach U W R sich den wolf auf einer insel gebunden und nur die fessel in die erde gegraben zu denken hat, ist nach M und A von einem hügel (*hóll* = *hváll*) auf der insel die rede, in welchem sich der pflock Þviti befindet, was so gemeint zu sein scheint, als ob der wolf selbst in dem hügel gefesselt gedacht werde; die knappe fassung dieser texte erlaubt freilich kein ganz sicheres urteil. Es erübrigt endlich eine kurze betrachtung der einzelnen namen, die bei der fesselung uns genannt werden. Sie mögen hier in alphabetischer folge aufgeführt werden.

1. *Amsvartnir* (*Aursvartner* H nach Kph.) zu *svartr* gehörig, der fluss in welchem Fenrir gefesselt liegt.

Drómi, ein auch sonst im an. nicht unbekanntes wort, nach Vigf. = engl. *thrums*, name der zweiten fessel.

Gelgja ist nach UWR name eines an die fessel Gleipnir geknüpften strickes, nach AM (Kph. II, 431) die eines riegels oder pflockes. Zu der ersten bedeutung passt besser die kenning: *gelgju* (= funis = *baugs* oder *hrings*) *gálgi* = brachium (insofern der ring am arme hängt). Nach Egilsson Lex. poet. s. v.

Ginul heisst in M das loch, das in den pflock Þviti gebohrt ist (wol zu *gin*, *gína*).

Gjǫll, name des felsens, durch den der strick Gelgja nach UWR gezogen wird, wol zu *gjalla*, vgl. auch *Gjallar-brú*, *-horn* (Vigf.).

Gjǫlnar heissen die barthaare des wolfes (*granar*) in A und M; Vigf. vgl. engl. *gills* = kiemen.

Gleipnir, name der dritten fessel. Die erklärung ist zweifelhaft; an *gleypa* erinnert Egilsson anlässlich des kompos. *harðgleipnir* in einer strophe der Þórsdrápa des Eilífr (Kph. I, 296 = III, 33). Die bedeutung „wolf" beansprucht er jedoch nur für die betreffende stelle. Vigf. erklärt the lissom (= der glatte). Vgl. noch norw. *glipa* = offen stehen, klaffen; dän. *glippe* = gleiten, ausgleiten; *glippe* = blinken, blinzeln (Kaper).

Gnjǫll steht in A wol minder richtig für *Ginul.*

Hrœđa heisst in A und M der strick, welcher in U W R den namen Gelgja führt. Wol = *hræzla.*

Lyngvi wird die insel genannt, auf der Fenrir gefesselt liegt. Ob verwandt mit *lyng* = heidekraut? So N. M. Petersen, Nord. myth. s. 365. — Wol zufällig ist die ähnlichkeit, dass in morgenl. sprachen die milchstrasse als via straminis oder paleae bezeichnet wird (Grimm, Myth.[4] 296 anm.) vgl. w. u. § 4 gegen ende.

Læđingr (*Leuđ-* R), name der ersten fessel. Nach Möb. Anal. Norr.[2] VIII zu *lauđ* f. = draht.

Síglitnir, name des hügels auf der insel Lyngvi nach A und M, = semper (sive ubique) coruscans aut resplendens (= *Glitnir* mit dem verstärkenden *sí-*), Finn Magnussen, Lex. mythol. 68.

Ván (var. *Vam* U, *Van* H, *Vön* S nach Kph. I, 112). Die schreibung *Ván* ist zwar durch das wortspiel mit *ván* = spes in der str. Kph. II, 630 anscheinend als die richtige erwiesen; ist aber die skaldische auffassung gegen irrtum gefeit? Jedenfalls müsste dies *ván* seit der dämonischen auffassung des wolfes im sinne von „despair, agony“ (Vigf. s. v. *ván* III) genommen werden; die varr. lassen allenfalls auch an *vamm* = *vǫmm* oder mit Grundtvig (Petersen, Nord. myth. 365) an ags. *wan, won* = schwarz denken. Kann ein schaumfluss jedoch „schwarzfluss“ heissen?

Víl, name des in A und M hinzugesetzten zweiten flusses; bekannt im an. und ags. (misery Vigf.).

Þviti (var. *Þótti* M) wird in A und M einfach als *hæll* (pfahl, pflock), in den andern hss. als stein bezeichnet, der als *festarhæll* (haltpflock) für den strick Gelgja dient. Zu dieser letzten auffassung stimmt der sonstige gebrauch des wortes = stein (Vigf. s. v., Egilsson, Lex. poet. s. v.).

4. Sind einige der angeführten worte auch nicht ohne lexikalisches interesse, so weisen doch schon die vielen varr. der überlieferung auf eine nicht ganz gesicherte tradition mit jüngeren zusätzen hin[1]. War

1) Wenn es schwer oder unmöglich ist, den ältesten kern der fesselungsberichte scharf herauszuschälen, so ist mit einiger sicherheit doch nach abzug der evident jüngsten zutaten ein mittlerer stand der überlieferung in den drei fesselnamen *Læđingr, Drómi, Gleipnir*, in den angaben über die stoffe zu der letzten (vgl. Kph. II, 432; Bugge, N. F. s. 335; meine Unters. zur Sn. Edda s. 114); in der angabe, dass Fenrir auf einer insel gefesselt liege, ein schwert seinen rachen sperre, ein schaumfluss dem maule entrinne, zu erkennen. — Der rest ergibt sich teils als blosse vervielfältigung des älteren bestandes (so *Víl* neben *Ván*; die fessel *Gelgja* neben den

schon in den einfacheren berichten der sinn des mythus verdunkelt, so wird die skaldische tradition nur durch glücklichen zufall hier und da richtiges bewahrt haben. Aber von irgend einer einzelnen angabe, z. b. von dem namen *Lyngvi* aus eine erklärung des mythus zu versuchen (N. M. Petersen a. a. o.) kann unmöglich zu gesicherten ergebnissen führen; man erinnere sich hier nur an den namen *Lyngvi* als heldenname. Sollte man versuchen mit hinweis auf *Amsvartnir*. vielleicht auch *Ván* einen dämon der finsternis in Fenrir nachzuweisen, so würde der hügel *Síglitnir* diese finsternis jedesfalls auf die sternerhellte nacht reducieren. Wollte man den wasserdämon mit einem hinweis auf den fluss, in dem Fenrir gefangen liegt, zu retten suchen, so darf nicht übersehen werden, dass die skaldische überlieferung weit mehr gewicht auf die aus dem maule des wolfes fliessenden ströme legt: *ár II falla or munni honum — ok er því rétt at kalla vǫtn hráka hans* (Kph. II, 431). Diese schaumflüsse sind von meinem standpunkte aus ohne schwierigkeit zu deuten[1]. — Sollte man endlich einwenden, dass das von den skalden vorausgesetzte lokal jedesfalls nicht als himmlisches sich darstelle, so ist vielmehr zu betonen, dass die fesselung auf einer flussinsel (wobei nach der jüngeren auffassung die wasserarme in ähnlicher weise natürliche schranken bilden sollten wie bei dem zweikampfe, der *hólmganga*) zunächst wol verbietet an einen aufenthalt sei er unter der erde oder in der wassertiefe zu denken; die erdoberfläche aber gibt so viele berührungen mit der wolken- und luftregion, und so gemissermassen auch mit der himmlischen heimat der götter, dass hier die grenze von jeher eine schwankende war[2]. Allesfalls könnte man sogar versucht sein bei bei der insel, auf der Fenrir gefesselt lag, an einen jener inselartigen himmelsräume zu denken, die von den armen der milchstrasse umflossen sind. z. b. an die insel zwischen der Cassiopeja und dem schwan[3]; doch genügt mir der nachweis, dass irgendwie triftige gründe gegen meine erklärung des mythus auch aus der skaldischen terminologie sich nicht ergeben.

drei früheren), teils als einwirkung des mythus von der fesselung Lokis, vgl. cap. V, § 6; VII, § 4).

1) Cap. VI, § 9 gegen ende.

2) Vgl. excurs I, § 2.

3) Von andern möglichkeiten nur noch diese: wird das *Gjallarhorn* von Mannhardt (Götterwelt 259) richtig auf den donner bezogen, so kann der felsen *Gjǫll* ursprünglich als dröhnender wolkenberg gemeint sein. Auch die *Gjallarbrú* sucht derselbe forscher s. 320 am himmel.

STADE, DECBR. 1894. E. WILKEN.

ZUR ERKLÄRUNG VON GOETHES FAUST.

(Vgl. die früheren bemerkungen Ztschr. XXIII. 451—457. XXIV, 506—510. XXVI, 141.)

I, 525 (878) Bürgermädchen. Sie liess mich zwar in Sanct Andreas Nacht
Den künft'gen Liebsten leiblich sehen —
Die Andre. Mir zeigte sie ihn im Krystall.

Schröer erinnert an das geistersehen in der glaskugel im Grosskophta. Entgangen ist ihm die erzählung vom krystallschauen in den Deutschen sagen der brüder Grimm bd. 1, nr. 119, wo der ganze vorgang ausführlich geschildert ist. Es ist nicht unmöglich, dass Goethe von dieser erzählung aus der quelle (Joh. Rüsts Zeitverkürzung) kenntnis gehabt hat. Vielleicht bezieht er sich aber auf die in Deutschland noch weit verbreitete verwendung des zauberspiegels, in dem der zauberer oder die zauberin dem fragenden mädchen den künftigen gatten zeigt. Vgl. darüber, auch über die herstellung eines solchen zauberspiegels, Ad. Wuttke, Der deutsche volksaberglaube der gegenwart. 2. aufl. Berlin 1869 § 354. Da im Deutschen wörterbuche ein nachweis für krystall = spiegel fehlt, so gebe ich einen solchen vom jahre 1815. Er findet sich in Langbeins ballade „Die büsserin" (Neue verbess. aufl. der neueren gedichte. Leipzig, Dyk; o. j. s. 210). Hier wird erzählt, wie ein zauberer durch seine kunst auf bitten ihres gemahls bewirkt, dass eine eitle frau statt ihres bildes das eines scheusals im spiegel erschaut: „Doch als sie einen Monat lang Sich ehrlich ohne Heuchelzwang, Als Biederweib gehalten, Verschwand der Dunst Der schwarzen Kunst Und ihr geheimes Walten. Und wieder fand, mit Jubelschall, Die Dam' in jeglichem Krystall Den Schatz, den sie verloren."

1658 (2011) Der Geist der Medicin ist leicht zu fassen;
Ihr durchstudirt die gross' und kleine Welt
Um es am Ende gehn zu lassen
Wie's Gott gefällt.

Was unter der gross' und kleinen Welt zu verstehen sei, ist bei Düntzer, v. Loeper und Schröer nicht erklärt. Wir haben hier offenbar eine verdeutschung von Makrokosmus und Mikrokosmus (s. v. 65 fgg. und 1449). Zu vergleichen ist auch die im D. wb. VI, 196 angeführte stelle aus Hübners Handlungslexicon (v. j. 1722) 1111: „unser ganzer leib, der mikrokosmus, oder kleine welt, ist, in ansehung des macrocosmi, oder des grossen weltgebäudes, eine machina, wie die neuen medici solchen vielfältig machinam corporis humani betitteln."

Zur scene in Auerbachs keller 1720 (2073) fgg. ist zu bemerken, dass Zeche nicht nur eine zechgesellschaft, sondern geradezu ein wirtshaus bezeichnen kann. Vgl. Langbeins Neuere gedichte s. 478:

> Sieh, da brach ein Trupp Studenten
> Wild aus einer Zech' hervor.

Bezüglich des namens Brander hat Hartung an brand = rausch erinnert (s. Goethes Faust erl. v. H. Düntzer, Leipzig, Dyk'sche buchh. 1857. S. 264). Nun ist zwar dieser ausdruck nicht nur in studentischen kreisen, sondern auch in Baiern (s. Schmeller, B. W. I², 360) und am Rhein (s. Kehrein, Volkssprache und volkssitte im herzogtum Nassau I, 91) allgemein bekannt; auch nennt man dort nach einer bemerkung Riehls in „Land und leute" einen vollendeten zecher einen tüchtigen „brenner". Doch scheint mir der name, so ausgelegt, nicht charakteristisch genug. Andere erinnern an brandfuchs = student im zweiten halbjahre (eigentlich: fuchs mit schwarzem bauche, schwarzer schwanzspitze und schwarzen läufen); aber auch diese ableitung ist wenig wahrscheinlich, denn Brander im Faust ist, wie auch Schröer bemerkt, ein alter bursch, der den andern gegenüber eine gewisse überlegenheit zeigt. In Nassau (s. Kehrein a. a. o.) sagt man: *Dat ess'n kerl, wie'n brand,* wofür man sonst die bezeichnung hat: „Das ist ein kerl, wie ein baum." Ein „brander" wäre danach ein dicker, starker mensch. Ob die im D. wb. angeführte schweizerische bezeichnung *brander* = böses weib hiermit zusammenhängt, oder ob sie, wie Grimm annimmt, auf das „brandschiff" zurückgeht, vermag ich nicht zu entscheiden.

3222 (3575) Das Kränzel reissen die Buben ihr,
Und Häckerling streuen wir vor die Thür.

Diese sitte erwähnt Gottfried Kinkel in seiner im oberen Ahrtale spielenden novelle Margret (1847), abgedruckt im Deutschen novellenschatz, herausgegeben von Paul Heyse und Hermann Kurz 4, 233: „So fügte sie sich dem unrecht, das stets den unglücklichen verfolgt; aber mit blutsverwandten, die so unbrüderlich an ihr gehandelt hatten, vermochte sie nicht mehr zu leben, und die vorstellung war ihr unerträglich, dass eine boshafte hand vielleicht auf derselben schwelle des vaterhauses ihr häksel streuen könnte, wo einst an jedem ersten maitag grünes mailaub für sie geprangt hatte." In der von Schröer citierten stelle aus Schmeller II², 803 ist nur der strohkranz erwähnt, und der strohmann, der „allzulustigen" dirnen vor das fenster gestellt wird.

3437 Und unter deinem Herzen
Regt sich's nicht quillend schon,
Und ängstigt dich und sich
Mit ahnungsvoller Gegenwart?

Die verse lauteten in ursprünglicher gestalt nach der Göchhausenschen abschrift (herausg. von Erich Schmidt. 2. abdr. Weimar 1888):

[V. 1324] Und unter deinem Herzen,
Schlägt da nicht quillend schon,
Brandschande Maalgeburt!
Und ängstet dich und sich
Mit ahnde voller Gegenwart.

Von den später getilgten worten brandschande und maalgeburt, die, soviel ich weiss, bisher noch nicht erklärt sind, ist das erste unzweifelhaft eine zusammensetzung mit brand in der im Deutschen wb. bd. II, 296 sp. 11 verzeichneten bedeutung: „brand, mola, unzeitig abgehende leibesfrucht . . . gleichsam verbrannte leibesfrucht oder gestocktes schwarzes blut." Bei maal könnte man an mâl in der bedeutung: flecken, sündliche befleckung (vgl. Weigands Deutsch. wb. II, 14) denken; wahrscheinlicher ist es jedoch, dass wir darin nichts anderes als eine volksetymologische umdeutung des lat. *mola* zu erkennen haben. Dies wird in Plinius nat. hist. 7, 15, 13 folgendermassen erklärt: „Ea est caro informis, inanima, ferri ictum et aciem respuens: et, ut partus, alias letalis, alias una senescens, aliquando alvo citatiore excedens. Simile quiddam et in viris in ventre gignitur, quod vocant scirrhon." Auch ins englische ist das lat. *mola* in der form *mole* [„a mass of fleshy matter generated in the uterus." Webster] eingedrungen; ebenso findet sich *môle* in dieser bedeutung in jedem französischen wörterbuche.

II, 397 (5009) Der Bauer, der die Furche pflügt,
Hebt einen Goldtopf mit der Scholle,
Salpeter hofft er von der Leimenwand
Und findet golden-goldne Rolle,
Erschreckt, erfreut in kümmerlicher Hand.

Ztschr. XXIII, 401 habe ich schon bemerkt, dass kümmerlich hier in der bedeutung von „ärmlich" steht. Ich bemerke dazu noch folgendes: Im mnd. ist kummer = not, mangel; diese bedeutung ist auch in neueren mundarten (s. Woestes Westfälisches und Stürenburgs Ostfriesisches wb.) noch lebendig. Überhaupt ist kummer in seiner gemeinhochdeutschen bedeutung, wie Vilmar im Kurhessischen

idiotikon s. 231 bemerkt, in manchen gegenden bei dem volke durchaus nicht üblich und ihm nicht einmal verständlich. Auch in der verbindung „hunger und kummer leiden“ sind hunger und kummer ursprünglich synonyma. Ebenso ist „Es geht ihm kümmerlich“ = „er leidet mangel und not“. Goethe gebraucht hier also das adject. kümmerlich in einer bedeutung, die das adv. noch allgemein hat. Im übrigen bemerkt Schröer mit recht, dass nicht die hand, sondern der bauer kümmerlich ist; doch ist das wort nicht in dem im D. wb. 5, 2605 angegebenen sinne zu fassen, sondern durch „mangel leidend, nothaft“ widerzugeben. Die dichterische freiheit, die sich Goethe genommen, ist nicht grösser als wenn z. b. Fr. Hebbel in „Mutter und kind“ 7. gesang (Werke, neueste ausg. bd. VIII, s. 261 z. 5 v. u.) vom „dürftigen pfennig“ spricht. — Es mag noch bemerkt werden, dass salpeter (*sal petrae* oder *patrae*) ein gepriesenes heilmittel der alten zeit war.

3190 [7802] Das war ein Pfad, nun ist's ein Graus.

Zu meiner bemerkung Ztschr. XXVI, 141 trage ich jetzt eine stelle aus Jeremias Gotthelf (Werke, Cottasche volksausg. bd. 3, s. 122) nach, in welcher graus in völlig gleicher bedeutung erscheint, wie in der dort angeführten aus Lichtwer. Es heisst hier in der erzählung „Barthli, der Korber“ nach einer durch ein gewitter veranlassten verwüstung: „Die ganze nacht stand der gestrige nachmittag vor seinen (des mädchens) augen, als wie ein grosses bewegliches gemälde. Es dachte nicht, es schaute nur, fühlte die angst rieseln durch mark und bein; es war ihm das herz eingeklemmt, dass es oft kaum athem hatte, und doch war ihm wol dabei, es war ihm, als ob hinter dem graus die sonne stehe und bald schöner als nie scheinen werde und die greuel verklären und alles vergehen ... Zu greuel vgl. Faust II, 5458 (10,069): Steigst ab in solcher Gräuel Mitten, Im grässlich gähnenden Gestein?

II, 5524 (10136) (Mephistopheles)

Ich suchte mir so eine Hauptstadt aus,
Im Kerne Bürgernahrungsgraus,
Krummenge Gässchen, spitze Giebeln,
Beschränkten Markt, Kohl, Rüben, Zwiebeln;
Fleischbänke, wo die Schmeissen hausen,
Die fetten Braten anzuschmausen;
Da findest du zu jeder Zeit
Gewiss Gestank und Thätigkeit.

Im ersten buche von Dichtung und wahrheit (Hempels ausg. s. 14) berichtet Goethe: „Man verlor sich in die alte Gewerbstadt, und besonders Markttages gern in dem Gewühl, das sich um die Bartholomäuskirche herum versammelte. Hier hatte sich von den frühsten Zeiten an die Menge der Verkäufer und Krämer über einander gedrängt, und wegen einer solchen Besitznahme konnte nicht leicht in den neuern Zeiten eine geräumige und heitere Anstalt Platz finden. Die Buden des sogenannten Pfarreisen waren uns Kindern sehr bedeutend, und wir trugen manchen Batzen hin, um uns farbige, mit goldenen Thieren bedruckte Bogen anzuschaffen. Nur selten aber mochte man sich über den beschränkten, vollgepfropften und unreinlichen Marktplatz hindrängen. So erinnere ich mich auch, dass ich immer mit Entsetzen vor den daranstossenden, engen und hässlichen Fleischbänken geflohen bin." Die vergleichung beider stellen ergibt deutlich, dass Goethe bei der abfassung obiger verse des Faust Frankfurter jugenderinnerungen vorschwebten. Zugleich bietet die angeführte stelle von „Dichtung und wahrheit" einen weiteren beweis dafür, dass Bürgernahrungsgraus nicht mit Schröer als ein „Steinhaufen, in dem sich der bürger nährt" zu fassen ist. Der eigentümliche ausdruck soll vielmehr bezeichnen, dass die in den folgenden versen aufgezählten gegenstände der bürgerlichen nahrung (d. h. hier in dem sinne, wie er in Luthers Kleinem katechismus erscheint, alle zur erwerbung desselben dienende hantierung) Mephistopheles abscheu erregen, wie einst den jungen Goethe in Frankfurt das entsetzen vor den hässlichen fleischbänken in die flucht trieb.

Interessant ist es zu sehen, wie einer unserer neusten schriftsteller, Alfred Friedmann, in seiner novelle „Die erzählung des Henkers von Bologna" (Reclams Universal-bibliothek 2871, 72 s. 83) Goethes verse in prosa aufgelöst bei einer schilderung des alten Bologna verwandt hat: „Andrea strich durch krum-enge gässchen, an spitzgiebligen häuschen vorbei; auf einem beschränkten markte bot man den mit körben dahinhuschenden mägden kohl, rüben, zwiebeln, citronen, orangen, getrocknete trauben an. Über den fleischbänken schwärmten die schmeissfliegen als erste festgenossen zu den fetten braten, und es fehlte nicht an lärm und geschrei, üblem geruch und allerhand eilender tätigkeit."

6604 (11216) Die bunten Vögel kommen morgen,
Für die werd' ich zum Besten sorgen.

Es scheint mir natürlicher unter den bunten vögeln mit Düntzer das tolle, ausgelassene matrosenvolk zu verstehen, als die buntbewimpelten

schiffe. Auch Schröer erinnert daran, dass Goethe mit dem ausdruck vögel eine volksmasse zu bezeichnen pflegt. Sollte dem dichter vielleicht die volksetymologische form vagelbunte für vagabund vorgeschwebt haben? Ähnliches, wie die anlehnung an die alte sprichwörtliche redensart „stank für dank“ v. 6576 (11188) fgg. [vgl. Redentiner spiel v. 1389, 1429], macht dies nicht unwahrscheinlich.

NORTHEIM. R. SPRENGER.

LITTERATUR.

Goethe's werke. Herausgegeben im auftrage der grossherzogin Sophie von Sachsen. I. band 13, 1. 16, 17 und 24; III. band 6. IV. band 15, 16. Weimar, Hermann Böhlau. 1894.

Von den vier bänden der eigentlichen werke haben wir nur zwei näher zu besprechen, da von dem dreizehnten noch die zweite abteilung aussteht, die ausser der ungedruckten bearbeitung von Kotzebue's „Schutzgeist“ „Paralipomena“ und die lesarten zu den stücken der ersten abteilung bringen wird, der vierundzwanzigste bloss die beiden ersten bücher von „Wilhelm Meisters wanderjahren“ ohne die lesarten gibt. Der sechszehnte entspricht wesentlich dem dreizehnten der ausgabe letzter hand; hinzugetreten sind aus dem vierten bande der grosse maskenzug vom december 1818 und aus dem gedruckten nachlass das „Requiem des frohsten mannes des jahrhunderts“; zum ersten male erscheinen hier „Schillers totenfeier“ von 1805 (mit einem facsimile der handschrift) und zweiundzwanzig verse einer „Kantate zum reformationsfeste“ (1817), deren entwürfe schon aus dem briefwechsel mit Zelter bekannt waren. Die herausgabe war unter bewährte Goethekenner verteilt worden, die den ganzen reichen schatz handschriftlicher überlieferung und der massgebenden drucke, freilich nicht nach durchaus übereinstimmenden ansichten, verwertet haben, wodurch für die kritik dieser mannigfaltigen dichtungen ein sicherer boden gewonnen ist.

Den anfang bildet das „Neueröffnete moralisch-politische puppenspiel“, unter welchem schilde im jahre 1774 der „Prolog“, das „Jahrmarktsfest“ und „Pater Brey“ erschienen waren; hier tritt zwischen die beiden letzten stücke etwas auffallend „Das neueste von Plundersweilern“ von (1781); jedes der vier stücke mit ausnahme des „Prologs“ hat ein besonderes titelblatt; ja das inhaltsverzeichnis hat auch „Das neueste“ unter das „Puppenspiel“ gestellt, „Pater Brey“ davon ausgeschlossen. Wir bezweifeln die behauptung (s. 397), die behandlung des textes des „Jahrmarktsfestes“ sei nach Goethe's tode ohne dessen genehmigung erfolgt, vielmehr dürfte dieser dem vorschlag Riemers zugestimmt haben, da bestimmungen über änderungen in einer späteren ausgabe seiner werke getroffen worden, wie wir es von der „Italienischen reise“ und den „Wanderjahren“ wissen, es von dem titel „Dichtung und wahrheit“ mehr als wahrscheinlich ist, und so auch von den anstössigen stellen im „Jahrmarktsfest“. Die neue vergleichung der eigenhändigen handschrift des „Prologs“ hat abweichungen von der Maltzahnschen an drei stellen ergeben, wobei es auffällt, dass vers 16 auch hier, wie in den drucken, „Will“ statt „Mitt“ steht, so dass man „Will“ statt des gangbaren „Mittel“ oder „Mitte“ für beabsichtigt halten muss. Die vermutung H 3

stamme aus der im jahre 1782 der herzogin-mutter geschenkten handschriftlichen sammlung seiner „Ungedruckten schriften“ scheint uns dadurch widerlegt, dass Goethe diese 1786 an Herder gab, um sie für den druck durchzugehen; ist doch kaum anzunehmen, Goethe habe sich sein geschenk zu diesem zwecke zurückgeben lassen, um es als sein eigentum zu benutzen. Freilich stammt die in schrift und papier ganz ähnliche handschrift der „Lila“ und der „Vögel“ sowie die der „Briefe aus der Schweiz“ aus jenem geschenk, aber diese tragen auch die aufschriften „Goethe's ungedruckte schriften I. heft, II. heft“ und auf dem deckel das wappen der herzogin-mutter und sind nicht von Herder durchcorrigiert. Ebensowenig war die handschrift des singstücks „Jery und Bätely“ trotz der gleichheit von schrift und papier in dem besitze von Anna Amalia; sie ist nicht als heft von Goethe's „Ungedruckten schriften“ bezeichnet, trägt auch nicht das wappen der herzogin, und Goethe hat sie mit nach Italien genommen, um sie zum drucke durchzusehen. Auf die seltsame annahme, Goethe habe sich die einst der herzogin-mutter geschenkten handschriften zur durchsicht für den druck geben lassen, und sie nicht zurückerstattet, würde man nicht geraten sein, hätte man sich erinnert, dass Goethe schon 1781, ehe er kostbar gebundene hefte zu ihrem geburtstag dieser verehrte, ohne zweifel gleich geschriebene abschriften auf gleichem papier als weihnachtsgeschenk der frau v. Stein gegeben, die er dann binden lassen wollte. Vgl. meine „Charlotte von Stein“ I, 165 fgg. Von ihr sich die abschriften der stücke zu erbitten, die er unter seinen papieren nicht fand, lag sehr nahe. Wir wissen, dass er sich von ihr die abschrift seiner „Iphigenie“ geben liess, um sie Wieland zur durchsicht mitzuteilen. Die vorhandenen abschriften, die sich aus dem geschenke an die herzogin-mutter im Goethearchiv fanden, erhielt Goethe wol erst nach ihrem tode zurück.

Zum „Jahrmarktsfest“ hatte Goethe Herders änderungen, besonders seine satzzeichnung, benutzt; diese nahm er nicht alle auf, aber zuweilen eine ungehörige. S. 4 hatte Herder das rheinische „cujonirt“ (von cujon, schelm, das sich in „Pater Brey“ 286 findet) nicht verstanden, und deshalb durch ein NB. beanstandet. Goethe setzte dafür ohne not „schikanirt“. Dass 494 das von Herder angenommene „hälf“ schlechter sei als Goethes „hülf“, hat der herausgeber bemerkt. Mit recht hat dieser auch 184 manch' statt des 1789 aus versehen hereingekommenen die hergestellt. Verfehlt aber ist seine vermutung zu 179, „panton“ sei abkürzung von „pantomime“; es war wol eine gangbare bezeichnung des zigeunerburschen, die Goethe sich gemerkt hatte. Dagegen scheint das zuerst nach 403 vorkommende „Marcia“ zur bezeichnung des marktschreiers wol ein im freundeskreise beliebter scherzhafter ausdruck. In den auftritten zwischen Ahasverus und Haman, worin zwei lücken nach Salzmanns exemplar ausgefüllt sind (s. 401 fg.), war 27 „tapfer“ eine verfehlte vermutung Mommsens für „tapfern“, die nur statthaft wäre, stände vorher sie statt wir. „Tapfer“ war gangbares beiwort der kinder im sinne von „stark“.

Beim „Neuesten von Plundersweilern“ werden aus dem Wiener druck von 1817, der gewöhnlich für einen nachdruck der gleichzeitigen Cotta'schen ausgabe gilt, die merkwürdigen abweichungen von dieser angeführt, weil sie mit den handschriften übereinstimmen. Gleichzeitig hat Seuffert im „Goethe-jahrbuch“ XV, 157—170 untersuchungen über diese Wiener ausgabe in bezug auf die erzählung „Die guten weiber“ angestellt, woraus sich ergibt, dass bei ihr eine andere vorlage benutzt worden sein müsse. Goethe hatte wirklich von den in der früheren Cotta'schen ausgabe noch nicht gedruckten dichtungen abschriften nach Wien geschickt, worin man aus der handschrift mehrere stellen aufgenommen hatte, welche in der früher nach Stutt-

gart geschickten druckvorlage verändert waren. Später liess er einen abdruck des „Divan" mit verbesserung der druckfehler nach Wien abgehen. Die abweichungen in B 1 haben demnach nur geschichtlichen wert gegenüber den für die Cotta'sche ausgabe festgesetzten lesarten. S. 408 fg. finden wir eine einleitung, welche Goethe zu dem „Neuesten" am 6. december (dem Nikolaitage) 1827 für Tiefurt geschrieben, wo das betreffende bild sich findet. Die bescherung am Nikolaitage, an deren stelle erst seit der reformation die zu weihnachten trat, hatte sich auch an manchen deutschen orten, wie zu Gotha, erhalten, in Weimar war sie vielleicht durch die russische grossfürstin, die gemahlin des erbprinzen, eingeführt worden, da sie in ihrer heimat allgemein am tage des hauptheiligen stattfand. — Zu 276: „Und bringt den Alten fast den tod", fragt der herausgeber: „nämlich Wurstel und dem Mann in reifrock?" Aber Wurstel, der den alten immerfort neckt, kann nicht auch sich selbst „den tod drohen", wie es die folgende rotte tut. Demnach könnte man mit Schöll dem Alten fordern, aber die alten sind die, welche in dieser bude noch immer spielen, die vertreter der klassischen französischen tragödie. Vgl. 266 „vor alters".

In den beiden aus den neunziger jahren stammenden parabeln und der legende von 1797 habe ich, um einen fuss mit drei senkungen zu vermeiden, „'nen" statt „einen", „fröhl'che" statt „fröhliche", „'ne" statt „eine" gesetzt. Der herausgeber lässt die überlästigen silben stehen, meint aber: „eher ein'n oder ein'", wonach er denn auch an der dritten stelle „eher noch ein" möchte. Der einzige grund dieses „eher" bildet die verweisung auf die anmerkungen zu fünf versen des 1776 gedichteten „Hans Sachs". Diese anmerkungen aber enthalten nur die angabe der lesarten, wonach 31 „ein" für „einen" (ein'n) steht, 116 gedruckt ist „n'n" oder „en" (statt „einen"), 66 und 86 „ein'm", 72 „sein'n". Merkwürdig scheint, dass metrisch hier nirgends die verkürzte form nötig ist, da in demselben gedichte „eine", „einen", „einem" die senkung des fusses bilden (4, 11, 19, 29, 80), wie auch „ihre" (56). Aus dem recht schwankenden gebrauch seines „Hans Sachs" auf Goethe's gebrauch in den neunziger jahren zu schliessen, sind wir in keinem falle berechtigt. Auch Schiller und Herder haben in dieser zeit „'nen" statt „einen", selbst „'mal" statt „einmal". Warum hat der herausgeber nicht das in die neunziger jahre fallende gedicht „Künstlers fug und recht" beachtet, wo auch die Weimarer ausgabe (II, 192 fgg.) „'nen" (statt „einen"), wie auch „ihn'n" hat. Wenn auch Goethe in den siebziger jahren sich bei solchen verkürzungen des wegfalls der letzten silbe bediente, so hat er doch später die erste abgestossen, wie er auch „'nein", „'naus", „'rum", „'s" (für „das") brauchte. Freilich im zweiten „Faust" 6813 findet sich das Frankfurter „noch e' wein", dagegen ist im ersten 3620 das ursprüngliche „bei em gelag" in „bei einem gelag" verändert. Eine durchgängige gleichheit wird hier schwer herzustellen sein, wie denn auch die Weimarische ausgabe sie nicht erstrebt hat; in unserem bande dürfte sie zu weit gegangen sein, ohne sie ganz zu erreichen. Misslich war es, dass die betreffenden stücke von verschiedenen bearbeitet wurden, wenn diese auch darin übereinstimmen, dass sie auf das metrische zu wenig achten und das zeichen eines ausgefallenen vokals oder einer silbe ungleichmässig anwenden. Wenn im „Pater Brey" 77 mit „Mein tochter" beginnt, so muss auch 53 „mein" statt „meine" stehen, da der vers nur so gelesen werden kann. 316 ist „ein" unnötige änderung für „einen", da so „meinen", „meinem", „seiner" den jambus beginnen. So ist das ursprüngliche „keinen" trotz Himburgs „kein'" beizubehalten oder zu „kein'n" zu machen. Überhaupt entbehrt man hier ein bild,

wie die ausgaben mit den formen umgesprungen sind. Im „Satyros“ wird der letzte vokal abgestossen in „steif'“, „ander'“, „ein'“, „ewig'“, dagegen stehen 94 „eine“, 95 „ein's“, 96 „mein'n“, 162 „mein'n“, aber es ist 105 „seinen“ durchgeschlüpft, wo der vers „sein'n“ oder vorher „narr'n“ verlangt, und ähnlich manches andere. Der herausgeber bemerkt zu der stelle der ersten parabel: „das überlieferte einen gäbe drei senkungssilben des taktes, was immerhin anstössig und unrhythmisch, wenn auch nicht ohne scheinbare parallelen in Goethe's knittelversen wäre“, wonach er denn auch in der zweiten parabel sich den vers: „Dass mir so fröhliche gesellen begegnen“ gefallen lässt. Aber diese fälle mussten doch genauer bestimmt werden. Sie finden sich besonders in den „zahmen Xenien“ und sind entweder durch die aussprache und die danach gebotene elision eines vokals zu beseitigen oder als versehen zu betrachten. Ich habe bei anderer gelegenheit weiter ausgeführt, wie nachlässig Goethe's ausgaben besonders mit den abgebogenen formen der wörter auf ich und ig verfahren, bei denen der dichter auch eine uns härter scheinende elision nicht scheut.

Bei „Hans Sachsens poetischer sendung“ wird mit grosser genauigkeit über die lesarten berichtet. 6 hat man neuerdings die lesart des ersten druckes „an den“ dem mit recht früher beibehaltenen „an dem“ vorgezogen. Aber der meister steckt nicht sonntagsmorgens die ahl an den arbeitskasten, er hat dies schon am vorigen abend getan. 7 scheint mir „sieb'ntem“ ungehörig, da ein anapästischer versschluss sich auch 65, 87, 95, 118 findet. 57 ist doch die zusammensetzung „natur-genius“ mir bedenklich; ich ziehe „Der natur genius“ vor. Prosodisch klingt der vers, der mit einem anapäst beginnt, freilich etwas hart, aber nicht weniger der anfang des folgenden „Soll dich führen“, noch mehr 62: „Schieben, reissen, drängen und reiben“, und vollends 59 „Soll dir zeigen alles leben“. Aber dieser dürfte dreifüssig sein und anapästisch beginnen. Dass 179 „weil er“ weit besser als „wie er“ sei, möchte ich nicht zugeben.

Von „Künstlers erdenwallen“ lag die schöne reinschrift von 1774 vor, die mehrere abweichungen zeigt; so fehlt 29 die frage der frau: „Bist schon wach?“ In „Künstlers apotheose“, wovon keine handschrift sich erhalten hat, ist E. Schmidts unzweifelhafte verbesserung „im (statt „ein“) schwefelpfuhl“ aufgenommen, wobei zu bemerken war, dass „schwefelpfuhl“ die biblische bezeichnung der hölle ist. Vom „Epilog zu Schillers glocke“ konnte die erste fassung verglichen werden. Eine handschrift der „Geheimnisse“ ist nicht vorhanden mit ausnahme von drei ursprünglich dazu gedichteten stanzen. Bedauerlich ist, dass hier drei im drucke durchgegangene versehen in den „lesarten“ verbessert werden mussten. Unter den vorbemerkungen zum maskenzug „Die romantische poesie“ wird vermutet, der erste entwurf rühre von Riemer her; dies ist an sich höchst unwahrscheinlich, als unmöglich erweist es sich durch das was wir aktenmässig wissen. Des herausgebers begründung, Riemer habe den titel und das vorwort geschrieben, ist eben gar keine. Sonst sind die hier und zu dem grossen maskenzug von 1818 gemachten mitteilungen höchst dankenswert, doch hat sich die redaktion genötigt gesehen, die vers 148 gemachte änderung des zweiten sich's in sich zurückzunehmen, da nicht der geringste stichhaltige grund für einen vom herausgeber angenommenen hartnäckigen fehler zu finden ist. Als Paralipomena zu dem zuge erhalten wir auch sechs versuchte verse auf demselben blatte, das den anfang und das ende der einführung Mahomets und den beginn des auftretens des Götz enthält. Sie waren wol zur persönlichen einführung Mahomets bestimmt, während die wirkliche abfassung sich ganz auf das von Goethe übersetzte stück Voltaire's bezieht.

Zu dem festspiel: „Des Epimenides erwachen“ ist der umfangreiche stoff in genauer bearbeitung gegeben. Nicht billigen können wir die annahme, die handschrift des programms H 2 sei jünger als H und H 1, erst zur zeit entworfen, wo Goethe Ifflands brief vom 28. mai erhalten hatte; denn alle auf diesen bezüglichen stellen der beiden anderen handschriften fehlen hier. Wenn 462 Göttling die worte „Weigert sich die süsse braut“ nicht ganz klar fand und er deshalb Goethe zur änderung veranlasste, so übersah er, dass hier „weigern“ im sinne von „verweigern“ steht mit abhängigem accusativ („das verlangen“). Höchst anziehend ist die mitteilung des zwischen 901 und 902 ausgefallenen auftrittes mit den auf Bernadotte bezüglichen versen des Epimenides.

Die bedeutendste neue gabe dieses bandes ist „Schillers totenfeier“, die Suphan im anhange uns bieten konnte. Schon auf der Berliner Goetheausstellung von 1861 hatte man ein darauf bezügliches blatt Goethe's gesehen, das dieser bald nach Schillers tod dem gemeinschaftlichem freunde Zelter gegeben hatte. Einen vollständigen abdruck der in ihrer kürze rätselhaften inhaltsangabe brachte die Hempel'sche ausgabe von Goethe. Suphan entdeckte im Goethearchiv drei andere dazu gehörige aufzeichnungen Goethe's. Auf einem schmalen quartblatt befand sich ausser jener Zelter gegebenen mitteilung nebst einem zusatz auf der rückseite ein flüchtiger entwurf eines auftritts, worin tod und schlaf erscheinen, der erste von verschiedenen angesprochen wird. Auf einem zweiten findet sich das scenarium von vier auftritten und eine figürliche übersicht des aufbaues. Die weiteste ausführung der zu Schillers geburtstag, den 10. november seines todesjahres, auf der Weimarischen bühne zu gebenden totenfeier enthält ein quartheft, von welchem zehn blätter nummeriert und beschrieben sind, die beiden ersten mit den namen der auftretenden personen, die drei folgenden mit versen der ausführung, die fünf letzten mit einem den inhalt oder den sprecher bezeichnenden wort, bloss blatt 6 gibt auf der vorderseite das wort „dichtung“ nebst zwei versen, auf der rückseite „dichtung allein“. Der herausgeber hat später in der „Deutschen rundschau“ einen feinsinnigen versuch gemacht, den plan der merkwürdigen dichtung zu erraten. In allen hauptpunkten stimme ich bei. Dort liest Suphan jetzt z. 7 der ersten handschrift mit dem wider aufgefundenen von Goethe an Zelter gegebenen blatte richtig „zum katafalk“ statt „ins tr(aurige?)“. Fest steht, dass eine fröhliche feier der volkstümlichkeit Schillers von allen altern, jünglingen, jungfrauen, männern und greisen die einleitung bilden sollte, wobei einzelne personen seiner dichtung hervortraten; doch war die erfindung dieses eingangs noch nicht abgeschlossen. Unterbrochen wird die festfeier durch einen heftigen donnerschlag, wie in der „Jungfrau von Orleans“, und es erscheint der tod (Thanatos) mit seinem zwillingsbruder, dem schlaf (Hypnos), um anzukündigen, dass er gekommen, den gefeierten dichter abzurufen, wie bei den alten der tod oder Persephone an die türe klopft. In Goethe's weise lag es, die wirklichen verhältnisse, die er dichterisch verklärt, umzugestalten. Wir erinnern nur an das gedicht auf Mieding's tod, an die vision in dem glückwunsch zum geburtstag des herzogs „Ilmenau“ und an den „Epilog zu Schillers glocke“. So stirbt hier Schiller nicht nach einer krankheit, sondern ganz unerwartet. Vergebens suchen jünglinge, mädchen, mann und greis den geliebten dichter vom tod zu erbitten. An die stelle derselben traten im späteren schema andere. Ich lese die stelle so: „Tod, aufgefordert (statt „aufgehört“)“ von (statt „vom“) der verwandtschaft (statt „verwandten“), der liebe (das wort steht als verbesserung über „Freundschaft“), der weisheit, der poesie.“ Ich kann um so weniger mit Suphan annehmen, dass „aufgehört“ die rede des todes in dem satze: „Es ist

am ende" andeuten soll, als das folgende „von" dann unerklärt bleibt. Die ankündigung des todes hat Goethe gar nicht angedeutet. Bei der späteren ausführung war zuerst geschrieben: „Verwandtschaft", dann daneben und darüber: „Chor der jugend" χασιγνετη[1] gattin, kinder". Das griechische wort, wie mehrere andere, hatte Goethe mit blei über das deutsche geschrieben. Die überschrift änderte er dann in „Gattin und junger chor" und von der gattin hiess es darauf „sich und die kinder darstellend". Ein paar schöne verse sind ausgeführt. Statt der „Freundschaft" gab die ausführung „Freund und älterer chor". Goethe's eigene klage um den freund hört man bei der ausführung: „Wer reicht mir die hand beim versinken ins reale? Wer gibt so hohe gabe? „Wer nimmt so freundlich an, was ich zu geben habe?" In mehreren versen ist des todes antwort treffend ausgeführt, gar nicht die „Klagen im abwechselnden chor". Vor der bitte der weisheit ist bei der ausführung des Vaterlandes (verbessert in Deutschland) eine herbe erwiderung eingeschoben. Unerbittlich entfernt sich der tod. Bei der verwandlung der scene erscheint ein katafalk, wol in einer kirche wie in Schillers „Braut von Messina". Vor diesem beginnt der trauergesang; in der zweiten fassung hiess es „die chöre", in der letzten handschrift wohl mit beziehung auf Schillers so überschriebenes gedicht „Nänie". Suphan lässt sie singen, während die verwandlung sich vollzieht. Der „epilog" wird vor dem katafalk gesprochen vom vaterlande. Im zweiten schema steht in der mitte des dritten auftritts „Vaterland", zu beiden seiten „Chöre". Am schlusse hiess es zuerst: „Verwandlung ins heitre. Gloria in excelsis." Die figürliche darstellung hat in der spitze der pyramide die zahl 3, im dritten auftritt 2 über „Vaterland", im zweiten 1 über „Thanatos. Hypnos". Der letzte entwurf gibt hier nur „Magnificat". Es bedarf keines wortes, dass hier die verklärung im himmel gemeint ist, aus welchem, wie es im epilog zur „Glocke" heisst, „sein verklärtes wesen herniederschaut". Am ende des zweiten „Faust" erscheint den teufeln der hölle gegenüber „Glorie von oben rechts", und darin die „himmlische heerschaar". Der chor sollte hier die verklärung und rasche weiterentwicklung feiern wie im „Faust" die seligen knaben.

Bei den ansätzen zur „Kantate", die den band schliessen, ist zu bemerken, dass 5 fg. als gestrichen zu betrachten sind, zu „sonne" (7) etwa „leuchtet" zu denken ist und „Baal" (19) anrede sein soll. Am schlusse ist wol „denken" statt „deuten" zu lesen, wie es z. b. Iphigenie 1765 steht.

Zur herstellung des siebzehnten bandes, der dem vierzehnten der ausgabe letzter hand entspricht, wurde die arbeit auf vier anerkannte kritiker verteilt, von denen einer sich um die von ihm übernommene dichtung schon früher verdient gemacht hatte. Die bearbeitungen sind auch hier nicht ganz gleichmässig, was sich zum teil auch äusserlich zeigt. Die des „Triumphs der empfindsamkeit" beginnt mit der entstehungsgeschichte. Die behauptung, dass „Proserpina", die den vierten akt bildet, ursprünglich für sich gedichtet gewesen, später eingeschoben sei, beruht freilich auf Goethe's eigenem berichte, aber auf einem sehr späten der „Tag- und jahreshefte", wo besonders in den ersten, die werke sehr summarisch angebenden jahren nicht alles richtig ist. Der erste druck der „Proserpina" erfolgte ende januar 1778, um bei der aufführung des „Triumphes der empfindsamkeit" zum geburtstage der

1) So schrieb er für χασιγνητη, indem er den zweiten teil des wortes mit γενετη in verbindung brachte. Bei dieser annahme schwinden alle bei Suphan bleibenden schwierigkeiten und unwahrscheinlichkeiten.

herzogin als textbuch zu dienen; dieser ist ganz verschollen, erwiesen wird er durch eine rechnung des Weimarischen buchdruckers Glüsing. Nach ihm erfolgte wol der abdruck am anfang des februarheftes von Wielands „Merkur". — Wenn Goethe am abend des 15. november den dritten akt des stückes, den „Oronaro" dichtete (im tagebuch ist „Abends allein. Gelesen. Oronaro" zu schreiben), so wird „Proserpina" gleich darauf, in den tagen vom 17. bis zum 24., gedichtet sein, von denen das tagebuch nachträglich einen sehr kurzen summarischen bericht gibt; wahrscheinlich vom 22. bis zum 24., als der hof zu Gotha weilte. Erst nach der rückkehr von der Harzreise begann Goethe den sechsten akt, von dem der brief an die Stein vom 26. (nicht 27.) december spricht. — Kühn finde ich den zweifel an dem früheren namen des stückes „Die empfindsamen", womit das tagebuch am 10. februar, ja schon der brief an frau von Stein vom 12. september 1777 es nennt; erst später wurde er in „Triumph der empfindsamkeit" verändert. „Die empfindsamen" waren Mandandane und Oronaro. Der herausgeber behauptet, der titel „Die geflickte braut", unter dem Böttiger das stück nach der überlieferung älterer Weimarer nennt, lasse sich urkundlich nicht nachweisen. Er übersieht dabei eine äusserung Jacobis. Dieser, der eben Goethe in Weimar besucht hatte, schreibt ihm am 13. oktober 1784: „Ich las ihr [der jüngern halbschwester Helene] den folgenden tag „Die geflickte braut" vor, und wir hatten grosse lust." Er muss also in Weimar eine abschrift des stückes erhalten haben. In der aus Jacobis nachlass stammenden handschrift führt die posse den namen „Der triumph der empfindsamkeit". Will man also nicht die höchst unwahrscheinliche annahme machen, Jacobi habe später noch eine andere abschrift erhalten oder sich anfertigen lassen, so muss Goethe selbst im gespräch das stück mit diesem namen bezeichnet haben, mit dem sie auch in Weimar zur zeit genannt worden sein wird. Hiermit erledigt sich die vom herausgeber angenommene möglichkeit, Jacobi habe schon 1778 eine abschrift erhalten. So bezweifelt er denn meine angabe, dass die hier erwähnte „Freundschaft und liebe" 1779 erschienen sei, möchte selbst in diesem falle einen späteren zusatz annehmen. Ganz übersehen hat er dabei, dass die hier vorausgesetzte verbindung Goethe's mit Jacobi bereits im jahre 1778, ja schon 1777 aufgehört hatte. Für die zeit der abschrift wird ganz ungehörig der inhalt der dichtung angeführt; denn dass die ursprüngliche gestalt dieser posse wesentlich in der handschrift vorliege, nimmt man allgemein an. Ebenso wenig dürfte gezweifelt werden, dass die aus Jacobis nachlass erhaltene handschrift diejenige sei, die er 1784 aus Weimar mitgebracht hatte. Wer sie geschrieben, wissen wir nicht. Goethe liess wol für Jacobi eine abschrift von dieser posse und dem „Jahrmarktsfest" anfertigen, und zwar von demselben abschreiber, der ihm gerade zur hand war. — Seine bezeichnung im tagebuch vom 30. januar 1778 als „das neue stück" ist nicht „ungenau", wie der herausgeber sagt, sondern ganz treffend: die posse war das neue stück, dessen proben ihn so lange beschäftigt hatten. — Seltsam finden wir die vermutung, bei den der bearbeitung von 1786 eingefügten worten „Der gute jüngling" könnte von Westenrieder's „Leben des guten jünglings Engelhof" vorschweben. Abgesehen von einer so undeutlichen bezeichnung wäre es so ungeschickt wie möglich, wenn Goethe, als er das stück für den weiteren leserkreis anziehender machen wollte, auf ein vor vier jahren erschienenes verschollenes buch hingedeutet hätte, und dazu eines, das mit verliebter empfindsamkeit nichts zu tun hatte. Nie würde der herausgeber auf eine solche vermutung gekommen sein, hätte er bedacht, weshalb der dichter gerade diese stelle änderte. Er warf eben die erwähnung mehrerer längst vergessener bücher heraus, und hielt sich dafür länger bei dem noch immer berühm-

ten und gelesenen „Siégwart“ auf; dass die stelle auch auf diesen sich beziehen könnte, entgieng auch dem herausgeber nicht. Wenn die worte in der handschrift unterstrichen und demnach im drucke gesperrt sind, so ist dies nur ein leicht erklärliches versehen des abschreibers. Noch wunderlicher finden wir es, dass der neu eingeschobene scherz: „Da ist ja auch ein kupfer dabei“, ursprünglich auf die absichtlich weggelassenen „briefe von Selkof“ sich bezogen haben soll. Wenn es von H 3 heisst: „Schreiber ist wol Rost“, so gestehe ich einen Rost gar nicht als abschreiber Goethes zu kennen.

Auch hier erscheint wider die oben s. 355 erwähnte ausgabe B 1. Der zehnte band derselben enthält die in unserm siebzehnten gegebenen vier stücke nebst dem bruchstück „Die aufgeregten“. Es ist daraus schon abzunehmen, dass hier überall dieselbe vorlage gewesen, wonach auch die frage über diese in aller kürze an einer stelle abgetan sein sollte, was eben durch die verteilung auf vier herausgeber gehindert wurde. Die sache ist ganz einfach diese, dass alle vier stücke schon zu A durchgesehen waren, und da B gleichzeitig mit B 1 gedruckt wurde, man hier A abdruckte. Der herausgeber des „Triumphs“ bemerkt: „Es wird von anderer seite nachgewiesen werden, dass B 1 nicht auss B, sondern der vorlage von B (warum nicht einfach aus A?) hergestellt ist.“ Es hätte die bemerkung genügt, B 1 weiche nur in der rechtschreibung und durch druckfehler von A ab. Dies wird vom herausgeber der „Vögel“ dargelegt, der es besonders durch den A und B 1 gemeinsamen druckfehler „weder“ statt „werde“ belegt. Die herausgeber der beiden anderen stücke bemerken nichts bei anführung von B 1; die wenigen abweichungen bestätigen das über diese ausgabe gesagte. Wegen der starken abweichungen der ursprünglichen fassung des ersten aktes von der gedruckten wird dieser in den „lesarten“ mit recht vorab vollständig mitgeteilt. Diese erste fassung der „Vögel“ liegt in zwei handschriften von 1781 und 1782 vor, von denen die zweite schon manche gemeine und ungewöhnliche ausdrücke verbessert hat; diese verbesserungen hatte Goethe höchst wahrscheinlich erst zu der abschrift seiner ungedruckten schriften vorgenommen, die er ende 1781 für frau von Stein anfertigen liess, während unsere handschrift der herzogin-mutter zu ihrem geburtstage erst am 24. oktober 1782 verehrt wurde. Vom „Epilog“ der „Vögel“ bewahrt das Goethearchiv den noch nicht in verse abgeteilten entwurf von Philipp Seidel's hand, den Goethe durchgesehen hat. Die unterdrückten stellen und die prosaische fassung des „Epilogs“ stehen in den „lesarten“, die auch einige verbesserungen der druckfehler oder der gewählten lesart bringen. Bei der umschrift in verse mussten nur die worte zuweilen umgestellt werden, ausserdem ward „liebling der grazien“ nach „der ungezogene“ eingeschoben.

Keine handschrift liegt vom dritten stücke, dem Grosskophta, vor, dagegen erhalten wir hier zum ersten male die in musterhafter weise aus den etwas verworrenen papieren mitgeteilten entwürfe und die umfangreichen bruchstücke. Der erste in Italien gemachte entwurf nennt Cagliostro Rostro, die marquise Courville, die nichte Innocenza, den domherrn Abbate, den ritter Cavaliere. Der schluss des zweiten aktes wird durch „Smanie“ angedeutet, was wol auf die verzweiflung der Innocenza wegen der von Courville ihr zugemuteten rolle geht. Rostro erscheint nur im ersten und vierten aufzug und als grosskophta im dritten; das scenar des fünften ist nicht ausgeführt. Wir vermissen hier die wichtige stelle des briefes an Kayser vom 14. august 1787, wo auch eines chores gedacht wird; der herausgeber hat auf diesen brief nur gelegentlich einmal verwiesen, ohne die bedeutende äusserung anzuführen. Diese oper sollte, was hier gleichfalls übergangen wird, Il Conte heissen, dessen Goethe

auch gegen Reichardt gedenkt. Cagliostro wurde als Conte di Rostro impudente eingeführt. Der spätere deutsche entwurf der oper trägt die überschrift: „Die Mystificierten“, die gewissermassen der gegensatz ist zu dem singspiel „Die empfindsamen“. Das scenar dieser dreiaktigen oper liegt jetzt vor und die höchst bedeutenden bruchstücke, von denen am ausgeführtesten II 9 das vorgespiegelte geistersehen der nichte. Von einer weiteren besprechung dieses merkwürdigen opernversuches des vierzigjährigen, der sich so lebhaft in die kunstform hineingedacht hatte, stehen wir hier ab. Vom vierten stücke, dem „Bürgergeneral“, liegt nur eine vollständige handschrift vor, aus der hier zum ersten male die angabe des schauplatzes „vor (statt „in“) Märtens hause“ berichtigt und statt Görges: „Nun, leb wol, Röse!“ hergestellt ist „Röse. Leb wol, Görge! Görge (geht .... zurück). Höre, Röse!“

Der sechste band der Tagebücher enthält die beiden jahre 1817 und 1818. Freilich hat Goethe sie zur ausführlichen darstellung in den „Jahr- und tageheften“ benutzt, aber wie manches tritt uns hier viel anschaulicher entgegen, ist dort ganz übergangen oder nur kurz berührt. Von höchster bedeutung ist der einblick in Goethes leidenschaftlichen eifer für die hebung des grossherzoglichen theaters, als er am 2. februar 1817 dessen leitung wider übernommen. Er hatte sie eben niedergelegt wegen der am vorigen tage wider seinen willen durchgesetzten aufführung von Kotzebue's „Schutzgeist“ in seiner ganzen länge, die allgemeines missfallen erregt hatte. Durch das dringende ersuchen des grossherzogs liess er sich bestimmen, sich dieser mühe wider zu unterziehen, doch mit beschränkung auf das kunstfach und unter assistenz seines sohnes. Er versprach nicht nur die Kotzebue'sche „Legende“ als schauspiel so zu bearbeiten, dass sie gefalle, sondern wollte auch durch ausarbeitung einer neuen theaterverfassung die bühne dauernd heben. Von dem streit erwähnt das tagebuch nichts, wenn man nicht etwa den eintrag vom 31. januar hierauf beziehen will, wo es unmittelbar nach der auf das theater bezüglichen bemerkung: „Gastrollen betreffend geh. hofrat Kirms, hofschauspieler Oels“, heisst: „Communication mit Serenissimo.“ An demselben tage lehnte er es ab, einen text zu den lebenden bildern zu liefern, die Meyer auf den geburtstag des erbgrossherzogs stellen wollte, weil seine unruhe, innerlich und äusserlich, zu gross sei. Am 1. februar berichtet das tagebuch einfach: „Abends ‚der schutzgeist‘“. Aber schon zwei tage später lesen wir: „Entwürfe zu neuen theatereinrichtungen“. Am 4. wird mit dem theaterschneider verhandelt, am 5. in theaterangelegenheiten gearbeitet, und in der sitzung der theaterintendanz der sohn förmlich mit einem vortrage eingeführt; auch verordnungen deshalb erlassen. Die drei folgenden tage erwähnen mancherlei auf das theater bezügliche. Zur aufführung werden ausser dem verkürzten und bearbeiteten „Schutzgeist“, womit er sich ganz ausserordentliche mühe gab, Voltaire's „Mahomet“ und Racine's „Athalie“ vorbereitet, damit die schauspieler sich die einige zeit vernachlässigte tragische sprache von neuem aneigneten. Auch macht er vorschläge zu einer neuen einrichtung der regie, besonders für die oper. Immerfort stehen „theatralia“ auf der tagesordnung. So konnte er denn schon nach drei wochen Zelter schreiben: fahre er die nächsten vier monate fort, so für das theater zu wirken, so könne er ruhig in die welt gehen, und es würde für diese anstalt besser gesorgt sein, wie für die Athener durch Solon's gesetze und weggang. Am 8. märz kam endlich das Kotzebue'sche stück zur aufführung, und fand grossen beifall; es ward, wie Goethe gegen Zelter sich rühmte, „nach alter Weimarischer weise und tradition, sowol des auftretens, gehens, bewegens, gruppierens, nicht weniger der recitation und deklamation gegeben“. Ähnlich dachte er mit anderen stücken dieses

vorzüglichen aber „schluderhaften talents“ zu verfahren, damit ihr repertorium wider vollständig, ja rein werde, wo denn sein geschäft beim theater ihm wenig mehr zu schaffen machen werde. „Der schutzgeist“ ward am 17. mit einer verkürzung widerholt, wobei Goethe wider einige bemerkungen über die aufführung machte. Am 19. betrat „Athalie“ endlich die bühne. Die redaktion der lustspiele: „Die bestohlenen“ und „Der rotmantel“ ward bedacht, ersteres wirklich später aufgeführt. Daneben entwarf er erlasse an die regisseure, an den kapellmeister, den re- und correpetitor; auch verordnungen über andere intendanzangelegenheiten, ehe er am frühen morgen des 21. märz nach einer am vorigen tage abgehaltenen sitzung der intendanz nach Jena eilte. Da er, wie frau von Stein berichtet, in grosser aufregung von ihr abschied nahm, scheint sich in jener sitzung ein streit erhoben zu haben. Wahrscheinlich in folge der von der gegnerischen seite verfochtenen aufführung des melodramas „Der hund des Aubry“, für den man auch den grossherzog gewonnen hatte. Freilich erklärte Goethe, als die freunde sich über seine aufregung besorgt zeigten, seine dringendste angelegenheit sei, in der Jenaischen ruhe und stille den erfolg seiner schon expedierten resolutionen zu erwarten, denen noch andere sich anschliessen sollten, aber er scheute sich nur, den eigentlichen grund seiner erbitterung zu verraten. Das tagebuch verzeichnet am nachmittag des 20. nur: „Überlegungen wegen der reise“. Er muss diese urplötzlich beschlossen haben. Dass er am 21. märz Weimar verliess und erst am 18. mai zurückkehrte, hatte schon Wahle („Das Weimarer theater unter Goethe's leitung“ s. 327) aus dem tagebuche mitgeteilt. Dadurch wird die sage widerlegt, der ich noch in meinem „Goethe und Karl August“ folgen musste, Goethe sei am 12. april nach der probe jenes berüchtigten „hundes“ nach Jena gefahren. Jetzt erst erkennen wir, dass Karl August's erwähnung „verschiedener ihm zu ohren und augen gekommener äusserungen“ sich auf jene sitzung der theaterintendanz beziehen muss, worin Goethe mit niederlegung seiner stelle gedroht hatte, wenn man in Weimar, wie es in Berlin geschehen, den hund auf die bühne lasse. Nur so klärt sich die entlassungsgeschichte völlig auf. Weiter belehrt uns das tagebuch, dass Goethe in Jena nur geschäfte der oberaufsicht besorgte, naturwissenschaftliches trieb und zum drucke bereitete, daneben sich mannigfach unterhielt. Am 26. märz sendet er „theatralia“, die er wol von Weimar mitgenommen, dahin zurück. Den 29. kam sein sohn, der ihm auch wol über das theater berichtete, bei dem er ihn vertrat und seine aufträge ausrichtete. Den 4. april hat er gäste von Weimar, unter ihnen seinen sohn, der mit freunden oder mit der familie seiner braut gekommen sein wird. Unter den geschäftssachen, die er mit ihm besprach, war wol auch das theater und der drohende „hund des Aubry“. Zehn tage später, zwei nach der aufführung des hundestückes, deren das tagebuch nicht mit der geringsten andeutung gedenkt, besucht ihn wider sein August. Fünf tage nach der Goethe bei seinem schönen eifer, das theater wider zur alten blüte zu heben, und bei der zusicherung, das kunstfach solle ihm ganz überlassen sein, tief verletzenden unerbetenen entlassung, kommt der grossherzog, um die museen in seiner begleitung zu sehen, nach Jena. Abends ist Goethe bei ihm mit dem universitätskurator und drei professoren, am andern morgen vor dessen abreise. Damals hat wol die aussöhnung stattgefunden. Dieses erste zusammentreffen Goethe's mit dem grossherzoge nach der entlassung war bisher unbekannt, so dass man glauben musste, erst nach längerer zeit sei diese erfolgt. Erfreulich ist es, dass Karl August so bald kam.

Auch über die stille hochzeitsfeier des sohnes empfangen wir nähere nachricht. Am nachmittag des 10. juni fährt Goethe von Jena nach Weimar, wo die „ehebere-

dung“ stattgefunden haben muss. Darauf bezieht sich der eintrag des 11.: „Zu geh. rat von Voigt (dessen rat Goethe bei allen familienangelegenheiten in anspruch nahm). Mittag fräulein Ottilie, Rehbein [sein vertrauter arzt] und hofrat Meyer. Mie letzterem und meinem sohn mancherlei nach tisch besprochen.“ Abends um 9 uhr war er wider in Jena. Den 13. wird der „abschrift der eheberedung“ gedacht. Am 16. heisst es: „Nach Weimar abgefahren. Angelangt. Über die nächsten einrichtungen und ereignisse .... Mit August zu tische. Mancherlei vorbereitet. Kam hofrat Meyer und oberbaudirektor Coudray, die abends blieben .... Zeichnungen und kupfer besehen.“ Am anderen tage vormittags: „Die grossherzogin und die grossfürstin.“ Er besuchte sie, um die bevorstehende vermählung ihnen anzuzeigen; der grossherzog war abwesend. Mittags ist er mit dem sohne allein. „Abends 7 uhr trauung. Gesellschaft. Abendessen.“ Weiter nichts; dann am folgenden tag: „Die jungen leutchen abgereist.“ Die reise gieng nach Berlin. Alfred Nicolovius erinnerte sich noch des aufenthaltes des jungen paares in seinem elterlichen hause. Goethe selbst fuhr abends nach Jena, wo er noch von dem jenseitigen ufer die festliche beleuchtung des 18. juni schaute. Ein brief an den sohn wird am 24. erwähnt; er hatte das junge paar nach Jena eingeladen, erfuhr aber aus ihren briefen, dass sie nicht kommen könnten. Erst am 1. juli erschienen sie, fuhren aber schon abends zurück.

Über den anfang des jahres 1818 erhalten wir hier neue bedeutende mitteilungen. Fast beängstigend ist der ausdruck von Goethes erbitterung über die allgemeine empörung in Jena wegen der vom bundestage verhängten unterdrückung jeder freien regung, worunter der freisinnige grossherzog selbst bitter litt, aber Goethes zorn wandte sich in seinem widerwillen gegen jede störung der ordnung, statt gegen die Metternichische knebelung jeder freisinnigen äusserung, wider die, welche sich ihrer erwehren wollten. Im november 1817 hatte Luden's ursprünglich gegen Napoleon gerichtete, jetzt Kotzebue's verrat und jede verkümmerung der teuer erkauften volksfreiheit strafende „Nemesis“ als „beitrag zur kenntnis der zeit“ die „angeblichen bulletins herrn von Kotzebue's“ gebracht, die in Jena einen wahren sturm entfesselten. Mit grösserer schrift trug Goethe in sein tagebuch vom 15. bis 25. januar 1818 am ende der einzelnen tagesberichte folgendes ein: „Die zwei aushängebogen Luden contra Kotzebue giengen im stillen herum. — Jene aushängebogen machen aufsehen. — Früh rückte man Luden ins haus und konfiscierte die noch übrigen exemplare. — Suchte man sie desto fleissiger auf. — Erschienen sie übersetzt und mit noten im „Volksfreund“ nr. 13 und 14. — Wurde auch auf diese beschlag gelegt. — Wurden sie von der Cröker'schen buchhandlung am schwarzen brett feil geboten und giengen reissend ab. — Schloss Oken den jahrgang 1817 seiner „Isis“ und versprach die verbotene nummer nachzubringen. — Das fünfzehnte stück vom „Volksfreund“ wird ausgegeben. — Ankündigung von „Bahrdt mit der eisernen stirn“ [einem älteren pasquill Kotzebue's]. — Der anfang des neuen jahrgangs der „Isis“ wird mit verbot belegt. — Kam die nachricht von den Weimarer verdriesslichkeiten [dem einschreiten des bundestags gegen den herzog] herüber.“ Auch sonst klärt uns das tagebuch über manches näher auf, so über seine anwesenheit bei der taufe des sohnes des erbgrossherzogs (jetzigen grossherzogs), über den besuch von Paulinzelle, von dem ein schema in den „Lesarten“ mitgeteilt wird, und über den aufenthalt in Karlsbad.

Bei der herausgabe sind dieselben grundsätze wie früher befolgt. Wahle hat wider die „Lesarten“ geliefert. Das tagebuch ist während des längeren aufenthalts in Jena von verschiedenen händen geschrieben und leidet häufiger als bisher an hörfehlern, die Goethe nicht überall berichtigt hat. Auch im abdruck sind noch manche

stehen geblieben. Sinnstörende schreibfehler bemerken wir an folgenden stellen. 39, 11 fg. Von Madame Bohn aus Hamburg hörte er „über Klopstock, Knebel und andere ältere männer". Es liegt auf der hand, dass hier der seit 1774 befreundete Knebel, den Goethe zu Jena noch in nächster nähe hatte und häufig sah, nicht gemeint sein kann. Welchen namen er hier genannt hatte, ist weniger sicher. Gleim, an den man zunächst denkt, liegt dem laute nach etwas zu fern. — In dem ein paar zeilen darauf folgenden: „Über bevölkerung nach grossen lücken in den nationen", muss es kriegen heissen. 117, 6 fgg. „Brief an Frege [Cotta's Leipziger bankier] 4000 thaler (für mich). 100 thaler an Felix (für wein)." Goethe hatte statt für wein diktiert anweisung. Vgl. die eintragungen vom 4. und 6. februar 1818: „Avisbrief (an Frege) wegen der 100 thaler für Felix, die anweisung auf 100 thaler. — Assignation an Felix auf 100 thaler und avisbrief." Die verbindung Goethe's mit dem hause „Gebrüder Felix" oder „Felix und comp." finden wir schon im jahre 1814; zum ersten male wird es am 18. april erwähnt, eine assignation auf sie von 100 thalern am 3. juli. Vgl. das tagebuch am 16. januar 1815, 24. januar und 16. april 1816 und am 20. mai 1817. Immer wird einer „anweisung" oder „assignation" an sie gedacht, nie der gelieferten waaren. — 119, 3 soll es statt abhandlung heissen abhandlungen, wie richtig z. 12 steht. — 149, 17 ist statt Gernhards zu lesen Gerhards. Gemeint ist der zu Weimar geborene, später mit Goethe in näherer verbindung stehende Leipziger kaufmann Wilhelm Gerhard. — 150, 12 muss Leonardo oder, wie es sonst im tagebuch regelmässig heisst, Leonard (auch Leonardischer tractat 173, 27) statt Leonardus stehen. — 173, 28 soll es wol Deahne statt Dhein heissen. In der „Farbenlehre", bei behandlung der „entoptischen farben" XXXIV wird die stickerin eine geschickte nähterin genannt. Goethe's schwager Vulpius hatte eine Deahne geheiratet. — 195, 7 muss es Carové statt Carue heissen, wenigstens ist der schon damals auch litterarisch hervorgetretene Fr. W. Carové gemeint. — 47, 15 ist nachts druckfehler für nacht oder zu irrig widerholt oder es muss bis nachts heissen, wie 48, 15. — Die schnitzer des schreibers „Mit Serenissimum" 136, 8 und „Serenissimum über mehrere punkte" 156, 15 statt Serenissimo sind arg; freilich wäre an der zweiten stelle auch Ad oder An Serenissimum möglich. — Unbedenklich war auch wol 142, 13 entschuldigt sich herzustellen, statt dass das erste wort erst am ende der zeile folgt. Beanstanden müssen wir auch 6, 15: „Rehbein mit solchem (?) über ....", 9, 14 „bezüglich an (auf?) die tableaux, 11, 14 fg. „Rollenverteilung auf (zu?, wie 118) Mahomet", 22, 17 fg. „Rhein und Mayn von Jena (statt Mayn-heft), wo man freilich zur not von Jena darauf beziehen könnte, dass er eine korrektur von Frommann in Jena erhalten hatte, dann aber wäre jedesfalls der ausfall von heft anzunehmen nach der gangbaren bezeichnung dieser zeitschrift. — 250, 10 muss nach Goethe's sprachgebrauch wegen den (statt der) türstücken stehen. — 271, 2 sollte es als (statt wegen) mineralog. mitglied heissen. Andere versehen sind s. 232 vor dem nachtrag zum jahre 1800 verzeichnet. — In den „Lesarten" bemerken wir zu 160, 9 den druckfehler Otten statt Oken.

Wie früher geben wir auch jetzt einige berichtigungen und ergänzungen zu den vielen sehr dankbar anzuerkennenden erläuterungen. 9, 6 „Herr lieutenant von Schiller" ist Schillers ältester sohn Karl. Er brachte wol das theaterstück eines freundes. — 26, 3 „Thusnelda an Knebel" deutet auf die briefe des schon 1807 gestorbenen fräuleins von Göchhausen, die wol Knebel ihm mitgeteilt hatte. — 17 „Morphologie." Er begann damals das erste heft „Zur morphologie" zusammenzustellen,

dessen aufsätze in den folgenden monaten erwähnt werden. — 27, 8. 20. Das „corrigierte vorwort“ besteht aus zwei aufsätzen von 1807, die jetzt unter der überschrift „Das unternehmen wird entschuldigt“ und „Die absicht eingeleitet“ bearbeitet und gedruckt wurden (30, 16 fgg.). — Die „Geschichte meines botanischen studiums“ (30, 5 fg.) folgt dort nach einem neuen vorwort „Der inhalt bevorwortet“, deren drei letzte seiten nicht mehr auf den ersten bogen (31, 26 fg.) gingen. — Die am 5. april erwähnte behauptung Kant's (31, 20—23) findet sich in der schon geplanten erzählung seines gespräches mit Schiller über die metamorphose der pflanzen, welche das erste heft „Zur morphologie“ in der „Geschichte seines botanischen studiums“ im abschnitt „Glückliches ereignis“ brachte. Dort wird jene behauptung nicht Kant ausdrücklich beigelegt, sondern unter den von Schiller ihm entgegengehaltenen sätzen erwähnt, die ihn ganz unglücklich gemacht. — 38, 2. 12 Der „Neugrieche“ ist der übersetzer von Goethe's „Iphigenie“ Papadopulos. Vgl. 41, 19. — Bei der radierung von Castiglione (40, 2) war auf das verzeichnis der von Goethe besessenen, bei Schuchardt nr. 250—265, zu verweisen. Nach der art, wie dieses zwischen „v. Schiller“ und „Dessen studien und examen“ eingeschoben ist, sollte man glauben, die unterredung Goethe's mit Schiller's jüngerem sohne Ernst habe sich auf die radierung bezogen, da diese doch vielmehr dessen weitere vorbereitung zum assessorexamen betroffen haben wird, über die gerade hier vom herausgeber auskunft gegeben werden musste. Aber die worte „Radierung von Castiglione“ scheinen verschoben, vor oder nach „v. Schiller“ zu gehören. — Die aufsätze „Schicksal des manuscripts“ (40, 26) und „Priorität“ (42, 5) sind richtig in den Werken nachgewiesen, aber sie waren aus dem hefte „Zur morphologie“ anzuführen, für welches sie damals geschrieben wurden. — 47, 16 „Vorwort zur zweiten abteilung“, im drucke vom 27. mai datiert. — 52, 13 „Der lieutenant“, Knebel's sohn Karl (z. 11). — 16 „Übels“, einer geschwulst, wogegen der grossherzog Goethe schnürstrümpfe empfohlen (54, 1). — 54, 6 „Der drei verschiedenen titel“. Das erste heft des ersten bandes führt den gesamttitel: „Zur naturwissenschaft“ überhaupt, besonders durch morphologie, erfahrung, betrachtung, folgerung, durch lebensereignisse verbunden“; daneben wurden besondere titel für jede abteilung, „Zur morphologie“ und „Zur naturwissenschaft“, gedruckt. — 67, 27 „Des märchens“, das er den prinzessinnen zu erzählen begonnen hatte, was freilich früher nicht berichtet ist. Indische märchen hatte er schon im vorigen mai diesen erzählt. — Übergangen ist, dass 105, 25 fg. „Einwirkung der Kantischen philosophie“, 106, 11 fg. „Intuitiver verstand“ (Kants) sich auf die „Metamorphose der pflanze“, 22 „Anschauender verstand“, 107, 7 „Günstige recensionen“ auf die ausführungen des zweiten heftes „Zur morphologie“ beziehen, die an den angegebenen tagen geschrieben sind. — 108, 21, 25 fg. „Indische weisheit“ deutet auf Fr. Schlegel's schrift von 1808 „Über die sprache und weisheit der Indier“, die er wol damals, wo so viele neue erscheinungen der indischen litteratur die aufmerksamkeit erregten, wider las. — 115, 14 „An .... Tauscher“. Hier hätte sein titel „adjunkt“ eingesetzt werden sollen, für den raum gelassen war. — 130, 12 fg. „Brief an dr. C. Schlosser“. Gemeint ist Christian Schlosser, der jüngere bruder des rates Friedrich Schlosser. Goethe kannte ihn schon seit dem anfange des jahrhunderts, stand jetzt in bezug auf die kunst mit ihm in verbindung. Er ist auch am 15. december zu verstehen. — 143, 18 „Geschichte der frau von Krüdener in Erfurt“, die in den notjahren 1816 und 1817 in der Schweiz und Deutschland herumzog und das volk aufregte. Erst am 4. april 1818 dichtete Goethe auf sie die scharfe invektive „Junge huren, alte nonnen“ (IV, 185), aber schon vier jahre früher, wo sie in Paris ihr wesen trieb,

sprach er von dem „dudelsack der religion, der angestimmt worden, damit die von huren zu nonnen gewordenen ihren menuet anständig tanzen könnten". — 27 Aufsatz über Witt Döring's besuch bei Goethe. — 155, 11 fg. „Schweigger's epos", ein seltsames naturwissenschaftliches des bekannten physikers, der sich besonders mit elektricität und galvanismus beschäftigte.

Jahr 1818. 156, 9. 19. „Frommannisches Wartburgfest", die handschriftliche schilderung desselben vom jüngeren Frommann. — 157, 14 fg. „Alte briefschaften und gedichte von Dessau, aus Behrischens nachlass". Hier hätte genaueres gegeben werden sollen. Auf sie bezieht sich auch der eintrag vom 20. januar: „Geh. kabinetsrat Rode in Dessau mit 4 Louisdors." Das nähere bieten Rode's briefe an Knebel in meiner sammlung „Zur deutschen litteratur und geschichte (1858) II, 160 fgg. — 159, 27 „Nicolaus Gigas." Ein grieche Gigas wird 1819 in den Jahr- und tagesheften genannt. Vgl. 165, 23; 246, 25. — 167, 47 „Weltgeschichte." Den genauen titel dieses werks, das Goethe jetzt zu lesen begonnen, und zu dem er gern aus den wirren des tages flüchtete, geben die lesarten erst zu 216, 21. — 170, 24 „Stanzen zum maskenzug", des kanzlers von Müller zum 18. februar. Vgl. meine „Erläuterungen zu Goethe's maskenzügen" s. 108—113, welche die einträge dieser tage ins licht setzen. — 175, 24 fg. Hier erfahren wir erst, an welchem tage der dichter auf dem maskenball erschien. Vgl. a. a. o. s. 119 fgg. — 177, 16 fgg. Die „einigen stanzen" vor den sonetten der seit 1776 Goethe befreundeten freifrau Julie von Bechtolsheim sind bisher nicht bekannt geworden. — 179, 19 fg. „Die kinder", sohn und schwiegertochter, waren während Goethe's abwesenheit zu Jena aus ihrer mansardenwohnung, dem sogenannten schiffchen, in den ersten stock gezogen. — „Paralipomena", die ihrer schärfe wegen zurückgehaltenen, von seinem sohne gesammelten invectiven. — 180, 2 „Im garten am stern", seinem alten garten, den er auch „den untern garten" (vgl. z. 11) zu nennen pflegte. — 191, 6 „Reisig's", des begabten schülers von Gottfried Hermann, der damals als privatdocent nach Jena kam. Die „Jahr- und tageshefte gedenken seiner unter dem jahre 1820. — 194, 8 „Durch einen husaren", den der grossherzog von den fünfzig in seinen persönlichen diensten stehenden gesandt hatte. — 18 fg. „Die goldene medaille" ist die, welche man in Mailand auf den grossherzog durch den berühmten medailleur Putinati hatte schlagen lassen zum danke für die aus Italien mitgebrachten und geschenkten kunstwerke. Vgl. Schuchardt, „Goethe's Kunstsammlungen" II, 176, 1401. — 199, 13 fg. Nach der taufe des enkels waren bei tische die urgrossmutter und die grossmutter, oberkonsistorialrat und hofprediger Günther, der die taufe vollzogen hatte, Rehbein und Rinaldo, dessen junger sohn. — 201 Der hier etwas sonderbar blos als „student von Berlin" und mit namen bezeichnete Nicolovius war sein neffe Franz, der Goethe sehr nahe trat. — 204, 25 „Winkelmann", die aus dem italienischen übersetzte schrift: „Winkelmann's letzte lebenswoche". — 205, 8 fg. „Shakespeare'sches kleines gedicht", in „Kunst und altertum" II, 3, 32 fg. unter der bezeichnung: „Aus einem stammbuch von 1604" mit der unterschrift „Shakespeare". Das W. S. unterzeichnete gedicht hatte Benecke in einem mischbande der Hamburger bibliothek gefunden, der auf dem einbande die jahreszahl 1604 trägt und es in der zeitschrift „Die wünschelruthe" am 27. april bekannt gemacht. Goethe erhielt davon eine abschrift. — 212, 16 „Phänomene des litterarischen himmels", eine launige zusammenstellung der namen der neuesten namhaften dichter, die ein brief an Knebel gibt. — 217, 5 „Über den wider-

streit des antiken und modernen." Der aufsatz „Antik und modern", der in „Kunst und altertum" II, 1 unmittelbar auf den grössern „Philostratische gemälde" folgt, ward jetzt erst diktiert, am folgenden tage fortgesetzt, der schluss über Bourdon scheint am 27. mai selbständig entworfen gewesen zu sein. — 245, 2 „John". Hier war dieser zweite schreiber Goethe's namens John von dem ersten, einem freunde seines sohnes, der 1813 an Riemers stelle getreten war, aber nicht einschlug, bestimmt zu unterscheiden. — 247, 17 „Das ehrenlegionszeichen", zum ersatz des von Napoleon 1808 erhaltenen, das er nicht mehr tragen durfte. Den dank dafür sprach er in dem briefe an den herzog von Tarent (266, 27) aus. — 249, 19 „Der hofdienst", beim erbprinzen. — 269, 7 „Hamann". Er sah seine kleine seltene sammlung Hamannscher schriften durch, zunächst veranlasst durch seine darstellung Herder's im maskenzuge, da Hamann auf diesen einen sehr grossen einfluss geübt hatte.

Die beiden neuen briefbände, welche die jahre 1800 bis 1803 umfassen, enthalten mehr als 600 briefe, von denen freilich eine ziemliche anzahl nicht den anspruch erheben darf als briefe zu gelten; manche sind amtliche erlasse, geschäftliche mitteilungen, ja einfach waaren- und bücherbestellzettel und sollten, wie so vieles in den sogenannten „Lesarten" ihre stelle finden. Von grossem werte ist die dort gegebene mitteilung von vielen in den briefen ausgefallenen stellen der erhaltenen concepte, die auch für die lesung von bedeutung sind, von aktenstücken und briefen oder stellen aus briefen an Goethe. Leider sind mehrere concepte Goethe's durch einen bedauerlichen zufall bei der zusammenstellung der briefe übersehen worden, die erst in einem folgenden bande unter den nachträgen gegeben werden können. Etwa ein sechstel aller briefe ist an Schiller gerichtet, ungefähr ein drittel dieser zahl sind an Christiane Vulpius, etwas weniger an Kirms, Voigt und Cotta; nach ihnen sind herzog Karl August, Zelter, W. Schlegel, Rochlitz, Schelling und Meyer am stärksten vertreten. Unter den hier zum ersten male gedruckten briefen nehmen die an Christiane Vulpius die erste stelle ein. Wie in den früheren jahren sprechen sie die trauteste herzlichkeit aus, besonders zärtlich sind die vom jahre 1803, nachdem zu ende des vorigen jahres Christiane im wochenbette schwer gelitten und auch ihr viertes kind kurz nach der geburt verloren hatte. Als sie im bade Lauchstädt verweilte, von wo sie den gatten durch ein ausführliches tagebuch erfreute, schrieb er ihr: „Wie sehr von herzen ich dich liebe, fühle ich erst recht, da ich mich an deiner freude und zufriedenheit erfreuen kann .... Dass dir alles glücklich von statten geht, freut mich sehr; du verdienst es aber auch, da du dich so klug und zierlich zu betragen weisst. Mache dir wegen der ausgabe kein gewissen! ich gebe alles gern und du wirst zeitig genug in die sorglichkeiten der haushaltung zurückkehren .... Schicke mir mit nächster gelegenheit deine letzten neuen, schon durchtanzten schuhe, von denen du mir schriebst, dass ich nur wider etwas von dir habe und an mein herz drücken kann." Die briefe an Schiller sind durch keinen ungedruckten vermehrt, dagegen erhalten wir neue noch unbekannte schreiben an den herzog, meist vorträge oder amtliche mitteilungen, und auch die ohne adresse überlieferte mitteilung 4536 ist, obgleich der herausgeber in zweifel steht, welche Weimarische oder Gothaische fürstliche person gemeint sei, entschieden an Karl August gerichtet, den Goethe auch 4563 „Ew. durchlaucht" anredet. Die falsche datierung wird in den „Lesarten" berichtigt. Zwei unbekannte briefe an die herzogin Luise erhalten wir (4340. 4435), einen an den erbprinzen Karl Friedrich (4480), drei an den herzog Ernst II. von Gotha (4263. 79. 83), einen an den prinzen August von Gotha (4174).

Zahlreich sind die neuen schreiben an Cotta und die mitteilungen an Voigt und Kirms. Zwei briefe sind an W. von Humboldt (4285 und 4316). Durch einzelne oder mehrere noch nicht veröffentlichte briefe erfahren wir näheres über Goethe's beziehung zu so manchen zeitgenossen, womit ihn die kunst oder das leben in verbindung gebracht, oder die er für die fortsetzung der litteraturzeitung gewinnen wollte. Unter vielem anderen anziehenden erhalten wir jetzt erst die kräftige abfertigung der unbesonnenen beschuldigung von Kotzebue's mutter (4497), welche in den „Lesarten" wörtlich mitgeteilt wird.

Die beiden briefbände sind noch von Ed. von der Hellen herausgegeben. Die vorzüge und die mängel seiner behandlung sind dieselben, die wir an den früheren bemerkt haben; fast scheint es, dass jene noch eilfertiger gemacht sind, als diese, wenn es auch an fleiss und eifer nicht gefehlt hat. Was zunächst den wortlaut betrifft, so begegnen wir wider der sonderbaren scheu, den ausfall eines wortes anzunehmen, obgleich dieses versehen so häufig bei raschem schreiben sich einstellt, und der herausgeber selbst dies an manchen stellen nicht läugnet. Aber lieber nimmt er zu sonderbaren erklärungen, den härtesten verschmelzungen seine zuflucht, als dass er dieses natürlichsten mittels sich bedient, das er pedantisch schilt, während dieser vorwurf vielmehr sein eigenes verfahren trifft. So fehlt offenbar 4267 nach „recht wol zu leben" das zeitwort „wünsche" in dieser Goethe geläufigen formel (man vergleiche nur 4268 und 70), aber es wird als „nicht unbedingt notwendig" abgelehnt. Dass 4274 nach „herrn professor" der name Meyer ausgefallen ist, wird übersehen. In den eiligen zeilen an Schiller 4356 heisst die hinzufügung eines „Ihnen" vor „zusende" (dorthin gehört es) „pedantisch". Freilich fehlt es in allen drucken. Richtig ist dagegen 4555 „mir", das auch noch bei Vollmer fehlt, zugesetzt, doch würde ich es lieber vor „wie" als vor „nur" einschieben. Seltsam verläugnet der herausgeber dieses „mir" in der anmerkung zu s. 112, 15, wo er gerade diesen von ihm selbst verbesserten ausfall als begründung dafür anführt, dass er dort das nicht in der handschrift stehende, mit recht in den drucken eingeschobene „darum" wider entfernt hat. 4617 (s. 178, 18 fgg.) nimmt er wider seine beliebte verschmelzung an, aber vielmehr ist das aus versehen nach „einsicht" ausgelassene „zeugen" einzusetzen. Zu den worten des briefes an Cotta 4620: „Andere kleinigkeiten nicht zu gedenken" stimmt nicht die bemerkung der lesarten: „A n d e r e nicht unmöglich". An einer von beiden stellen muss „andere" druckfehler für „anderer" sein, das den vorzug verdient. 4714 wird die schreibung „widerstrebenden und -streitenden nachrichten" verworfen, weil dann „widerstrebenden" neben „widerstreitenden" tautologisch wäre, als ob zwei mit derselben präposition zusammengesetzte zeitwörter deshalb tautologisch wären. 4723 (306, 5) wird wirklich „zu" eingeschoben, doch auch die möglichkeit behauptet, statt dessen in der vorigen zeile „und" für „um" zu lesen: aber diese möglichkeit trifft die wahrheit! Einige der verbesserungen des herausgebers liegen ganz auf der hand, wie 4465 „verstand" statt „verstanden", 4552 „ein" statt „einen", 4682 der name „Dürrbaum" statt „Dürrbein", wogegen die gemeine form des namens „Slevoigt" 4469 nicht unberichtigt bleiben durfte. Auch die umsetzung einer bedeutenden stelle in dem briefe an Schlegel (4747), den man bisher an Iffland geschrieben glaubte, trifft zu, wogegen es ungegründet scheint, dass man 4275 die worte „dient folgendes schema" nach „mitgeteilt worden" erwarte. Haltlose kritische einfälle begegnen uns mehrfach. 4272 soll in den worten: „Übrigens habe ich noch viele menschen gesehen", vielleicht „auch" statt „noch" zu lesen sein. Aber „n o c h" geht auf die tage, welche er bis dahin in Jena verlebt hatte;

freilich ist es etwas überlästig, aber nach „übrigens“ nicht so auffallend wie „auch“ sein würde. — Zu 4297 lesen wir: „Jeder“ (122, 5) in „jener“ zu ändern, läge nahe, zumal der brief keine spur Goethischer durchsicht zeigt.“ Und doch ist diese vermutung nur bei völligem missverständnis möglich. Goethe rät Schiller vom studium des griechischen ab, woran er als dichter „sich wenig erbauen“ werde, weil „das stoffartige jeder sprache, sowie die verstandesformen zu weit von der produktion abstehen“. Es liegt ihm durchaus fern, dies gerade von der griechischen sprache insonderheit zu behaupten, er spricht vom grammatischen studium überhaupt. — 4484 „Sie sind alle ohnehin so geschäftig.“ Die vermutung „beschäftigt“ ist ganz haltlos, da Goethe auch sonst „geschäftig“ in diesem sinne braucht. — 4505 „Dieser komposition durch alle ihre teile zu folgen und sie sich wirklich als im ganzen zu denken.“ Hier muss „im ganzen“ verhört sein für „ein ganzes“. — Ganz absonderlich erscheint 4526 die vermutung „konstituiert“ für „konstruiert“: das ist eine durch nichts begründete entstellung des ganz gehörigen bildlichen ausdruckes. — 4535 spottet das vom herausgeber nicht beanstandete „zu unserer (einer?) gefälligen aufnahme“ jeder deutung. — 4601 „Anhängebogen“ wird für das ganz richtige „aushängebogen“ ohne jede rücksicht auf den zusammenhang vermutet, weil am schlusse des briefes auch der beabsichtigte „anhang“ erwähnt wird. Verfehlt sind auch die vorschläge, 4666 „und“ statt „und“ und 4782 „einige“ statt „eigne“ zu setzen. An ein paar stellen wären begründete vermutungen wol an der stelle gewesen. 4462 finden wir den ausdruck „stempeln“ von den gemmen anstössig; Goethe hatte wol steinen diktiert, vielleicht auch im abgeschickten briefe wirklich verbessert. Am ende von 4607 muss es „bogens“ statt „bogen“ heissen, 4659 „anregung“ statt „anregungen“, 4710 (289, 20 fg.) „umsehen“ statt „umher sehen“, wie es richtig vorher und 4713 steht.

Bei mehreren briefen sind die namen der adressaten oder das datum vom herausgeber richtiger bestimmt. Aber sehr zu bedauern ist es, dass er meine von Vollmer aufgenommene richtige datierung des briefes an Schiller 4376 nach seiner falschen vermutung willkürlich entstellt hat. Freilich trägt der brief, wie in den früheren drucken, auch in der urschrift, die Vollmer nicht vorlag, erst durch eine schenkung Burkhardt's in das Goethearchiv gekommen ist, nach der versicherung des herausgebers das falsche datum des 6. märz 1800. Die jahreszahl ist offenbar falsch, der märz ein bekanntlich auch in Goethes briefen häufiges versehen, da im anfange des monats der gewohnte, eben verflossene monat statt des laufenden steht. Der herausgeber mutet uns im ernste zu, den 6. märz für eine verwechselung mit dem 3. oder 4. april zu halten, und zu glauben, Goethe habe „mechanisch“ das datum unter den brief gesetzt, das er zufällig auf einem vor ihm liegenden schriftstück gesehen! Eine solche abenteuerliche unglaublichkeit würde man sich kaum gefallen lassen, wenn der 6. april wirklich unmöglich wäre, aber nicht dieser ist es, sondern der an dessen stelle vermutete 3. oder 4. Wenn Goethe schreibt: „Möchten sie mich wol donnerstag mit professor Meyer besuchen?“ so kann nur ein donnerstag derselben woche gemeint sein. Der brief ist an einem montag, dem 6. april geschrieben, nicht am freitag oder sonnabend der vorhergehenden woche; er ist offenbar erwiderung auf Schiller's brief vom 3., worin dieser seine rückkehr nach Weimar und seine hoffnung meldete, in vierzehn tagen mit seinem neuen trauerspiel fertig zu sein. Wenn Goethe Schiller's fragen, die er hier beantwortet, dessen letztem briefe zuschreibt, so ist das nur ein leicht erklärliches versehen, das gegenüber der deutlichen beziehung auf Schiller's brief vom 3. april und dem feststehenden 6. keinen zweifel begründen kann. — Die bemerkung, das datum von 4597 schwanke, da

nicht feststehe, ob Goethe's kind am 16. oder 18. december geboren sei, ist nicht richtig, da der 16. feststeht. — Mit recht hebt der herausgeber den widerspruch des datums von 4428 mit dem tagebuch hervor, wonach Goethe am 24. oktober 1801, der hier überliefert ist, nicht in Jena, sondern in Weimar war, er weiss sich aber nicht zu helfen. Die jahreszahl hat v. Loeper ohne allen zweifel verlesen. Der brief ist sieben jahre zu früh gesetzt, er gehört in das jahr 1808. Goethe war seit dem 19. oktober 1808 zu Jena, von wo er am morgen des 24. nach Weimar fahren wollte, um an der widereröffnung der loge Amalia teilzunehmen, aber die kunde, dass die herzogin nach Jena kommen wolle, um die museen zu sehen, hielt ihn zurück. So erklärt sich das billet, in welchem die buden auf den jahrmarkt deuten; dass das jahr 1801 nicht richtig sein könne, musste das tagebuch den herausgeber lehren, welches den in rede stehenden besuch der herzogin am 24. oktober 1808 meldet. — 4603 durfte nicht vor einen brief des 3. januar gesetzt werden, er gehört nach der mitte oder gegen ende des monats, wo Goethe morgens meist mit dem „anhang“ zu Cellini beschäftigt war.

Die in den „Lesarten“ gegebenen erläuterungen bieten uns aus den schätzen des Goethearchivs manche höchst willkommene belehrung, besonders die aus aktenstücken und aus an Goethe gerichteten briefen, von denen leider nicht immer die betreffenden stellen wörtlich angeführt sind. Zu weit getrieben ist die verweisung auf andere stellen aus büchern; häufig starren uns die gespenster von seiten- und zeilenzahlen beängstigend an, wo man ein lebendiges wort über die sache verlangt; nicht selten erweisen sich die anführungen als nichtssagend. Besonders unnötig und lästig ist der ganze schwarm stellen, wo ein bestimmtes werk Goethe's in den briefen erwähnt ist; diese angaben gehören in das verheissene register. Auch die verweise auf die „Allgemeine deutsche biographie“ wären zu sparen, dagegen kurz anzugeben, was aus dem leben der betreffenden personen zum verständnis der einzelnen stelle von bedeutung ist. Auch in unsern bänden fällt die ungleichheit der behandlung auf. Oft könnte mit drei worten auf eine stelle licht geworfen werden, bei welcher der leser vergebens hülfe sucht. Freilich wird mehrfach die beziehung nicht mehr zu entdecken sein, aber umfassendere kenntnis löst manches scheinbare rätsel. Unter den sehr willkommenen lösungen ist uns am willkommensten, dass 4227 unter den „famosen sonetten“ von übersetzungen der sonette des Pietro Aretino die rede ist, wie Schlegel's antwort zeige, aber ungern vermisst man die wörtliche anführung der betreffenden äusserung. Die verweisung auf die briefstelle, wo Schlözer der deutsche Aretin heisst, tut nichts zur sache. Zu erwähnen wäre gewesen, dass man bisher das erste der „famosen sonette“ mit dem bekannten sonett in Schillers brief an Goethe vom 7. december 1799 in verbindung brachte, und dass von Aretin's übersetzung keine spur sich erhalten hat.

Zur ergänzung und berichtigung geben wir hier einige bemerkungen. 4179 (der brief wird richtig als an Voigt geschrieben bezeichnet) sind die „turpia facta der Hoch- und Wolgeb.“ auf dasjenige zu beziehen, was Schiller vom neuen club der adlichen und bürgerlichen, der einen gesellschaftsabend am 2. januar gehalten, vernommen, wenn nicht selbst erlebt hatte. Es sind wol recitationen und aufführungen gemeint, in denen damals selbst ältere damen sich gefallen hatten, worüber Knebel's brief an Herder's gattin vom 23. januar berichtet, den der herausgeber neben dem briefe der letzteren hätte anführen müssen. Schiller, der am abend des 7. mit Voigt bei Goethe gewesen, hatte sich in gewaltiger aufregung über diesen dilettantischen unfug ausgelassen. Goethe scherzt in diesem briefe, er wolle doch heute

sehen, ob dessen unwillen sich beruhigt habe. — 4181 Der „bogen“ war ein besonderer abdruck des letzten aufsatzes des heftes der „Propyläen“ (III, 1): „Einige scenen des Mahomet nach Voltaire von dem herausgeber“. — Zu 4182 hätte der vorname der schauspielerin Caspers angegeben werden sollen, da später auch ihre jüngere schwester als schauspielerin zu Weimar auftrat. — 4184 Bei den „Künsten des herrn von Eckardtshausen“ genügte nicht die verweisung auf die „Allgemeine deutsche biographie“. Ich habe schon 1859 den im „Reichsanzeiger“ nr. 3 dieses jahres abgedruckten „Avis“ des grafen Karl von Eckardtshausen angeführt, auf den Goethe hier zielt, und eine darauf bezügliche äusserung Knebels. — 4202 „Schillers übel“, das nervenfieber, das ihn am 16. befallen hatte, erst nach zehn tagen wich, und ihn lange schwächte. — Zu 4285 wird behauptet, Goethe habe Humboldt über die absicht, die „Propyläen“ eingehen zu lassen, im dunkel gelassen. Aber er dachte an die möglichkeit, dass sich der absatz heben werde, ja noch im briefe an Cotta vom 25. januar 1802 ist von einem einstweiligen pausieren die rede. — 4228 musste erwähnt werden, dass die Nemesis wirklich nicht als titelbild, sondern als vignette des titelblatts erschien; die zuletzt übersandte zeichnung bezog sich auf die „Braut von Korinth“ und fand bei dieser auch ihre stelle. — 4247 Den domänenrat „Hartmann“ hatte Goethe schon 1779 kennen gelernt, wo er dem herzog und ihm viele gefälligkeiten erzeigte, ihn auch 1797 widergesehen. Hier hätte auf VII, 358 verwiesen werden sollen. Dagegen hatte er den mediziner Autenrieth (4248) auch 1797 nicht kennen gelernt; dessen sohn wurde ein anhänger seiner metamorphosenlehre. — Bei der datierung von 4282 vergisst der herausgeber Goethe's ihm sonst bekannte gewohnheit, auch in Jena oder auf seinem gute zu Oberrossla geschriebene briefe, besonders geschäftliche, von Weimar zu datieren. Der betreffende brief könnte als sehr dringend noch am abend des 8. in Oberrossla geschrieben sein, aber möglich ist auch, dass die angabe des 8. statt des 7. ein versehen ist, undenkbar dagegen des herausgebers annahme, es sei der tag der absendung gemeint. — 4338 deutet die „philosophisch-artistische gesellschaft“ auf die anwesenheit von Schelling und Meyer. — 4313 ist bei der „alten jenaischen karthaus“ nicht etwa an ein so genanntes gebäude zu denken, sondern „karthause“ bezeichnet, wie „kloster“, die einsamkeit. — Zu 4337 durfte nicht die grosse vertrautheit von N. Meyer in Goethe's hause übergangen werden, deren ich in meinem „Leben Goethe's“ gedacht habe. — 4349 musste bei der missbräuchlichen form Starke der ähnlichen unart des gewöhnlichen gebrauchs bei einsilbigen namen gedacht werden, wie auch bei dem maler Kraus. Durchgängig war die richtige form herzustellen. — 4384 genügt die angabe, der junge mann habe Schmidt geheissen (wir wissen genaueres von ihm selbst), durchaus nicht, ebensowenig wie 4389 die bezeichnung des „herrn Rabe“ als „kondukteur, den Gentz mitbrachte“. Gentz hatte bereits im november 1800 Friedrich Rabe als kondukteur vorgeschlagen und der herzog dessen ankunft schon im januar erwartet. — 4420 ist verschwiegen, dass die „physiognomischen regeln“ von Lavater sind, was sich freilich aus der stelle des tagebuchs ergibt, deren wortlaut nicht angegeben ist. Goethe besass sie als ein geschenk Lavaters. Der druck im folgenden jahre ist nicht durch Goethe veranlasst. — 4436 ist die „einzustudierende oper“ ohne zweifel eine komposition von Reichardt selbst. Die unmöglichkeit, sie zu der von Reichardt gewünschten zeit aufzuführen, ergab die beigelegte nachricht von Kirms. — 4433 bezieht sich offenbar auf die aussetzung des zweiten mittwochkränzchens wegen der in Weimar herrschenden masern. Der herausgeber sagt darüber kein wort. — 4445 „Im felde“. Den major (von) Gualtieri hatte Goethe ohne zweifel

beim zuge in der Champagne kennen gelernt, und wol bei der belagerung von Mainz wider gesehen.

4468 Es scheint nicht bloss, wie es s. 406 heisst, dass Goethe's August im maskenzuge auf der geburtstagsredoute als Amor erschien, wir wissen, wie sehr frau von Stein sich darüber ärgerte, dass Goethes unehelicher knabe als geflügelter Amor im zuge herumgetragen wurde, und zuletzt die schönen stanzen der herzogin überreichte. Vgl. meine „Charlotte von Stein" II, 146 fg. Schon im juli 1799 war August in dieser verkleidung bei dem mahle erschienen, das Goethe der frau von Laroche gab. — 4480 Irrig wird bemerkt, das von Goethe versprochene gedicht sei am 9. februar, dem geburtstage des prinzen, aufgeführt worden. Der prinz war am 2. geboren, das gedicht ward am 27. geschrieben, auf der redoute des 30. nicht „aufgeführt", sondern von dem als Amor verkleideten August überreicht. Was wirklich in dem briefe Augusts an den vater vom 10. steht, aber vom herausgeber, der sich darauf beruft, ohne den wortlaut anzuführen, missverstanden sein muss, errate ich nicht. — Die zu 4494 vermutete verschiebung einer angabe des tagebuchs ist unwahrscheinlich, viel eher anzunehmen, dass die erwähnung dieses abendbesuches zufällig im tagebuche oder im abdrucke desselben ausgefallen, da am anderen tage des abends gar nicht gedacht wird; am nächsten liegt es, den ausfall der worte „abends Schelling" am 16. (möglicherweise erst im drucke) zu vermuten. — 4506 „Einige frauenzimmer", besonders frau Hufeland und frau Paulus. — 4523 „Veränderung des quartiers", der umzug aus der bisherigen mietwohnung in das angekaufte haus von Mellish auf der esplanade. — So ganz unveranlasst wie seltsam finde ich es, wenn 4558 zur hoffnung, „eine freundschaftliche geselligkeit des winters werde ihn manchmal wider in einen lyrischen zustand versetzen", die bemerkung gemacht wird: „als ersatz des gesprengten cour d'amour". — 4580 Zur erwähnung des „herrn von Zimmermann" wird gefragt: „Ein sohn des 1795 verstorbenen Hannoverschen leibarztes?" Wir wissen, dass dessen einziger sohn Jacob längst vor ihm gestorben war. Da der fürst Galizyn in Braunschweig lebte, und Zimmermann dazu beigetragen, dass dieser seine mineralogische sammlung nach Jena schenkte, so denkt man von selbst an den Braunschweiger leibarzt Eberhard August Zimmermann, mit dem Goethe als anatotomen in den achtziger jahren in verbindung gestanden. Auch ist es nicht auffallend, dass Voigt diesem noch nicht im namen des herzogs gedankt hatte, weil er seinen damaligen titel nicht kannte. — 4581 Die bronze des „Merkur" ist wol das $2^1/_2$ zoll hohe figürchen des auf einem felsen sitzenden gottes bei Schuchardt „Goethe's sammlungen" II, 12, 28. — 4598 „Heute abend hoffe ich zu kommen", in den club, den „freundschaftlichen zirkel", wie er 4632 s. 192, 5 heisst, die ressource. — 4615 Wenn zu der „indisposition" Goethe's bemerkt wird, ausser dem briefe des herzogs vom 2. januar finde sich von diesem „anfall" keine spur, so handelt es sich hier von keinem anfalle, aber seit dem 2. januar fühlte Goethe sich fortdauernd so unwol, dass er das zimmer den winter nicht mehr verliess. Davon zeugen besonders das tagebuch und briefe von Vulpius, und aus jeder eingehenden lebensbeschreibung war das genauere leicht zu ersehen. — 4627 Zu 191, 4 war der tenorist Brand zu nennen, nicht auf die spätere anmerkung zu verweisen; die erläuterung muss, was mehrfach übersehen ist, an der stelle stehen, wo der sache zuerst gedacht wird. Übrigens hat der herausgeber nicht gewusst, dass dieser Brand von Goethe's mutter empfohlen war. Er ist der junge tenorist, dessen sie, ohne seinen namen zu nennen, am 18. februar 1803 gedenkt und unter seinem namen am 20. juli 1804. Er kam von Weimar an das hoftheater zu Kassel. — 4645 schwebt bei der anfrage an

die Jagemann, wie sie nach ihrem gestrigen auftreten in der „Natürlichen tochter“ geschlafen habe, bei der bezeichnung „auf ihre gestrigen reisen aus leidenschaft“ ein launiger ausdruck des vor kurzem in Weimar gewesenen Friedrich Gentz vor, er reise aus leidenschaft. Vgl. 4647 s. 212, 15 fgg. Freilich sieht man nicht recht, wie dies auf Eugenien passe, welche im stücke gar nicht aus leidenschaft reist. — Im anfang des briefes an Schiller vom 13. mai (4056): „So überrascht uns denn doch das jüngste gericht“, sieht der herausgeber im ernste „eine scherzhafte wendung“ für Cotta's auf den 21. mai angekündigten besuch! Wie das folgende „Zugleich“ zeigt, bezieht sich die äusserung wol auf eine mitgeschickte schrift, die über die beiden Weimarischen dichter herfiel, wenn es nicht ein angriff in einer zeitung war. Unter dem gleichzeitig zur beurteilung gesandten „Nepotian“ (es hätte sich doch verlohnt, zu bemerken, dass das drama den raschen sturz eines römischen kaisers darstellte) versteht der herausgeber das stück, das der Berliner prof. Levezow zu erhalten gewünscht. Goethe verspricht im briefe 4689 ihm den wunsch zu erfüllen, sobald es „wider zu hause“ sei. Es handelt sich hier offenbar nicht um ein fremdes stück, das sein verfasser zurückverlangt, sondern Levezow hatte ihm ein sehr erfreuliches urteil über seine in Berlin aufgeführte und durchgefallene „Natürliche tochter“ geschrieben und das noch ungedruckte stück zu lesen gewünscht. „Ich wünsche nur“, heisst es in dem ausserordentlich freundlich geschriebenen briefe, „dass nähere bekanntschaft [des stückes] die lebhafte teilnahme nicht vermindern möge, wodurch Sie mir eine so besondere freude gemacht haben.“ Nach dieser auffassung des briefes gewinnt er ganz besonderen wert. — Wenn zu 4662 phantasiert wird, die Weimarer dioskuren hätten die aufführung von Klopstock's „Hermanns schlacht“ wol als eine totenfeier Klopstocks geplant, so kann der herausgeber deren stimmung gegen den hamburger patriarchen und Goethe's aufsatz „Ein vorsatz Schillers“ nicht gekannt haben, aus welchem hervorgeht, dass die beiden dichter ein klassisches deutsches repertorium beabsichtigten, wobei sie auf Klopstock zurückgreifen wollten. — 4669 „Dem fünften“, wahrscheinlich dem liede „Generalbeichte“, da die folge der lieder des „Taschenbuchs“ kaum verändert sein wird. — 4673 hätte doch wol kurz bemerkt werden sollen, dass „Ernestine“ die jüngere halbschwester Christianens war, die, wie auch die alte tante Juliane Vulpius, in Goethe's hinterhause wohnte und starb. — Von 4674 heisst es: „Bisher auf die farbenlehre bezogen“, und es werden dann ein paar stellen angezogen, die ganz verschiedener art sind. Es handelte sich um seine so oft schon angegriffene einleitung in die farbenlehre. — 4682 „August setzt sich nun in die Lenzischen stunden.“ Er besuchte die mineralogischen vorlesungen von Lenz, da diese wissenschaft ihn schon seit 1801, wo Blumenbach in Göttingen ihn dafür gewonnen hatte, lebhaft ansprach. — 4683 Zu äugelchen hätte wenigstens auf die anmerkung zu 2936 verwiesen werden sollen. Äugelchen ist ein Christianen geläufiger und von Goethe übernommener ausdruck für „verliebte augen“. — 4719 „In so bedenklicher zeit“, da Hannover von den Franzosen besetzt war und unter argen kriegssteuern litt. — 4743 „Eines so unwürdigen blattes.“ Kotzebue's blatt „Der freimütige“ ist gemeint. — 4791 Den adressaten des briefes, wovon nur das concept vorhanden ist, wagt der herausgeber nicht zu bestimmen; uns scheint, dass es sehr wol der gymnasiallehrer Delbrück in Berlin gewesen sein könne. Die äusserung „Die natürliche tochter“ sei schon an einen recensenten verteilt, scheint nur eine ausrede, um den Berliner professor abzulehnen. Man wusste eben nicht, wem man sie „bei dem seltenen charivari im deutschen publikum“ geben solle. Dem befreundeten Rochlitz in Leipzig wollte Goethe sie

nicht geradezu anbieten, doch bat er diesen um das blatt, das er früher ihm von Berlin aus darüber geschrieben. Aber der „faule Rochlitz“ hielt sich zurück. Als sich dann Schaumann in Giessen dazu anbot, meinte Goethe, Eichstädt solle die beurteilung diesem anbieten, da er nach seinen briefen ein sehr gesetzter mann sei, und rücksicht darauf nehmen werde, dass Goethe in nahem verhältnis zu Eichstädt's zeitung stehe. Aber Schaumann's anzeige fiel so lobrednerisch aus, dass sie unmöglich in der von Goethe abhängigen zeitung erscheinen konnte. Da Delbrück's mittlerweile gelieferte anzeige von Schillers „Braut von Messina“ zu den von Schiller und Goethe gehegten grundsätzen stimmte, sollte Eichstädt jetzt diesem auch die beurteilungen von Goethes neuer tragödie und dem „Alarkos“ von Fr. Schlegel auftragen, und ihm zugleich mitteilen, weshalb sie die früher, freilich erst nach seinem anerbieten, einem anderen beurteiler aufgetragene anzeige nicht aufnehmen könnten. Dass er früher von einem Berliner gymnasiallehrer keine vorurteilsfreie würdigung des in Berlin von seinen dortigen mächtigen gegnern ausgepochten stückes erwartet hatte, trotz seiner versicherung, Delbrück's überzeugung stimme mit der diesseitigen ansicht überein, wäre leicht erklärlich. Wie es mit dem früher von einem anderen Berliner professor gefällten günstigen urteil über „Die natürliche tochter“ (vgl. zu 4056 s. 374) sich jetzt verhalten, wissen wir nicht. Delbrück lieferte eine würdige anzeige der tragödie im folgenden jahre, die Hallische litteraturzeitung hatte vorher das volle horn der bitterkeit über sie ergossen.

KÖLN. H. DÜNTZER.

Deutsche Phonetik. Von **Otto Bremer.** [A. u. d. t.: Sammlung von grammatiken deutscher mundarten I.] Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1893. XXIII, 208 s. u. 2 taf. 5 m.

Von allen autoren, welche lehrbücher der phonetik herausgegeben haben, hat Bremer wol den weitesten gesichtskreis. Techmer, in seiner phonetik, hat zwar von allen seiten her material zusammengebracht, aber er hat das gelesene nicht verdaut. Er berichtet ausführlich über unwesentliche dinge, während wichtige tatsachen nicht genügend hervorgehoben werden.

Bremer's hauptverdienst liegt darin, dass er die einseitigkeit der — auch in Deutschland sehr verbreiteten — sogenannten englischen schule vermeidet. Diese schule klassificiert bekanntlich die sprachlaute fast ausschliesslich nach der art ihrer erzeugung, vernachlässigt dagegen das studium des akustischen effekts. Die kenntnis der erzeugungsweise ist ohne zweifel notwendig und nützt uns vor allem bei der erklärung des lautwandels, wie er sich bei einem individuum oder innerhalb einer bestimmten generation vollzieht. Der akustische effekt ist schon bei dieser art lautwandel nicht ohne bedeutung, wirkt aber meistens im konservativen sinne. Wenn die sprache auf eine jüngere generation übertragen wird, so bilden die akustischen eigenschaften der laute das entschieden wichtigste moment. Die kinder lesen uns nicht die sprache von den lippen ab, sondern sie sprechen, was sie hören — oder vielmehr wie sie hören. Da grosse abänderungen der artikulation manchmal keinen auffälligen wechsel des klanges hervorrufen, so ist es klar, dass die überlieferung der artikulationsformen keineswegs sichergestellt ist. Bremer ist also in seinem vollen rechte, wenn er mit rücksicht auf die relative wichtigkeit von klang und artikulation den gehörten laut als das prius bezeichnet, die art der erzeugung als das posterius.

In seiner opposition gegen die „genetiker“ steht Bremer nicht allein, ist auch nicht der urheber dieser opposition. Dagegen ist Bremer (nach dem datum des vor-

wortes zu urteilen) der erste, welcher hervorgehoben hat, dass ein lautwandel zu stande kommen muss, weil die kleineren dimensionen der kindlichen mundhöhle artikulationen bedingen, welche von denen der eltern abweichen (vorwort s. XVI). Diese tatsache ist schon von Helmholtz hervorgehoben worden; ihre bedeutung für den lautwandel wurde aber dreissig jahre lang übersehen.

Diesen neuen anschauungen hat Bremer in seinem lehrbuche sorgfältig rechnung getragen, und er hat das ganze material mit grosser selbständigkeit durchgearbeitet.

Viel mühe hat dem verfasser der „Deutschen phonetik" die ausarbeitung der vokallehre gekostet. Er scheint seine bestimmungen der vocaltöne teils durch beobachtung der flüstersprache, teils mittels der stimmgabelprobe gemacht zu haben (nähere berichte werden in aussicht gestellt). Beide methoden sind von vielen forschern versucht worden, meist aber mit mässigem oder geringem erfolge. Um so überraschender ist es, dass Bremers resultate im ganzen sehr zuverlässig zu sein scheinen: die übereinstimmung zwischen seinen charakteristischen tönen und den mittels graphischer methoden gefundenen ist eine auffallend gute. Bremer hat offenbar ein ungewöhnlich feines gehör.

Bremer bezeichnet seine „phonetik" als eine praktische, und mit recht; denn er vermeidet grundsätzlich die besprechung physikalischer und physiologischer fragen, welche beim unterricht eine untergeordnete rolle zu spielen scheinen, auch in fällen, wo der besprochene gegenstand durch eine mehr eingehende behandlung an reiz gewonnen hätte. Weit davon entfernt dieses vorgehen zu tadeln — jeder hat ja das recht seine aufgabe nach belieben zu wählen und zu beschränken —, muss ich doch mit bedauern hervorheben, dass Bremer's aufschlüsse über physiologie und physik durch ihre knappheit manchmal irreführend werden. Die spannung der stimmbänder (s. 23) wird nicht ausschliesslich, kaum einmal vorwiegend durch vorwärtsbewegung des schildknorpels bewirkt. Die stärke des schalls (s. 39) hängt auch von anderen faktoren als der schwingungsweite ab. Falsch ist ferner Bremer's behauptung (s. 39), dass die erscheinungsformen des schalls entsprechend den verschiedenen schwingungsformen verschieden seien. Es können sehr verschiedene vibrationsformen genau denselben klang geben, und genau dieselbe vibrationsform kann, wo die schwingungszahl wechselt, sehr verschiedenartige klänge erzeugen.

Der gefährlichste fehler Bremer's ist in seiner besprechung der resonanzerscheinungen zu finden (s. 114, 124, 164). Bremer stellt die behauptung auf, dass bei relativ kurzen resonanzräumen die verringerung bezugsw. vergrösserung des volumens die höhe des resonanztones in ganz verschiedener richtung beeinflussen müsse, je nachdem der vordere (der öffnung zugekehrte) oder der hintere teil des raumes von der veränderung betroffen wird. Durch versuche mit einem blechresonator, den man zum teil mit brotteig ausfüllt, kann sich jeder die überzeugung verschaffen, dass der resonanzton steigt, ob der resonator vorne oder hinten gefüllt wird; und dass der ton immer sinkt, wenn die füllung weggenommen wird. Natürlich muss man sich bei diesen versuchen davor hüten, die öffnung zu vergrössern, zu verengern oder auch nur zu beschatten.

Wenn ich noch auf die geradezu verblüffende definition des schalls hinweise, welche s. 39 zu finden ist[1], darf ich wol die meinung aussprechen, dass Bremer's

1) „Der schall", sagt Bremer dort, „ist wie das licht eine wellenartige bewegung der luft". Die richtige definition des schalls wurde von Newton gegeben. Vgl. Hensen, Physiologie des gehörs s. 4.

buch als leitfaden für kritiklose anfänger nicht unbedingt zu empfehlen ist. Ein fachmann dagegen wird es nie bereuen, wenn er der „Deutschen phonetik“ ein sorgfältiges studium widmet. Bremer bietet uns vieles neue, und auch das alte erscheint uns dank der selbständigen behandlung sehr oft in einem neuen lichte.

HELSINGFORS. HUGO PIPPING.

Die entwicklung der deutschen kultur im spiegel des deutschen lehnworts. Von **Friedrich Seiler.** 1: Die zeit bis zur einführung des christentums. Halle, buchhandlung des waisenhauses. 1895. 99 s. 1,50 m.

Die aus fremden sprachen in das deutsche aufgenommenen lehnwörter zu sammeln, chronologisch und sachlich zu sichten und als grundlage einer skizze der entwicklung deutscher kultur zu verwerten, ist eine verlockende und — wenigstens für die ahd. zeit — nicht zu grosse aufgabe. Das material liegt ja besonders in den arbeiten Kluge's, der auch schon in der einleitung zu seinem etymologischen wörterbuche die dabei zu verfolgenden gesichtspunkte kurz und treffend angedeutet hat, zur verwendung bequem bereit. Was uns nun Seiler in der vorliegenden schrift bietet, ist darum weniger eine vermehrung des schon vorher ziemlich vollständig gesammelten stoffes, als vielmehr eine an weitere kreise der gebildeten sich wendende, klare und gefällige darlegung derjenigen fremden einflüsse auf die deutsche kultur, die sich aus den lehnwörtern erschliessen lassen.

Der vorliegende erste teil betrifft nur die zeit bis zur einführung des christentums. Nach einer auseinandersetzung über die kriterien, die eine zeitliche scheidung der fremdwörter ermöglichen, (bedeutung der hochd. lautverschiebung, reconstruction der zu grunde liegenden fremden lautgestalt, gemeinsamkeit des besitzes der festländischen Germanen mit den frühe abgetrennten Angelsachsen), werden — abgesehen von einigen aus früher vorgeschichtlicher zeit stammenden entlehnungen wie *pfad, silber, pflug, hanf, schiff, rübe, affe* usw. — zwei hauptgruppen von lehnwörtern unterschieden: 1) die keltischen und 2) die ungleich wichtigeren römischen. In der von den Römern ausgehenden civilisierung der Germanen lassen sich widerum zwei, freilich nicht scharf von einander zu trennende abschnitte sondern: im ersten verhalten sich die Germanen den fertigen fremden produkten gegenüber rein receptiv, im zweiten schwingen sie sich zu selbständiger nachahmung und reproduction derselben auf. In lebendiger und anziehender weise verfolgt nun der verfasser diesen einfluss der Römer und die dadurch hervorgerufene allmähliche völlige umgestaltung des deutschen lebens auf allen gebieten der materiellen und geistigen kultur, in kriegswesen, recht, handel, ackerbau, landwirtschaft, bau und einrichtung von haus und hof, in handwerk und gewerbe; er fasst diese entwicklung auf „als eine vollständige revolution des häuslichen und wirtschaftlichen lebens der nation, welche durch sie den übergang von einem natur- zum kulturvolk vollzog“ (s. 84). Zuletzt kommen noch die griechisch-lateinischen lehnworte an die reihe, welche den einwirkungen des arianischen christentumes und vielleicht der römisch-fränkischen kirche aus früherer zeit entstammen. Die hauptmasse der kirchlichen fremdwörter strömt dem deutschen erst mit der ausgedehnten missionsarbeit der Iren und Angelsachsen zu; ihre behandlung wird daher erst im zweiten teile platz finden. Den beschluss macht ein alphabetisches verzeichnis der besprochenen lehnwörter.

Man wird dem verfasser das zeugnis nicht versagen dürfen, dass er seine aufgabe mit geschick gelöst hat; wenn die rücksicht auf einen grösseren, nicht mit

allen einzelheiten der vergleichenden sprachwissenschaft vertrauten leserkreis wol hie und da den verfasser zu einer bestimmteren formulierung seiner meinung veranlasst hat, als dies der stand der forschung erlauben möchte, so wird man ihm daraus keinen vorwurf machen wollen. Im einzelnen wird sich gegen manche behauptung widerspruch erheben lassen; diesem ausdruck zu geben, ist jedoch hier nicht der platz. Nur zwei bemerkungen allgemeinerer natur kann ich nicht ganz unterdrücken. Einmal ein methodisches bedenken: es ist mir zweifelhaft, ob wir jedes mal, wo wir ein fremdwort eindringen sehen, auch wirklich entlehnung oder wenigstens vom auslande veranlasste wesentliche verbesserung und verfeinerung des damit benannten gegenstandes annehmen dürfen. Es scheint mir, es könne schon in früher zeit so gut wie heute in den feineren oder feiner sein wollenden kreisen zum guten tone gehört haben, an die stelle schöner alter einheimischer ausdrücke für altererbte dinge imposanter klingende, der fremde entlehnte bezeichnungen zu setzen. Ich erinnere nur z. b. an *kampf*, *pferd*, die in Süddeutschland durchaus nicht volkstümlich sind und es auch kaum je waren. Die berührung mit der fremden kultur, die sich aus dem lehnwort ergibt, wäre dann doch eine viel weniger intensive; tatsächliche einführung einer sache aus der fremde ist nur wahrscheinlich bei allgemeiner volkstümlicher verbreitung der dafür geltenden fremden bezeichnung.

Zweitens möchte ich darauf hinweisen, dass die deutschen, namentlich die oberdeutschen mundarten doch wol nicht genügend zur aufhellung der beziehungen zwischen Römern und Germanen herangezogen worden sind; in ihnen finden wir einerseits manche entlehnungen noch lebendig, die in der nhd. schriftsprache ausgestorben oder nur in modernisierter gestalt erhalten sind, und anderseits eine anzahl von lehnwörtern, die den mittel- und niederdeutschen gegenden völlig fehlen. Ich nenne nur einige mir zufällig in den sinn kommende wörter aus schweizerischen mundarten: *akte*, *agde* < *aquaeductus*, *aenis* < *anisum*, *chemi* < *caminus*, *chnungələ* < *conu(n)cula*, *chrüsch* < *crusca*, *chümmi* < *cuminum*, *chüngəli* < *cuniculus*, *chüpfli* < *cuppa*, *gäzxi* < *gabata* (?), daneben *gepsli* (ahd. *gebiza*), *chüssi* < *cussinum*, *ern* „hausflur“ < *arena* für *area*, *fäschi*, schwäb. *pfetschəkind* < *fascia* „binde“; *mäschəl* und *fimməl* „weiblicher, männlicher hanf“ mit auffallender vertauschung des geschlechtes aus *masculus*, *femellus*; *märt* < *mercatus*, *meyəl* < *miolium*, *nüschəl* < *noscula*, *nuscula*. Es ergibt sich daraus offenbar ein bild lebendigeren verkehrs und vielseitigerer beziehungen zwischen Römern und Germanen, als die schriftsprache es gewährt; eine genauere berücksichtigung der mundart wird sich also empfehlen besonders auch für die mhd. periode, wo sich der einfluss Frankreichs bis weit in die untersten volksschichten fühlbar macht.

BASEL, 26. FEBRUAR 1895. GUSTAV BINZ.

A Glossary of the Old Northumbrian Gospels (Lindisfarne Gospels or Durham Book). Compiled by **Albert S. Cook.** Halle, Max Niemeyer. 1894. VII, 263 s. 10 m.

Vor 13 jahren glaubte Sievers in der einleitung zu der ersten auflage seiner ags. grammatik das baldige erscheinen einer umfassenden grammatischen bearbeitung des northumbrischen dialekts aus der feder A. S. Cooks in aussicht stellen zu dürfen. Hindernisse der verschiedensten art traten aber der verwirklichung dieser ankündigung störend in den weg. Inzwischen hat das eine der beiden umfangreicheren denkmäler des Northumbrischen, das Rituale von Durham, in Lindelöf einen tüchtigen

und zuverlässigen darsteller gefunden. Jetzt kommt endlich auch das andere hauptdenkmal, die Interlinearversion der vier evangelien im Durham Book[1], die sogenannten Lindisfarne Gospels, an die reihe. Cook selbst legt uns in seiner neuesten publikation als vorarbeit seiner grammatischen skizze eine lexikalische zusammenstellung des gesamten in den evangelien enthaltenen wortschatzes vor: mit vergnügen erfahren wir, dass die grammatik zum grössten teil druckfertig ist und in kurzem veröffentlicht werden soll, wenn nicht ein anderer dem verfasser mit einer solchen arbeit zuvorkommt. Hoffen wir, dass es Cook diesmal wirklich vergönnt sein möge, alle der erfüllung seines versprechens sich entgegenstellenden schwierigkeiten rasch zu überwinden!

Das vorliegende glossar beruht auf dem texte der ausgabe der evangelien durch Skeat, für Matthaeus auf der zweiten bearbeitung derselben. Cook hat dazu eine neue vergleichung der handschrift vorgenommen, die aber nur wenige, im glossar stillschweigend benützte, verbesserungen ergab. Sämtliche wörter werden verzeichnet mit anführung aller formen, in denen sie erscheinen, und unter aufzählung aller belegstellen. Die arbeit ist sorgfältig und genau; wenigstens haben mir zahlreiche stichproben (allerdings nach berücksichtigung der leider recht umfänglichen, über sieben seiten sich erstreckenden errata und addenda) nirgends einen nennenswerten fehler ergeben. Ein lateinisch-northumbrischer und englisch-northumbrischer index am schlusse sind sehr willkommen.

Cooks arbeit wird fortan die sicherste, ja allein brauchbare grundlage für alle grammatischen untersuchungen bilden; Bouterweks wörterbuch mit seinen mannigfachen fehlern und falschen ansätzen von formen ist jetzt überflüssig geworden, und der dank der fachgenossen für die mühevolle und wenig kurzweilige arbeit wird dem verehrten verfasser sicher zu teil werden.

Zwei kleine ausstellungen mögen zum schlusse noch ihren platz finden. Einmal hätten die verschiedenen casus- und flexionsformen desselben wortes typographisch etwas übersichtlicher hervorgehoben werden dürfen. Zweitens hätte es wol dem grundsatze der lexikalischen anordnung besser entsprochen, wenn sämtliche lautlichen und orthographischen varianten eines wortes unter dem gleichen stichwort vereinigt worden wären; jetzt aber finden wir an verschiedenen orten getrennt von einander z. b. *æcsæcga* und *ecsæcga*, *ædwita* und *edwitiga*, *æfter sona* und *efter sona*.

BASEL, 6. MÄRZ 1895. GUSTAV BINZ.

Zur kritik des griechischen Alexanderromans. Untersuchungen über die unechten teile der ältesten überlieferung von **Adolf Ausfeld.** Programm des grossherzogl. gymnasiums zu Bruchsal 1894. 37 s. 4.

Adolf Ausfeld, von dem wir in der nächsten zeit eine neue ausgabe der Historia de preliis zu erwarten haben, erörtert in seiner im sommer 1894 erschienenen programmarbeit die frage, welche bestandteile der ältesten bearbeitungen des Alexanderromans der ursprünglichen fassung dieses werkes nicht angehört haben können. Die widersprüche, die sich in der alexandrinischen recension finden, sind nach der ansicht Ausfelds bei der forschung nach der wahren gestalt des alten Alexanderbuches deshalb nicht genügend berücksichtigt worden, weil man dessen inhalt nach dem vorgange Zachers allgemein auf die sage des volkes zurückgeführt habe. Ausfeld schliesst sich dagegen Nöldekes meinung an, die dahin geht, dass der

1) Über die sprache des Marcusevangeliums handelte Eliz. Mary Lea in Anglia 16, 62 fgg.

Alexanderroman im grossen und ganzen das produkt einer halb gelehrten schriftstellerei sei; der verfasser dieser abhandlung sucht die später hinzugekommenen stücke auszuscheiden und prüft die für unecht gehaltenen kapitel nach ihrem ursprunge.

Zunächst spricht Ausfeld über den brief an Aristoteles III, 17, den bericht an Olympias III, 27. 28 und die an beide gerichteten schreiben LB(C) II, 23. 32. 33. 36—41; er behandelt ferner die briefe des Darius und seiner satrapen I, 39. 40-II, 10. 11; Alexanders feldzug nach Griechenland I, 42—II, 7; die ereignisse zwischen dem friedensgesuch und der ermordung des Darius II, 17—19; Alexanders verkehr mit der königin Kandace III, 18—24; das testament des herrschers III, 33; den rückblick auf Alexanders leben und taten III, 35 und schliesst mit einer zusammenfassenden betrachtung über die ursprüngliche beschaffenheit des romans.

Über das gegenseitige verhältnis der beiden stücke, aus denen der brief an Aristoteles besteht, ist Ausfeld in der hauptsache derselben ansicht wie ich (vgl. meine beiden arbeiten zur Alexandersage Königsberg 1892. 94 und Zeitschr. 27, 426 fg.), nur dass er den zweiten teil bereits bei den worten *Τὰ δὲ πλεῖστα καὶ παράδοξα* s. 121 a 16 beginnen lassen will und auch diesen als zwei mit einander verbundene bruchstücke verschiedener briefe ansieht. Er weicht in der meinung, dass die Epistola von dem uns überlieferten texte des romans ganz unabhängig sei, von meiner auffassung ab. Für den historischen hintergrund dieses abschnitts hält Ausfeld die abenteuer Nearchs, von denen Arrian, Ind. 30. 31. 37, und Curtius (10, 1, 12 fgg.) sprechen. Da Alexander III, 27 nur bis zum Hyphasis gelange, nach der darstellung in III, 17 aber in das gebiet der Prasier eindringe, müsse der erste teil des briefes unecht sein: er sei von dem bearbeiter des schlusses mit diesem verbunden; aber auch der zweite teil gehöre nicht der ursprünglichen fassung des romans an, weil er widersprüche zu III, 1—4 enthalte. Ausfeld sucht einige irrtümer der überlieferung dadurch zu verbessern, dass er die erzählten tatsachen mit historischen ereignissen in verbindung bringt. Die beiden ersten abschnitte, die vom marsche durch die kaspischen pässe bis zur unterwerfung des Porus und vom zuge an den ocean und zu den Ichthyophagen handeln, wovon der letzte aber nur in der Epistola vorkommt, werden als geschichtliche grundlage des berichtes angesehen, während der rest als eine verworrene zusammenhäufung von sagenhaften abenteuern bezeichnet wird. Die fruchtbare gegend beim kaspischen passe sei das gebiet der glücklichen dörfer Hyrcaniens, der beschwerliche marsch sei mit dem zuge Alexanders durch die wüste Sogdiana zu vergleichen; der fluss mit bitterem wasser bezeichne wol den Oxus, wie der süsswassersee das kaspische meer, der kampf mit den wilden tieren könne auf die von Curtius 8, 1, 11 fgg. erwähnte jagd zurückgeführt werden; der abmarsch nach Prasiaca bedeute den aufbruch zum indischen kriege im frühjahr 327, der schneesturm stimme mit dem von Curtius 8, 4 geschilderten unwetter überein, und mit dem zuge gegen Porus sei der marsch in das Pendschab gemeint. Auch derjenige abschnitt, der nur in der Epistola vorkommt, wird in ähnlicher weise durch die heranziehung geschichtlicher vorgänge erläutert.

Ebenso wenig wie das schreiben an Aristoteles, sei der brief an Olympias ein alter bestandteil der alexandrinischen recension, da die erzählung von den Amazonen mit III, 25 fg. nicht übereinstimme, während der in A nicht überlieferte anfang des 27. kapitels zum grössten teil dem echten texte angehöre. Der vollständigkeit wegen werden auch die briefe an Aristoteles und Olympias analysiert, obgleich sie nur in jüngeren handschriften enthalten sind, also von vornherein als ursprüngliche bestandteile nicht angesehen werden können. Aber auch die briefe des Darius und seiner

satrapen hält Ausfeld für unecht, da sie mit ihren angaben der erzählung des romans selbst widersprechen, und da der brief des Darius an Alexander neben dem bereits I, 36 überlieferten schreiben unnötig zu sein scheine. Die sammlung, aus der sie stammen, müsste natürlich, wie Ausfeld richtig betont, einen ganz anderen charakter gehabt haben als jene briefe an Aristoteles oder Olympias mit ihren abenteuerlichen schilderungen. Die erzählung von Alexanders feldzug nach Griechenland, die I, 42—II, 6 nach der schilderung der schlacht bei Issus überliefert ist, während man sie I, 25 nach der thronbesteigung des königs erwarten sollte, ist bereits von Rohde als späterer zusatz erkannt worden. Ausfeld weist nach, dass auch das folgende kapitel II, 7 aus dem ursprünglichen text ausgesondert werden muss, entscheidet aber nicht mit sicherheit, an welcher stelle von I, 42 die interpolation beginnt. Ferner wird dargelegt, dass die schilderung der ereignisse, welche vom ende des 17. bis zum 19. kapitel des 2. buches in A erzählt sind, erst später eingeschoben sein kann, da der folgende abschnitt (II, 20 fgg.) damit im widerspruche steht und auf II, 17 zurückgreift. Der besuch Alexanders bei Kandace scheint Ausfeld ins erste buch (kap. 30—34) zu gehören und gleichfalls im ältesten text noch nicht vorhanden gewesen zu sein, weil die darstellung in dieser episode ungewöhnlich breit ist, weil der inhalt auf eine demütigung Alexanders hinauskommt und sich III, 25 sachlich an III, 6 anschliesst. Nur der historische anfang von III, 18 mit dem berichte, dass Alexander nach der stadt der Semiramis gezogen sei, so wie die beschreibung der burg dieser königin könne allenfalls für die älteste recension des romans in anspruch genommen werden. Die behauptung, dass sowol Alexanders testament als auch die zusammenfassenden bemerkungen über das leben und die taten des fürsten zu den unechten bestandteilen des romans gehören, wird keinen widerspruch finden. Nach der ausscheidung der behandelten abschnitte bleiben folgende kapitel des ursprünglichen textes übrig: 1. Alexanders eltern (I, 1—14); 2. taten des jungen Alexander (I, 15—24); 3. rüstungen des königs und unternehmungen bis zum zuge gegen Darius (I, 25—35); 4. besiegung der Perser (I, 36—42; II, 8—17 20—22); 5. erlebnisse in Indien (III, 1—6; 25—27); 6. Alexanders tod (III, 30—34). — Jene einschaltungen sind nach Ausfelds meinung nicht zufällig und allmählich, sondern planmässig von einem oder wenigen bearbeitern gemacht worden, in ähnlicher weise, wie es an dem werke Leos nachgewiesen worden kann. Der verfasser des ältesten Alexanderbuches sei kein erzähler von volkssagen, sondern ein unerschrocken erfindender romanschreiber gewesen, der seine leser angenehm unterhalten wollte.

Ausfeld hat sich durch diese abhandlung das verdienst erworben, diejenigen bestandteile des Pseudokallisthenes, welche erst später aus anderen selbständigen schriften dem roman einverleibt sind, zusammenzustellen und gewisse tatsachen der sagenhaften erzählung durch den hinweis auf ähnliche historische begebenheiten zu erklären. Wenn auch manche vergleiche etwas gewaltsam herbeigezogen zu sein scheinen, so hat der verfasser in der hauptsache doch für die forschung nach der entstehung einiger teile der sage ein nützliches material zusammengetragen. Auch mit seiner beurteilung der unechten stücke des romans bin ich im ganzen einverstanden, doch ich möchte noch besonders hervorheben, dass aus dem umstande, dass ein abschnitt des romans dem ältesten texte nicht angehört haben kann, keineswegs zu folgern ist, dass derselbe viel später als das werk des Pseudokallisthenes entstanden sei. Dagegen scheint mir die behauptung, von der Ausfeld bei der ganzen behandlung der von ihm angeregten frage ausgeht und zu deren bekräftigung er

zum schlusse zurückkehrt, unrichtig zu sein, nämlich die ansicht, dass der inhalt des griechischen Alexanderbuches keine sagenhaften bestandteile enthalte. Es ist mir nicht klar geworden, ob Ausfeld auch die späteren einschaltungen des romans, z. b. den brief über die wunder Indiens, für die erfindung eines romanschreibers hält oder nur diejenigen teile dafür ansieht, die nach seiner meinung den echten text ausmachen. Denn er selbst spricht widerholt von sagenhaften berichten, charakterisiert so z. b. s. 9 den zug zu den bäumen der sonne und des mondes und s. 17 die wanderung zu den säulen des Herkules und den Amazonen; er gibt ferner an derselben stelle an, dass III, 28 sagenhaft ausgeschmückt sei, und erwähnt noch s. 21 und 30 sagenhafte bestandteile der erzählung. S. 15 wird dargelegt, dass dem zuge zu den bäumen der sonne und des mondes wirklich eine orientalische sage zugrunde liegen könne, und s. 22 endlich erklärt Ausfeld, dass sich bei manchen stücken nur schwer beurteilen lasse, was darin echte sage, und was erfindung eines schriftstellers sei. Mir scheint, dass gerade auf diese weise der ganze Pseudokallisthenes aufzufassen ist: wenn Ausfeld annimmt, dass zur zeit der entstehung des ältesten Alexanderbuches bereits eine volkssage von diesem helden vorhanden gewesen sei, so ist nicht einzusehen, warum ein romanschreiber an die stelle dessen, was allgemein berichtet wurde, eine neue darstellung gesetzt haben sollte, in der die in den historischen quellen gefundenen tatsachen abenteuerlich ausgeschmückt waren. Selbst wenn der roman, auf litterarischem wege verbreitet, ein volksbuch geworden sein sollte (s. Nöldeke, Beiträge zur geschichte des Alexanderromans, s. 10), so darf man doch nicht leugnen, dass es eine Alexandersage gegeben hat.

KÖNIGSBERG I. PR. HEINRICH BECKER.

Tannhäuser, inhalt und form seiner gedichte. Von dr. **Johannes Siebert.** Berlin, L. Vogt. 1894. III, 116 s. 2,40 m.

Die arbeit kündet sich in einem vorwort als fortsetzung der bis dahin umfassendsten darstellung von Tannhäusers leben und dichten an, der von Oehlke; sie will die früheren forschungen über den historischen Tannhäuser fortführen und berichtigen, ohne selbst den anspruch auf vollständigkeit zu erheben.

Der erste biographische teil (s. 7—13) fügt zu den bisherigen zeugnissen für des dichters ritterliche abkunft, d. h. zu der spätern sage vom ritter Tannhäuser und zu seiner darstellung in C im staatskleide des ritters neue beweisgründe, geschöpft aus seinen gedichten, der einzig zuverlässigen quelle für sein leben. Es werden genannt: Tannhäusers sehnsüchtiges gedenken an die von ihm betriebenen ritterlichen vergnügungen, an minnedienst und falkenjagd, und seine bevorzugte stellung bei herzog Friedrich, dem muster aller ritterlichen tugenden. Auf sprache und inhalt seiner gedichte stützt sich weiter die verlegung seiner heimat nach dem südöstlichen Deutschland. Inhaltliche gründe dafür sind dem verfasser: der längere aufenthalt Tannhäusers in Österreich, seine vertrautheit mit dessen geographischen und politischen verhältnissen, die bekanntschaft späterer österreichischer dichter, wie Jansen Enikels mit seinen gedichten und die enge beziehung dieser gedichte selbst zum volksmässigen. Stichhaltig erscheinen uns die ersten drei momente, unzutreffend aber das letzte, wenn auch in Österreich zuerst mit Neidhart wider eine solche richtung auftrat. Die Schwaben Gotfried von Neifen und Ulrich von Winterstetten stehen ja der volksmässigen lyrik nicht weniger nahe[1], nur in der epik dieser zeit macht sich

1) Vgl. F. Vogt, Mhd. litteraturgeschichte s. 92—98.

eben ein derartiger gegensatz zwischen den einzelnen gegenden bemerkbar, indem die westlichen länder fremden vorbildern folgten, während Baiern und Österreich ausschliesslich das nationale element pflegten und lange noch bewahrten. In der lyrik dagegen war längst auch hier der heimische charakter des ältesten ritterlichen minnesanges der neuen weise gewichen, so dass man in Tannhäusers hinneigung zur volksdichtung nicht ein erbe der frühern periode und einen beweis für seine österreichische heimat erblicken kann; vielmehr muss sie wie bei jenen schwäbischen lyrikern als eine neue anlehnung an den volksgesang aufgefasst werden, begründet in seiner eigenschaft als fahrender.

Dieser widmet auch Siebert besondere aufmerksamkeit. Nur kurz berührt er die übrigen von Oehlke erschlossenen und ausführlich behandelten lebensschicksale des dichters. Seine reise nach dem heil. lande, seine sängerfahrten zu deutschen und fremden fürsten und herren, seinen aufenthalt am Babenberger hofe und sein unstätes wanderleben, um eingehender die von Edw. Schröder in Scherer Litteraturgesch.[6] s. 214 und Kück in der recension von Oehlke, A. f. d. a. 17, 207 vertretenen behauptung zu widerlegen, Tannhäuser sei ein fahrender kleriker, ein vagant gewesen. Den dafür angezogenen ähnlichkeiten zwischen Tannhäusers poesie und der der Carmina Burana, unter denen allerdings dem einzig dastehenden spott über seine lebensweise zu wenig beachtung geschenkt wird, hält er mit recht die viel bedeutenderen verschiedenheiten entgegen. Ein teil jener sammlung nämlich kehrt absichtlich und mit stolz gegenüber dem rittertum den geistlichen stand der dichter hervor; in andern verrät sich der gelehrte autor durch seine beispiele aus der Bibel und der lateinischen litteratur, während Tannhäusers kenntnis alt-testamentlicher merkwürdigkeiten, antiker mythen und heldensagen wie einiger lateinischen worte nicht den horizont der ritterlichen bildung seiner zeit überschreitet und wenigstens bezüglich des klassischen altertums durch die höfische bildung vermittelt erscheint; sogar die weniger typischen beispiele der vagantenpoesie, wie die von Oehlke verglichenen nr. 57, 109, 118, zeigen noch stileigenheiten, die sich nicht mit Tannhäusers manier decken. Aber auch wegen seiner mit den vaganten geteilten sinnlichkeit kann er nach Siebert nicht der zahl dieser eingereiht werden, da für die gleichartige lascive darstellung ebenso gut die volkspoesie die gemeinsame quelle abgegeben haben kann als die antike mit ihren heidnischen anschauungen. Unläugbar eignet jener eine naiv sinnliche auffassung der liebe, und unzweifelhaft ist ihr einfluss auf die kunst der geistlichen lyriker sowol als der ritterlichen. Wie Neidhart den liedern des volkes sich anschloss, so auch Tannhäuser; vom volksmässigen tanzliede überkam er den derben erotischen ton, dessen naivetät er stellenweise durch lüsternheit ersetzte. So spricht nichts für den vagantencharakter Tannhäusers, wol aber noch dagegen sein nicht erloschenes ritterliches standesbewusstsein. Als ein fahrender sänger ritterlichen standes wird demnach der dichter erwiesen, der besser als die mehrzahl der höfisch gebildeten von damals im deutschen und französischen epos belesen war und damit prunkte, ohne seine gelehrsamkeit durch die weisheit klerikaler zunftgenossen zu bereichern.

„Tannhäusers dichten" ist der zweite abschnitt (s. 14—36) des Siebertschen buches überschrieben. Es werden zunächst die grundlagen und ausgangspunkte seiner kunst der besprechung unterzogen. Höfisches und dörperliches, die elemente der Neidhartschen richtung, sind bei ihm vertreten, ohne sich gegenseitig durchdrungen und zu harmonischer einheit verschmolzen zu haben. Spricht das nicht ebenfalls gegen Sieberts frühere erklärung von Tannhäusers beziehung zum volksmässigen als

einer nachwirkung und vererbung des altheimischen minnesangs, dem doch eine derartige scheidung fremd war? Auch kann man darum (was stärker hätte betont werden sollen!) den dichter nur mit einem teile seiner gedichte den höfischen dorfpoeten zurechnen, während andere durchaus unter die rein höfische lyrik fallen. Damit ergibt sich ein neues vom verfasser ausser acht gelassenes zeugnis für seine ritterliche abkunft, insofern wol ein im volke sich bewegender ritter durch dessen sangesweise die höfische dichtung erweitern konnte (Walther, Neidhart, Gotfried von Neifen), nicht aber ein sänger des volkes seiner angestammten dörperlichen muse den ton der ritterlichen lyrik vermählt haben würde, was zudem nicht der damals schon recht kräftigen reaktion gegen den konventionellen minnesang entsprochen hätte. Zugleich wird schon dadurch allein die annahme seiner direkten abhängigkeit von Neidhart hinfällig; Siebert widerlegt sie auf grund des von Oehlke herbeigebrachten materials mit dem hinweis auf die beim Tannhäuser nicht vertretenen eigenartigen themen Neidharts: gespräch zwischen gespielinnen oder mutter und tochter, scenen aus dem leben der bauern, verspottung derselben.

Dem volksmässigen tanzliede entstammen folgende züge (die er mit Ulrich von Winterstetten und Heinrich von Sax teilt): die aufforderung zum tanz am anfange des schlussteils der leiche, die frage nach den tänzerinnen, deren aufzählung, die aufforderung zur freude, der hinweis auf das ende des tanzes und liedes mit dem rufe *heia, hei* und der mitteilung, dass dem spielmann die saite gerissen oder der bogen gebrochen ist; ebenso die mehr vereinzelte verwünschung von störenfrieden und bewillkommnung fröhlicher teilnehmer. Damit ist der ursprung des schlussteiles der tanzleiche aus der volkspoesie festgestellt. Und auf sie muss im wesentlichen auch die erzählung des liebesabenteuers im 4. teile von II und III zurückgeführt werden. Die aus dem altfranzösischen pastourel durch kunstgemässe umgestaltung hervorgegangene französische romanze hat ihnen wol zum muster gedient, wie die gleichheit der anlage und die beibehaltung zahlreicher französischer wörter bezeugen, ohne jedoch sklavisch nachgeahmt worden zu sein. Denn wesentliche motive jener, der betrogene ehemann, der spott des ritters nach erreichtem zweck und sein prahlen mit gehabten erfolgen, der gebildete stand der weiblichen person fehlen ganz. Dagegen begegnen auch hier echt deutsche züge wie der gang auf die heide und das zusammentreffen daselbst; auch die personen sind die des deutschen volksliedes: ein einfaches schüchternes landmädchen, ein schwärmerischer, durch die erinnerung beseligter liebhaber. Im II. leiche insbesondere wird auch die begegnung auf der heide mit der in der mhd. zeit allgemeinen sitte des blumenbrechens motiviert und zwar in der vom volksliede beliebten form, dass ein mädchen allein nach blumen geht und mit dem verehrer zusammentrifft und „rosen bricht“. Dem volksgesange entstammt auch die wendung *ich nam si bî der wîzen hant* (II, 16, 2) zur bezeichnung der annäherung und umarmung. Herrscht so das volksmässige element im II. leiche durchaus vor, so überwiegt der einfluss der französischen romanzendichtung im III. leiche. Daraus jedoch mit Siebert dessen spätere abfassung zu folgern, halte ich für gewagt. Dort nur von ansätzen und hier von einer ausgestaltung derselben reden zu wollen, dünkt mir nach der feststellung der ritterlichen abkunft des dichters entschieden weniger begründet als umgekehrt ein teilweises zurückkommen vom überlebten tone der französischen und deutschen kunstlyrik auf die einfache, innige volksweise entsprechend dem entwickelungsgange Walthers anzunehmen. Auf dem überdruss an der konventionellen phrasenhaften verherrlichung weiblicher schönheit im verein mit seiner lockern phantasie beruht wol auch die vom verfasser erwähnte, aber nicht

erklärte ausführliche, indecente schilderung der reize der geliebten, die dem volksgesang wie der höfischen poesie fremd war.

Als volkstümliche elemente in Tannhäusers liedern führt der verfasser an: die aufführung von unmöglichen dingen, wie der unverrückbarkeit von mond und sonne (VIII, 3), das vergehn der berge (IX, 2, 3), das ablenken von flüssen u. a. m., wenn auch bei manchen beispielen infolge von künstelei und gelehrsamkeit der abstand von der volksphantasie nicht gering ist; weiterhin eine reihe formelhafter wendungen, wie *swer des gelouben welle niht, der var unz erz beschouwe* (XII, 4); endlich die ungesuchte naturschilderung in XV, 3, 11—13; mehr beispiele bieten hierfür die leiche (II, 2—4 und 20; III, 5, 12, 4—6 und 31). Andere dagegen, wie der natureingang im I. leich und die frühlingsschilderung in leich VII sind die schablonenhaften des höfischen minnesangs. Auf dem boden des letzteren steht ja denn auch der Tannhäuser in mehreren gedichten noch vollständig, obschon er ihn bereits hier und da parodiert. Der höfischen lyrik entstammen sein wort- und phrasenschatz, der preis der geliebten und das werben um ihre huld, dem höfischen epos die von ihm vorgeführten heldengestalten.

Neben diesen beiden aus der bestehenden dichtung überkommenen elementen soll aber auch eine scharf ausgeprägte eigenart Tannhäusers dichten kennzeichnen. Nur finde ich nicht alle die züge originell, die Siebert als solche hinstellt. Seine parodie des minnesangs ist nur eine der vielen gleichzeitigen und doch recht verschiedenartigen äusserungen der dagegen erwachten reaktion. Dieser scheint auch die realistik in der zeichnung seiner ärmlichen und liederlichen lebensweise eher zugeschrieben werden zu müssen als dem einfluss der volkspoesie; der geist freilich, welcher sich darin ausspricht, steht einzig da und erinnert an den der lateinischen vagantendichtung. Der humor, der seine hierauf bezüglichen sprüche belebt, kehrt auch in seinen tanzleichen wider und lässt den dichter als eine fröhliche, lebenslustige, ausgelassene natur erkennen. Er verrät sich besonders im hauptteil derselben in der abenteuerlichen zusammenstellung und häufung von namen und tatsachen; indessen hat er auch hier nur ansätze der frühern volks- und kunstmässigen tanzpoesie (Botenlauben, Rotenburg, Gliers[1]) weiterentwickelt, nicht aber ein ganz neues moment eingeführt.

Auf diese quellen seiner dichtung führt Siebert auch deren vorzüge und schwächen zurück. Zu jenen rechnet er: die lebensvolle zeichnung gegenüber der eintönigen reflexion und gefühlsheuchelei des höfischen minnesangs, die schilderung des liebeserfolges und den spott über das aussichtslose schmachten, die aus unmittelbarem empfinden hervorgegangene naturwahrheit und anschaulichkeit der darstellung, besonders wo es sich um den tanz oder die begegnung der liebenden handelt, und die konkreten bilder, die der dichter entwirft von der gewalt des seesturmes, von den genüssen und üppigen freuden seines lebens, von den leiden eines fahrenden, von seiner sehnsucht nach der heimat usw. Als mängel werden hervorgehoben: seine geschmacklosigkeit z. b. in der anwendung französischer wörter, die sich bisweilen wol eher aus seiner gelehrttuerei erklärt als, wie Siebert meint, aus seinem humor, das festhalten am konventionellen im VII. und XV. gedichte und im I. leiche und vor allem seine unglaubliche sucht, mit allerlei ungewöhnlichem wissenskrame zu prunken; diese hat ihn zunächst auf kosten des grundgedankens verleitet zur aufzählung einer endlosen reihe von göttinnen und romanheldinnen, von ländern, von

1) Vgl. Vogt, Mhd. litt.-gesch. s. 92.

fluss- und städtenamen u. dergl. Und wenn er es auch noch nicht den spätern spruchdichtern gleichtut, so gehört er doch hiermit sowol, wie mit seiner weitschweifigkeit der zeit des niederganges an.

Metrik und rhythmik werden sodann (s. 37—71) behandelt, wobei verständigerweise von den einfacheren tönen, den liedern und sprüchen (VII—XVII) und dabei wider von der einfachsten versart, der 7hebigen langzeile mit klingendem schlusse, ausgegangen wird. Sie bildet die grundlage der sprüche von XII und der strophen von XIV und XV, die entsprechend analysiert werden. Das fehlen eines sinneseinschnittes nach der 4. hebung ist in XII durchaus nicht so selten, als der verfasser behauptet; man vgl. XII, 1, 8; 2, 8 und 10; 3, 1, 5; 8, 9 und 10; 4, 6 und 8; 5, 1, 6 und 10! Ein solcher sachlicher einschnitt erscheint aber auch gar nicht nötig, um die beiden teile der langzeile hervortreten zu lassen; dagegen ist es ungewöhnlich, wenn, wie in 2, 8 engverbundene worte durch die cäsur getrennt werden, oder wenn die 4. hebung der 1. halbzeile mit der 1. senkung der 2. hälfte in ein wort zusammenfällt und die gliederung des versganzen dadurch verwischt wird, wie in 5, 1, 6 und 10 und XIV, 4, 8; 5, 8. Nichts ist zu erinnern gegen Sieberts erklärung der fünften zeilen. Unangebracht erscheint dagegen eine texteänderung in 4, 9 und 5, 9, um 3hebig stumpfe verse herzustellen, da die ersten hälften von 3, 9 und 5, 9 unbedingt 4 hebungen enthalten und andererseits schon bei annahme unterdrückter senkung oder schwebender betonung die gewaltsame accentuierung *dér wirt sprìchet* gemildert wird und die betonung *ó̍wê* sich durch zahlreiche beispiele aus Walther und andern lyrikern belegen lässt. Aber auch in 1, 9 und 2, 9 ist die volle zahl der hebungen bei annahme unterdrückter senkung zu erschliessen, die bei der emphase der letzten verse, zumal bei 2, 9, sehr erklärlich ist.

Häufiger, aber ganz regelmässig, wird die 4hebige halbzeile in lied XIII modificiert. Die gruppierung der verse darin wird beschrieben und damit die verschiedenheit ihrer komposition veranschaulicht. Der dort nur teilweise eingeführte inreim herrscht durchgehends in der strophe des X. liedes, dessen refrain recht geschickt in 2 teile von je 3 vierhebig stumpfen und 2 klingenden versen mit mittelreim in jedem der ersten beiden zerlegt wird. Letztere werden vom verfasser 5hebig genannt, doch enthält der erste *diu reine sunder got al eine* nur 4 hebungen, und verse von 4 hebungen müssen wir uns überhaupt als element dieses refrains denken und die grössere ausdehnung des 2. verses als eine bereicherung infolge des damit verbundenen strophenschlusses auffassen. Dagegen wäre eine solche des vorletzten verses ganz unbegründet, wie denn auch in lied VII, an dem der verfasser selbst die entstehung des 5hebigen verses aus dem von 4 hebungen erklärt, zur abgrenzung der einzelnen strophenteile immer nur der letzte vers eines teiles zu 5 hebungen ausgedehnt wird. Auch in IX erscheint die 5hebig klingende halbzeile noch in erster linie der markierung der stellen und des abgesanges zu dienen, weshalb seine besprechung besser unmittelbar an die von VII angeschlossen worden wäre; allerdings erscheint hier der letzte vers des abgesanges noch durch die verdoppelung der 1. halbzeile und einen ausserhalb des systems stehenden einschub bereichert und ausserdem der unerweiterte ganze schlussvers an die spitze des abgesanges gestellt.

Eine selbständigere verwertung des fünfhebungsverses begegnet, was hätte hervorgehoben werden sollen, erst in XI in der zusammensetzung mit dem 3hebig klingenden halbverse. Ausserdem ist hier jener zum verse von 7 hebungen erweitert wozu man in dem eingeschobenen *heia hei* im schluss von IX eine vorstufe erblicken kann. Als eine ähnliche bereicherung der doppelt gesetzten 4hebigen halbzeile sind

wol auch die 10hebigen langzeilen von VIII aufzufassen, die bei Siebert keine rechte erklärung finden; zwei von ihnen bilden mit je 2 inreimen einen der stollen, eine mit binnenreim und der vorausgeschickten 4hebigen halbzeile den abgesang.

Die langzeile von 7 hebungen ist auch widerzuerkennen in den durch verschiedene auflösungen und verwendung von in- und binnenreimen recht wechselvoll gestalteten versen des XV. tones, während man eine harmonische gliederung des rätselspruches (XVI) mit Siebert für unmöglich erklären muss.

Des dichters metrische kunst verlegt der verfasser demnach mit recht nicht sowol in die erfindung neuer formen, als vielmehr in die auswahl und variierung vorhandener. Und dass er unter diesen gerade die langzeilen von 7 und 8 hebungen mit ihren halbzeilen, den klingenden vers von 5hebungen und die 10hebige periode, d. h. rein nationale verse verwendete, wird als neuer beweisgrund für seine enge beziehung zur volkspoesie hervorgehoben. Nach den regeln der kunstlyrik aber baute er dreiteilige strophen, vermied, wenn auch nicht so peinlich, als der verfasser meint, den ausfall der senkung und verfuhr gleichmässig im gebrauch des auftaktes; doch gestattete er sich auch hierin wie in der betonung der worte und der apokope von unbetontem *e* einige freiheiten.

Die freiheit der verstechnik, insbesondere der wechsel zwischen 2hebig daktylischen und 3hebig trochäischen versen, gibt Siebert gelegenheit zu einer erörterung über die daktylen und daktylischen systeme bei unserm dichter (s. 48—59). Daktylen werden von ihm ausser in XI besonders in den leichen festgestellt, der responsion halber auch da, wo die verse sich gleich gut trochäisch lesen lassen. Nun erscheint allerdings der harmonische bau der leichsätze so wichtig, dass man öfter, als Oehlke es zugestanden, wird daktylen annehmen müssen, indessen lässt sich die doch zunächstliegende trochäische messung mancher verse, wie wir noch sehen werden, auch beibehalten, ohne dass die responsion dadurch aufgehoben wird, wie dies für lied XI Siebert selbst keineswegs bestritten hat. Zutreffend dünkt mir seine herleitung der daktylen Tannhäusers aus der volkstümlichen musik, da bei ihrem auftreten an bestimmten stellen und bei der beibehaltung der natürlichen betonung weder die silbenzählung die quelle sein konnte, wie für die daktylen späterer minnesänger, noch auch bei dem bereits gekennzeichneten anschluss des dichters an nationale metrische grundformen französische vorbilder hier vorgeschwebt haben werden. Gerade in den teilen der leiche, welche inhaltlich mit dem volksleben und volksgesang aufs engste zusammenhängen, herrscht daktylischer rhythmus; so auch bei Ulrich von Winterstetten, Heinrich von Sax und Burkhard von Hohenfels. Der ursprung der daktylen bei Tannhäuser aus dem gesange beim reigen und die selbständige auf deutschem boden erfolgte entwicklung solcher versfüsse wird sehr überzeugend in der weise erklärt, dass entsprechend dem beschleunigteren gange des reigens ein rascheres tempo eintrat und der daktylus den wert eines doppeltrochäus mit der zeitdauer eines gewöhnlichen trochäischen fusses erhielt. Diese gleichwertigkeit beweisen im Tannhäuser eine menge von beispielen, besonders IV, 22 und 23, die sich trotz des sehr verschiedenen baues der 3. und 5. verse ganz harmonisch gliedern, wenn die ersten beiden trochäen im 3. vers einem daktylus gleichgesetzt werden. Als mittelstufe zwischen dem trochäischen viersilbler und dem daktylus kann man ganz gut dipodien mit ausgefallener erster senkung ansehen, deren zweite hebung nebentonig ist. Ob aber deshalb die betonung ´ ` ◡ für Tannhäusers daktylen anzunehmen ist wie für die trochäischen verse mit unterdrückter senkung im frühling des minnesangs, erscheint um so fraglicher, als damit das vom verfasser

verlangte doppelt rasche tempo sich unmöglich erreichen lässt. Siebert wird nicht läugnen können, dass der von ihm angezogene vers IV, 30 (nicht I, 30!) bei der betonung *wâ ist mîn vrou Júzzè diu liebe àlsô lángè* mehr zeit zum vortrag beansprucht als bei dem gewöhnlichen daktylischen gange *wâ ist mîn vrou Júzze diu liebe alsô lánge*, der allerdings doppelt so schnell ist als eine entsprechende trochäische reihe abläuft. Ist aber der gewöhnliche daktylische rhythmus bei unserm dichter bereits anzunehmen, so werden wir bei seiner metrischen unselbständigkeit die weiterbildung von ′ ‵ ⏑ zu ′ ⏑⏑ d. h. des ditrochäus mit unterdrückter senkung zum einfachen daktylus nicht ihm, sondern der volkspoesie selbst zuschreiben müssen.

Eine übersicht über die ausbreitung der daktylen in den leichen ergiebt ihre verbindung zu festen einheiten und ihr regelmässiges, nicht zufälliges auftreten. Die leichschlüsse werden von zwei- oder vierhebigen versen gebildet, unter denen die letzteren gewöhnlich durch cäsur oder pause mit innerm reim weitergegliedert werden; beide versformen gruppieren sich auch paarweise. Bei V, 23 wird meines erachtens die natürliche betonung besser gewahrt, wenn die verse unter annahme von apokope des *e* in einen ditrochäus und einen daktylischen halbvers von 2 hebungen zerlegt werden. Überhaupt scheint es nicht immer geraten rein daktylische perioden anzunehmen und z. b. I, 15 v. 3—6 und I, 16 als strophen von 6hebig daktylischen versen zu betrachten, vielmehr dürfte hier nach vorangegangenen trochäen nur daktylischer schluss statthaben. Ebensowenig wird nach meinem dafürhalten die responsion von I, 14 und 27 gestört, wenn rein trochäische verse (14, 6) mit gemischt trochäisch-daktylischen reihen wechseln (14, 3 verschmilzt *bî dem* zu *bim*, 27, 3 und 6). Demnach wird hier und da die metrische analyse entgegen der ansicht Sieberts die daktylen entbehren können; im allgemeinen aber ist ihr vorkommen bei Tannhäuser durch den verfasser erwiesen und viel zu ihrer erklärung beigetragen worden.

Die darlegung des baues der einzelnen leiche (s. 60—70) ergibt für II eine einzige aus der doppelt gesetzten gereimten periode von 8 hebungen bestehende strophenart, deren verse durch inreim in je 2 halbzeilen zerlegt werden; nur 1 und 15 sind durch einen vorangeschickten langvers mit mittelreim erweitert. Pausen zwischen den beiden halbzeilen sind dreimal (2, 4; 4, 2; 14, 4) zu verzeichnen; die ergänzungen Sieberts an den beiden ersten stellen: *ver(swant)* und *al* bleiben unerwiesene vermutungen.

Die str. 4—35 des VI. leiches unterscheiden sich von der beschriebenen nur durch den eintritt des 3hebig klingenden halbverses nach dem stumpfen ausgang der 1. vershälfte. Die änderungen des textes zur herstellung des fehlenden auftaktes: 12, 2 *und Hug ein T(u)wingaere*, 16, 2 *der hât (der) tugende ein wunder* und 31, 4 (nicht 32, 4!) *diu werlt (diu) hât sîn êre* halte ich für vollkommen geglückt. Bei den 3 eingangssystemen ist die unregelmässigkeit des auftaktes wol nicht so gross, noch die betonung gezwungen, da in v. 3 wahrscheinlich wie oben *diu* hinter *werlt* einzufügen ist und in v. 1 die beginnende diphthongierung von *uo* schon wirken mochte, so dass nur der auftakt in 2, 2 ungesetzmässig erscheint.

Die gepaarte langzeile von 8 hebungen mit oder ohne inreim bildet auch das grundschema des 1. teiles (1—12) von leich I, nur unterbrochen durch 3 paare von sechshebungsversen (6) und durch je ein reimpaar von 4 hebungen (9, 3 und 4; 12, 1 und 2). Im 2. teile werden die andern systeme ebenso häufig verwendet, alle aber variiert durch klingenden ausgang, binnenreim u. dergl.

Dieselben systeme mit einigen modifikationen und andern verbindungen werden recht anschaulich auch im IV. leiche nachgewiesen.

Sechshebige verse bilden nach Sieberts analyse auch die strophen 1—11 des V. leiches, achthebige allein oder mit angehängtem klingendem dreiheber die durch erweiterung und zerlegung variierten systeme des 2. teiles; nur enthalten 26, 1 *ir munt bran als ein rubîn gegen der sunnen glaste* und 28, 2 *daz sîn die verdrieze, swen ich gerne lêre* nicht 8 hebungen, wie er meint, sondern nur 6.

Recht einheitlich erscheint auch nach seiner darstellung der III. leich, für den er 2 grundformen, die strophe von 4 vierhebigen versen und ihre erweiterung durch einen 5. dieser art annimmt. Demnach muss aber die einfach erweiterte langzeile (15, 4) in 4 + 3 ◡ b und nicht — so erklärt sie der verfasser — in 3 + 3 ◡ b zerlegt werden, wie ja auch die gleiche gestalt des letzten verses der doppelt erweiterten systeme 7 und 16 dies verlangt.

So ergeben sich bei der scheinbaren mannigfaltigkeit des versmaterials nur wenige grundtypen, die mit denen der lieder bis auf den sechshebungsvers übereinstimmen und so wider auf die volksweisen als auf die gemeinsame quelle hindeuten.

Leicht erkennbar musste für den verfasser die **komposition** der leiche sein, die s. 71—79 besprochen wird. Es tritt ja hier zu der durch den wechsel zwischen gleichförmigen und mannigfaltigeren systemen gekennzeichneten metrischen gliederung ein bemerkenswerter unterschied im inhalt hinzu, den man bei den leichen rein konventioneller minnesänger vermisst. Nach diesen beiden von Siebert hervorgehobenen kennzeichen zerfallen der I., IV. und V. leich in einen ruhigen, gleichmässigen teil epischen charakters und in einen beschleunigteren, wechselvolleren lyrischen teil. Letzterer scheidet sich wider in einen die geliebte oder den fürsten feiernden abschnitt und in den tanz selbst, ebenfalls mit einem unterschiede in der metrik, der aber nicht so durchgreifend ist als zuvor; deshalb möchte ich auch entgegen dem verfasser bei der zweiteiligkeit dieser leiche bleiben, so unvermittelt auch der schlussabschnitt einzusetzen pflegt. Für Siebert muss freilich die zusammengehörigkeit des 2. und 3. abschnittes aufhören, wenn er auch jenen epischer natur sein lässt, was man aus seinen worten „an einen längern teil epischen charakters schliesst sich gewöhnlich ein kürzerer auf den tanz bezüglicher“ folgern muss. Allerdings wird der lyrische charakter des 2. teiles in leich V durch die aus dem 1. teil beibehaltene aufzählung getrübt, um so deutlicher aber tritt er bei I und IV zu tage. Beinahe völlig fehlt das lyrische moment im I. und VI. leiche; die auf den tanz bezüglichen endstrophen jenes und das freier gebaute schlusssystem des letzteren können nicht dem vorangegangenen stück epischer natur selbständig gegenübergestellt werden, weshalb man die leiche entsprechend der gleichmässigkeit des metrums als einteilig ansehen muss. Zweiteilig ist wider leich III, dessen erster teil (1—18) als erzählung eines liebesabenteuers doch wol epischer natur ist und in hinsicht der komposition nicht dem 2. teil der leiche I, IV, V parallel gehen kann, wenn sein inhalt auch diesem näher steht als den aufzählungen im 1. teile. Gerade wegen dieser inhaltlichen verschiedenheit halte ich das gedicht nicht für den charakteristischsten, wol aber für den vollkommensten der leiche Tannhäusers. Interessant sind die aus den leichen selbst für die metrisch verschiedenen abschnitte und damit für die einzelnen tanztouren vom verfasser erschlossenen bezeichnungen „tanzen, reien, springen“, wiewol die einheit der benennung nicht festgehalten wird.

Darauf folgen (s. 80—111) bemerkungen zu den einzelnen gedichten, wobei besonders viele parallelstellen aus andern minnesängern angezogen werden. Einen

fortschritt bekunden diese bemerkungen zunächst dadurch, dass sie unerwiesene behauptungen der bisherigen Tannhäuser-forscher, besonders Oehlkes (zu IV, 21, 4; VI, 19) und Kücks (zu I, 10, 6; III, 12, 9; VI, 36, 10; XIII, 5; XIV) zurückweisen und wahrscheinlicheres an die stelle setzen bezw. neue überzeugendere gründe dafür beibringen (IV, 3, 3 u. a. o.). Weiter sind aus der grossen zahl der stellen welche wegen dunkler wendungen und merkwürdiger namen überhaupt keinen erklärer gefunden hatten, viele von Siebert recht befriedigend erläutert worden; manches freilich bleibt noch zu enträtseln. Für Tannhäusers alter als entstehungszeit des von Oehlke nebst II, VII, XI, XVI noch nicht datierten XV. gedichtes wird sein gedrückter ton angeführt und die in den versen *âne ir danc sanc ich in ze leide den hôchgemüete ist kranc* ausgesprochene klage; gewichtiger als letztere stelle dünkt mir das zeugnis der verse 2, 1—3 *ich hân dien jungen vil dâher gesungen, des ist lanc.* Dass in XIII der dichter auf der herfahrt aus dem heiligen lande zu denken ist und nicht, wie Oehlke wollte, auf der hinfahrt, wird durch die auseinandersetzung Sieberts ausserordentlich wahrscheinlich. Auch das fortwirken der dichtung Tannhäusers wird durch den hinweis auf anklänge in einigen mhd. schwänken veranschaulicht.

In einem anhange verstärkt der verfasser die zuerst von Oehlke geäusserten bedenken gegen die echtheit des in der Jenaer liederhandschrift I dem Tannhäuser zugeschriebenen bussliedes durch eingehende vorführung der formellen und inhaltlichen verschiedenheiten und erbringt somit den beweis für den spätern ursprung jenes wie für die herkunft der Tannhäusersage aus seinen in C überlieferten gedichten.

Im ganzen können wir somit Sieberts arbeit besonnen und bei ihrer beschränkung auf einzelne seiten der Tannhäuserfrage recht ergiebig nennen. Sie hat das verdienst, unsere kenntnis einer der interessantesten figuren der mhd. lyrik durch feste unverrückbare resultate bereichert zu haben.

BRESLAU. J. WAHNER.

Die schöne Magelone, aus dem französischen übersetzt von Veit Warbeck 1527. Nach der originalhandschrift herausgegeben von **Johannes Bolte.** (Bibl. älterer deutscher übersetzungen I.) Weimar, E. Felber. 1894. LXVII und 87 s. 3 m.

Die deutsche litteratur hat von anfang an aus der fremde befruchtende anregung empfangen. Die ältesten schriftlichen denkmäler waren erfüllt vom geiste des christlichen glaubens und von der stoffwelt der Bibel, während die mittelalterliche lyrik und epik auf dem boden der ritterlichen weltanschauung erwuchs, die aus dem westen herübergekommen war. Neben novellenstoffen aus aller herren länder drangen im 15. jahrhunderte mit dem humanismus die antiken bildungselemente ein und durchtränkten die deutsche geisteswelt. Gegenüber dem überwiegenden einflusse, den im 18. jahrhunderte die als muster anerkannten französischen klassiker ausübten, boten allmählich die Engländer, vor allem Shakespeare ein erspriessliches gegengewicht dar und wiesen den weg zu natur und freiheit. In zeiten litterarischen niederganges und geistiger dürre war der zudrang fremder elemente in Deutschland nicht gross; er war am stärksten während der beiden blüteperioden um die wende des 13. und um die wende des 18. jahrhunderts. Da war auch die heimische litteratur kraftvoll genug, das fremde gut zu verarbeiten, ohne sich selbst zu entäussern. In der zeit der romantiker, als Schlegel das übersetzen zu einer edlen kunstübung erhoben hatte, fanden alle die hervorragendsten erzeugnisse der weltlitteratur als willkommene gäste, nicht mehr als lehrmeister, in Deutschland eine neue heimstätte. Hingebung

und selbständigkeit verbindend, hat sich die deutsche litteratur vor doppelter gefahr bewahrt: sie hat sich dem segen fremden reichtums nicht verschlossen, und sie ist doch der angestammten eigenart treu geblieben.

Unter diesen umständen ist es selbstverständlich, dass gerade für den betrieb der deutschen litteraturgeschichte ein unternehmen, wie die mit dem vorliegenden hefte eröffnete bibliothek älterer übersetzungen von grösster wichtigkeit ist, und dass sie zu den vorhandenen neudrucken deutscher originalwerke als unentbehrliche ergänzung hinzutritt. Professor August Sauer, der seit einigen jahren die „Deutschen litteraturdenkmale" leitet, hat auch diese neue sammlung ins leben gerufen. Aus seiner vorrede, die an den hervorragendsten kenner der geschichte der deutschen übersetzungskunst, Michael Bernays, gerichtet ist, sowie aus dem verzeichnis der in vorbereitung befindlichen und der in aussicht genommenen hefte ersehen wir das programm der neuen bibliothek. Sie soll die wichtigsten deutschen übersetzungen vom 14. bis zum 19. jahrhunderte, soweit sie nicht allgemein zugänglich sind, nach handschriften und älteren drucken mit einleitungen und anmerkungen bringen; ferner (in ergänzungsheften) neubearbeitungen älterer bibliographischer compendien, untersuchungen und darstellungen. Sie soll zu einem mittelpunkte dieses abgegrenzten arbeitsgebietes werden. In den weiteren heften sollen übersetzungen aus dem kreise der deutschen humanisten und die aus der fremde stammenden novellen des 15. jahrhunderts veröffentlicht werden. Im anschluss daran werden wol auch die arbeiten erledigt werden müssen, die M. Hermann in seiner Eybmonographie s. 286 fordert: ein chronologisch und ein topographisch angeordnetes vollständiges verzeichnis aller übersetzungen der schönen litteratur bis zum erscheinen des deutschen Decamerone und untersuchungen über die herkunft der stoffe. In der nächsten zeit werden ferner erscheinen übersetzungen von Corneille, Milton, Molière, Anakreon, die Vossische Ilias, die anfänge des deutschen Shakespeare, endlich Rabelais Gargantua in der verdeutschung von Regis (mit dem umfänglichen kommentar?).

Einen teil des vielseitigen programms bildet die veröffentlichung der handschriftlichen grundlagen unserer volksbücher, soweit sie übersetzungen sind. Dieser aufgabe ist das vorliegende erste heft gewidmet, mit dem Bolte ein muster geliefert hat, das in seiner weit ausgreifenden gelehrsamkeit und seiner rühmenswerten gründlichkeit kaum von allen nachfolgern wird erreicht werden können. Gerade weil Warbecks Schöne Magelone in den weitesten kreisen verbreitung gefunden und bis in die letzten jahre herab neue auflagen erlebt hat, war die veröffentlichung des ursprünglichen textes nach der von Bolte in Gotha gefundenen originalhandschrift des übersetzers eine um so interessantere und dringendere aufgabe[1].

In einer überaus reichhaltigen einleitung gibt Bolte (alle ergebnisse der grossen Magelone-litteratur verwertend und seinerseits bereichernd) bericht über die entstehung des französischen originals, schildert auf grund neu erschlossenen handschriftlichen materials Veit Warbecks leben, zeichnet den einfluss der französischen litteratur in Deutschland am beginne des 16. jahrhunderts mit ausläufen, deren bedeutung weit über den besonderen zweck hinausgehen, vergleicht Warbecks übersetzung mit dem originale und mit dem ersten drucke (dessen varianten im anhang verzeichnet sind) und stellt endlich die bibliographie der zahllosen Magelone-ausgaben bei 15 nationen zusammen.

1) Ich betone dies gegenüber einer bemerkung Landaus, Zeitschr. für vergl. litteraturgesch. 8, 267.

Wer das heil der recensionen in nachträgen sieht (eine ansicht, die ich nicht teile), der wird bei dem gelehrten herausgeber der Magelone einen sehr schweren stand haben. Auch mir hat es nur der zufall ermöglicht, einen winzigen und unwichtigen nachtrag zur bibliographie zu liefern. S. LXVI in der abteilung Böhmisch (besser wäre Czechisch, denn „Böhmisch" ist ein geographischer und kein sprachlicher begriff) ist eine ausgabe nachzutragen: Kuttenberg 1774. Ihr titel lautet abweichend von dem bei Bolte für die älteste ausgabe angegebenen titel: „Welmi vtěssená Hystorye O krásné Mageloně, Dceři Krále z Neapolis, Též o gednem Welmi vdatným Rytjři, znamenitého Hraběte z Prowincy Synu Petrowi. Wssem pro Obveselni Mysle a Vkráceni Czasu znova na světlo vydane. V Hoře Kuttný, Roku 1774. Ein exemplar (dem die letzten blätter fehlen) befindet sich in der bibliothek des Böhmischen museums in Prag (27 E 10). Der text dieser ausgabe stimmt mit ausnahme der einleitenden worte völlig überein mit der jüngsten (auch bei Bolte verzeichneten) auflage: Neuhaus (v Jindřichovi Hradci) 1864. Beide ausgaben ergeben sich als eine fast wörtliche übersetzung des Warbeckschen textes. Ausserdem kennt die czechische litteratur auch ein lied von der schönen Magelone. Jungmann (V s. 268 nr. 221) verzeichnet: Píseň o krásné Mageloně w Praze 1685. Ein defektes exemplar befindet sich auf der bibliothek des böhmischen museums (27 H 3). Es gibt in reimen den inhalt des volksbuches in starker verkürzung wider.

PRAG. A. HAUFFEN.

Erasmus Alberus. Ein biographischer beitrag zur geschichte der reformationszeit. Von prof. dr. **Franz Schnorr von Carolsfeld,** oberbibliothekar an der königl. bibliothek zu Dresden. Dresden, L. Ehlermann. 1893. VIII und 232 s. 6 m.

Das misgeschick, welches den Erasmus Alberus zeit seines lebens verfolgte, ist auch nach seinem tode nicht von ihm gewichen: nicht nur war über sein leben und seine litterarische tätigkeit infolge der seltenheit der originaldrucke seiner schriften sehr wenig bekannt, sondern das wenige, was man wusste oder zu wissen glaubte ermangelte auch der genauigkeit und enthielt wahres und falsches nebeneinander. Daher war es möglich, dass die behauptung Döllingers, Alber sei von zeitgenossen als ein mensch von unreinem leben und zuchtloser zunge geschildert worden, der durch verschwendung in schulden gekommen sei und seine gläubiger betrogen habe, allgemeinen glauben und weiterverbreitung fand, obgleich sie nur durch eine fehlerhafte interpretation einer äusserung des Erasmus Roterodamus entstanden war, welche sich nicht auf Alber, sondern auf den bekannten humanisten Hermann Buschius bezog. So bitteres unrecht fügte die nachwelt einem manne zu, der die meisten seiner zeitgenossen an sittlichem zartgefühl übertraf und der, wie ein ihm nahestehender sagt, „um der predigt des evangeliums und um seines getreuen und fleissigen strafens willen siebenmal, wie der heilige Athanasius, von seinen befohlenen schäflein mit gewalt und offener tyrannei verjagt worden ist." So verkehrte und ungerechte beurteilungen sind nach dem erscheinen des vorliegenden buches unmöglich, es sei denn, dass man sich gegen die ruhigen und gewissenhaft abwägenden ausführungen des verfassers absichtlich verschliesst. Das umfangreiche, wenn auch nicht lückenlose quellenmaterial ist hier zum ersten male gesammelt und zu einer ebenso gründlichen, wie liebevollen, dabei aber doch unbefangenen darstellung der persönlichkeit und litterarischen wirksamkeit Albers verarbeitet worden (s. 1—158).

Seine heimat ist die Wetterau, wo er etwa um 1500 geboren ist; von seiner jugendzeit ist nur wenig bekannt; studiert hat er in Mainz und Wittenberg (1—8); seine erste praktische tätigkeit war die eines schulmeisters, ein beruf, zu dem er grosse neigung gehabt und den er zu verschiedenen zeiten seines lebens ausgeübt hat (s. 16 fgg.), mit welchem auch eine reihe von schriften Albers in zusammenhang stehen. Nachdem er elf jahre lang (von 1528) das pfarramt zu Sprendlingen verwaltet, vereinigten sich bei ihm ungewöhnlich ungünstige umstände mit der damals besonders hochzuschätzenden eigenschaft, seine überzeugung selbst den höchstgestellten gegenüber rücksichtslos zu vertreten, und unrechtes tun anderer zu „strafen“, auch wenn er selbst nicht darunter zu leiden hatte, um ihn seine ganze übrige lebenszeit (1539—1553) weder im süden noch im norden Deutschlands eine dauernde stätte seiner wirksamkeit finden zu lassen, so sehr er selbst sowol, als andere, darunter kein geringerer, als der ihm seit seiner studienzeit befreundete Luther, sich darum bemühten. Um so bewunderungswürdiger ist es, dass er trotzdem zeit und ruhe zu einer ausgedehnten litterarischen tätigkeit fand. Von den zahlreichen schriften, denen eine eingehende würdigung zuteil wird, sei nur hervorgehoben erstens die in gesprächsform abgefasste bearbeitung der unter dem namen: Die ungleichen kinder Evae bekannten fabel, welche den titel trägt: Von der Schlangen Verfürung, sodann seine weltlichen und geistlichen gedichte (fabeln und kirchenlieder); erstere, weil sie in dieser zeitschrift (XXI, 419—463) nebst einigen zu Albers charakteristik beitragenden stellen anderer werke von ihm abdruck gefunden hat; die fabeln und kirchenlieder, weil sie auch heute noch der erbauung oder der ergötzung und belehrung weiterer kreise dienen, während alle übrigen schriften jetzt nur noch litterarhistorischen wert haben. Von 40 geistlichen liedern, von denen eine grosse zahl während der von ihm miterlebten belagerung von Magdeburg (1550—51) entstanden ist, lassen sich nur noch 14 sicher nachweisen (s. 104—112), darunter einige, welche noch jetzt gesungen werden, so der (1555 bei Val. Neuber in Nürnberg gedruckte) Abend- oder vespergesang: Christe, du bist der helle tag (Ev. gesangb. f. d prov. Sachsen 390: Christ, der du bist der helle tag). Ob er zu diesen liedern melodien selbst erfunden hat, wissen wir nicht; wol aber, dass er mit seinem lehrer und freunde Luther die begeisterung für die „heilige, himmlische und holdselige musica“ teilte, über welche er noch in seiner letzten lebenszeit ein buch verfassen wollte (s. 110; ztschr. XXI, 421 fg.). Die fabeln (s. 112—121), in denen das gemüt und der humor des mannes in schönster weise zum ausdruck kommen, werden in der von Braune (Halle, Niemeyer, 1892) veranstalteten ausgabe im verein mit dem von uns angezeigten buche hoffentlich dazu beitragen, den namen Albers auch ausserhalb des engen kreises der fachgenossen so bekannt zu machen, wie er es verdient.

Von den beilagen (159—228) geben I—XVII briefe und andre schwer zugängliche schriftstücke von Albers hand; XVIII: ein schreiben der witwe an Flacius über Albers tod; XIX: nachträge und berichtigungen zu den angaben über Albers schriften in Gödekes grundriss II², 440—447 (wozu zu vergleichen Zeitschr. XXI, 432—35). Ein ausführliches register (229—232) macht den beschluss.

BURG B. MAGDEBURG. MATTHIAS.

Ordbok öfver svenska språket utgifven af Svenska akademien. Häftet 1—3. A—afråda. Lund, Gleerup, 1894—95. XXVIII ss. und 432 spp. 4. à kr. 1,50. (Für die nichtskandinavischen länder ist der ausschliessliche vertrieb des werkes der firma M. Spirgatis in Leipzig übertragen.)[1]

Das grosse, von der schwedischen akademie herausgegebene nationalwerk, von dem die ersten drei lieferungen jetzt vorliegen, hat eine lange vorgeschichte; sie ist nämlich ebenso lang wie die geschichte der akademie[2] selbst, die vor einem decennium (1886) ihr erstes säcularfest feierte. König Gustaf III., der stifter der anstalt, hatte ihr als eine ihrer hauptaufgaben die herstellung eines schwedischen wörterbuches zugewiesen, bei dem die von gelehrten romanischen gesellschaften (besonders der Academia della crusca und der Académie française) herausgegebenen werke als muster dienen sollten, und bereits 1787 legte man hand ans werk, indem man einfach die einzelnen buchstaben unter die mitglieder verloste. Man war nämlich der naiven meinung, dass jeder, der die fähigkeit besitze, sich zu dichterischen oder gelehrten zwecken der schwedischen sprache zu bedienen, auch ein wörterbuch derselben abzufassen im stande sei; dass man philologische und linguistische kenntnisse für überflüssig hielt, geht zur genüge daraus hervor, dass unter den mitgliedern, die das collegium der aderton damals zählte, nicht ein einziger sprachforscher sich befand. Dass die sache so einfach nicht war, wie man sich eingebildet hatte, stellte sich aber bald heraus: nur wenige von den akademikern, die grossenteils mit amtsgeschäften überhäuft waren, fühlten lust und beruf zu der ungewohnten arbeit, zu der sie vorbildung und technische fertigkeit nicht mitbrachten, und ein gedeihliches fortschreiten des werkes ward schon dadurch unmöglich gemacht, dass jeder einzelne artikel in den sitzungen vorgelesen und discutiert wurde. Eifrige arbeiter waren in der ersten zeit nur der publicist und historiker Joh. Murberg (1734—1805) und der dichter Gudm. Jöran Adlerbeth (1751—1818), aber das unternehmen rückte nicht vorwärts, obwol man später auch einzelne nichtakademiker, die sich zum teil freiwillig angeboten hatten, heranzog, und nach Murbergs tode geriet es ganz ins stocken. Erst 1835, als Bernhard von Beskow (1796—1868) sekretär der akademie ward, fieng man auf dessen betreiben wider energischer zu arbeiten an, da man aber an dem alten princip nichts wesentliches änderte, wurde trotz der reichhaltigen materialsammlungen, die allmählich zu stande kamen, und obgleich schliesslich auch einige wirkliche fachmänner wie Dalin und Hagberg in den dienst des wörterbuches gestellt wurden, nichts fertig. Bei Hagbergs tode (1864) war nicht einmal das von diesem bearbeitete A in druckfähigem zustande, und es bedurfte noch weiterer sechs jahre, um diesen buchtaben zu vollenden, der endlich 1870 mit einem vorworte von Rydqvist herausgegeben ward. Dass es in dieser weise nicht weitergehen könne, war jedoch nun der akademie klar geworden, welche die ausdrückliche erklärung abgab, dass sie das werk nicht selber fortsetzen, sondern in zukunft nur vorarbeiten für ein zukünftiges wörterbuch herausgeben und aus ihren mitteln lexikographische und grammatische publikationen unterstützen werde. Es erschien denn auch bereits 1874 die *Ordlista öfver svenska språket* in der von der akademie fest-

1) Vgl. G. Cederschiöld, Några meddelanden om Svenska akademiens ordbok öfver svenska språket, Lund 1893; Th. Hjelmqvist, En ny källa för vår fosterländska odling, några anteckningar om Svenska akademiens ordbok, Lund 1893; derselbe, Om begagnandet af Svenska akademiens ordbok, Lund 1894.

2) Gustaf Ljunggren, Svenska akademiens historia 1786—1886. Stockh. 1886. 2 bde.

gesetzten orthographie (seitdem widerholt aufgelegt) und 1880 das von Elias M. Fries hinterlassene wörterbuch der schwedischen pflanzennamen (*Kritisk ordbok öfver svenska växtnamnen*), wie auch durch die akademie Noreens abhandlung über die dialekte der landschaft Dalarna (*Nyare bidrag till kännedom om de svenska landsmålen ock svensk folklif*, 1881—82) und Klockhoffs schrift über die relativsätze im altschwedischen (*Relativsatser i den äldre fornsvenskan med särskild hänsyn till de båda Vestgötalagarna*, Karlstad 1884. 4) veranlasst und unterstützt wurden, und neuerdings Fred. Tamms *Etymologisk svensk ordbok* (Stockh. 1890 fgg.) ebenfalls einen namhaften zuschuss erhält. Indessen blieb das gefühl, dass es eine ehrenpflicht der akademie sei, die von dem königlichen stifter gestellte aufgabe zu lösen, wenigstens bei einzelnen mitgliedern lebendig, und nachdem der professor der nordischen philologie in Lund Theodor Wisén 1878 als nachfolger Rydqvists in die zahl der aderton aufgenommen war, stellte er 1883 den antrag, dass die arbeit an dem wörterbuche nach einem ganz neuen und zeitgemässen plane wider aufgenommen werden solle. Die akademie stimmte dem zu und betraute den antragsteller mit der obersten leitung des unternehmens, die er unter der bedingung annahm, dass dem adjunkten (jetzt ord. professor) K. F. Söderwall in Lund, der durch lexikalische arbeiten bereits einen hochgeachteten namen sich erworben hatte, die redaktion des wörterbuches übertragen werde. Ein von Söderwall ausgearbeiteter und von Wisén gebilligter plan wurde bald darauf der akademie vorgelegt und von ihr angenommen, worauf die vorarbeiten sofort ihren anfang nahmen.

Das unternehmen konnte jetzt unter weit günstigeren bedingungen begonnen werden, als ehedem. In Upsala uod Lund hatten bereits seit längerer zeit ordentliche professuren für nordische philologie bestanden und es waren daher eine ganze anzahl von jüngeren methodisch geschulten gelehrten vorhanden, die dem grossen werke ihre kräfte widmen konnten. Davon, dass die mitglieder der akademie gemeinschaftlich das wörterbuch verfassen sollten, war natürlich nicht mehr die rede: unter den auspicien der akademie und durch ihre reichen mittel[1] unterstützt sollte das werk von einem festen redaktionscomité, das in Lund seinen sitz hatte und an dessen spitze Wisén[2] und Söderwall standen, ausgearbeitet werden. Zunächst wurde eine grosse anzahl von excerpisten, die eine kurze instruktion[3] erhielten, mit dem ausziehen der quellenschriften betraut; die citatenzettel (für die sogar ein bestimmtes papier und ein bestimmtes format genau vorgeschrieben war) waren an die centralstelle einzusenden, wo sie geordnet und revidiert wurden, um dann den wissenschaftlichen bearbeitern, unter die die einzelnen artikel von den hauptredacteuren verteilt wurden, als material zu dienen. Nach dem ursprünglichen plane sollten die sammlungen der sprachproben sich zunächst auf die buchstaben A—G beschränken, doch sah man bald ein, dass es notwendig sei, sie auf das ganze alphabet auszudehnen.

1) Diese fliessen zum grössten teile aus den einnahmen der officiellen schwedischen zeitung (*Post- och inrikes tidningar*), die von der akademie herausgegeben wird und für bestimmte öffentliche bekanntmachungen (z. b. für concursangelegenheiten) benutzt werden muss, und es ist sehr zu wünschen, dass ihr diese quelle nicht durch kurzsichtige massnahmen des schwedischen reichstages verstopft oder geschmälert werde.

2) Dieser hochverdiente gelehrte hat leider das erscheinen des ersten heftes nicht mehr erlebt: er starb bereits am 15. febr. 1892 (s. Ztschr. XXV, 362 fgg.).

3) Diese ward 1893 auf grund der im verlaufe der arbeit gesammelten erfahrungen durch ausführliche „*Anvisningar till insamlande af språkprof för Svenska akademiens ordbok*“, welche 74 §§ enthalten, ersetzt.

Als man im frühling 1893 an die redigierung des 1. heftes gieng, berechnete man die zahl der citate, die damals zur verfügung standen, auf rund 800,000; die completierung des materials wird jedoch, während die ausarbeitung weiter schreitet, noch immer fortgesetzt[1].

Das wörterbuch der akademie, das ein bild von der entwicklung der schwedischen sprache von der reformation bis auf unsere tage geben soll, unterscheidet sich nicht unwesentlich und nicht zu seinem nachteil von dem buche, mit dem jeder Deutsche es zunächst vergleichen wird, dem Deutschen wörterbuche der brüder Grimm. Es wird vor allem ein mehr einheitliches gepräge tragen, als dieses. Nach dem tode der begründer ward die fortsetzung des deutschen werkes, das damals erst bis zu dem buchstaben *F* gediehen war, wie bekannt, vier gelehrten übertragen, von denen jeder an einem andern orte für sich arbeitete, jeder die durchaus unzulänglichen materialsammlungen auf eigene hand ergänzen musste, jeder nach eigenem gutdünken den ursprünglichen plan zu ändern befugt war. Der eine zog eine knappe und gedrängte darstellung vor, der andere hatte das bedürfnis, sich behaglich auszudehnen, weitläuftige etymologische oder kulturhistorische excurse einzuschieben, einzelne artikel geradezu zu grossen abhandlungen zu gestalten. Dies ist bei dem schwedischen wörterbuche, wo von vornherein ein fester plan entworfen und das ganze unter die oberaufsicht des hauptredacteurs gestellt ist, ausgeschlossen: so tiefgreifende unterschiede, wie sie z. b. das *K* im Grimmschen wörterbuche gegenüber dem *H* oder *N* aufweist, werden nicht vorkommen. Das schwedische wörterbuch gibt ferner, was bei Grimm ganz fehlt, für jedes einzelne wort nach einem leicht fasslichen system eine genaue angabe über aussprache und accentuation, es verzeichnet in chronologischer ordnung die älteren schreibweisen der wörter, bemerkt auch erforderlichen falles, ob dieselben veraltet, selten oder nur von dichtern gebraucht sind, ob sie nur als technische ausdrücke innerhalb gewisser berufszweige, nur in der umgangssprache oder in dem slang einzelner stände sich finden usw., es lässt jedem citate seine ursprüngliche orthographie und fügt — was manchem vielleicht als übertriebene pedanterie erscheinen mag — das jahr hinzu, in welchem die schrift, aus der es entlehnt ist, verfasst wurde oder erschien. Auf die genaue und ausführliche darlegung der bedeutungsentwicklung ist besondere sorgfalt verwendet; bei sehr häufig gebrauchten wörtern, deren sinn mannigfaltig nuanciert ist (z. b. bei praepositionen) ist eine kurze semasiologische übersicht, die auf die einzelnen abschnitte des artikels hinweist, diesem an die spitze gestellt. Wo die excerptsammlungen zufällig irgend eine allgemein übliche verwendung eines wortes nicht bezeugten, hat man sie durch selbstgebildete musterbeispiele belegt, die jedoch durch cursivschrift von den quellencitaten deutlich unterschieden sind. Sehr zweckmässig ist es, dass bei den einfachen wörtern am schlusse gleich die gebräuchlichsten zusammensetzungen angehängt sind, und zwar auch diejenigen, in denen das betr. wort den zweiten teil des compositums bildet (natürlich werden diese noch besonders und ausführlicher an ihrem durch die alphabetische anordnung fest bestimmten platze behandelt). Die etymologischen bemerkungen verzeichnen bei den echt nordischen wörtern zunächst,

1) Ein kleines curiosum zur geschichte des wörterbuches sei hier mitgeteilt. Professor E. H. Tegnér, der bei der redaction des werkes als linguistischer beirat tätig ist, vermisste bei der correctur des zweiten heftes das wort *afbygd*, das aus gedruckten quellen nicht nachgewiesen werden konnte. Er gebrauchte es daher in einem buche, das er gerade unter der feder hatte, und aus diesem ist es sp. 136 citiert.

falls dieselbe vorhanden ist, die altschwedische form, und meist (warum nicht immer?[1]) die entsprechungen der anderen skandinavischen sprachen; ist das wort ein gemeingermanisches, so sind auch die formen der übrigen germanischen schriftsprachen (der toten wie der lebenden) angegeben; von den urverwandten sprachen sind besonders latein, griechisch und sanskrit herangezogen; bei fremd- und lehnwörtern hat man sich natürlich darauf beschränkt, das wort derjenigen sprache, aus der die aufnahme in das schwedische erfolgte, mitzuteilen[2].

Bei der auswahl der aufzunehmenden wörter hat man eine weise selbstbeschränkung walten lassen. Das vorwort (s. 2) sagt mit recht, dass, wenn man alles hätte verzeichnen wollen, was in der schwedischen litteratur der behandelten periode sich findet, und alles, was gegenwärtig in der rede der gebildeten vorkommt, ein unerreichbares ziel gesteckt worden wäre. Infolge dessen wurde das princip festgehalten, von dem einheimischen sprachgut der gegenwart nur das zu registrieren, „was als gemeinsamer besitz einer bedeutenden anzahl gebildeter Schweden aus verschiedenen teilen des landes angesehen werden kann“, sowie das, was einer erklärung bedürftig ist oder selbst einen wichtigen aufschluss vermittelt; aus den dialekten nur dasjenige mitzuteilen, was die „reichssprache“ zu beleuchten vermag oder der aufnahme in diese wert erscheint; endlich auch nur diejenigen fremdwörter einzureihen, die in weiteren kreisen von leuten mit allgemeinerer bildung bekannt sind. Freilich möchte es dem Nichtschweden, dem die unzahl romanischer fremdwörter in den bisher erschienenen lieferungen auffallen wird, scheinen, als ob das niveau dieser „allgemeinbildung“ etwas zu hoch angesetzt sei — aber man muss bedenken, dass die „Franzosen des nordens“ gegen entlehnungen aus dem südeuropäischen wortschatze ebensowenig spröde gewesen sind wie die Deutschen des 17. jahrhunderts, puristische tendenzen aber in erheblich schwächerem masse als bei uns sich geltend machten. Immerhin aber ist es mir zweifelhaft, ob man nicht durch ausscheidung dieser romanischen fremdlinge, die doch nicht wie die lehnwörter aus den verwandten germanischen sprachen ein wirkliches bürgerrecht im schwedischen erlangt haben, das buch hätte entlasten und sie einem fremdwörterbuche hätte überweisen sollen, das ja als besonderes supplement dem hauptwerke hätte folgen können. Jedoch ist dies das einzige bedenken, das ich zum ausdruck bringen muss. Im ganzen kann mein urteil nur dahin lauten, dass wir es mit einem sorgfältig und umsichtig vorbereiteten und in der ausführung nahezu tadellosen werke[3] zu tun haben, das der schwedischen wissenschaft zu hoher ehre gereichen wird[4]. Wenn wir einmal dahin gelangen, nach vollendung des Grimm-

1) Bei dem worte *abborre* vermisst man z. b. die angabe, dass dasselbe (in der form *aborre*) auch dänisch ist, ebenso unter *afbryta* das dänische *afbryde* usw.

2) Wenigstens éinmal ist dies jedoch vergessen: es fehlt nämlich bei dem jetzt veralteten *affetalia* (sp. 174) der hinweis auf die herkunft des wortes (frz. *avitailler*).

3) Mit welcher genauigkeit die herstellung des buches geschieht, kann man daraus ersehen, dass der „chef“ sämmtliche artikel im manuscript revidiert, dass exemplare der 2. correctur auch den ausserhalb Lunds wohnenden mitarbeitern zur begutachtung zugehen und dass **alle** citate auf der universitätsbibliothek in Lund oder — falls die citierten werke dort nicht vorhanden sind — auf der königl. bibliothek in Stockholm, eventuell auf der universitätsbibliothek in Upsala, ehe das imprimatur erteilt wird, nachgeschlagen werden.

4) Auch die typographische ausstattung verdient uneingeschränktes lob. Dadurch, dass man 6 verschiedene schriftgattungen verwendet hat (das Grimmsche wörterbuch braucht deren nur 4) ist der druck ausserordentlich klar und übersichtlich

schen wörterbuches den nhd. sprachschatz nach einem vollkommneren plane (wie ein solcher z. b. von H. Paul in den Sitzungsberichten der königl. bairischen akademie, philos.-philol. u. histor. kl. 1894, s. 53—91 aufgestellt ist[1]) zu sammeln, so wird uns das wörterbuch der schwedischen akademie in mehrfacher hinsicht als muster dienen können. Wünschen wir, dass das grosse unternehmen, das von dem schwedischen volke mit stolzer freude und wärmster begeisterung aufgenommen worden ist (nach ausgabe des 3. heftes betrug die zahl der subscribenten aus allen schichten der bevölkerung bereits 3600) einen rüstigen fortgang nehmen und dass es den jetzigen mitarbeitern (neben K. F. Söderwall, E. H. Tegnér und Gust. Cederschiöld sind besonders E. Hellqvist, Th. Hjelmqvist, Ev. Ljunggren, Magnus Lundgren und A. Malm zu nennen) vergönnt sein möge, es dereinst in seiner vollendung zu schauen. Im günstigsten falle — wenn die zuschüsse von der akademie fortdauernd in gleichem umfange gewährt werden können und dem buche die bereitwillige hilfe geschulter fachmänner erhalten bleibt — kann es in 20—30 jahren fertig sein.

geworden, und die scharfen typen ermüden auch bei längerem lesen das auge durchaus nicht.

1) Vgl. dazu G. Cederschiöld, Om de senast framställda fordringarna på en historisk ordbok (Einladungsschrift von Göteborgs högskola 1894).

KIEL, 10. SEPT. 1895. HUGO GERING.

Esther im deutschen und neulateinischen drama des reformationszeitalters. Eine litterarhistorische untersuchung von **Rudolf Schwartz.** Oldenburg und Leipzig. 1894. VIII, 276 s. 4 m.

Nachdem R. Pilger im 11. bande dieser zeitschrift zuerst einen biblischen stoff (Susanna) durch alle dramen des 16. jahrhunderts verfolgt und deren abhängigkeit von einander dargelegt hat, sind ähnliche versuche widerholt unternommen worden: die dramen vom verlornen sohne untersuchte 1880 H. Holstein und 1886/88 Fr. Spengler, die dramatisierungen des ägyptischen Joseph 1887 A. v. Weilen, die Estherdramen, über die namentlich Holstein schon wertvolles material erbracht, neuerdings Schwartz in dem vorliegenden buche.

Schwartz unterscheidet nach der litterarischen zusammengehörigkeit drei gruppen. Die erste umfasst die von einander unabhängigen bearbeitungen des Hans Sachs (1536 und 1559) und des Valten Voith (1537), die sich eng dem biblischen wortlaut anschliessen, das drama des Andreas Pfeilschmidt (1555), der seine vorgänger zwar gekannt, aber nie wörtlich ausgeschrieben hat, das stark durch Pfeilschmidt beeinflusste stück Josias Murer's (1567), die im wesentlichen auf Murer, aber auch auf Pfeilschmidt ruhende Berner Hester (1567) und die fast ganz aus Sachs, Voith, Pfeilschmidt und Locke's Verlornem sohn zusammengetragene komödie des Marcus Pfeffer (1621). Die zweite gruppe concentriert sich um den „Hamanus" des Thomas Naogeorgus (1543), den Joh. Chryseus (1546) wie Joh. Mercurius und Joh. Postius (ca 1570?) übersetzte, ein anonymes Jesuitendrama aus den jahren 1576/79 auffallenderweise ganz und Damian Lindtner (1607) in deutscher übersetzung zum teil in sich aufnahm, und zu dessen fünf akten Caspar Wolf (1601) dialogisierte argumente — von Schwartz s. 267 fgg. abgedruckt — lieferte, während Wolffgang Kuntzel (1564), der auch Pfeilschmidt und Hans Sachs benutzt, gleich Georg Mauricius dem älteren

(1697) die übersetzung des Chryseus in stärkster weise ausgebeutet hat. Die dritte gruppe endlich bilden diejenigen dramen, die weder mit den früher behandelten stücken noch unter einander in direktem zusammenhange stehen, nämlich die Esther der englischen komödianten (1620), eine puppenkomödie aus dem 17. jahrhundert, das ziemlich gleichalterige spiel von der stolzen Vasthi und die neulateinischen dramen des Franciscus Eutrachelius (1548), Claudius Roilletus (1556), Cornelius Laurimanus (1560), Petrus Philicinus (1562), Herm. Fabronius (1600) und Jac. Zevecotius (3. auflage: 1623).

In dem nachweis der abhängigkeitsverhältnisse, die ein auf s. 171 gebotenes stemma veranschaulicht, liegt der hauptwert von Schwartz's trefflicher arbeit. Die dankenswerten ausführlichen analysen erleichtern nicht nur die nachprüfung, sondern bilden auch einen für mancherlei zwecke ausreichenden ersatz für die zum teil nur schwer zugänglichen originale; über die verloren gegangenen Estherdramen des landgrafen Moriz von Hessen (1597) und des Joh. Val. Andreae (1602) haben sich leider nicht einmal ganz kurze inhaltsangaben beibringen lassen.

Den von Schwartz noch besprochenen 6 Jesuiten-scenarien aus dem 17. jahrhundert war das in Weller's Annalen II, 289 nachgewiesene Augsburger programm vom jahre 1672 hinzuzufügen. Betreffs einer anderen synopse — „Gestürtzte Hoffartt und Erhöhete Tugendt, Dieses an Mardochaeo, Jenes an Aman" —, die 1665 in Meppen ausgeteilt worden, sei auf meine im nächsten beiheft des Centralblatts für bibliothekswesen erscheinende zusammenstellung der Jesuitendramen der niederrheinischen ordensprovinz verwiesen; nach derselben haben die väter auch 1708 und 1742 in Hildesheim, 1736 in Jülich, 1744 in Koblenz und 1768 in Köln Estheraufführungen veranstaltet. Die neuesten dramatischen bearbeitungen des Estherstoffes in deutscher sprache sind in Grethlein's Allg. deutschen theaterkatalog (Münster 1894, sp. 171) verzeichnet.

MÜNSTER I/W. P. BAHLMANN.

Niclaus Manuel's Satire om den syge Messe i dansk bearbejdelse fra reformationstiden udgivet af **S. Birket Smith.** København, Thiele. 1893. XLVI, 49 s. 8. (= Universitets-jubilaeets danske samfund nr. 69.)

In der schweizerischen reformationsgeschichte bildet das im januar 1528 unter Vadians vorsitz zu Bern gehaltene religionsgespräch einen bedeutungsvollen wendepunkt; denn während anderthalb jahre zuvor die Badener disputation zwischen den katholiken Eck, Faber und Murner und den evangelischen Oekolampadius und Haller keinen entscheidenden erfolg nach der einen oder andren seite gebracht hatte, so zogen diesmal die drei genannten wortführer der katholischen sache vor, überhaupt nicht zu erscheinen, und in Bern wurde alsbald der gottesdienst nach evangelischer weise eingeführt. In diesen tagen verfasste der reichbegabte Berner maler und dichter Niclaus Manuel, der bei der disputation das amt eines rufers versah, seine glänzende satire „Krankheit der messe". Mit urkräftigem humor führt dies prosagespräch die personificierte messe als eine schwindsüchtige kranke vor, der ihre freunde vergeblich auf allerlei weise zu helfen suchen. Der papst sendet, als er hört, dass ihr die badenfahrt nichts genützt habe, den doktor Rundeck (Eck) und den apotheker Heioho (Faber) zu ihr; aber keins ihrer mittel schlägt an, weder das bad, noch ihr geschrei, das fegfeuer, die hostie, das heilige öl und die geweihten kerzen, so dass endlich die ärzte um ihren lohn besorgt davonlaufen.

Wie durchschlagend diese schrift Manuels auch ausserhalb der Schweiz wirkte, beweist die grosse zahl von nachdrucken und bearbeitungen, die Baechtold in seinem N. Manuel (1878 s. CLXXVIII) und in seiner Litteraturgeschichte der Schweiz (1892. Anhang s. 74 und 135) und B. Wenzel (Cammerlander und Vielfeld. Rostocker diss. 1891 s. 33. 69) verzeichnet haben. Unter diesen fehlt jedoch das oben genannte dänische gedicht, mit dem uns S. Birket Smith, der bewährte kenner der älteren dänischen litteratur, durch einen sorgfältigen neudruck bekannt macht. Es führt den titel: Dialogus | En greselig ond tiende som | Pauen fick til Rom om den Papistiske | Messe som er det ypperste høffuitsticke i | hans oc Anthechristens Kircke, Och | huad suar hand oc hans hellige aan- | delige selffskaff der til swaret | haffue. | M.D.xxxiij | 20 bl. 8. O. o. (Der ungenannte drucker ist Joh. Hochstraten zu Malmö).

Der verfasser ist trotz der vom herausgeber aufgewandten mühe nicht zu ermitteln gewesen. Seine bearbeitung verrät überall das bestreben, die satire Manuels zu nationalisieren, ihr dänische lokalfarbe zu verleihen, und zwar nicht nur in der einführung dänischer heiligen (vor gamle s. Knud, den gamle fru Liseke), städte und redensarten, sowie in der einschaltung einzelner von Smith s. XXXII besonders zusammengestellter verspartien, sondern auch in der hervorhebung dänischer vorkämpfer der katholischen lehre. Wie in Manuels dialoge das Badener und Berner religionsgespräch, so bildet hier der im juli und august 1530 zu Kopenhagen gehaltene herrentag, auf dem derselbe gegensatz von der altkirchlichen und der reformationspartei ausgefochten wurde, den deutlich wahrzunehmenden hintergrund. An stelle Rundecks und Heiohos sendet der papst die doktoren Johan Ulf und Stagebrand zur kranken messe, unter denen der kanonikus Hans Jacobsen Ulf zu Lund und der deutsche dr. Stagefyr zu verstehen sind; der mönch Agrist heisst im dänischen Broder Dirick Wendekaabe (d. h. Manteldreher), was ein anderwärts belegter spottname für Poul Helgesen ist, usf. Von besonderem interesse ist nun, dass diese an sich naheliegende anpassung der schweizerischen satire an die dem bearbeiter und seinem publikum vertrauten verhältnisse und personen schon vorher einmal in Deutschland durchgeführt war in der von Baechtold (Manuel s. CLXXXI) mit c bezeichneten umarbeitung vom jahre 1529, die z. b. die beiden ärzte dr. Aleueld zu Halle und dr. Mensing zu Dessau nennt, und dass, wie schon die vergleichung der titel lehrt, der dänische anonymus diese umarbeitung, von der noch im selben jahre 1529 eine niederdeutsche ausgabe erschien, vor augen gehabt und benutzt hat. Der herausgeber hat durch eine vergleichung der drei deutschen texte mit dem dänischen (s. XXVII) festgestellt, dass die hochdeutsche umarbeitung von 1529 dem dänischen gedichte am nächsten steht, dass dieses aber ausserdem einzelne ausdrücke enthält, die zum originaltexte Manuels, aber nicht zu jener umarbeitung stimmen. Wenn man nicht annehmen will, dass der Däne zwei verschiedene deutsche drucke benutzt hat, so bleibt nur die folgerung übrig, die auch S. zieht, dass noch eine uns unbekannte deutsche fassung existierte, die zwischen Manuel und der umarbeitung von 1529 in der mitte stand. Vielleicht lohnte es überhaupt, einmal genauer der textgeschichte der deutschen flugschrift, durch die ja auch der dialog von Roy und Barlow *Rede me and be not wrothe* (1528. Neudruck von E. Arber 1871) beeinflusst zu sein scheint, nachzugehen und sich dabei die von S. gegebenen winke zu nutze zu machen.

BERLIN. J. BOLTE.

Das deutsche kirchenlied der böhmischen brüder im 16. jahrhundert. Von **R. Wolkan.** Prag, A. Haase. 1891. V, 178 s. 8. 3 m.

Die vorliegende untersuchung, die hier ohne schuld des referenten verspätet zur anzeige gelangt[1], ist entstanden im anschlusse an das grössere unternehmen Wolkans „Böhmens anteil an der deutschen litteratur des 16. jahrhunderts". Sie gilt in erster linie der dichterischen tätigkeit des Schlesiers Michael Weisse, der als prediger der deutschen gemeinde der böhmischen brüder zu Landskron 1531 eine alle bisher erschienenen protestantischen gesangbücher an umfang weit übertreffende sammlung geistlicher lieder samt den melodien dazu herausgab. Von den zahlreichen abdrücken, die man bequem in Goedekes Grundriss[2] 2, 235 fg. überblicken kann, sind zwei von besonderer wichtigkeit, die 1544 von Joh. Horn, dem bischofe der böhmischen brüder, zu Nürnberg veranstaltete, veränderte und vermehrte ausgabe und die 1566 von Michael Tham besorgte, als deren druckort vermutlich Prag anzunehmen ist. Durch eine sorgsame vergleichung hat Wolkan das verhältnis dieser liedersammlungen zu einander festgestellt: die älteste enthält 157 eigne dichtungen Weisses, die zweite scheidet vier davon aus und bringt 32 neue, 1566 erscheinen unter den 348 nummern des hauptteils 180 jüngere lieder von Joh. Geletzky, Michael Tham, Petrus Herbert u. a., während in einem anhange 108 nicht von böhmischen brüdern, sondern von Luther und seinen genossen herrührende lieder vereinigt sind. Die ausgabe von 1544 besitzt ein besonderes interesse durch die darin sich kundgebende annäherung der böhmischen brüder an Luthers abendmahlslehre; nicht bloss im vorworte, das man bei Wolkan Böhmens anteil 1, 12 fg. übersichtlich abgedruckt findet, ist das ausgesprochen, sondern es sind auch mehrere lieder Weisses, der schon 1534 verstorben war, in diesem sinne abgeändert. Die 32 neuen lieder, die man bisher allgemein dem herausgeber Horn zuschrieb, nimmt Wolkan gleichfalls für Weisse in anspruch, ohne dass er völlig durchschlagende gründe vorbrächte. Die übereinstimmung mit den unzweifelhaften dichtungen Weisses in inhalt und form beweist allein noch nicht seine verfasserschaft; wertvoller ist das nebenher in einer anmerkung auf s. 76 erwähnte geständnis Horns, er als geborener Tscheche sei in deutscher sprache nicht so geschickt wie sein freund Weisse. Man wird also Wolkan wol die wahrscheinlichkeit seiner behauptung zugestehen müssen.

An Weisse ist, obschon er sich bei seiner fruchtbaren tätigkeit öfter widerholt und nicht immer gleich gelenk in der darstellung zeigt, wahres dichterisches vermögen, natürlichkeit und volksmässigkeit zu rühmen, wie ihn auch Luther 1545 ausdrücklich einen „guten poeten" genannt hat. Seine bedeutung ist jedoch durch die ungeprüft widerholte angabe, er habe nur ältere tschechische kirchenlieder übertragen, bisher herabgedrückt worden. Wolkan verhilft ihm zu seinem rechte, indem er jene bemerkung als irrig nachweist. In dem tschechischen kirchenliederschatze, dessen erste sammlung schon 1501 erschien, finden sich zu den 157 nummern des gesangbuches vom jahre 1531 nur 16 parallelen, darunter allerdings Weisses bekannteste dichtung „Nun lasst uns den leib begraben", zu den 32 zusatzliedern der Hornschen sammlung 9; und auch bei diesen ist nicht überall die benutzung des tschechischen liedes unzweifelhaft, sondern es mag hie und da auch die übereinstimmung aus der gemeinsamen lateinischen vorlage zu erklären sein. Denn ebenso wie Luther hat Weisse die lateinischen kirchenlieder verwertet und sich öfter durch die deutschen

1) Eine ausführlichere besprechung, die der referent vor längerer zeit an die redaktion dieser zeitschrift sandte, gieng auf der post verloren.

gesänge Luthers, Speratus' und andrer protestanten, wie sich aus der verwendung ihrer melodien und einzenen anklängen ergibt, anregen lassen. Dagegen treten uns in dem cantional von 1566 zahlreiche direkte übersetzungen tschechischer originale entgegen: von Herbert 36 nummern, von Tham 12, von Geletzky 9 usw. Dies resultat von Wolkans forschung, über das ich kein eigenes urteil abzugeben vermag, erhält seine bestätigung durch eine untersuchung, die J. T. Müller in Herrnhut kurz zuvor unabhängig von Wolkan angestellt und in J. Julian's Dictionary of Hymnology (London 1892 s. 153—160) unter dem titel *Bohemian Brethren's Hymnody* veröffentlicht hat.

Den beschluss des verdienstvollen buches (s. 103—178) bildet ein alphabetisches verzeichnis der bis 1639 veröffentlichten kirchenlieder der böhmischen brüder, das nicht nur die strophenzahl, verfasser, quelle und fundort angibt, sondern auch die gesangbücher Deutschlands vermerkt, in denen das einzelne lied aufnahme fand. Es geht daraus hervor, dass die lieder der böhmischen brüder einen wesentlichen bestandteil des protestantischen liederschatzes des 16. jahrhunderts gebildet haben und namentlich auch in Niederdeutschland verbreitet gewesen sind.

BERLIN. JOHANNES BOLTE.

Die singspiele der englischen komödianten und ihrer nachfolger in Deutschland, Holland und Skandinavien. Von **Johannes Bolte.** (Theatergeschichtliche forschungen, VIII.) Hamburg, Leopold Voss. 1893. VIII und 194 s. 5 m.

Den grossen verdiensten, welche sich Bolte um die erforschung unserer litteratur schon erworben, hat er durch die vorliegende vortreffliche arbeit ein neues hinzugefügt. Eine darstellung des englischen singspiels und seiner wirkung auf deutschem boden war bei der bedeutung, welche diese litteraturgattung in der deutschen dichtung des 17. jahrhunderts einnimmt, durchaus notwendig; allein sie konnte nur einem forscher gelingen, der wie Bolte das gesamte, auf den verschiedensten bibliotheken zerstreute weitschichtige material kennt und beherrscht. Einer trotz ihrer kürze über ursprung, charakter und melodien der singspiele eingehend orientierenden einleitung folgt ein sehr praktisch angelegtes erschöpfendes verzeichnis, das (Ayrer eingeschlossen) zweiunddreissig nummern umfasst, darunter viele in verschiedenen fassungen. Im einzelnen wird unsere kenntnis vielfach bereichert, aber auch für die bedeutenderen fragen weiss Bolte überraschend viel neues beizusteuern. So wird bei Keller, Fastnachtsspiele, II, 1013—20: *Ein weyl last vns beysamen bleyben* hier (s. 11) zum ersten male in seiner bedeutung erkannt und richtig eingereiht; für die melodie: *Ick ben tot Amsterdam gewesen* wird s. 22 fg. ein augenscheinlich von den singspielen der englischen komödianten angeregter liebesdialog (um 1615) aus einer Kopenhagener abschrift bekannt gemacht; ferner weist Bolte für die singspiele: „Die doppelt betrogene eyfersucht“ eine der vorlage nahe verwandte fassung sowie auch eine holländische fassung der vorlage nach. Besonders bemerkenswert ist der nachweis, dass das singspiel: „Harlequins hochzeit“ dem Christian Reuter endgiltig abzusprechen ist; Bolte hat einen Hamburger druck: „Der lustige Harlequin“ aus dem jahre 1693 aufgefunden, sowie auch eine aufführung in Görlitz bereits für 1694 nachgewiesen. Entstanden ist das singspiel aller wahrscheinlichkeit nach in Hamburg; der name des verfassers lässt sich nicht ermitteln, auch ist auf grund des mir bekannten materials keine irgendwie haltbare vermutung über seine persönlichkeit aufzustellen. Reuters text weist eine stattliche zahl von veränderungen und zusätzen

auf; doch ist es zweifelhaft, ob diese alle von ihm selbst herrühren, da es wenigstens schon 1694, wie die notiz über die Görlitzer aufführung beweist, mindestens noch einen anderen druck mit dem passenderen titel: „Harlequins hochzeit" gab; unmöglich wäre es nicht, dass die bei Reuter erscheinenden abweichungen — ganz oder zum teil — in diesem schon vorhanden gewesen wären.

Besonders erfreulich ist es, dass Bolte bei seinen untersuchungen sich nicht auf Deutschland beschränkt, sondern ausser den englischen vorlagen auch die niederländische und skandinavische litteratur berücksichtigt hat. Wir können aus seinen nachweisen erkennen, einer wie grossen gunst sich das singspiel auch in den ausserdeutschen germanischen ländern erfreute. Nicht selten bildet Deutschland den vermittler (vgl. z. b. 25 b. und 25 d.); zuweilen aber sind auch die stücke unmittelbar den englischen originalen nachgebildet. — Für die äussere form erhalten wir den interessanten nachweis, dass ausser den durchweg gesungenen stücken bereits in England selbst singspiele vorkamen, in denen die verspartieen mit prosastellen abwechselten (vgl. den text von „The Black Man", s. 84 fgg.). Die tatsache hatte ich für die deutschen singspiele bereits aus den singspielen des verfassers der „Kunst über alle künste" erschlossen, vgl. Herrigs archiv, 88, s. 280 fgg.; ich freue mich, sie hier durch ganz neues material bestätigt zu sehen.

Eine sehr wertvolle zugabe bilden die im anhange mitgeteilten melodieen; erst durch die berücksichtigung der bisher ganz vernachlässigten musikalischen seite wird die möglichkeit gewährt, zu einem totalbilde der gattung vorzudringen. So hat der verfasser allen teilen des so vielfach verzweigten stoffes die gleiche sorgfalt und aufmerksamkeit zugewendet und eines der wichtigsten kapitel aus der geschichte des deutschen dramas im 17. jahrhundert in musterhafter weise erschöpfend behandelt.

BERLIN. GEORG ELLINGER.

Joh. Peter de Memels Lustige gesellschaft. Von **Ferdinand Gerhard.** Nebst einer übersicht über die schwank-litteratur des 17. jahrhunderts. Halle, Max Niemeyer. 1893. 127 s. 2,80 m.

Die vorliegende schrift scheint eine erstlingsarbeit zu sein; manche ausführungen des verfassers wären besser weggeblieben, so z. b. der versuch, an der hand von Kuno Fischers buch: „Über die entstehung des witzes" das wesen des schwankes zu definieren. Anderes konnte kürzer und bündiger zusammengefasst werden. Doch verdient die arbeit entschieden beachtung, da sie der erste nennenswerte versuch ist, in ein der hauptsache nach wenig bekanntes gebiet einzuführen. Im ersten teil hat der verfasser zahlreiche schwankbücher und verwandte sammlungen des 17. jahrhunderts zusammengestellt und jedes werk der gattung kurz, wenn auch zuweilen mit etwas zu allgemeinen ausdrücken charakterisiert. Der zweite teil bringt eine ausführliche analyse der „Lustigen gesellschaft", deren verschiedenartige bestandteile aufgezählt und im einzelnen zerlegt werden. Ein verzeichnis der ausgaben schliesst sich an; das verhältnis der einzelnen ausgaben zu einander wird bestimmt, die verfasserfrage erörtert, jedoch ohne dass ein sicheres resultat zu verzeichnen wäre. In dem schlusskapitel: „Einfluss der Lustigen gesellschaft auf die schwanklitteratur" würde eine schärfere sonderung am platze gewesen sein.

BERLIN. GEORG ELLINGER.

Gottscheds stellung im deutschen bildungsleben. Von **Eugen Wolff.** I. band. Kiel und Leipzig, Lipsius und Tischer. 1895. VII und 231 s. 6 m.

Noch immer gehört eine abschliessende, allseitig eindringende arbeit über Gottsched zu den unerfüllten wünschen unserer litteraturgeschichte. Vor noch nicht ganz funfzig jahren war der frühvollendete Theodor Wilhelm Danzel der erste, der auf grund eingehender quellenstudien einer vorurteilsfreien betrachtung des vielgescholtenen mit seinem buche „Gottsched und seine zeit“ (Leipzig 1848) den weg zu eröffnen versuchte. Es war vorauszusehen, dass die bewältigung des riesenhaften stoffes nicht beim ersten anhieb gelingen konnte: bei einer so vielseitigen arbeitskraft und wirkung, wie sie Gottscheds leben repräsentiert, mussten notwendig für den ersten betrachter dieser dinge manche seiten und richtungen in den vordergrund treten, andre minder wichtig erscheinen; subjektive neigungen mochten mehr unbewusst als bewusst hierbei bestimmend mitwirken; die vorliebe für spekulative konstruktion haftete Danzel als philosophen spekulativer richtung naturgemäss an; der schwere düstere ernst seiner natur endlich spiegelt sich in dem schweren fluss der darstellung unverkennbar wider. So kam es, dass in Danzels buche das, was der verfasser sich vorgenommen, eine unbefangene würdigung und ein klares historisches verständnis von Gottscheds persönlichkeit, doch nicht erreicht wurde. Lange zeit hat dann auch niemand lust verspürt Danzels pfaden nachzuwandeln; Danzel selbst hatte ja das motto gewählt: *legimus aliqua, ne legantur.* Einen vorzüglichen lebensabriss Gottscheds bescheerte uns 1879 Michael Bernays in dem artikel der Allgemeinen deutschen biographie über ihn. Zwei treffliche abhandlungen von Reicke und Krause [vgl. Zeitschr. 25, 565. 27, 143] beleuchteten in den letzten jahren Gottscheds Königsberger lehrzeit und seine späteren beziehungen zum centrum seiner ostpreussischen heimat. Aber der mangel einer abschliessenden arbeit trat immer fühlbarer hervor. Einem grössern werke über Gottsched dürfen wir von Gustav Waniek's hand entgegensehen, der auch eine neue auswahl aus seiner korrespondenz in aussicht gestellt hat, die hoffentlich bald erscheint. Nun hat neuerdings Eugen Wolff zwei in der festschrift für Rudolf Hildebrand und in der Zeitschrift für deutschen unterricht erschienene arbeiten über Gottsched zu einem ersten bande eines auf zwei bände berechneten werkes über Gottscheds stellung im deutschen bildungsleben vereinigt.

Das erste kapitel behandelt „Gottscheds stellung in der geschichte der deutschen sprache“ (s. 1—90). Seine sprachlichen bestrebungen zur reinigung und festigung einer hochdeutschen gemeinsprache traten ein 1) für das deutsche überhaupt im gegensatze zum gebrauch des lateinischen und französischen und dem fremdwörterunwesen, 2) für gemeindeutsch durch betonung der mitteldeutschen grundlage und reinigung von dialektischen eigentümlichkeiten, 3) für correctes deutsch durch wertvolle grammatiche arbeiten, endlich 4) für elegantes deutsch. Demgemäss gliedert sich Wolffs darstellung in diese vier abschnitte, denen als fünfter eine betrachtung über prosaische und poetische sprachbehandlung folgt. Das ganze kapitel ist im wesentlichen keine darstellung, weder eine biographische, noch eine kritisch-historische, sondern eine äusserst dankenswerte materialsammlung, der vor allem die reiche in Leipzig und Dresden aufbewahrte Gottschedsche korrespondenz und der Bodmersche briefnachlass zu grunde liegen. Für diese klare und übersichtliche zusammenstellung eines reichen materials wissen wir Wolff ganz besondern dank. Dass auch er den systematischen gesichtspunkt als teilungsprincip gewählt hat, scheint fast

ein verhängnis des stoffes zu sein: auch Danzels buch fällt in eine reihe nicht recht zusammenhängender abschnitte auseinander.

Mehr im stile einer historisch-kritischen darstellung ist dagegen das zweite kapitel „Gottsched im kampf um die aufklärung“ (s. 91—230) gehalten; es ist unzweifelhaft das bedeutendere von beiden. Hier wird unsre kenntnis Gottscheds nicht nur durch eine eben so grosse fülle neuer quellen, sondern auch durch den glücklichen versuch einer geschichtlichen bewältigung und würdigung desselben bereichert. Sehr ansprechend und gut wird das system der philosophischen überzeugungen zur zeit von Gottscheds auftreten dargestellt. Es folgt eine feine analyse seiner eigenen spekulativen entwicklung an der hand seiner systematischen arbeiten. Dann beleuchtet Wolff seine agitatorische stellung in den bildungskämpfen auf dem gebiete der theologie und philosophie; ein letztes kapitel berichtet anhangsweise von der gesellschaft der alethophilen. Kleine missgriffe in der disposition stören nur unerheblich den festgeschlossenen bau dieser abhandlung, welche die erste weit überragt und in ihrer art vorzüglich ist.

Möchte es dem verfasser möglich sein, uns in nicht allzu langer zeit auch den in aussicht gestellten zweiten band vorzulegen, der unter anderm auch den versuch einer gesammtwürdigung von Gottscheds persönlichkeit bringen soll! Die oben erwähnte zusammenfassende behandlung des mannes in einer grösseren biographie und Wolffs buch werden voraussichtlich mit nutzen neben einander bestehen können.

WEIMAR, 19. APRIL 1895. ALBERT LEITZMANN.

Über Hartmann von Aue. Drei bücher untersuchungen von **Anton E. Schönbach.** Graz, Leuschner und Lubensky. 1894. VIII und 502 s. 12 m.

Zusammen mit seinen lehrreichen Otfridstudien, deren abschluss mir eben zukommt, sind die vorliegenden untersuchungen über Hartmann von Aue Schönbach aus den vorbereitungen zum vierten bande seiner Altdeutschen predigten erwachsen. Wie wertvoll es für die litterargeschichtliche betrachtung unserer mittelalterlichen dichter ist genauere und tiefere kenntnis der kirchlichen litteratur des mittelalters zu besitzen, sich den engen zusammenhang von kirche und leben in dieser zeit stets lebhaft gegenwärtig zu halten, das lehren diese arbeiten Schönbachs; darin liegt, ganz abgesehen von den faktischen resultaten, ihr hoher methodischer wert. Von einem verhältnismässig kleinen angriffspunkte aus, der betrachtung der religiösen anschauungen Hartmanns im Gregor, ergab sich eine tiefeindringende klare darlegung des künstlerischen und menschlichen charakters, der ganzen persönlichkeit eines dichters, über den wir bereits eine umfängliche litteratur besitzen, ohne dass uns das gefühl eines sichern abschlusses, selbst in den hauptfragen, recht fest und unumstösslich geworden ist. Ich stehe nicht an in Schönbachs buche diesen lange vermissten abschluss zu sehen und glaube nicht, dass wir in wesentlichen punkten über ihn werden hinauskommen können. Gründliche und scharfsinnige gelehrte kombination verbindet sich hier mit geschmackvollster darstellung, die die errungenen resultate in krystallklare sätze zu kleiden versteht; man fühlt sich oft unwillkürlich an Lessings philologische arbeiten erinnert. Mit recht beklagt der verfasser in der vorrede, dass die deutsche philologie, vollauf mit dem studium der sachen um der worte willen beschäftigt, textkritischen, grammatischen, metrischen fragen hingegeben, „noch nicht zeit fand die altdeutschen dichtwerke aus dem zusammenhange ihrer zeit und kultur heraus zu erklären“ (s. V). Die hauptmasse moderner germanistischer arbeiten

passt freilich sehr wenig zu dem hohen begriff des zieles philologischer forschung, das uns Heyne und Wilhelm von Humboldt zuerst leuchtend aufgesteckt haben. Ich gebe im folgenden ein kurzes referat über Schönbachs untersuchungen.

Das erste buch führt den titel „Religion und sittlichkeit" (s. 1—176). Es werden hier alle stellen Hartmannscher gedichte, welche sich auf religiöse und ethische vorstellungen und anschauungen beziehen, statistisch verzeichnet und eingehend besprochen. Erec und Iwein stehen sich in bezug auf die erwähnung von dingen, welche gott und gottesdienst betreffen, ganz gleich. Mehr ausbeute gewähren nach dieser hinsicht natürlich die beiden legenden: die behandlung des Gregor ist das muster eines fortlaufenden kommentars (nur s. 71 in der erklärung von vers 1552 muss ich Bech gegen Schönbach recht geben). Hartmanns ethisch-religiöse auffassung der dinge ist durchaus die in der kirchenlehre seiner zeit herrschende gewesen.

Das zweite buch behandelt Hartmanns „bildung" (s. 177—339): seine kenntnis der antiken litteratur, seine vertrautheit mit der bibel und den kirchlichen schriftstellern seiner zeit, seinen bildungsgang auf geistlichem, juristischem und ritterlichem gebiete, endlich seine auffassung vom aberglauben. Aus allen quellen mittelalterlicher bildung hat Hartmann getrunken und Lachmanns bisher acceptierte auffassung, dass er den „anfang" eines klösterlichen studiums gemacht habe, muss einer besser begründeten weichen, dass er den vorhandenen bildungsstoff im reichsten masse in sich aufgenommen hat. Durchaus neu und, wenn auch nicht in allen einzelheiten, so doch sicher im ganzen überzeugend dargelegt ist hier die auffassung des ersten büchleins als eines regelrechten altdeutschen rechtshandels mit klage, gegenklage, wechselrede, zurückziehen der klage und versöhnung; diese anschauung eröffnet zum ersten male ein klares und widerspruchsloses verständnis des schwierigen gedichts, woneben auch die textgestalt durch glänzende besserungen an mehreren stellen gewinnt (vgl. besonders s. 246). Daraus geht nun weiter hervor, dass der dichter nach verlassen der klosterschule sich an der praktischen rechtspflege als zuhörer beteiligt haben muss, wie wir diesen umstand auch sonst für junge adliche belegen können.

Im dritten und wichtigsten buche bespricht Schönbach Hartmanns „kunst und charakter" (s. 341—480). Hier wendet er sich zunächst gegen Sarans athedes zweiten und des von ihm so genannten schlussgedichts im ersten büchlein (die tesen schon Vogt Zeitschr. 24, 243. 244 beanstandet hatte), nach meinem gefühl unbedingt überzeugend. Auch mir ist immer das zweite büchlein als ein viel zu gutes gedicht erschienen, als dass ich mich dazu hätte verstehen können es einem kompilator zuzuschreiben. Auch gegen Sarans textlesungen im einzelnen, von denen ja viele recht leichtsinnig aufgestellt sind, macht Schönbach eine reihe begründeter einwendungen. Die dann folgenden abschnitte über Hartmanns poetische art und kunst und über das verhältnis des künstlers in ihm zum menschen gehören zum feinsinnigsten, was überhaupt über einen mittelhochdeutschen dichter geschrieben ist. Bezüglich der chronologischen fragen hält Schönbach an der zuletzt von Saran eingehend verteidigten anschauung fest, dass die reihenfolge der grösseren werke Erec, Iwein, Gregor, Armer Heinrich gewesen ist: ich glaube, dass man keine andre mit mehr und einleuchtenderen argumenten stützen kann[1]. Im rahmen dieser letzten

1) Ich kann diesem urteile des herrn recensenten nicht zustimmen; vgl. Zeitschrift 28, 47 fg. O. E.

übersicht über Hartmanns künstlerischen und menschlichen charakter hätte ich gern seine besten und innerlichsten dichtungen, die kreuzlieder, noch einmal besonders gewürdigt gesehen.

Leider sind die zahlencitate an vielen stellen unzuverlässig, während druck und ausstattung sonst vorzüglich sind.

WEIMAR, 1. MÄRZ 1895. ALBERT LEITZMANN.

Friedrich Nicolais jugendschriften. Von **Ernst Altenkrüger.** Berlin, Carl Heymann. 1894. VII und 113 s. 2 m.

Friedrich Nicolais briefe über den itzigen zustand der schönen wissenschaften in Deutschland. (1755.) Herausgegeben von **Georg Ellinger** (Berliner neudrucke III, 2.) Berlin, Gebr. Paetel. 1894. XXVIII und 153 s. 5 m.

Durch eine sonderbare, aber keineswegs ungerechte fügung ist Nicolai in seiner litterarischen wirksamkeit derselben verurteilung verfallen, wie Gottsched, durch dessen bekämpfung er sich als schriftsteller die sporen verdient hat. Beide bleiben nach einem kurzen, jugendmutigen vorstürmen, das sie als führer auf dem wege des fortschritts erscheinen lässt, an dem schnell erreichten punkte ihr leben lang stehen und erheben ihre stimme nur immer angestrengter und mistönender, um von den vorwärtseilenden, sich weiter und weiter entfernenden zeitgenossen noch gehört zu werden und sie (wenn möglich) in ihrem laufe aufzuhalten. Durch Lessing ist Gottsched, durch Schiller und Goethe ist Nicolai mundtot gemacht worden. Was sie noch ferner zu sagen hatten, verhallte ungehört und einflusslos, und das geschichtliche urteil war ihnen auf lange zeit hinaus unveränderlich gesprochen.

Mit der strengeren historischen auffassung des ganges unsrer litteratur trat aber das verdienstvolle in der früheren tätigkeit beider männer hervor. Seit dem trefflich belehrenden, wenn auch schwerfälligen buche Danzels hat Gottsched sich nicht mehr über unterschätzung zu beklagen. Für Nicolai versuchen nun die beiden oben genannten schriften eine billigere anerkennung seiner frühen leistungen herbeizuführen; die erste, indem sie ein gesamtbild seiner jugendentwicklung entwirft, die zweite durch erneuerung seines frischesten und umfangreichsten erzeugnisses aus dieser zeit.

Altenkrügers arbeit ist offenbar eine dissertation und kann als solche wol als musterhaft bezeichnet werden. Ein geschickt gewählter gegenstand, der weder weite gesichtspunkte noch beherrschung grosser gebiete erfordert, ist gründlich durchgearbeitet, der stoff übersichtlich gruppiert und mit vorsichtigem, nicht unselbständigem urteil verwertet. Der verfasser benutzt wertvolles neues material: eine fülle von briefen aus Nicolais nachlass, bei denen nur zu bedauern ist, dass er sich fast ausschliesslich auf die mitteilung der daten und der für seine darstellung verwerteten tatsachen beschränkt, während eine anführung des wortlautes, auf den er sich stützt, erwünscht und von wert gewesen wäre. Ferner ist es ihm gelungen, einige bisher unbekannte jugendarbeiten seines helden nachzuweisen. Mit vierzehn oder fünfzehn jahren verfasste er ein episch-didaktisches gedicht in unmöglichen hexametern zum preise Klopstocks (beeinflusst durch diesen und durch Pyras „Tempel der wahren dichtkunst“), das 1752 durch seinen bruder Gottlob Samuel gegen den willen des jungen dichters, der schon hier sehr deutlich verriet, dass er im grunde keiner war, veröffentlicht wurde. Auch in der zweiten von

Altenkrüger neu ans licht gebrachten schrift Nicolais sehen wir ihn durch die mode in eine seinem ganzen wesen widersprechende richtung gedrängt. Auch er hat „freundschaftliche briefe“ verfasst; vier solche in der von seinem freunde Patzke 1754 herausgegebenen sammlung werden als Nicolais eigentum nachgewiesen. Sein vorbild waren aber dabei offenbar nicht Gellerts musterbriefe (wie Altenkrüger meint), sonder Gleims „freundschaftliche briefe“ von 1746. Unrichtig ist es auch, wenn der verfasser hier die atmosphäre des briefwechsels zwischen Gleim und Jacobi zu finden glaubt; denn in der zweiten periode von Gleims Anakreontik (seit dem ende der sechziger jahre), der dieser angehört, herrscht ein ganz anderer stil und eine mehr süssliche stimmung, die sich deutlich in der früher fehlenden, übermässigen verwendung der Amoretten kund gibt.

Auch die bereits bekannten schriften des jungen Nicolai finden in Altenkrügers darstellung, die bis zu den litteraturbriefen führt, bessere würdigung als bisher. Vorausgeschickt ist eine schilderung der in betracht kommenden periode seines lebens, die hauptsächlich den bildungsgang des autodidakten betont, das bekannte sorgfältig zusammenstellend und es um manchen neuen zug vermehrend. Freilich stört hier mehr als in den folgenden abschnitten eine gewisse unbeholfenheit, die dem stoff noch nicht das rechte leben einzuhauchen vermag. Auch wäre wol mehrfach unter verweis auf leicht zugängliche ältere darstellungen zu kürzen gewesen, schon um die widerholte besprechung der schriften in den folgenden abschnitten zu vermeiden, während wir dort hier und da grössere ausführlichkeit wünschten, besonders bei der „Abhandlung vom trauerspiele“, wo es sich empfohlen hätte, die entwicklung der anschauungen Nicolais auf grund des briefwechsels mit Lessing und Mendelssohn vorzuführen. Im übrigen ist gerade die behandlung der „Bibliothek der schönen wissenschaften“ sehr gut gelungen, indem ihre rolle in der gleichzeitigen journalistik, ihre bedeutung, sowie anteil und einfluss der einzelnen mitarbeiter klar nachgewiesen wird. Bei den „Litteraturbriefen“ durfte sich der verfasser kürzer fassen, da alle hier in betracht kommenden punkte häufig und gründlich genug erörtert sind.

Weniger kann das befriedigen, was Altenkrüger über die wichtigste schrift Nicolais aus dem behandelten zeitraum, die „Briefe über den itzigen zustand der schönen wissenschaften in Deutschland“, sagt. Die grundlagen sind nicht breit genug gelegt, die einzelnen, an sich richtigen und wertvollen bemerkungen schliessen sich nicht fest genug zusammen und zumal war das verhältnis von Nicolais kritik zu der Lessings ausführlicher zu erörtern, seine abhängigkeit von dem grossen vorgänger genauer zu untersuchen.

Zum glück tritt hier Ellingers einleitung ergänzend ein, die nach allen seiten hin genügend orientiert. Auch da, wo Altenkrüger nicht scharf genug das jugendlich übertriebene in Nicolais polemik gegen Gottsched hervorhebt, insbesondere bei der Batteuxübersetzung, berichtigt das ruhigere urteil des herausgebers der briefe seine etwas zu günstige ansicht.

Die beiden besprochenen schriften füllen in trefflicher weise eine lücke in unsrer litterarhistorischen kenntnis aus, indem sie uns den tätigen genossen Lessings in seiner Berliner und der zweiten Leipziger zeit als erfolgreich strebenden und in die allgemeine litteraturbewegung der fünfziger jahre des vorigen jahrhunderts eingreifenden vorführen. Beide verdienen die aufmerksamkeit und den beifall derer, die sich mit dieser periode eingehender beschäftigen.

LEIPZIG. GEORG WITKOWSKI.

Von Goethes sprache und stil im alter. Von **Paul Knauth.** Dissertation. Leipzig 1894. In comm. bei G. Fock, Leipzig. 46 s. 4. 1,50 m.

Wer sprache und stil eines dichters untersucht, der will dadurch entweder die erkentnnis der sprache oder die des dichters fördern: er will entweder zeigen, wie die sprache, in welcher der dichter schrieb, zu einer bestimmten zeit, innerhalb eines bestimmten kulturkreises sich darstellte, oder er will in der eigentümlichen ausprägung, welche der dichter der sprache seines volkes gab, des dichters eigenart und werdegang nachweisen. Knauths streben ist mehr auf das zweite ziel gerichtet, und wenn er zum gegenstande solcher untersuchung sich Goethe wählte und sich hier wider die letzte periode des dichters abgrenzte, so hat er sich damit ohne zweifel ein fruchtbares thema erlesen. Denn wo gäbe es einen so charakteristischen stil wie den des greisen Goethe? und wo fände sich anderseits für solche forschung ein so reichhaltiges material, wo eine solche fülle von zeugnissen über des dichters inneres und äusseres leben? Knauth hat für die erscheinung, welche ihn zu seiner abgrenzung des themas berechtigt, für das auftreten eines neuen und charakteristischen stiles eben bei dem greise, überhaupt keine analogie gefunden: eine gibt es doch, nämlich die mit Platon, auf die Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff (Aus Kydathen[1] 221) hingewiesen hat, indem er feinsinnig parallelisierend die aufgabe stellt, „die entwicklung des stils bei den beiden grössten stilisten von Werther — Phaidros bis zu den wanderjahren — gesetzen“ darzulegen.

Knauth ist an die lösung dieser aufgabe wol gerüstet herangetreten. Nicht seine äusserliche belesenheit nur in der Goetheschen poesie ist gross; er hat sich in die dichtungen der spätzeit wirklich hineingedacht und hineinempfunden; er legt, wenn er ihre sprache erklärt, nicht bloss richtscheit und winkelmass der grammatik an, sondern folgt der sichern leitung eines feinen sprachgefühles — wie er denn auch selber nicht das farblose papierdeutsch der dissertationen, sondern einen wirklichen stil schreibt. Und er hat auf seine untersuchung rastlosen fleiss verwandt: immer von neuem gesammelt und gesichtet, mühevolle statistische forschungen angestellt, deren resultat er dann in wenigen zeilen zusammenfasst, abweichende lesarten sorglich berücksichtigt, wo der dichter übersetzt, die originale eingesehen, endlich die moderne litteratur, soweit ich es kontrolieren kann, vollständig herangezogen.

So ist ihm denn auch vieles gelungen. Die poesie Goethes in dieser epoche stellt ja dem ausleger so manches schwer zu lösende rätsel: wenn artikel, konjunktion, verbum fehlen, ist ja oft genug diese oder jene beziehung der worte auf einander nach den allgemeinen gesetzen der sprache in gleichem masse zulässig (oder unzulässig); sichere aufklärung kann für den einzelnen fall nur geben, wer die ganze poesie dieser periode nach solchen gesichtspunkten durchforscht hat. Ich will hierfür besonders auf Knauths auseinandersetzung über jene eigentümliche zusammenrückung von adjektiv und adverb verweisen, die er passend „übergang zur komposition“ nennt (s. 33 fgg.); der verfasser hat hier nicht allein die verschiedenen bedeutungsnuancen, welche aus dieser redeweise sich ergeben, mit grosser feinheit geschieden, sondern auch eine anzahl von stellen, an denen diese spracherscheinung bisher falsch aufgefasst wurde, einleuchtend erklärt. Noch einen zweiten punkt möchte ich nennen, wo die fähigkeit des verfassers, dieser poesie nachzu fühlen, sich besonders schön bekundet: jenes „hinwerfen der begriffe“, wie er sich in dem gesang der engel

1) Philologische untersuch. von Kiessling und v. Wilamowitz-Moellendorff heft 1 (Berlin 1878).

Faust 11731—34 zeigt: „Worte, die wahren, Äther im klaren, Ewigen schaaren Überall tag.“ Hier hat Knauth wirklich, indem er die sprachliche erscheinung auf ihre psychologischen gründe zurückführt, das höchste ziel des interpreten erreicht — und wie vertraut ihm diese redeweise des schriftstellers, den er erforscht, geworden ist, beweist er s. 45, indem er sich selbst jenes hinwerfen der begriffe zum zwecke der charakteristik gestattet.

Und dennoch kann ich nicht finden, dass der verfasser den forderungen, welche die aufgabe an ihn stellte, wirklich voll genügt hätte. An der stelle, wo er seine ergebnisse zusammenzufassen sucht (s. 45), nennt er unter den wichtigsten charakterzügen des Goethischen altersstiles „zuerst und vor allem die epigrammatische kürze des ausdrucks“; in der anmerkung widerholt er: „Ich halte vielmehr die kompression des stiles unbedingt für das charakteristische.“ Nun erinnere man sich einmal an stellen wie etwa Wanderjahre I. 8 (Hempel 18, 101): „Auch hier kam die freundschaft des oberamtmanns zu statten; die entfernung ihrer wohnorte verschwand vor der neigung, der lust, sich zu bewegen, sich zu zerstreuen. Hier nun fand der verwaiste gelehrte in einem gleichfalls mutterlosen familienkreise zwei schöne, verschiedenartig liebenswürdige töchter; wo denn beide väter sich immer mehr bestärkten in dem gedanken, in der aussicht, ihre häuser dereinst aufs erfreulichste verbunden zu sehen“; oder ebenda s. 171 Bei dem gleichnisse, bei der parabel ist das umgekehrte: hier ist der sinn, die einsicht, der begriff das hohe, das ausserordentliche, das unerreichbare. Wenn dieser sich in einem gemeinen, gewöhnlichen, fasslichen bilde verkörpert, so dass er nun als lebendig, gegenwärtig, wirklich hervortritt, dass wir ihn uns zueignen, ergreifen, festhalten, mit ihm wie mit unseres gleichen umgehen können, das ist denn auch eine zweite art von wunder.“ Ich denke, man wird mit bezug auf solche stellen Lehmann recht geben, wenn er (Goethes sprache und ihr geist s. 23) von Goethes „redseligem greisenstil“ spricht. Hier zeigt sich ein befremdlicher mangel von Knauth's arbeit: dass er die prosa neben der poesie gar nicht zu ihrem rechte kommen lässt. Er hat dadurch den wert seiner ergebnisse wesentlich geschmälert; denn wenn die letzte aufgabe solcher untersuchung die zurückführung der stilistischen eigentümlichkeit des schriftstellers auf innere und äussere gründe ist, so müssen doch die wirkungen dieser ursachen da am ungetrübtesten hervortreten, wo der redende von den fesseln des metrums und des reimes frei ist. Wäre Knauth von der prosa ausgegangen, so würde er ohne zweifel die brachylogie der poesie als ein nicht ursprüngliches, sondern abgeleitetes merkmal dieses stiles erkannt haben.

Und sodann: zum stil gehört doch nicht nur wortbildung, -beugung, -fügung, sondern auch die auswahl, die der schriftsteller unter dem wortschatze der sprache trifft, ist für ihn im höchsten masse charakteristisch. Jeder fühlt ja bei der lektüre der späteren prosaschriften, wie gemässigt hier überall die temperatur des empfindens ist: wie leicht liesse sich dies gefühl zu klarem bewusstsein erheben, wenn man etwa die ausdrücke des lobes und tadels, die Goethe hier gebraucht, zusammenstellte! Ich gebe einige beispiele, bei denen uns jene zurückhaltung im ausdruck besonders befremdet. Rheinreise 1814 und 15 (Hempel 26, 229): Mittag war schon vorbei und doch ein wagen augenblicklich bestellt, um den weg ins angenehme Rheingau zu suchen; recension aus dem jahre 1818 (H. 29, 622): Der name Maria, durch welchen die ältere kirche jede .. lehre höchst anmutig zu machen weiss; aufsatz von 1817 (H. 34, 88): Werden sie (plagiate) aber, wie es auch wol geschieht, von talentvollen personen ausgeübt, so erregt es in uns auch bei fremden

angelegenheiten ein missbehagen, weil durch schlechte mittel ehre gesucht worden. Noten zum Divan (H. 4, 287): So höchst erfreulich sie (unsere Nibelungen) sind, wenn man sich in ihren kreis recht einbürgert ..., so wunderlich erscheinen sie, wenn man sie nach einem massstabe misst, den man niemals bei ihnen anschlagen sollte; recension von 1822 (H. 29, 599): Angst und bangigkeit steigerten sich jedoch, als ein leben nach dem tode beï einem unstetigen leben auf erden immer wünschenswerter erschien; recension von 1831 (H. 29, 730): Desto erwünschter (ist) ein funken menschlichkeit, der wie ein stern die düsteren gewölbe wenn auch nur schwach und schwankend erleuchtet; Rheinreise 1814 und 1815 (H. 26, 230): Eine kapellenruine, die auf grüner matte ihre mit epheu begrünten mauern wundersam reinlich, einfach und angenehm erhebt; recension des „Pfingstmontag“ (H. 26, 479): Klärls trauer über befürchteten verlust eines einzig geschätzten mannes. Wenn man das vorkommen von wörtern wie angenehm, anmutig, behaglich, erfreulich, erwünscht, heiter, löblich, reinlich, schätzbar, schätzenswert, tüchtig sowie von adjektiven und participien mit vorgesetztem wol- hier und in den schriften der Frankfurter zeit statistisch feststellte, wie klar würde sich die persönlichkeit jenes und dieses Goethe darin abspiegeln!

Knauth hat seinen stoff nach grammatisch-stilistischen gesichtspunkten gruppiert. Mich dünkt, schon dies beweist, dass er den gründen der erscheinungen, die er darstellt, nicht genügend nachgegangen ist. Denn der gewinn für das verständnis der persönlichkeit des dichters, den doch eine solche untersuchung abwerfen müsste, würde erst dann in voller klarheit hervortreten, wenn die gesammelten einzelheiten geordnet würden nach den inneren und äusseren ursachen, denen sie entspringen. Ich will auch hier nur auf einen punkt hinweisen. Seit der übersiedelung nach Weimar hat Goethe ja fast alle seine werke diktiert. Diese gewohnheit kann doch nicht wol ohne einfluss auf seinen stil geblieben sein. Wer diktiert, der hat — meine ich — eine neigung, den schreibenden lediglich als mechanisches werkzeug zu benutzen und ihm keinen einblick in die geistige entstehung der betreffenden produktion zu gestatten. Sobald aber im diktieren eine pause eintritt, hat der diktierende das unbehagliche gefühl, dass jemand auf den vollzug seiner geistigen tätigkeit wartet, ihn gewissermassen beobachtet. Deshalb hat er das bestreben, solche pausen möglichst selten eintreten zu lassen. Und nun ergeht es ihm ebenso wie dem prediger und dem docenten: um die zeit zu gewinnen, in der er durch meditation ein neues moment des gedankenganges finden kann, reiht er, was für jeden nur einigermassen sprachlich gewandten menschen leicht ist, an einen ausdruck mehrere andere an, die denselben begriff enthalten, nur in einer etwas anderen bedeutungsschattierung. — So wird einerseits der diktierende weitschweifig; in anderer beziehung dagegen wird er vielleicht mehr kürzen. Wenn wir uns fragen, was durch manche der von Lehmann und Knauth gesammelten spracheigentümlichkeiten faktisch bewirkt ist (so durch die anwendung des particips, die hinzufügung des adverbs zum adjektiv, die ellipse der copula u. dgl.), so ergibt sich, dass es vor allem partikeln, pronomina und „die leidigen auxiliaren“ sind, die Goethe dadurch gespart hat. Gerade diese wörtchen aber erschweren einen euphonischen bau des satzes ungemein, da sie einerseits in der regel sehr kurz und deshalb fast nur, wo sie sich an grössere wörter anlehnen, für die herstellung rhythmischer gebilde verwendbar sind, anderseits keinen selbständigen begriffsinhalt haben und deshalb fast immer beim vortrag tonlos bleiben müssen. Diese nachteile, welche mit der anwendung solcher wörter verbunden sind, empfindet der diktierende lebhaft, weil er jeden satz vor dem niederschreiben laut aus-

spricht; er kommt aber auch leichter zur auslassung; denn indem er jeden satz laut und mit richtiger betonung vorträgt, interpretiert er ihn zugleich, und die missverständnisse, in welche die kürze nachher den leser verwickeln könnte, entgehen ihm.

Endlich aber hat Knauth seine ganze untersuchung in den dienst einer tendenz gestellt, die wol nicht mir allein die freude an seinen erörterungen trübt. Von den misbilligenden urteilen Vischers, Heines, Börnes, Gutzkows und anderer über den stil des Goethischen alters geht er aus und sagt s. 2 ausdrücklich, dass es ein zweck seiner untersuchung sei, „die erhobenen vorwürfe zu prüfen". Prüfen aber heisst in Knauths sinne widerlegen. Ich will durch einige beispiele die methode, nach der er die fraglichen spracheigentümlichkeiten zu rechtfertigen sucht, kennzeichnen. Um den überkühnen gebrauch des dativs zu erklären („drängt ungesäumt von diesen mauern jetzt Menelas dem meer zurück", „führe die schönen an künstlichem reihn") sagt er (s. 37): „Auch hier haben wir eine rückkehr zu dem brauche älterer sprachstufen, nur dass wir hier noch über das mhd. zurückgreifen müssten (!) ... Eine nachahmung der alten sprachen ... liegt zwar gewiss in vielen fällen vor ... aber nicht minder oft war es lediglich das sichre sprachgefühl für das wesen des dativs (!), das bei aller abweichung vom usuellen doch zu richtiger anwendung dieses casus führte". Über die stelle im Elfenchor des Faust „Thäler grünen, hügel schwellen, buschen sich zur schattenruh" sagte Vischer, Goethe's Faust, Neue beiträge (Stuttgart 1875) s. 117 mit unwiderleglicher logik: Darf man dies, dann darf man auch sagen: „die fläche grast sich, der berg baumt sich, der tisch tucht sich, das tischtuch löffelt sich". Knauth erklärt die worte gewiss richtig „Sie bilden büsche aus sich hervor"; aber wenn er nun nachweist, dass sich so „unserer einbildungskraft ein durchaus bequemes, nahe liegendes bild bietet", so kann er doch eigentlich selber kaum glauben, damit Vischers kritik widerlegt zu haben: er trifft ja gar nicht den punkt, an dem Vischer anstoss nimmt. Noch ein letztes beispiel: ich habe vorher die feinfühligkeit gerühmt, mit der Knauth jenes „hinwerfen der begriffe" bei Goethe aufgefasst hätte. Aber wenn wir diese redeweise beurteilen wollen, so müssen wir doch zunächst fragen, welchen effekt sie tatsächlich hervorbringt. Und das zeigt sich am klarsten, wenn wir den redner beobachten, der sie mit absicht und bewusstsein als kunstmittel anwendet. Wir können dies bei Cicero in seiner rede De provinciis consularibus, wo er in der peinlichen lage ist, seinen hörern die frage beantworten zu müssen, warum er jetzt mit einem male für seinen politischen gegner Caesar eintrete. Das geht so leidlich, bis er auf die zeit seiner verbannung kommt. Verschweigen kann er nicht, was damals geschehen ist, klar aussprechen kann er es auch nicht, weil dann sein jetziges verfahren ganz unbegreiflich sein würde: so wirft er die begriffe hin, ohne sie zu sätzen auszugestalten: § 43 ecce illa tempestas, caligo bonorum et subita atque improvisa formido, tenebrae rei publicae, ruina atque incendium civitatis, terror iniectus Caesari de eius actis, metus caedis bonis omnibus, consulum scelus, cupiditas, audacia. Also die wirkung dieser ausdrucksweise ist eine verschleierung des gedankens, die uns den inhalt des gesprochenen nur undeutlich, in verschwommenen umrissen erkennen lässt. Es kann fälle geben, wo die über alles menschliche begreifen hinausgehende natur des dargestellten objekts hierzu nötigt; aber davon abgesehen soll mir eine derartige unklarheit auch in der poesie niemand als schönheit einreden. — Begreiflich ist der standpunkt ja gewiss, den Knauth und viele heutzutage mit ihm einnehmen. Mehr und mehr wächst die erkenntniss, dass für den denker Goethe die epoche des

greisenalters in der tat die „epoche seiner vollendung“, dass das mass des verständnisses für die oft so dunklen worte des meisters auch für den leser das mass seiner geistigen reife ist; da ist es wol begreiflich, wenn man an dem bilde des hochverehrten nun gar kein fleckchen und stäubchen sehen will, wenn man sich einredet, es sei dem gewaltigen erlaubt gewesen, „dem gesetzlichen leibe der sprache die knochen in etwas zu brechen, die gelenke etwas auszuweiten“. Begreiflich, aber nicht recht. „Was fruchtbar ist, allein ist schön — so werden wir das viel citierte wort Goethes in seinem sinne umwandeln dürfen; und diese Goethischen spracheigenheiten sind nicht fruchtbar gewesen: oder wüsste unsere heutige poesie etwa von den „sich heerdenden schafen“, der „braunenden herde“, einem „seeisch heitren feste“?

In solcher weise, meine ich, müsste Knauth das gebiet seiner untersuchung und den kreis der zu untersuchenden erscheinungen erweitern, die untersuchung selbst noch mehr in die tiefe führen, endlich ablenkender nebenabsichten sich enthalten. Entschlösse er sich aber dazu, so würden wir nach den proben, die er gegeben hat, von ihm eine behandlung des problems erwarten dürfen, die das verständnis des dichters wesentlich förderte und vertiefte. Möchte er denn — um in dem von ihm charakterisierten stile zu schliessen — in solchem sinne freundlichst gemeinte bedenken aufnehmen!

KIEL. EWALD BRUHN.

Goethes leben und werke. Mit besonderer rücksicht auf Goethes bedeutung für die gegenwart. Von **Eugen Wolff.** Kiel und Leipzig, Lipsius und Tischer. 1895. 380 s. 5 m.

Ich habe mich nach der lektüre des vorliegenden buches über Goethe vergeblich gefragt, welchem bedürfnis es abhelfen, welchem leserkreise damit gedient sein sollte. Eine neue Goethebiographie muss heute ihre existenzberechtigung aufs kräftigste dokumentiren, sei es durch originalität der gesichtspunkte der behandlung, sei es durch vollkommenheit der darstellung und komposition. Wir haben genug ärmliche, mehr oder weniger unzulängliche bücher über Goethe, als dass wir nicht diese kompetenzfrage mit aller entschiedenheit aufwerfen und mit strengster kritischer schärfe lösen sollten. „Der besondere zusatz des titels“, wird man mir entgegenhalten, „zeugt ja aber für das vorhandensein eines originellen gesichtspunktes in Wolffs darstellung Goethes.“ Wie verhält es sich damit? Im verlaufe des textes hebt Wolff an den verschiedensten stellen mit emphase hervor, dass unsere heutige gegenwart nichts besseres und vernünftigeres tun könne als Goethes weisheitsgedanken in tat umzusetzen und sich von seinen ideen allseitig durchleuchten und befruchten zu lassen; dabei begeht er das unglaubliche, dass er s. 255 in Goethes vers „ich muss nun an die enkel denken“ das wort „enkel“ presst, das natürlich nichts als im allgemeinen „künftige generationen“ bezeichnen soll. Ausser diesen paränetischen stellen, die zudem nicht frei von phrasenhaftigkeit sind, finden wir am schlusse des werks ein eignes kapitel „Goethe in der nachwelt“ (s. 313—352), einen kurzen abriss der geschichte der beurteilung Goethes bis auf unsere tage. Hier begegnet man merkwürdigen urteilen, z. b. einer leidigen verkennung Vischers, des „tendenziösen professors“ (s. 331), dessen geschichte von der cigarrenschachtel gar nicht erwähnt wird; aber auch, was mich immer am meisten schmerzt, einer jetzt häufig gehörten nichtachtung Schillers (s. 315 „der durchgebildete mann und die selbständig gereifte frau aber leben in Goethe“; s. 329 „der eines mentors wie Schiller bedarf“);

Goethe selbst würde, wenn er heute lebte, dieser blinden verkennung Schillers am heftigsten widersprechen. Die tendenz zur gegenwart hat dann weiter eine sehr eigenartige beurteilung der Goethischen dichtungen zur folge gehabt: Goethes altersproduktionen sind mit unverkennbarer vorliebe behandelt, wogegen die dichtungen der jünglings- und mannesjahre verhältnissmässig schlecht wegkommen (an den Leipziger liedern wird s. 30 der mangel an „dramatischer entwicklung" getadelt, der harmlose „Wunsch eines jungen mädchens" „frühreif blasiert" genannt; die Laune des verliebten heisst s. 31 „von einem kindlichen horizont ausblickend, im konventionellen stil"; beim echten schluss der Stella wird s. 87 „innere empörung" konstatiert; ähnlich noch s. 144). So sind denn natürlich die Wanderjahre und der zweite Faust die krone der Goethischen poesie. Alle diese tendenziösen gedanken sind jedoch keineswegs notwendige ingredienzien der Wolffschen darstellung; dieselbe ist von ihnen in keiner weise etwa durchdrungen; ich muss daher die oben gestellte frage nach dem berechtigungsnachweis des Wolffschen buches ablehnend entscheiden.

Wolffs art Goethes leben zu erzählen ist ohne anschaulichkeit und frische, ferner ohne jede innerliche versenkung; ich weiss keine andere bezeichnung als gerippehaft; statt eines farbenreichen gemäldes erhalten wir nichts als eine rohe bleistiftskizze. Dazu kommt eine verhängnisvolle neigung zum anekdotenhaften, ja zum klatsch: man sehe s. 2. 15 (der barbier in Goethes väterlichem hause bei der messiasrecitation). 32. 44 (Lerse bei Goethes disputation). 47 (Luise von Ziegler). 61. 67. 75. 126. 174. 227 (Bettina und Christiane). 232. 244 (Epimenides im Berliner volkswitz); wozu das alles? — Noch schlimmer sind direkte geschmacklosigkeiten, deren hauptsächlichste aufzuzählen ich mir nicht versagen kann: „gemüt hat Goethe von der mutter geerbt, aber rückgrat vom vater" (s. 4); „das pärchen verständigte sich während der tafel aufs trefflichste durch die eigentümlichste aller zärtlichkeiten, indem die geliebte die füsse des verehrers als schemel benutzte und so physischen schmerz mit seelischer wonne gleichzeitig in ihm zu erregen wusste" (s. 26); „die erste grössere anpflanzung im ziergarten von Goethes Leipziger poesie" (s. 31); „dennoch hatte Wolfgang unter dem unwirschen wesen des vaters schwer zu ächzen" (s. 33); Bettina, durch ihre abstammung, so zu sagen, „für den Goethekultus prädestiniert" (s. 226); „der donner der kanonen mochte wol den, dessen ohr nur dem melodischen gesang der musen zu lauschen gewohnt war, ins innere seines hauses verscheuchen" (s. 240); „der 64jährige beherrscher des Parnass" (s. 241); „ein poetisches, von den schlacken des tages freies kostüm" (s. 245); „wie hoch sich des dichters liebe über gefühle irdischen genusses erhebt, gegenüber Ulrike wie den meisten frauen, die in seiner poesie fortleben" (s. 253), „Lottes erscheinung machte noch immer eindruck, nur wackelte sie leider schon mit dem kopfe" (s. 266); „die idee der entwicklung hat sie eben beide angehaucht" (s. 323). Ich brauche nichts hinzuzufügen.

Noch einige einzelbemerkungen seien gestattet. Nach s. 36 (vgl. auch s. 56) soll an Goethes neigung zu Friederike die „poetische imagination" sehr grossen anteil gehabt haben. Ich gestehe eine solche behauptung gerade für Goethe nicht zu begreifen. — Die Shakespearerede von 1771 soll nach s. 49 die „erste öffentliche manifestation" der genieperiode gewesen sein; sie erschien zuerst 1854 im druck. — S. 152 teilt Wolff die allgemein verbreitete falsche ansicht, dass Tasso am ende von Goethes stück an Antonios seite einem tätigen leben entgegengehe. Für jeden vorurteilsfreien betrachter des stückes kann es keinem zweifel unterliegen, dass Tasso seinem geistigen ruin nahe ist und im wahnsinn endet, der schon im letzten akte ver-

hängnissvoll durchbricht[1]. Man hat das stück immer unter der zwangsparallele mit dem ergebnis von Goethes italienischer reise für seine persönliche entwicklung betrachtet; aber wie hätte Goethe einen solchen Tasso einen gesteigerten Werther nennen können? So wenig Werthers schicksal das Goethes war, so wenig war es Tassos. Es würde nicht schwer fallen diese anschauung vom ausgang des Tasso eingehend zu beweisen. — S. 218. Es ist nicht wahr, dass den personen in der Natürlichen tochter durch die bezeichnungen könig, herzog, kammerfrau usw. etwas an bestimmtheit verloren gegangen ist. Sind Hermanns eltern in Hermann und Dorothea nicht ganz scharf umrissene charakterbilder, der prediger und der apotheker nicht realistisch bis ins einzelne individualisiert? Auch sie haben keine rufnamen vom dichter erhalten. — S. 235. Was hat Ibsens Nora mit den wahlverwandtschaften zu tun? — S. 266. Das urteil über die dichtungen des königs Ludwig von Baiern ist zu günstig. — S. 358. Wie kommt Jacob Grimms grammatik und besonders Richard Wagner in eine zeittafel zu Goethes leben?

Verbesserungen: s. 16 lies: Racines Britannicus, s. 31 und 354: 1770, s. 42: ein mann in den vierzigern, s. 70: 1774, s. 113 oben: himmelbrod, s. 266 z. 3: 1827.

1) Die ältere ansicht vertritt von neuem wider Düntzer (zeitschrift 28, 57. 66—71) und — wie mir scheint — mit sehr guten gründen.' O. E.

WEIMAR, 5. MÄRZ 1896. ALBERT LEITZMANN.

Goethe. Von **Richard M. Meyer.** Preisgekrönte arbeit. Berlin, Hofmann. 1895. XXXI und 628 s. (Geisteshelden 13.—15. band.) 7,20 m.

Einer unserer vielseitigsten und universell gebildetsten jüngeren germanisten hat uns mit einer biographie Goethes beschenkt, die nach inhalt und form vorzüglich ist und zu den besten leistungen moderner biographik gehört. Fast alle ansprüche, die man an eine derartige arbeit gerechterweise stellen muss, finden wir hier erfüllt: tiefe durchdringung des stoffes, breite und intime kenntnis der einschlägigen litteratur, klarheit der disposition und ideenführung, selbständigkeit und unbefangenheit des urteils über menschen und werke, gewandtheit der diktion, endlich was von allem am woltuendsten ist, abwesenheit jeder hohlen geistreichen phrase. Das buch wird neben Hermann Grimms Vorlesungen über Goethe in der litteratur über unsern grössten dichter mit in erster reihe zu stehen haben. Je gesättigter und tiefer aber der eindruck dankbarer erbauung ist, mit dem ich von dem buche geschieden bin, um so mehr erachte ich es als meine recensentenpflicht, was daran auszustellen ist bis ins einzelne und kleine hinein darzulegen, weil an einem solchen buche auch der geringste flecken stört. Möchte der verfasser im folgenden manches für eine zu hoffende zweite auflage verwertbare finden! Über auffassungen und subjektive eindrücke will und mag ich nicht mit ihm rechten: nur dass er dem unvergleichlichen Werther nicht gerecht wird, dem er gerade das abspricht, was ihn gross macht: die naturwahrheit der entwicklung, dass er dagegen dem zweiten Faust zu viel lobsprüche spendet, sei hervorgehoben. Unpassend scheint es mir, bei Goethe von einem in aktion treten der naturwissenschaftlichen vorstellung der vererbung zu sprechen (vgl. s. 121. 145. 175. 192) und darin einen modernen zug zu sehen: in diesem sinne, wie sie von Goethe hier gebraucht wird,

ist die vorstellung der vererbung uralt und vor allem darum unmodern, weil sie ohne jeden doktrinären pathologischen beigeschmack auftritt.

Zunächst ein paar bemerkungen zum texte. Die behauptung s. 24, dass die „höllenfahrt Christi“ 1762 entworfen und erst 1765 überarbeitet sei, hat keine gewähr; vgl. Goethes gespräche 7, 269. — S. 35. Goethe las Shakespeare in Leipzig sicher nur in einer auswahl, nämlich in Dodds, des von Forster geschilderten betrügerischen und sittenlosen Londoner hofpredigers, *Beauties of Shakespeare*; die in den briefen 1, 47. 48 citierten stellen aus „Wie es euch gefällt“ stehen bei Dodd hinter einander auf der ersten seite. — Nach s. 64 soll Goethe aus furcht vor dem selbstmord aus Wetzlar geflohen sein: hier scheint mir Meyer doch die psychologische entwicklung jener dinge nicht zu durchschauen. — Die verse „schaff das tagwerk meiner hände“ werden s. 110 in die zeit des Clavigo gesetzt.

Von den folgenden verstössen leichterer art können und werden sicher manche auf druckfehlern beruhen (so erscheint in jahreszahlen eine 9 statt einer 4 und dadurch die grösste verwirrung s. 98. 100. 115 zweimal. 150. 252. 359. 430); jedesfalls dürfte ein solches buch dann nicht so sträflich nachlässig korrigiert sein, denn es kostet mühe derartige dinge zu übersehen. Nach s. 1 war Goethe 1823 in Marienbad vierundsechzigjährig. S. 30 wird der Dresdener ausflug des Leipziger studenten in den herbst 1767 statt in den märz 1768 verlegt. Nach s. 65 ist Goethe am 21. september 1772 aus Wetzlar geflohen und hat tags darauf Kestners besuch empfangen; in wirklichkeit lagen zehn tage dazwischen. Der Götz erschien 1773, nicht 1772 (s. 70). S. 120 muss Cäcilie in der späteren bearbeitung der Stella sterben! Goethes einführung ins geheime conseil fand 1776, nicht 1777 statt (s. 136, derselbe fehler s. X). Cornelia starb 1777, nicht 1778 (s. 138, ebenso falsch s. XI). Die erste fassung von Claudine soll nach s. 154 in Italien spielen. Bei gelegenheit von Goethes aufenthalt in Pempelfort 1792 wird s. 226 erwähnt, Jacobis „prächtige frau“ habe in der dortigen geselligkeit ein hauptelement gebildet; sie war seit acht jahren tot! S. 252 ist die erste Harzreise ein jahr zu früh angesetzt. Wilhelm Meister erschien 1796, nicht 1797 (s. 253). S. 307 wird der geologe Werner zum professor in Göttingen, s. 313 der historiker Sartorius zum geologen gemacht! Der name des Kasseler architekten, der zu den Wahlverwandtschaften modell sass, war Engelhard, nicht Eberhard (s. 391). S. 428 wird aus Johann Baptist Bertram ein dritter bruder Boisserée! Blumenbachs abhandlung über den bildungstrieb erschien nicht 1789, sondern schon 1781 (s. 558; von mir schon im Euphorion 1, 490 verbessert). — Warum schreibt Meyer konsequent Ja*k*obi und Plundersweil*en*?

Ein hässlicher flecken auf dem buche sind endlich falsche citate, selbst bei ganz bekannten dichterstellen. Ich führe eine reihe von proben an, das richtige in parenthesen: „der schäfer schmückte (putzte) sich zum tanz“ (s. 37); „selber toll auch zu sein, so wie die zeit es gebot (selbst auch thöricht zu sein, wie es die zeit mir gebot)“ (s. 61); „das herz des volkes ist ... keiner edeln bewegung (begierde) mehr fähig“ (s. 73); „nicht jeden wochentag (wochenschluss) macht gott die zeche“ (s. 95); „füllest wieder berg (busch) und tal“ (s. 138. 144!); „der jüngling ... erweckt unstillbare (unendliche) sehnsucht“ (s. 193); „jüngling, merke dir in (bei) zeiten“ (s. 196); „rettet euer bild in meinem busen (meiner seele)“ (s. 206); „ein werdender wird (immer) dankbar sein“ (s. 235); „die sonne könnt' es nicht (nie) erblicken“ (s. 250. 517); „ach aus dieses tales gründen, die der ewige (kalte) nebel drückt“ (s. 292!); „mein lied (leid) ertönt der unbekannten menge“ (s. 293!); „dein licht, wer kann (will) es rauben“ (s. 304); „marmorschön (marmorglatt) und marmorkalt“ (s. 325. 206;

s. 355 richtig!); „höchstes glück der menschenkinder (erdenkinder) sei nur die persönlichkeit" (s. 436. 530!); „und nach dem takte reget und nach dem takt (mass) beweget sich alles an mir fort" (s. 457!); „grau, lieber (teurer) freund, ist alle theorie" (s. 567!); „bist du aus erde (ans ende) gekommen" (s. 595!); „über allen wipfeln (gipfeln) ist ruh" (s. 626!). Das heisst doch wahrhaftig goldene dichterworte wie scheidemünze behandeln.

WEIMAR, 4. MAI 1895. ALBERT LEITZMANN.

Zacharias Werner. Mystik und romantik in den „Söhnen des tals". Von **Felix Poppenberg.** Berlin, C. Vogt. 1893. 80 s. 1,80 m.

Wenn man von Zacharias Werner spricht, so denkt man zunächst an den „Vierundzwanzigsten februar", jenes stück, das die reihe der sogenannten schicksalsdramen in Deutschland eröffnete und dem namen Werners eine traurige berühmtheit verschaffte. Alle seine übrigen dramen sind wenig bekannt, vor allem auch sein erstes: Die söhne des tals, das 1803 und 1804 erschienen ist; die meisten leser, die jene werke in die hand nehmen, werden eben von dem „mysteriösen unsinn" (nach Scherers ausdruck) abgestossen. Manche werke Werners werden erst verständlich und interessieren erst, wenn man sie unter dem gesichtspunkte betrachtet, den schon Mad. de Staël angibt, dass sie nämlich nur mittel zur verkündigung seines mystischen systems waren.

Die oben genannte schrift Poppenbergs, die uns jenes erstlingsdrama Werners als den niederschlag seines mystischen systems erklären will, ist deshalb eine dankenswerte und verdienstvolle arbeit zu nennen. Wir haben in ihr, abgesehen von den letzten 16 seiten, die den litterarischen wert dieses dramatischen gedichts — denn nur so kann es benannt werden — und sein schicksal auf der bühne und in der kritik behandeln, im wesentlichen eine psychologische studie vor uns, welche die voraussetzungen der mystik Werners, die anklänge derselben in der dichtung des 17., 18. und 19. jahrhunderts und vor allem die ausgestaltung derselben in den „Söhnen des tals" zum vorwurf hat.

Kurz orientiert uns der verfasser darüber, wie aus der mehr und mehr erstarkenden opposition gegen den rationalismus die romantik entstand, deren wurzeln sich über den Göttinger dichterkreis hinaus bis auf Hamann, Herder und Lavater zurückverfolgen lassen. Die romantik wollte religion und moral trennen und kunst und religion einander dienstbar machen; der dichter ward zum mystischen theologen. Diese religion der romantiker aber, die ihre theologische ausbildung durch Schleiermacher erhält, ist abhängigkeitsgefühl vom universum; das letzte ziel und das höchste glück des menschen ist ihr das zurückfliessen in das all.

Ein priester oder „mittler" dieser neuen kunstreligion wollte Zacharias Werner in seinen „Söhnen des tals" werden. Denn dem aus niedrigster sinnenlust und religiöser exaltation zusammengesetzten „gesprenkelten" charakter Zach. Werners war jene gefühlsreligion der romantiker durchaus angemessen. Seine lebensweise wurde dadurch nicht berührt und gestraft. — Zur ausgestaltung seines systems wirkte neben dem studium der romantiker und Rousseaus besonders mit der persönliche verkehr mit Joh. Jac. Mnioch in Warschau, sodann der eintritt in die freimaurerloge und der verkehr mit Christ. Mayr in Königsberg, von welchem sich besonders die in den „Söhnen des tals" hervortretende gleichgültigkeit gegen das dogmatische

bekenntnis herschreibt. Kurz zusammengefasst lautet das system Werners: Das unendliche wird angeschaut durch die kunst, gewonnen aber durch die vollständige aufgabe des ich im tode, der also (der dahingabe des ich im liebesgenuss entsprechend) die höchste wollust ist. — Diese lehre wollte Werner der welt von der bühne predigen. Er benutzte dazu die geschichte von dem untergange des tempelordens. Dem ganzen gab er den titel „Die söhne des tals“. Der 1. teil: „Die templer auf Cypern“ versetzt den zuschauer in die letzten tage des ordens auf jener insel; der 2. teil: „Die kreuzesbrüder“ in die beiden letzten lebenstage der häupter des ordens. Aber nicht um ein streng geschichtliches drama war es dem dichter zu tun, vielmehr benutzte er den stoff nur, um durch das „tal“, jene geheime gesellschaft, die sich über den trümmern des von Philipp von Frankreich vernichteten tempelordens erhebt, seine idee von der wahren religion zu verkünden. Der 1. teil, in dem sich in der ersten ausgabe von 1803 nur ganz dunkle andeutungen auf das tal fanden, wurde 1807 geschickt umgearbeitet. In dieser ausgabe weisen die beiden mystischen gestalten der Astralis und des geistes Eudo schon auf das „tal“ hin, in dessen dienst (wenn auch unbewusst) der grossmeister Molay, der grosscomthur Hugo und der junge schotte Robert d'Heredon stehen. Astralis und Eudo sollen schon als das unsichtbar über dem orden waltende schicksal erscheinen. Diese rolle übernimmt im 2. teile der erzbischof Wilhelm v. Paris: er leitet als werkzeug des „tals“ den process gegen die templer so, dass die vernichtung ihrer edlen häupter erfolgen muss, um gereinigt im tale aufzuerstehen. Das tal aber verwirft die templer, weil sie — wie die rationalisten — ihren mitgliedern einen freudeleeren pflichtbegriff gegeben und die religion genommen haben. Denn die menge, die irrenden, bedürfen der mythologie — deshalb duldet das tal alle religionen; erst in ferner zukunft ist vielleicht zu hoffen, dass alle die religion des tals haben können. Dieser höchste glaube des tals hat zum mittelpunkt die aufgabe der eigenen persönlichkeit, und die höchste aufgabe desselben (oder der Werner'schen religion) ist vergöttlichung der menschheit durch ertötung des eigenwillens. Die erste handlung der selbstentäusserung ist die opferung des eigenwillens im „tal“, die letzte ist der tod, der das zerfliessen in das all einleitet. Werner hat diese weisheit des tals einmal in mystischem gewande in der — von Poppenberg treffend erklärten — Phosphoruslegende dargelegt, die im 5. akte dem in das tal eintretenden Robert vorgelesen wird, und vorher schon im 2. akte in der widerwärtigen ballade vom „ritter von Sidon“, die der troubadour dem im kerker schmachtenden Molay zur tröstung vorliest. Deshalb ist der tod und auch schon die krankheit innig zu lieben, und wir verstehen nun, wie alle geweihten talmitglieder in folterwonnen und martyrien wollüstig schwelgen, dem tode wie der braut entgegengehen oder schmerzlich verlangen, dass bald die röte der wangen in schnee und dieser dann in grün zerrinne. Denn „aus blut und dunkel quillt die erlösung“; so könnte das motto des stückes lauten.

Dass dieser erotische todes- und krankheitskultus sich auch sonst in der deutschen litteratur findet, weist Poppenberg zunächst durch heranziehung von Spee, Scheffler und Jacob Balde nach, von denen der letzte der Wernerschen idee am nächsten kommt, wenn auch hier wie bei den Herrnhutern das widerwärtige dieser bilder noch in etwas durch die beziehung auf den persönlichen heiland gemildert wird. Damit ist schon angedeutet, dass das heilige abendmahl, das grösste mysterium der christlichen kirche, in dem sich die gläubige seele mit dem Heiland in leibhaftige verbindung setzte, in vielen fällen frommen gemütern den anstoss zu solchen schwärmerischen vorstellungen gegeben hat. — Noch von anderer voraussetzung

gelangte Novalis zu einer der Werner'schen völlig gleichkommenden wollüstigen todesliebe: früh hatte er die verlobte verloren; seine verzweifelte trauer sollte erst enden, wenn mit dem tode die brautnacht beginnen würde; in ihrer sinnlichen ausmalung fand er schon auf erden trost. Ja dem tiefen, selbstquälerischen Novalis war der tod auch deshalb willkommen, weil er von ihm erlösung von allen schmerzen erhoffen durfte, jenen schmerzen, die, aus der sünde entstehend, doch den menschen für die liebe Gottes erst recht empfänglich machen. Poppenberg ist geneigt, in anlehnung an E. Th. A. Hoffmann auch zur erklärung von Werners charakter jenes verhältnis von sünde und erlösung heranzuziehen, so dass also Werner sich konsequent der sündenlust hingegeben habe, um dann um so überzeugungstreuer der welt die ertötung des fleisches predigen zu können. Man darf aber nicht übersehen — was Poppenberg auch an anderer stelle andeutet —, dass der grundzug auch der religion Werners sinnlich ist, und dass sie ihm nur ein neuer kitzel für die ausgezehrten nerven war. In jedem falle erscheint sein charakter in gleich schlimmem lichte. — Ein exkurs über spuren solcher todesmystik bei Goethe und Hebbel beschliesst den hauptteil der schrift.

Vielleicht ist es mir gelungen, die überreiche fülle des materials, das Poppenberg zur kennzeichnung der todeserotik der romantik unter ausgedehnter benutzung der einschlägigen litteratur beibringt, anzudeuten. Er beherrscht sein gebiet und weiss uns in demselben vortrefflich zu orientieren. An druckfehlern sind mir nur sehr wenige begegnet, darunter s. 55 in den versen aus Novalis „opfer" statt „opfern". — Nicht genügend scheint mir nur hervorgehoben zu sein, dass der gedanke, der mensch müsse seinen eigenwillen zum vernünftigen gesamtwillen oder (religiös gesprochen) zum gotteswillen vollenden, und er könne dies erst völlig, wenn der tod das sinnliche vernichtet, ebenso ein glaubenssatz des christentums wie der Kantischen moral ist. Dass die von Werner und den romantikern gepredigte quietistische opferung des eigenwillens und ihre wollüstige todesliebe etwas anderes ist, ist klar. Aber ich vermag dann in dem s. 61 citierten spruche Goethe's und in den versen aus dem Westöstlichen divan nichts specifisch mystisches mehr zu finden.

Dem werte der ganzen schrift tut diese geringe ausstellung wenig abbruch; die Söhne des tales sind von Poppenberg nach ihrem wahren werte bestimmt: ein als drama wertloses werk, an dem nur die lebendige dramatische sprache lob verdient, das aber interessant ist als denkmal einer vielfach irregehenden mystik.

HAMBURG. FRANZ AHLGRIMM.

Grillparzer und Lope de Vega. Von **Arturo Farinelli.** Mit den bildnissen der dichter. Berlin, Felber. 1894. XI und 333 s. 6,50 m.

Das buch macht schon durch die wärme, mit der es geschrieben ist, einen erfreulichen eindruck. Die einleitung berichtet ausführlich über die lange verkennung Lopes in Deutschland und nimmt für Grillparzer das verdienst in anspruch, den Deutschen das genie des spanischen dichters offenbart zu haben. Farinelli bespricht dann das verhältnis der dramenGrillparzers zu den comedias von Lope: wo er bei diesen erörterungen bisher geltenden annahmen entgegentritt, wird man ihm meist recht geben müssen. Der zweite hauptteil des buches fasst die eigenen aufzeichnungen des dichters mit äusserungen, die er bekannten gegenüber zu verschiedenen zeiten getan hat, zu einem gesammtbilde seiner studien über Lope de Vega zusammen. Im allge-

meinen teilt der verfasser Grillparzers vorliebe für den Spanier und findet sich mit den urteilen seines landsmannes über die einzelnen comedias in übereinstimmung. Doch zeigt er sich nicht blind gegen übertreibungen und berichtigt gelegentlich auch ungerechte urteile über andere Spanier wie z. b. Cervantes. Das schlusskapitel endlich führt in ansprechender weise den vergleich zwischen der dichterischen individualität Grillparzers und der seines spanischen lieblings durch.

Gegen diese und jene ansicht des verfassers (zum beispiel gegen das, was er s. 41 über den trochaeus im deutschen sagt) wäre wol allerlei einzuwenden; als ganzes ist sein buch ohne frage ein wertvoller beitrag zur Grillparzerlitteratur. Eine erstaunliche belesenheit ist wol schuld daran, dass namentlich in den anmerkungen zuweilen dinge zur sprache kommen, die mit dem thema nur in sehr entferntem zusammenhange stehen. Vielleicht entschliesst sich der verfasser für eine zweite auflage, die ich dem buche von herzen wünsche, aus rücksicht auf die zahlreichen des spanischen gar nicht oder doch nur mangelhaft kundigen Grillparzerfreunde, die citate alle in deutscher übersetzung oder wenigstens von einer solchen begleitet zu geben. Der darstellung merkt man es nicht an, dass sie aus der feder eines mannes geflossen ist, dessen muttersprache das italienische ist; nur den verunglückten satz s. 54, z. 6 fgg. v. o. hätte sein stilistischer beirat nicht durchschlüpfen lassen sollen. Die ausstattung des buches verdient entschiedenes lob.

WANDSBECK, 28. FEBR. 1895. J. SCHMEDES.

Lessings Hamburgische dramaturgie. Ausgabe für schule und haus von **Friedrich Schröter** und **Richard Thiele.** Halle, Waisenhaus. 1895. VIII und 535 s.

Das verdienst der vor fast zwanzig jahren erschienenen grossen kommentierten ausgabe der Lessingschen dramaturgie von Schröter und Thiele ist allen freunden und forschern, die sich mit Lessing beschäftigen, bekannt und unbestritten. Das gleiche lob verdient die kleinere ausgabe für schule und haus, welche die verfasser jetzt veranstaltet haben. Eine einleitung orientiert ausführlich über die äussere geschichte des werkes, klar, aber knapp, vielleicht stellenweise zu knapp über den theoretischen inhalt; hier hätte manches, was die anmerkungen nachbringen, hineinverflochten werden können, z. b. die katharsisfrage und Lessings verhältnis zu Shakespeare (vgl. jetzt Witkowskis aufsatz im Euphorion 2, 517). Im texte sind einzelne für schule und haus ungeeignete oder minder wichtige abschnitte (z. b. die musikalischen bemerkungen zur Semiramis, die langen analysen des Essex von Banks und des spanischen Essex, die beurteilung der veränderungen der Terenzischen *adelphi* durch Romanus) ausgeschieden, was man billigen kann. Allseitige vorzügliche erklärungen stehen unter dem text und bilden den fortlaufenden kommentar, in welchem auch die sprachform der dramaturgie eingehend berücksichtigt worden ist. Den verfassern ist es gelungen, die bisher verlorenen theaterzettel der Hamburger entreprise in der Gothaer bibliothek zu entdecken und für einige kleine korrekturen im texte zu verwerten; ein besonderes schriftchen Thieles (Erfurt 1895) orientiert eingehender über den wert dieses fundes. Den schluss des buches bilden ein verzeichnis sämmtlicher stücke sowie ein grammatisch-lexikalisches und ein personenregister. Der ausgabe ist die weiteste verbreitung zu wünschen. — Versehen sind mir in der einleitung und den anmerkungen kaum aufgefallen: s. 11 lies „Büsch“ statt „Busch“, s. 35. 201 „Stüven“ statt „Stüve“.

WEIMAR, 11. SEPTEMBER 1895. ALBERT LEITZMANN.

MISCELLEN.

Artîsen und arthave.

I.

O. Bronner hat in dieser zeitschr. 27, 386—389 mit recht darauf aufmerksam gemacht, dass für das wort *erdîsen* die ihm beigelegte bedeutung pflugeisen, pflugschar bisher nirgends nachgewiesen, ja dass das vorhandensein des wortes in hohem grade zweifelhaft sei. Er bemerkt zutreffend, dass in dem gedichte „Vom rechte" die änderung des handschriftlich überlieferten *ærdisen* (so, nicht *ardîsen*, wie Bronner mit irriger bezugnahme auf Schroeder angibt, steht in der handschrift) in *erdîsen* nicht statthaft, und dass auch an der zweiten stelle, an der uns das wort begegnet (Mon. Boica VIII, 258), die überlieferte form (*erdysin* oder *erdysir*) nicht zureichend gesichert sei. Auf einem irrwege befindet er sich aber, wenn er an beiden stellen *ærdîsen* bezw. *erdîsen* durch *eidîsen* (= egg-eisen) zu ersetzen vorschlägt und den von Edw. Schroeder im Anz. f. d. alt. 17, 291 gegebenen hinweis auf eine form *ardîsen* ablehnt. Das bisher meines wissens unbekannt gebliebene wort *artîsen* freue ich mich durch folgende drei urkundliche stellen belegen zu können:

1) Verleihung eines fleckens *zoschen Ittingißhusen unde Abern-Bessingen* seitens des grafen Johann von Solms an den waldschmied Rudiger am 29. september 1448 behufs anlegung einer waldschmiede. Der beliehene soll davon *jerlichs of s. Mertins tag in unser kelnery gein Liche zu erbezinß geben 6 gulden geldes Francken-furtir weronge, zwo wagen isens unde zweye par artysen.* Gedruckt bei Bauer, Hessische urkunden, bd. IV nr. 166 s. 157 fg. nach dem original.

2) In der „Beschreibung aller zubehörden des hauses Glyperg, de 1412" (Nassauer copialbuch des archivs zu Wiesbaden nr. 45) ist über die *Waltsmit* (Hof Schmitte bei Rodheim a. d. Bieber) bemerkt: *Item die waltsmit und Rodheim gehörit allein gein Glyperg und gildet jars der herschafft 12 gebont guts issens und dry par gutes ardisen uff das slos Glyperg* usw. Gedruckt nach dem original bei H. v. Ritgen, Regesten zur geschichte von Gleiberg, im 2. jahresbericht des Oberhessischen vereins für lokalgeschichte (1881) s. 64.

3) Am 9. februar 1421 wird von graf Philipp I. von Nassau-Weilburg dem waldschmied Otto von Weilmünster die zu Weilmünster gelegene waldschmiede verliehen. Er verspricht dagegen, dass er und seine erben dem grafen *jerlichin zu gulde gebin sollin uff sant Martins tag mit namen echte wagen ysens unde fiere phar ardt-isen, dax ist mit namen fiere sech unde fier schar, unde die entwurten uff unser kost unde schaiden gen Wilburg uff die burgk.* Die urkunde ist nach dem original abgedruckt bei Becker, Geschichte des bergbaues und des bergrechts in dem vormaligen Nassau'schen amte Weilmünster, in der Zeitschrift für bergrecht XVIII (1877) s. 483.

Durch die zuletzt angeführte stelle wird die bedeutung des neu gewonnenen wortes ausser zweifel gesetzt: unter *artisen* werden die beiden am pfluge befindlichen eisen, die pflugschar (vomer) und das pflugsech (lat. ligo, culter) zusammengefasst. Auch an den beiden ersten stellen werden darum als abgabe des waldschmieds paare von *artisen* festgesetzt, und in der oben angeführten urkunde der Monumenta Boica[1] hat es sich offenbar gleichfalls um die zinsabgabe eines paars *artisen* gehan-

1) VIII, 258: *ein ieglicher hirt ... sol iarlichen davon geben ... zwai erdysin, wann die von alter und mit recht daxu gehornt.*

delt. Zeugnisse für die weite verbreitung dieser art von abgabe liessen sich wol unschwer in grösserer zahl beibringen. Hier möge nur noch angeführt werden, dass die zu Betsingerode im Harz befindliche eisenhütte des klosters Ilsenburg diesem 1477 ein *plochblath* und ein *seeck* zu liefern hatte[1], dass um 1411—1419 als abgabe der eisenhütte bei Elbingerode im Harz an den bischof von Halberstadt zwei *plock-ysenblat* und zwei *sek* festgesetzt waren, vgl. Jacobs, Urkundenbuch der stadt Wernigerode (Geschichtsquellen der provinz Sachsen 25) s. 163, dass ferner schon 1030 der abtei zu St. Marien bei Trier von dem markte Masholder bei Bitburg als zins *vomer unus cum cultro* jährlich geliefert wurde. Vgl. hierfür Beyer, Urkundenbuch zur geschichte der mittelrheinischen territorien bd. I s. 354. In dem güterverzeichnis des klosters Prüm von 893, bezw. 1222 (Beyer a. a. o. s. 161 anm. 3) erscheinen unter den abgaben eines hofes „ferramenta aratri, quae vocantur scar". Ob es sich hier nur um die abgabe von pflugscharen, oder, was wahrscheinlicher, um die eines paars *artisen* handelt, lässt sich bei der unbestimmtheit des ausdrucks nicht entscheiden. Der schultheiss des abtes zu Münster im St. Gregorienthal hatte jährlich dem abte 3 *pflugysen ze jeglicher zelgen eins* zu liefern (Urkunde von 1339 bei Schoepflin, Alsatia diplomatica II, 163 nr. 980).

Wenn *artisen* an der von Brenner behandelten stelle des gedichtes „Vom rechte", wie es scheint, in der enger gefassten bedeutung von p f l u g s c h a r gebraucht wird, so liegt wol die gleiche licenz vor, die im heutigen sprachgebrauch häufig pflugeisen an die stelle von pflugschar treten lässt.

Als die bedeutung von *art* bezeichnet Brenner bd. 27, 387 „ganz allgemein „landbau"; *artisen* wäre also nach Brenner „ökonomie-eisen, doch ein zu weiter begriff". Nachdem für *artisen* die bedeutung „pflugeisen"[2] festgestellt ist, wird man aber *art-* notwendig in engere verbindung mit der pflügung bringen und annehmen müssen, dass *art* in der zusammensetzung *artisen* seine ursprüngliche bedeutung = aratio (oder = aratrum? vgl. alts. *erida,* altnord. *arðr*) noch bis zum ausgang des mittelalters beibehalten hat[3].

Den vorstehenden ausführungen des herrn verfassers fügt E. S c h r ö d e r, der sie uns übermittelte, die nachfolgenden bemerkungen hinzu:

1) Urkundenbuch des klosters Ilsenburg (Geschichtsqu. der prov. Sachsen, bd. VI) s. 379. Vgl. dazu Ed. Jacobs, Peter der Grosse am Harz und die gräflichen hüttenwerke zu Ilsenburg, in der Zeitschrift des Harzvereins f. gesch. u. alt.-k. jahrg. XIII (1880) s. 254. Im jahre 1478 wurden 2 *lampna* und 2 *seek,* später 1 *lampna* und 1 *seek* gezinst. Jacobs fasst *lampna* (*lammina*) allgemein als abgabe an eisenblech; man vermisst aber dann eine massbezeichnung. Mir erscheint eher *lampna* übersetzung von *plochblath* (= pflugschar), welches wort übrigens bei Schiller-Lübben nicht erscheint. Dieffenbach, Glossar. latino-germanic. s. 316 verzeichnet zu *lamen* u. a. die glossen *ysern* und *eisenick.*

2) Unter *phluoc-îsen* hat man im mhd. offenbar in der regel, wenn auch wol nicht immer, gleichfalls die beiden haupt-eisen des pflugs, die schar und das sech, zusammengefasst. So verzeichnet z. b. das inventar der Deutsch-ordens-häuser Insterburg im jahre 1487 u. a. *8 eysern pflûg, 7 p a r pflûg-eysern,* nachdem unmittelbar vorher *12 schor, 10 sech* aufgeführt waren (Urkunden zur geschichte des ehemaligen hauptamts Insterburg, herausg. von A. H o r n und P. H o r n, Insterburg, 1895 s. 21).

3) Zu *art* vgl. Grimm, Deutsches wörterb. I, 568 und 573. VII, 1774. Deutsche grammatik III, 414. Gesch. d. deutschen sprache I, 55. Nachweise des gebrauchs von *art* = aratio im mittelniederdeutschen bei Schiller-Lübben I, 130 fg., im neuhochdeutschen bei Heyne I, 149, Grimm I, 573 und Staub-Tobler, Schweizer. idiotikon I, 473 fg. Die gleiche von Lexer nicht bemerkte bedeutung im mhd.

Meiner absicht, das im „Recht" bei Karajan 6, 16 überlieferte *ærdisen* gegen Brenners übereilte conjectur *æidisen* zu verteidigen, ist herr oberbibliothekar H. Haupt mit einer belesenheit zuvorgekommen, der gegenüber ich mich auf wenige sätze beschränken kann.

Den anlass, in *ærdisen* ein mögliches *ardisen* zu vermuten, bot mir die auffällige schreibung mit *æ*. Ich habe aus der Millstätter hdschr. die stücke vom Recht, Hochzeit und Physiologus collationiert (Kar. s. 3—44. 73—106). In ihnen kommt das zeichen *æ* 168mal vor; davon stellen: 1) 118 fälle umlaut des *â* dar (eingeschlossen das dreimalige *stæt*, das natürlich auf analogie von *læt* 89, 16. 94, 9 beruht); 2) 43 fälle gelten der jüngeren resp. schwächeren umlautsstufe von *ă*; 3) 2mal (*iemæn* 9, 13. *niemæn* 28, 2) bezeichnet *æ* ein im nachton zu *e* geschwächtes *a*. Je einmal bezeugt ist ferner *tæidinch* und *mænnischen* (anlehnung an *man*); schreibfehler ist das erste *æ* in *gæmæht* 94, 7. Altes *e* ist, trotz vielhundertfachem vorkommen, nur einmal als *æ* geschrieben: *dær* 36, 20.

Es ist also von vorn herein nicht sehr wahrscheinlich, dass *æ* in *ærdisen* als altes *e* wie in *erde* zu deuten sei; man wird es am ehesten doch zu der gruppe 2) stellen, und sogut neben 19mal *geslæhte* 2mal *geslahte*, neben *gemæchede* 84, 4. 15 — *gemachede* 88, 2, neben *gesælbede* 78, 1 — *gesalbede* 77, 19, neben *gemæhelen* 12, 12 — *gemahelin* 24, 12, neben *almæhtigen* 27, 12. 75, 10. 102, 9 — *eingahtiger* 100, 12 vorkommt, dürften wir neben *ærdisen* bei einer widerkehr des wortes wol auch *ardisen* erwarten — oder vielmehr *artisen!*

Denn ich glaube allerdings, dass der schreiber der Millstätter hdschr., indem er statt *artisen* oder auch *ærtisen* der vorlage *ærdisen* schrieb, dabei eine halb unwillkürliche annäherung an *erdisen* vollzog, und dass er, falls er überhaupt eine etymologische vorstellung damit verband, diese an den unmittelbar vorher (6, 7. 14) mehrfach gebrauchten ausdruck *ûz (von) der erde bringen* anlehnte.

Nun pflegen solche mechanischen wie die volksetymologien selten sinnvoll zu sein, aber dass man ein wort *erdîsen* an sich zu beanstanden habe, kann ich Brenner ganz und gar nicht zugeben. *erde* ist im gegensatz zur lockern, staubigen *molte* (wurzel *mel, mal*) das feste, consistente erdreich, und da jedes einfache eiserne instrument metonym auch „eisen" genannt werden kann, so wäre ein „eisen" zum bearbeiten der „erde" eben ein „erdeisen".

Nachdem Haupt das gesuchte *artisen* „pflugeisen" nachgewiesen hat[1], bedarf es kaum noch einer ausdrücklichen zurückweisung der conjectur *æidisen* „eggeisen". Die „egge" ist, das bestätigen auch die glossierungen trotz aller mannigfaltigkeit, niemals ein gerät, das in schwerem erdreich den pflug ersetzen kann: meist muss dieser seine arbeit vorher getan haben. An unserer stelle aber handelt sichs gerade um ein werkzeug, das tief in den unlängst gerodeten waldboden eindringt. Das passt auf den pflug, aber auf keine wie immer geartete „egge".

II.

Im Mhd. handwörterbuch I, 98 führt Lexer unter den zusammensetzungen mit *art* auch *art-houwe* mit der angeblichen bedeutung feldhaue auf; auch Bren-

erscheint an der von Vilmar, Idiotikon von Kurhessen s. 16 angezogenen stelle einer urkunde von 1446: *iglich forwergk sal jerlichen zu yder art eren cynen tag,* und in einer urkunde von 1388 bei J. Arnoldi, Beiträge zu den deutschen glossarien s. 8.

1) In einer (was immerhin erwähnt sein mag) von altalemannischen siedlungen durchsetzten landschaft; vgl. übrigens auch Crecelius, Vilmar und den Westerwälder Schmidt s. v. *art* u. ä.

ner Zeitschr. 27, 387 lässt die bedeutung bauornhacke gelten. Das wort begegnet, soweit ich sehe, nur an einer einzigen stelle, nämlich in dem von herzog Otto von Baiern 1311 den bairischen ständen ausgestellten freiheitsbriefe, der unter anderem auch bestimmungen über die bestrafung von diebstahl gibt. Vgl. G. v. Lerchenfeld, Die altbaierischen landständischen freibriefe (1853) s. 1 und register 278, wo dem worte die unmögliche bedeutung „das erste oder alt-heu“ unterlegt wird; auch abgedruckt in den Quellen u. erörterungen z. bayer. u. deutschen geschichte, bd. VI (Monumenta Wittelsbacensia II) s. 184. Ist an dem diebe die todesstrafe vollzogen, so soll nach dem freiheitsbriefe „auf dem guet beleiben, da der deup auf gesessen ist, same arthaue[1] und was ze recht darzu gehort; von dem andern tail sol gefallen des deubes hausfrauen und kinden, ob er sy hat, das drit tail; das ander guet alles gefellet dem herren, auf des guet er sitzet. Hat aber er weder weib noch kind, so gefellet es alles dem herren.“ Es handelt sich an unserer stelle offenbar darum, aus dem nachlasse des bestraften diebes, der als hintersasse gedacht wird, dasjenige auszuscheiden, was nicht gegenstand einer teilung zwischen seinen hinterbliebenen und seinem gutsherrn werden soll. Der zusatz *same* (idem, Lexer II, 590) weist darauf hin, dass das ausgesonderte objekt in seinem bestande nicht alteriert werden soll; die worte *und was ze recht darzu gehort* bezeichnen *arthaue* als einen complex verschiedener gegenstände. Die bedeutung „feldhaue“ kann unter diesen umständen nicht in frage kommen. Dem richtigen sinne des wortes werden wir dagegen durch die betrachtung der in einer urkunde des jahres 1262 über die eigentumsverhältnisse der hintersassen des Passauer domkapitels getroffenen bestimmungen (s. Quellen und erörterungen zur bayer. und deutschen geschichte, bd. V [Monumenta Wittelsbacensia I] s. 189) näher kommen. Dort heisst es: „Si advocatus voluerit cogere rusticum nostrum per pignus aliquod, non tollet araturas nostras, quod vulgo hofgeriht dicitur, ne propter hoc locus ille incultus remaneat et desolatus.“ Unter dem „gericht“, „hofgericht“, „hausgericht“, „gutsbericht“ verstehen die bairischen rechtsurkunden bis auf die neuzeit herab die ausstattung eines hofs mit geräten, vieh, futter, dung, speisevorräten usw., die in der regel der grundherr als eigentum anzusprechen hatte; vgl. Schmeller[2] II, 38. Grimm, Deutsches wörterbuch IV, 1, 3636. Um nichts anderes als um diese *aratura*[2] oder *hofgeriht* wird es sich an der obigen stelle handeln: die im engsten sinne zum gute und zu dessen bewirtschaftung gehörenden gegenstände soll der gutsherr als *arthaue* bei der teilung des nachlasses des bestraften diebes aussondern und für sich vorweg zurückbehalten dürfen. Die gleichbedeutung von *arthave* mit gutsbericht oder hofgericht dürfte auch aus folgender stelle der „Erklärung der Landsfreyhait in Obern und Niedern Bairn“ von 1553 (G. von Lerchenfeld, Die altbaierischen landständischen freibriefe s. 256) erhellen: „Der X. articl. Wie der grundt-, vogtherr und glaubiger von der ubltháter guet sollen bezallt und enntricht werden. Es söllen auch hierinn vor der herrschafft und allen leuten von dem guet der grundtherr oder vogtherr irer güllt und guets-

1) Nach G. von Lerchenfeld's angaben s. CCCCXXXV schwanken die 4 verschiedenen originalien des freiheitsbriefs zwischen der schreibung *arthaue* und *arthave*. Im register heisst es: „*arthaue,* in den originalien, wie sich wol von selbst versteht (?), mit übergesetztem *e.*“

2) Dieffenbach, Glossarium latino-germanicum verzeichnet für aratura, bezw. paratura die bedeutungen garawin, harauvi, garue (= zubereitung, zurüstung, Lexer I, 892). Bei Müller-Zarncke, Mittelhochd. wörterb. II, 1, 649 vgl. *hûsgerihte*, hausrat mit der gleichzeitigen lateinischen übertragung: paratura unius domus.

berichtung gewert werden, sein weib, ob er die hat, irs zuegebrachten heuratguets und morgengab, und annder sein glaubiger irer schuld bezallt .... werden."

Einer fachmännischen sprachlichen erklärung des wortes *arthave* möchte ich hier nicht vorgreifen, sondern nur im hinweis auf das sinnverwandte *aratura* mich für die annahme entscheiden, dass im ersten teile des wortes das uns bekannte *art* (aratio) widerkehrt. Ob *have* an die stelle eines ursprünglichen *habe* getreten ist? Wir hätten dann eine art- oder wirtschafts-habe, etwa entsprechend dem mhd. und nhd. „haushabe“[1], das in der doppelten bedeutung von haushaltung und hausbesitz begegnet.

1) Schmeller[2] I, 1177. 1032. Grimm IV, 2, 669. Lexer I, 1404.

GIESSEN. HERMAN HAUPT.

Germanistische studien in den Vereinigten staaten von Amerika.

Es ist eine bekannte tatsache, dass Amerikaner einen grossen procentsatz der ausländischen hörer an deutschen universitäten bilden. Seit einer langen reihe von jahren — besonders seit Deutschlands politischer einigung — haben hunderte von ihnen ihre wissenschaftliche ausbildung dort genossen. Dass dies früher oder später früchte trage, war man berechtigt zu erwarten; dass es anfangs vielleicht nicht in dem gewünschten masse eingetroffen ist, liegt an der ungunst der verhältnisse: der natürlichen begünstigung mehr materieller bestrebungen, dem geringeren verständnis für rein geistige arbeit, soweit sie als direkt praktisch anwendbar sich nicht erweisen lässt, und dem hierdurch bedingten mangel an instituten, die dem gelehrten gelegenheit zu produktiver forschung gewähren. Die letzte zeit hat jedoch einen entschiedenen aufschwung des wissenschaftlichen strebens gesehen. Im jahre 1875 begann die Johns Hopkins University ihre arbeit nach deutschen idealen und, soweit es für amerikanische verhältnisse geeignet war, nach deutschem muster. Eine reihe von lehrinstituten, ältere und neue, haben sich ihr im laufe der jahre angeschlossen; sämmtlich gehören sie zu der zahl derer, die der beispiellosen munificenz begüterter Amerikaner ihr bestehen verdanken. Dass die naturwissenschaften in erster linie an diesem emporblühen beteiligt sind, ist leicht begreiflich; material in erstaunlicher fülle lockte den forscher und sicherte auch dem anfänger einen beitrag zur lösung untersuchenswerter probleme.

Dass die deutsche philologie hier bisher nur weniges aufzuweisen hat, das die anerkennung deutscher gelehrten herausforderte, hat manche gründe, welche alle darzulegen nicht der zweck dieser kleinen notiz sein kann. Der vorurteilslose beurteiler aber wird selbst bescheidenen anfängen seine sympathie nicht versagen. Die zukunft sieht versprechender aus und deutet auch hier auf bevorstehenden fortschritt. Einige seminarbibliotheken dürften sich schon jetzt denen deutscher universitäten gleichstellen. Scherers, Zarnckes und Hildebrands büchersammlungen sind über den ocean gewandert, und die wachsende zahl strebsamer germanisten bürgt dafür, dass diese schätze nicht lange müssig die schränke zieren werden. Deutsche lehrcurse, die über das gymnasialpensum hinausgehen, werden an allen besseren colleges abgehalten. Leider freilich schliessen die meisten notgedrungen da ab, wo das vollere verständis und das interesse an selbständigem arbeiten erwacht. Nur wenige sind in der lage, beanlagtere schüler in methodische wissenschaftliche forschung weiter zu führen.

Nachstehend folge ein verzeichnis germanistischer curse (mit ausschluss des englischen), die an amerikanischen universitäten im jahre 1894—95 gehalten werden.

I. Johns Hopkins University. (Baltimore.) Altnordisch. 2 st. (prof. Wood). Historische deutsche grammatik. 1 st. (derselbe). Gotisch. 2 st. (derselbe). Heliand. 2 st., erstes semester (dr. Learned). Althochdeutsch. 2 st., zweites semester (derselbe). Mittelhochdeutsch. 1 st. (derselbe). Holländisch. 2 st. (dr. Vos). Geschichte der deutschen nationallitteratur. 1 st. (derselbe). Goethe's Faust. 2st., zweites semester (prof. Wood).

II. Harvard University. (Cambridge, Mass.) a) Litterarische curse: Allgemeine geschichte der deutschen litteratur, mit besonderer berücksichtigung der beiden klassischen perioden des 12. und 18. jahrhunderts. 3 st., zweites semester (ao. prof. Schilling). Deutsche litteratur des 12. und 13. jahrhunderts. 3 st., zweites semester (ao. prof. von Jagemann). Deutsche litteratur von der reformation bis zur klassischen periode. 3 st., erstes semester (dr. Poll).

b) Philologische curse: Gotisch. 3 st., erstes semester (ao. prof. von Jagemann). Altsächsisch. 3 st., zweites sem. (derselbe). Geschichte der deutschen sprache seit 1100. 3 st., zweites sem. (derselbe).

III. University of Chicago. Die Chicagoer universität ist die einzige, die ohne unterbrechung das ganze jahr hindurch geöffnet ist. Zwischen den vier unterrichtsquartalen ist nur eine je 8tägige pause. Professoren jedoch wie studenten wählen ein quartal als ferien. Das programm des deutschen departements ist für das jahr vom 1. oktober 1894—1. oktober 1895 das folgende.

a) Herbst-quartal: Das litterarische zusammenwirken Goethe's und Schillers I (prof. Cutting). Phonetik (ao. prof. Schmidt-Wartenberg). Mittelniederfränkisch (derselbe). Geschichte der deutschen sprache (derselbe). Gotisch (dr. von Klenze).

b) Winter-quartal: Das litterasische zusammenwirken Goethes und Schillers II (prof. Cutting). Althochdeutsch (ao. prof. Schmidt-Wartenberg). Altnordisch (derselbe). Altsächsisch (derselbe).

c) Frühjahrs-quartal: Vergleichende gotische grammatik (ao. prof. Schmidt-Wartenberg). Nibelungenlied (dr. von Klenze).

d) Sommer-quartal: Lessing als kritiker (prof. Cuthing). Mittelhochdeutsch (derselbe). Elemente der historischen deutschen grammatik (besonders für lehrer des deutschen bestimmt) (ao. prof. Schmidt-Wartenberg). Gotisch (dr. v. Klenze). Elementarcurs des dänisch-norwegischen (dr. Dahl). Srudien über Björnsen und Ibsen (derselbe). Altnordische litteratur (derselbe).

Sämmtliche vorlesungen und übungen sind vierstündig.

IV. Columbia college (New York): Goethe's Faust, 1. und 2. teil. 2st. (prof. Boyesen). Geschichte der deutschen litteratur. 1st. (derselbe). Geschichte der deutschen sprache. 2st. (prof. Carpenter). Isländisch 2st. (derselbe). Gotisch. 2st. (derselbe). Mittelhochdeutsch. 2st. (derselbe). Althochdeutsch. 2st. (derselbe). Germanische mythologie. 1st. zweites semesteer (derselbe). Geschichte der dänischen und norwegischen litteratur. 1st. (prof. Boyesen). Altnordische litteratur. 2st., zweites semester (derselbe). — Falls nicht anders angegeben, erstrecken sich die curse durch die beiden semester, zwischen denen keine ferien liegen.

V. University of Michigan (Ann Arbor): Goethe's Faust. 2—3st., zweites sem. (prof. Thomas). Curs für lehrer des Deutschen. 3st., zweites sem. (derselbe). Geschichte der deutschen litteratur, zweites sem. (derselbe). Althochdeutsch.

3st., zweites sem. (ao. prof. Hench). Historische deutsche grammatik. Erstes sem., Deutsch und wortbildungslehre; zweites sem., Syntax. 2st. (derselbe). Gotisch; für anfänger, 3st., erstes sem. (derselbe); für vorgeschrittene, 2st., zweites sem. (derselbe). Mittelhochdeutsch. 2st., erstes sem. (Mensel). Nibelungenlied. 2st., zweites sem. (derselbe)

VI. Leland Stanford Junior University. (Palo Alto, Californien): Mittelhochdeutsche grammatik. 2st., erstes sem. (prof. Goebel). Walther von der Vogelweide. 2st., zweites sem. (derselbe). Althochdeutsche grammatik. 2st., erstes sem. (derselbe). Otfrid. 2st., zweites sem. (derselbe). Altnordische grammatik. 2st., erstes sem. (derselbe). Saemundar Edda. 2st., zweites sem. (derselbe). Gotisch. 2st., zweites sem. (derselbe).

VII. Bryn Mawr College (Bryn Mawr, Pennsylvanien): Geschichte der deutschen litteratur bis auf Klopstock. 2st., zweites sem. (prof. H. Collitz). Allgemeine phonetik. 1st., erstes sem. (derselbe). Gotisch. 2st., zweites sem. (derselbe). Althochdeutsch. 1st., zweites sem. (derselbe). Mittelhochdeutsch. 2st., zweites sem. (derselbe). Einleitung in die germanistische philologie. 1st., zweites sem. (derselbe). Altsächsisch. 1st., zweites sem. (derselbe). Altnordisch. 1st., zweites sem. (derselbe). Vergleichende germanische grammatik. 2st., zweites sem. (derselbe).

VIII. Cornell University. (Ithaca, N. Y.). Das studienjahr ist in 3 quartale eingeteilt. Gotische grammatik. 2st., erstes und zweites quartal (prof. Wheeler). Goethe's Faust. 2st., erstes und zweites quartal (prof. Hewest). Geschichte der deutschen litteratur. 1st., durch alle drei quartale (prof. Hewett). Mittelhochdeutsch. 2st., 3 quartale (derselbe). Uhland und die schwäbische schule. 3st., drittes quartal (derselbe). Walther von der Vogelweide. 2st., 3 quartale (prof. White). Althochdeutsch. 2st., zweites und drittes quartal (dr. Jones).

CHICAGO. H. SCHMIDT-WARTENBERG.

Der name der Loreley.

Der name der Loreley, des berühmten Rheinfelsens, wird noch in den neusten auflagen der handbücher von Daniel-Volz und anderen erdkundlichen werken aus der volkstümlichen Form Lurley als „Lauerfels“ gedeutet. Wenn wir nun in dem zweiten teile des wortes unzweifelhaft das mittelrheinische ley[1] = schieferfels zu erkennen haben, so spricht gegen diese erklärung des ersten bestandteils schon der umstand, dass Lurley mit kurzem *u* gesprochen wird, während das *u* in *lûren* lang ist. Was soll man sich übrigens unter einem „Lauerfels“ denken? Für den urheber dieser erklärung halte ich Schmeller, der in seinem Bayerischen wörterbuche[2] 1, 1499 unter „der lauer“ auf die „Loreley am Rhein“ verweist. Dass er aber *lauern* hier nicht in der gewöhnlichen bedeutung genommen hat, beweist seine verweisung auf holländ. *leur* = täuschung. Er nimmt also *lûren* in der im mittelniederdeutschen verbreiteten bedeutung „betrügen, hintergehen“, die sich noch im kompositum *be-lûren* (z. b. bei Fr. Reuter) erhalten hat. Schmeller scheint zu dieser deutung durch die sage von der nixe Loreley veranlasst, die durch ihren gesang die schiffer betört. Nun ist aber nach neueren forschungen diese sage durchaus nicht alt, sondern erst

1) Schon mhd. *leie, lei* stf., fels, besonders schieferfels (s. Lexer I, 1866); nicht zu verwechseln mit *lê* stm. (ahd. *hlêo*) „hügel“, wie es noch in dem Mhd. lesebuche von Legerlotz, Bielefeld und Leipzig 1892 s. 127 geschieht, wo unter diesem worte auf die *Lore-ley* verwiesen ist.

durch Nicol. Voigt erfunden und durch Cl. Brentano und H. Heine ins volk gedrungen.

E. Moritz Arndt wollte den namen von einem rheinischen *lurleien* „nachsprechen“ ableiten. Dieses verbum ist nun freilich nicht alt und wol erst von dem namen der Lurley abgeleitet; es würde aber dafür sprechen, dass dem volke an dem berge stets das wunderbare funfzehnmalige echo das bemerkenswerteste gewesen ist. Schon Merian hebt dies hervor, wenn er (vgl. Daniel-Volz, Deutschland nach seinen physischen und politischen verhältnissen, 6. aufl. Leipzig 1894, s. 376) von der Loreley schreibt: „so von den Alten der Lurleberg ist genennet worden, in welchem Gebürg ein sonderbar lustig *Echo*, oder Widerschall sich befindet.“ Ich möchte daher den namen der Loreley auf ein in Luthers schriften erscheinendes *lören* = heulen, schreien zurückführen. Vgl. in der bibelübersetzung Hosea 7, 14: „so rufen sie auch mich nicht an von herzen, sondern *lören* auf ihren lagern.“ Die neue revidierte Lutherbibel hat dafür heulen eingesetzt, die Vulgata hat *ululare*. Luther gebraucht das wort widerholt in seinen schriften; auch nennt er die stifter löhr- und heulhäuser (s. Jütting, Wörterbuch zu Luthers bibelübersetzung, Leipzig, B. G. Teubner 1864, s. 118). Da Ziemann in seinem Mittelhochd. wörterbuche, Quedlinburg und Leipzig 1837 — bei Lexer fehlt das wort — neben *lœren* aus Wallraffs glossar auch die form *lören*, ohne umlaut, anführt, so wäre jede sprachliche schwierigkeit dieser ableitung beseitigt.

NORTHEIM. R. SPRENGER.

Zu Goethes Iphigenie.

Im I. aufz. 3. auftr. erzählt Iphigenie dem könige Thoas von dem grausen mahle, das Atreus seinem bruder Thyest vorsetzte. Dabei heisst es v. 164 fgg.:

> Und da Thyest an seinem fleische sich
> Gesättigt, eine wehmut ihn ergreift,
> Er nach den kindern fragt, den tritt, die stimme
> Der knaben an des saales thüre schon
> Zu hören glaubt, wirft Atreus grinsend
> Ihm haupt und füsse der erschlagenen hin.

Dafür, dass der vater nach dem genuss vom fleische seiner söhne von wehmut befallen wird, findet sich in der antiken sage kein anhalt. Unwillkürlich denkt man dabei an die dame von Fayel in Uhlands Castellan von Coucy, als sie das herz ihres geliebten verspeist hat:

> „Wie die dame kaum genossen,
> Hat sie also weinen müssen,
> Dass sie zu vergehen schien
> In den heissen thränengüssen.“

Höchst wahrscheinlich ist es aber, dass Goethe dies motiv aus einem deutschen märchen schöpfte, das unter dem titel „Der machandelboom“ in den Kinder- und hausmärchen der brüder Grimm, als nr. 47 der grossen ausgabe, überliefert ist. Hier heisst es vom vater, dem sein söhnchen von der bösen stiefmutter als speise vorgesetzt wird: *Da köhm de vader to huus und sett't sik to disch un säd „wo is denn myn söhn?“ Da droog de moder ene groote groote schöttel up mit schwartsuhr, un Marleenken weend und kunn sich nich hollen. Do säd de vader*

wedder „wo is denn myn sähn?“ „Ach“, süd de moder, „he is äwer land gaan, na Mütten erer grootöhm: he wull dar wat blywen“ ... „Ach“, süd de mann, „my is so recht trurig; dat is doch nich recht, he hadd my doch adjüüs sagen schullt.“ Mit des füng he an to äten. Un he eet un eet, und de knakens smeet he all ünner den disch, bet he allens up hadd. — Dass Goethe unser märchen, wenn auch in anderer fassung, aus der sich auch die abweichungen erklären, kannte, beweist das lied der wahnsinnigen Margarete im Faust I. teil v. 4059 fgg., worauf schon W. Grimm im 3. (erläuterungs-) bande der märchen (3. aufl.) s. 78 aufmerksam gemacht hat.

NORTHEIM. R. SPRENGER.

Zum Schretel und wasserbär.

Fr. H. v. d. Hagen bemerkt im Gesammtabenteuer 3. bd. s. LXXII fg., dass dieses thier- und gespenstermärchen nicht nur in Norwegen, sondern auch in der Altmark und Sachsen noch lebendig ist. Dass es auch am Harze bekannt war, beweist eine erzählung vom kampfe eines alten soldaten mit einer schar zwerge, der in einer mühle stattfindet (mitgeteilt in Heinrich Pröhles Harzsagen 2. aufl. in 1 bd. Leipzig, 1886 s. 110 fg.). Denn dass auch hier ursprünglich ein wasserbär am kampfe gegen die zwerge teilnahm, wenn die überlieferung auch nichts davon erwähnt, wird dadurch bewiesen, dass Pröhles gewährsmann erzählte: „Am anderen abende sass er wider in der mühle und der müller war auch dageblieben. Wie es nun an zwölfe kam, klopfte etwas dreimal an das fenster und fragte: Müller, hast du deine böse katze noch? Da schrie der alte soldat selber: „Ja, sie jungt alle nacht zwölfe.“ Da riefen die zwerge betrübt: „Dann mag dir der teufel wider kommen“, und sind seit der zeit nicht wider kommen. Auch in der mhd. erzählung v. 321 stellt der zwerg die frage: *lebet dîn grôȥe kaȥȥe noch?* und der bauer antwortet 329 fgg.: *vünf jungen sie mir hînt gewan, diu sint schœne und wol getân, lancsîtic, wîȥ und herlîch, der alten kaȥȥen alle gelîch.* Darauf entschliessen sich die zwerge den hof zu räumen.

NORTHEIM. R. SPRENGER.

Langez hâr — kurzer muot.

Zu dem von Johann von Freiberg in seiner lockeren erzählung „Das rädlein“ (Gesammtabent. 3, 118 v. 285 fgg.) dem Freidank zugeschriebenen spruch:

Die vrouwen hânt langeȥ hâr
und kurȥ gemüete; daȥ ist wâr.

haben Wilh. Grimm zu Freid. s. 393, Haupt zur Winsbekin 19, 2 und Heyne im DWb. 4, 2 s. 9 zahlreiche parallelstellen gesammelt. Sie liessen sich leicht noch vermehren. Auch variationen kommen vor, z. b. Spangenbergs Mammons sold (Ausgewählte dichtungen von Wolfhart Spangenberg, herausg. von Martin, Strassburg 1887) v. 626 fgg.:

Ihr müst lernen den Newen Brauch:
Und allezeit haben forthin |
Lange Kleider | vnd kurtzen Sinn.

Sterzinger spiele (herausg. von O. Zingerle, Wien 1886) nr. 2 v. 265 fg.:

Sy tragen lange klayd vnd kurczn muet
vnd dar durch sich manger ser erfreyn tut.

Tobias Stimmers Comedia (herausg. von J. Oeri, Frauenfeld 1891) v. 146:

Kurtze sinn vnd lange Rŏck.

Auffallend ist, dass der ungalante spruch — der übrigens auch bei andern europäischen völkern sich findet (vgl. Grimm und Heyne a. a. o.) — grade in der zeit des minnesangs zuerst auftaucht. Da ist es vielleicht bemerkenswert, dass es nach G. Ebers Ägypten II, 110 auch ein orientalisches sprichwort[1] gibt: „Des weibes haar ist lang, sein verstand ist kurz."[2] Die übereinstimmung mit dem im westen verbreiteten spruch ist gewiss nicht zufällig, wenn aber eine entlehnung stattgefunden hat, so dürfte sie eher durch das abendland als durch das morgenland geschehen sein. Der satz entspricht vortrefflich der orientalischen anschauung der frauen. Durch kreuzfahrer oder pilger mag er nach dem abendland gebracht worden sein. Wenn ihn Freidank nicht schon in Deutschland gehört hatte, konnte er ihn in Akers kennen lernen.

1) [R. Sprenger macht uns darauf aufmerksam, dass dieses orientalische sprichwort auch in Gottfried Kinkels trauerspiel Nimrod (akt I) sich findet: „Der frauen haar ist lang, ihr sinn ist kurz". RED.]

2) Ein türkisches desselben inhalts führt Heyne a. a. o. an.

KIEL, 28. AUGUST 1895. J. STOSCH.

Traug. Ferd. Scholl.

Mit dem am 28. april 1895 in Stuttgart gestorbenen professor dr. Traugott Ferdinand Scholl ist ein mann dahingegangen, der in vielen die liebe für deutsche sprache und litteratur geweckt hat. Er war am 17. april 1817 zu Beutelsbach in Württemberg geboren, hat in Tübingen als stiftler theologie studiert, daneben sich mit deutscher philologie beschäftigt. Diese neigung teilte er mit seinem lange vor ihm verstorbenen älteren bruder Gottlob Heinrich Friedrich Scholl, der 1852 als 27ste publication des Stuttgarter Litterarischen vereins die Crône des Heinrich vom Türlin herausgegeben hat, und mit seinem schwager Adelbert Keller. Nach vollendung seiner studien leitete Scholl mit seinem bruder zusammen ein mädcheninstitut in Ulm, wo er die bekanntschaft seiner frau, der tochter des stadtbibliothekars Neubronner, machte, und war von 1843 bis 1853 geistlicher und präceptor in Langenburg im Hohenlohischen. Von 1853 an war er professor am mittleren gymnasium in Stuttgart und legte sein amt erst mit 70 jahren 1887 nieder. Wer sein schüler gewesen ist, wird ihm kein anderes als ein freundliches und dankbares andenken bewahren können. Er wusste lebendig anzuregen und geistige äusserungen hervorzurufen; vor allem hat er die liebe zur deutschen dichtung im alter der beginnenden empfänglichkeit bei seinen schülern in einem maasse zu wecken verstanden wie wenig andere; die aufführungen Schillerischer stücke, die er mit den schülern veranstaltete, sind lichtpunkte in ihrer erinnerung geblieben. Mit dieser schultätigkeit hieng auch die bearbeitung eines schullesebuchs und einer neuen orthographie (in den 60er jahren) zusammen. Daneben hat Scholl eine sehr ausgedehnte öffentliche tätigkeit nach verschiedenen richtungen entfaltet; seine regelmässigen berichte über die aufführungen des Stuttgarter theaters und seine vorstandschaft am Stuttgarter conservatorium für musik (seit 1869) mögen hier erwähnt sein. Vielleicht war es eben diese ausgedehnte, fast athemlose tätigkeit, was ihn leider verhinderte, die wissenschaftlichen studien seiner jugend fortzusetzen; durch wissen und geist wäre er

befähigt gewesen, der litteraturgeschichte auch bleibende gaben zu spenden. Mit recht geschätzt war die „Deutsche litteraturgeschichte in biographien und proben", die er mit seinem bruder 1841 veröffentlichte und die es 1855 zu einer dritten auflage gebracht hat. Wenn aber auch der einen platz in unser wissenschaft verdient hat, der durch das lebendige wort und das vorbild einer echt humanen persönlichkeit die jugend mit liebe zu der litteratur des vaterlands zu erfüllen im stande war, so wird Scholl wenigstens für den engeren kreis seiner schwäbischen heimat einen solchen ehrenplatz in anspruch nehmen können.

TÜBINGEN. HERMANN FISCHER.

NEUE ERSCHEINUNGEN.

Bremer, Otto, Beiträge zur geographie der deutschen mundarten in form einer kritik von Wenkers Sprachatlas des deutschen reiches. (A. u. d. t.: Sammlung kurzer grammatiken deutscher mundarten herausg. von O. Bremer. Band III.) Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1895. XVI, 266 s.

Dahlerup, Verner, Det danske sprogs historie i kortfattet oversigt. (Særtryk af Salmonsens konversationsleksikon.) Kopenhagen 1895. 71 s.

Danmarks gamle folkeviser. Danske ridderviser efter forarbeider af Svend Grundtvig udgivne af Axel Olrik. Trykt og udgivet paa Carlsbergsfondens bekostning. 1. bind, 1. hefte. Kopenhagen, Otto B. Wroblewski 1895. (IV), 144 s. 4. 2,50 kr.
(Fortsetzung des werkes von Sv. Grundtvig, die 2 bände von ca. 50 bogen umfassen wird.)

Gíslason, Konráð, Forelæsninger over oldnordiske skjaldekvad, udgivne af kommissionen for det Arnamagnæanske legat. (A. u. d. t.: K. Gíslason, Efterladte skrifter, første bind.) Kopenhagen, Gyldendal, 1895. X (II), 312 s. 5 kr.

Heyne, Moriz, Deutsches wörterbuch. 6. halbband. Setzen — zwölftens. Leipzig, S. Hirzel, 1895. Sp. I—VIII und 593—1464. 4. 5 m. (Schluss des trefflichen werkes.)

Losch, Phil., Johannes Rhenanus, ein Casseler poet des 17. jahrhunderts. Leipzig, G. Fock, 1895. (Marburger dissert.) VI, 98 s. 1,60 m.

Ólafs saga Tryggvasonar. Det Arnamagnæanske haandskrift 310 qvarto. Saga Olafs konungs Tryggvasonar er ritaði Oddr muncr. En gammel norsk bearbeidelse af Odd Snorresøns paa latin skrevne Saga om kong Olaf Tryggvason. Udgivet for det Norske historiske kildeskriftfond. Christiania, Dybvad 1895. LXXVIII (II), 156 s. 2,40 kr.

Reeb, Wilhelm, Germanische namen in rheinischen inschriften. Progr. des grossherzogl. gymnasiums zu Mainz 1895. 48 s. 4.

Rothe, Paul, Die conditionalsätze in Gottfrieds von Strassburg „Tristan und Isolde". Hallische dissert. (Max Niemeyer in comm.) IX, 96 s. 1,60 m.

Schiffmann, Conrad, Bruchstücke aus einem mhd. passionsgedichte des 14. jahrhunderts. Linz, Ebenhöch'sche verlagsbuchhandlung, 1895. 12 s. 0,80 m.

Schillers werke. Herausgegeben von Ludw. Bellermann. Kritisch durchgesehene und erläuterte ausgabe. Erster band. Leipzig und Wien, Bibliographisches institut, 1895. 96, 400 s. geb. 2 m.

Eine treffliche ausgabe, der wir die weiteste verbreitung wünschen. Der vorliegende erste band enthält die gedichte mit kurzen erklärenden anmerkungen unter dem text und einem anhage, der über die entstehung und die quellen auskunft gibt und die wichtigeren varianten verzeichnet. Auch die vorausgeschickte knappe biographie ist sehr lesenswert. Die correctur ist sorgfältig gehandhabt und die ausstattung gut. — Das werk ist auf 14 bände berechnet, von denen die ersten 8 die poetischen schriften (mit ausschluss der übersetzungen), die wichtigsten der erzählenden dichtungen, die geschichtlichen hauptwerke und eine anzahl der philosophischen abhandlungen enthalten werden; die 6 letzten, welche separat erworben werden können, dasjenige, was nur für die engere zahl derjenigen von bedeutung ist, die sich wissenschaftlich mit dem dichter beschäftigen.

Schmidt, Charles, Wörterbuch der Strassburger mundart. 1. lieferung. Strassburg, J. H. Ed. Heitz (Heitz & Mündel), 1895. 48 s. 2,50 m.

Sciences, belles-lettres et arts dans les Pays-bas surtout au 19e siècle. Bibliographie systématique. Tome I. Linguistique, histoire littéraire, belles-lettres. Avec une table alphabétique. La Haye, M. Nijhoff, 1895. VIII, 301 s.

Singer, S., Apollonius von Tyrus. Untersuchungen über das fortleben des antiken romans in späteren zeiten. Halle, M. Niemeyer, 1895. VI, 228 s. 6 m.

Wisser, Wilh., prof. dr., das verhältnis der minnelieder-handschriften A und C zu ihren gemeinschaftlichen quellen. Progr. des gymn. zu Eutin 1895. 24 s. 4.

Zimmerli, J., die deutsch-französische sprachgrenze in der Schweiz. II. teil: die sprachgrenze im Mittellande, in den Freiburger, Waadtländer und Berner alpen. Basel und Genf, H. Georg, 1895. VIII, 164 s. nebst 14 lauttabellen und 2 karten.

NACHRICHTEN.

Am 19. august starb zu Zürich der ordentl. professor der german. philologie, dr. Ludwig Tobler (geboren 1. juni 1827 zu Hirzel), am Schweizerischen idiotikon einer der hervorragendsten mitarbeiter, dem auch unsere zeitschr. eine reihe wertvoller beiträge verdankt; am 16. sept. zu Weimar der archivrat dr. Ernst Wülcker (geb. 24. august 1843 zu Frankfurt a. M.), mit dem wider einer von den fortsetzern des Grimmschen wörterbuches aus dem leben schied.

Der ordentl. professor dr. Friedr. Kauffmann in Jena folgte einem rufe an die universität Kiel; an seine stelle ist der privatdocent dr. Victor Michels in Göttingen berufen worden.

Professor dr. Baechtold in Zürich hat den bereits angenommenen ruf an die universität Leipzig nachträglich aus gesundheitsrücksichten ablehnen müssen.

Halle a. S., Buchdruckerei des Waisenhauses.

ZUR VORGESCHICHTE DES MUNCHENER HELIAND-TEXTES.

Die Münchener handschrift des Heliand ist „von anfang bis zu ende von ein und derselben sauberen und deutlichen hand geschrieben" (Sievers, Heliand, einleit. s. XI). Bei der herstellung einer ihrer vorlagen aber — gleichviel ob der nächsten oder einer dieser voraufgehenden — haben sich offenbar drei schreiber nacheinander abgelöst. Als „leitfossil", dessen wir uns bedienen können, um die grenzen des von dem einzelnen schreiber hergestellten textteiles zu bestimmen, lässt sich vortrefflich der accusativ sing. masc. des bestimmten artikels (bzw. pronomen demonstrativums oder personale) benutzen, der bei dem schreiber von v. 85 — 1791/1858[1] thana heisst, bei dem von v. 1859—4923/25 *thene,* und bei dem dritten, von v. 4926 ab [thena].

Von den beiden doppelzahlen ist der erste bestandteil als nummer desjenigen verses zu verstehen, welcher zum letzten male die charakteristische form des ungefähr bis dahin reichenden schreibers enthält, während der zweite bestandteil denjenigen vers angibt, welchen der vorgehende schreiber ja zur not noch geschrieben haben kann, weil bis dorthin kein weiterer fall eines accus. sing. masc. vom bestimmten artikel vorkommt, hinter dem aber unmittelbar darauf eine accusativform folgt, die unzweifelhaft bereits die tätigkeit des nächstfolgenden schreibers verrät.

Mit den äusserlichen mitteln „gesperrt antiqua" für thana, „kursiv" für *thene,* „parenthese" für [thena] wechsele ich in der absicht, um die übersicht über meine zusammenstellungen zu erleichtern.

Wenn ich mich nicht begnüge, für jeden der drei textabschnitte einfach nur anzugeben, wie oft jede der verschiedenen formen des acc. sing. masc. vom artikel (pron. demonstr.) darin vorkommt, sondern jede stelle einzeln aufführe, so geschieht dies, weil ich glaube, die von mir hier festgestellte textgeschichtliche tatsache wird leichter ausgenutzt

1) Ich citiere nach der ausgabe von Sievers.

werden, wenn jeder sich binnen fünf minuten bequem überzeugen kann, ob meine angaben verlässig sind oder nicht.

Meine nachstehenden listen aber habe ich so eingerichtet, dass ich für die normalform jedes schreibers einfach nur die versnummer jeder belegstelle angebe. Die dazwischen vereinzelt eingestreuten varianten setze ich an der ihnen zukommenden stelle in der aufeinanderfolge der versnummern mit ein und schreibe die abweichende form immer gleich hinter der versnummer ihres vorkommens aus.

Die tatsachen nun, um die es sich hier handelt, sind folgende.

Bei dem durch die form thana charakterisierten schreiber finden sich folgende belegstellen für den acc. sing masc. vom bestimmten artikel:

95, 103, 104, 106, 107, 215, 228, 265, 270, 307 *then*, 309, 363. 514, 554, 602, 605, 635, 637, 642, 655, 684, 712 *than*, 757, 762, 790, 890, 896, 916, 958, 990 *thane*, 1013, 1023 *thane*, 1050, 1080, 1095, 1095, 1096 *then*, 1180, 1186, 1190, 1244, 1268, 1270, 1279, 1282, 1356 *thane*, 1384, 1416, 1421, 1469, 1484, 1488, 1497, 1581, 1585, 1627, 1693, 1706, 1786, 1791.

In dem textabschnitte, in welchem sich uns ein neuer schreiber durch den gebrauch der form *thene* verrät, kommt der acc. sing. masc. des artikels an nachstehenden stellen vor:

1859, 1863 thana, 1864 thana, 1868, 1871, 1888 thana, 1899, 1905, 1927, 1931, 1979, 1980, 2014, 2158 thana, 2290, 2308, 2313, 2314, 2319, 2362, 2405, 2410, 2444, 2504, 2511, 2611, 2615, 2671, 2682, 2688, 2692, 2703, 2704, 2718, 2733, 2737, 2772, 2780, 2788 then, 2854, 2906, 2921, 2922, 2942, 2944, 2946, 2947, 2986, 3026, 3110, 3138, 3200, 3201, 3210, 3226, 3237, 3303, 3337, 3348, 3357, 3359, 3492, 3500, 3617, 3675, 3685, 3711, 3733, 3805, 3907, 3933, 4080, 4081, 4099, 4130, 4272, 4274, 4442, 4482, 4522, 4555, 4623, 4764, 4775, 4787, 4809, 4814, 4857, 4874, 4886, 4914, 4923.

Und nunmehr folgt bis zum ende der hdschr. ein dritter schreiber, welcher für die in rede stehende function die dialektform [thena] gebraucht. Die einschläglichen stellen sind folgende:

4926, 4946 *thene*, 4949 *thene*, 4954 *thene*, 4963, 4989, 5071, 5074, 5133, 5162, 5238 thane, 5260, 5266.

Man sieht, dass ich schon in der allerersten *thene*-form, welche auftaucht (v. 1859), einen beweis von der tätigkeit des *thene*-schreibers sehe, obschon gleich darauf noch zwei formen vom typus des ersten schreibers („thana", v. 1863 und v. 1864) folgen. Aber so verkehrt es wäre, anzunehmen, das dem thana-schreiber, unmittelbar bevor er

von seiner tätigkeit als copist abgerufen wurde, zum ersten male eine vorher nie gebrauchte form in die feder gelaufen sein sollte, die zufällig mit dem dialekte seines nachfolgers in der arbeit der codex-abschrift übereinstimmte, so natürlich erscheint die vorstellung, dass der *thene*-schreiber zunächst zwischen den beiden prinzipien a) fortsetzung des dialektes seines vorgängers b) durchführung seines eigenen, schwankte, dann aber mit entschlossenheit sich für das letztere entschied.

Ähnlich denke ich mir situation und verfahren des [thena]-schreibers, der schon v. 4926 das ihm mundgerechte [thena] gebraucht, dann aber noch dreimal (v. 4946, 4949 und 4954) sich zwang antut, um die dialektform seines vorgängers fortzusetzen, bevor er — von v. 4963 ab — sich entschliesst, grundsätzlich seine eigene dialektform zur geltung zu bringen.

Unter diesem gesichtspunkte ist es auch durchaus nicht unwahrscheinlich, dass schon mehrere derjenigen thana-formen, welche der ersten *thene*-form unmittelbar voraufgehen, dem *thene*-schreiber angehören, und dass ebenso die letzten *thene*-formen unter der bemühung des [thena]-schreibers entstanden sind, der vorerst darauf ausgieng, das sprachliche muster seines vorgängers in voller treue nachzuahmen.

Wenn ich darum oben die beteiligung der drei verschiedenen schreiber an der anfertigung der vorlage oder einer der vorlagen des Monacensis so angesetzt habe:

thana-schreiber v. 85—1791/1858,
thene-schreiber v. 1859—4923/25,
[thena]-schreiber v. 4926—5275 (schluss der hdschr.),

so habe ich damit nur sagen wollen, dass allerdings meines erachtens der *thene*-schreiber bei v. 1859 und der [thena]-schreiber bei v. 4926 unbedingt schon am copiertisch gesessen haben müssen, und dass denkbarerweise der thana-schreiber seine arbeit bis an irgend eine stelle zwischen den versen 1791/1858, sowie der *thene*-schreiber die seinige bis zu irgendwelchem punkte der verse 4923/25 fortgeführt haben kann. Wahrscheinlich aber ist vielmehr, dass sowol der *thene*-schreiber wie der [thena]-schreiber schon ein hundert oder mehr verse vor der oben bezeichneten äussersten grenze mit ihrer arbeit angefangen haben, zunächst dem muster des vorgängers sorgsam nachgehend.

Ich nenne nun noch die stellen, wo der ta-stamm nicht als artikel, sondern als pronomen, personale oder demonstrativum, erscheint. Da beide functionen nirgends im Heliandtexte zu einer differenzierung der zu grunde liegenden form geführt haben, so weist auch der acc.

sing. masc. des pronomens die jedem schreiber für den nämlichen casus des artikels eigene form auf.

Der textabschnitt des thana-screibers enthält nur einen fall, wo der ta-stamm als pronomen auftritt, nämlich v. 1708, und zwar hat dasselbe dort die reguläre form thana.

Im anteile des *thene*-schreibers, wie ich denselben oben bestimmt habe, finden wir 7 solcher fälle. Von ihnen bieten 6 die charakteristische form *thene:* 1870, 1977, 3203, 3923, 4821, 4912; und die siebente ist gegenstand einer korrektur gewesen. In v. 2668 hat nämlich ursprünglich „*thane*“ gestanden, eine form, die im anteil des thana-schreibers 3mal und in dem des [thena]-schreibers 1mal, beim *thene*-schreiber aber sonst nirgends vorkommt. Aus diesem „*thane*“ ist dann durch korrektur „*thæne*“ gemacht worden.

In dem erhaltenen bruchstück des vom [thena]-schreiber angefertigten textteiles findet sich überhaupt kein beleg zu unserer form als pronomen.

Zähle ich nun artikel- und pronominalformen unterschiedslos zusammen, so ergibt sich, dass sich die im ganzen Münchener Heliandtexte vorkommenden fälle vom acc. sing. masc. des ta-stammes auf die drei verschiedenen schreiber verteilen wie folgt:

thana-schreiber: 55 thana, 3 thane, 2 then, 1 than.
thene-schreiber: 93 *thene*, 4 thana, 1 then, 1 thæne.
[thena]-schreiber: 9 [thena], 3 thene, 1 thane.

Ich meine alles im vorliegenden falle interessierende gesagt zu haben.

Nun wird sich jedem leser dieser zeilen die frage nahe legen: sollten nicht die drei dialektverschiedenen schreiber der Monacensisvorlage ihre sprachliche eigenart auch noch in anderen dingen, ausser dem acc. sing. masc. vom ta-stamme, verraten? Die beantwortung derselben wird gleiches interesse erwecken, ob sie positiv oder negativ ausfallen mag. Leider hindern mich persönlich näher liegende berufsaufgaben, dem vorliegenden gegenstande in dieser richtung noch weiter nachzugehen.

RENDSBURG (HOLSTEIN). H. KLINGHARDT.

ZU MAI UND BÊAFLÔR.

Den text der durch Franz Pfeiffer besorgten ersten ausgabe von Mai und Bêaflôr (Leipzig, Göschen, 1848) hat der herausgeber selbst für der besserung bedürftig erklärt. Was ich mir im laufe der jahre bei widerholter lesung der schönen erzählung zu einzelnen stellen angemerkt habe, stelle ich im folgenden zusammen. Da es mir an zeit und gelegenheit fehlte, die in den letzten jahren über das gedicht erschienenen arbeiten vollständig zu vergleichen, so hat auf veranlassung der redaction dieser zeitschrift herr dr. F. Schultz in Kiel, [jetzt in Husum], der sich selbst eingehend mit Mai und Bêaflôr beschäftigt und beide handschriften neu verglichen hat, meinen aufsatz durch eine reihe von bemerkungen und zusätzen ergänzt, für die ich ihm meinen besten dank sage.

10, 17 ist *und* nicht, wie der herausgeber meint, zu streichen.

19, 5. *ob dir herzenleit geschiht,*
daz lâz bî dir lange niht.
dînes lîbes wis ouch niht ze geil,
so volget dir sælde unde heil.

Statt *lîbes* verlangt der zusammenhang als gegensatz zu *herzenleit: liebes;* vgl. Konr. v. Fussesbrunnen, Kindheit Jesu, herausg. von Kochendörffer 1623 fgg.: *ouch ist uns dicke geseit, ez sî ein grôze sælecheit, swer sîne fröude und sîn klagen in* (lies: *ze*) *rehter mâze künne tragen, si sînes liebes niht ze vrô und klage sîn leit alsô, daz er sîn niht mêre* a)[1].

21, 11. *dâ wolde er zuo mischen,*
ob er si möhte erwischen
oder an iht gerâhen.

Die vermutung des herausgebers: *erz zuo mischen* ist mir unverständlich. Die lesart von B *sich zuo mischen* gibt allenfalls einen sinn (sich darein mengen?), doch vermute ich, dass *mischen* aus *wischen* entstanden ist; vgl. über dieses wort in der bedeutung „sich schnell wohin begeben“ ausser Lexer III, 938 Schmeller² II, 1041. b)

25, 7. *ich wilz ligende hoeren.* Die lesart von A: *wils* ist nicht zu bezweifeln, da *hœren* auch den genetiv regiert. c)

27, 4 hat die hdschr. *du wilt lecht umbevüeren mich.* Der herausg. vermutet *eht* für *lecht*; es ist aber *lîht* „möglicherweise, vielleicht“ zu lesen. d)

1) Die buchstaben a) b) c) fgg. verweisen auf den zweiten teil des aufsatzes von Schultz.

28, 10 lies: *sîn* (ihres vaters) *irre* (verirrung) *si ûf trûren treip.* e)

28, 28 lese und interpungiere ich:

ez is bezzer, daz ich eine nôt
lîde dann wir beide
mit immer werndem leide
müesten doch ***entsneut*** *sîn,*
ich und der leider vater mîn.

entsneut setze ich statt des hdschrl. *entsewnt.* Über *ensnöuwen, entsniuwen* „beschimpfen" s. Mhd. wb. II, 2, 450b; Lexer I, 567 und 589. Weder das in den text gesetzte *entsinnet* Vollmers noch die in den anmerkungen mitgeteilten vermutungen (*entsilenet, ensament*) entsprechen dem zusammenhange.

37, 23 lese ich: *nû wele swelhez dir lieber sî.* f)

41, 8 ist mit B zu lesen:

dâ der gater zesamene gât,
daz *sîn der nagel solde,*
daz was ein buckel von golde.

Vgl. 41, 25 fg. *daz diu tassel solden sin, daz waren zwêne rubîn.*

42, 38 *ûz heiser stimme si schrê.* Es ist kein grund das in beiden hdschr. überlieferte *heizzer* = „stark, heftig, inbrünstig" zu ändern; vgl. *heize worte, heiziu rede.*

46, 18 ist mit den hdschr. zu lesen: *der jâmer die vreude in durchdranc. Durchdringen* ist = durchbrechen; vgl. 13, 37 *der jâmer ir durch ir vreude brach,* 24, 18 *der zorn im durch die tugende brach.* g)

52, 17. *daz lant ist veste unde guot,*
vor aller vreise wol behuot.
an einer eingeht ez stât:
daz mer alumb dar umbe gât.

Der herausgeber vermutet, dass v. 19 ursprünglich gelautet habe: *wan ez einzehten stât.* Es genügt aber statt *eingeht einzeht* zu lesen, da bei Schmeller[2] I, 89 (vgl. auch Lexer I, 532) auch ein subst. *die Ainzecht* = einöde verzeichnet wird. Das wort hat hier die bedeutung einer ganz abgesondert liegenden örtlichkeit, wie ja auch *Ainoed* noch jetzt in Tirol und Oberbayern als bezeichnung eines einsam und ganz abgesondert liegenden bauernhofs vorkommt.

53, 7. *genuoc liute wâren dâ:*
die liefen an die reise sâ
und nâmen des schiffelînes war.

an die reise loufen erklärt Pfeiffer mit berufung auf Schmeller 3, 125 u. 126 durch „zu den waffen greifen, sich in verteidigungsstand setzen.“ Allein diese erklärung entspricht dem zusammenhange nicht. Ich schreibe:

die liefen an die rise sâ.

rise (vgl. Mhd. wb. I, 726; Lexer II, 458) bezeichnet eine rinne, auf auf der man gefälltes holz herabrollen lässt. Nach Ulrichs von Lichtenstein Frauendienst 365, 31 *ein stechel rise zetal ich lief gein einem wazzer, daz was tief* und 366, 9 *nâch mir die rise er lief ze tal* wurden sie auch als fussweg benutzt. Der schreiber von B, der sich den ausdruck nicht zu deuten wusste, schrieb — nach Schultz — *zuo dem wasser.*

79, 7. *genâde, vrowe. nu nemet war:*
jâ hân ich lîp und leben gar
in iwer genâde sus ergeben,
daz ich wil iuwer eine leben
immer al die wîle ich lebe.

eine in v. 10 ist ein deutliches beispiel für die von Haupt zu Engelh. 2107 angenommene bedeutung = *niuwan.* Entsprechend hat B: *und will wann eur aine leben.*

87, 36. Das in den text aufgenommene *kunnent* entspricht der sprache des dichters nicht, da diese form erst seit dem 14. jahrhundert (s. Weinhold, Mhd. gr. § 396) erscheint. A hat richtig *chunnen.* h)

111, 20. *manec rîter dô gerte*
als hungerigez vederspil.

Der herausgeber vermutet: *dô strîtes gerte;* eine änderung ist aber nicht geboten, da *gern* hier die begierde des jagdfalken nach beute (s. Lexer I, 885) bezeichnet. Vgl. auch *girvalke!*

118, 39 fgg. sind in Pfeiffers ausgabe folgendermassen gedruckt:

rennære si vür sanden:
die solden in enblanden.
daz man zeck heizeten,
dâ man die vint mit reizet.

In der anmerkung wird *enblanden* in *erblanden* verbessert. Allein auch dies trifft den sinn nicht. Ich interpungiere:

rennære si vür sanden,
die solden in enblanden
daz man zecken heizet,
dâ man die vînt mit reizet.

D. h.: Sie sandten reitende boten voraus, die sollten sich das geplänkel angelegen sein lassen, womit man die feinde reizt. Vgl. *si liezn in strit enblanden* „sie liessen sich den streit angelegen sein, kämpften mit aller macht", Rabensl. 28b.

122, 29. *er ist ob uns allen ein her.* Es ist *ob* zu streichen. Die schreiber haben die redensart *einem ein her sin* nicht verstanden und *her* als abgekürzte form von *herre* gefasst.

130, 12 lese und interpungiere ich:

er sprach: „allez daz ich mac
nâch êren gewerben
— dar umbe und muoz ich sterben —
durch iuch und durch die vrouwen mîn,
des tuon ich willeclichen schin."

dar umbe und muoz ich sterben „und wenn ich dabei den tod erleiden muss". i)

138, 31. *diu vrouwe vil untriuwe pflac.*
vil wînes si sich gein im bewac
und machte in trunken aber als ê.

V. 32 kann so nicht richtig sein. Die handschriften, die auch *weinens* statt *wines* haben, sind offenbar entstellt; doch hat A richtig *wach* statt *bewac.* Ich lese:

vil wines sî im wac

„sie teilte ihm viel wein zu". Vgl. Mhd. wb. III, 630. k)

139, 8 liest B unzweifelhaft richtig:

und wizzet, ob ir daz lât,
ich tæte iu wîp unde kint.

Für *wisset* hat A *wart,* was von dem herausgeber, dem mhd. sprachgebrauch nicht entsprechend in *wartet* geändert wird. l)

150, 32 lese ich: *bewart niwene dar an mich* „nehmt dabei auf mich durchaus keine rücksicht"; *niwene = niht ne;* B hat dafür *nur.*

172, 16. *du urkiusche der vâlande.*

Schon im Mhd. wb. I, 823 wird mit recht bemerkt, dass *urkiusche* (die hdss. haben *urchouche*) „schwerlich richtig" sei. Auch die vermutung *urkust* in den anmerkungen trifft das richtige nicht. Ich vermute: *unkiusche* „unreine begierde", personif. im Wälschen gast 9914. Vgl. 172, 10 *dû bist des übeln tievels brût.*

174, 32 interpungiere ich:

ein guot epytaphium
der bischolf machte über daz grap.
dar ûf man schreib (ergänze *daz*), *damit er gap*

urkünde, umbe wiu si was
erslagen, daȥ man daȥ las.

176, 19 lies: *Gehôrsam was dîn* (st. *dîner*) *meisterin.* m) Vgl. v. 13 *Zuht was dîn meizoginne* und 15 *Triwe dîn kameræriune was.*

177, 6 ist mit A zu lesen:

sô pflac dîner êren phat
Diemuot.

Der reim *phat : tât* kann bei unserem dichter nicht auffallen; vgl. 229, 39 *stât : êren phat.*

Nach 178, 7 setze ich einen punkt und lese dann:

ir herzen si nie verhankte,
daȥ eȥ ie würde zwîvelhaft
gein dir.

Das ausgelassene *si* findet sich in beiden hdss.

181, 22. *wir sehen dort ein schiffel stân,*
daȥ ist dem dînen gelîche,
daȥ ir diu tugentrîche
zuo ir nœten machen bat.

dem dinen kann, obgleich in A überliefert, nicht richtig sein. B hat dafür *ienem.* Es wird ursprünglich *einem* oder *enem* gelautet haben.

184, 13 fgg. lese ich:

si giengen hin. Benignâ truoc
daȥ kint. daȥ wart genuoc
geküsset gehalset unde getrût.

Vgl. die lesarten. n)

184, 22. *si giengen an einer stille*
in eine kemenâten,
dâ eȥ was hin gerâten.

V. 24 gibt keinen sinn. Ich vermute: *als eȥ in was gerâten* „wie sie dazu aufgefordert waren“ (vgl. sachlich 183, 35 fgg.). Über die hier vorliegende bedeutung von *râten* vgl. K. v. Fussesbrunnen, Kindh. Jesu 1888 *nu truoc diu hûsfrouwe dar, als ez ir was gerâten, obez unde brâten.* o)

187, 9 ist mit den hdss. zu lesen:

Daȥ wunder ich besunder
vür maneger hande wunder.

d. h.: „Dies bewundere ich mehr als manche wunderbare begebenheit.“

189, 26. *niwen* ist unzweifelhaft = *niun* „neun“ und die vermutung *von niuwem golde* nicht statthaft, weil eine unterscheidung von altem und neuem golde überhaupt nicht gemacht wird.

192, 4. *er ist vor schanden ein getwerc.* A hat *von schande;* zu lesen ist aber: *er ist der schanden ein getwerc.* Vgl. *er ist des geloubin ein getwerc* Martina 221, 57: *des prîses ein rise niht ein twerc* MS. H. 3, 170a.

204, 24. *si sprâchen alle: „wir müezen*
lîden den wên, den wir hân
an unserr vrouwen getân ...

Der sinn der stelle ist: „Wir müssen das unrecht büssen, das wir unserer frau getan haben.“ *wên* (= *wêwen*) kann nicht richtig sein. B hat: *dy untat;* es wird also *den mein* zu lesen sein. Auch *lîden* in der bedeutung „büssen“ ist mhd. nicht möglich; auf das richtige führt aber widerum die lesart von B *Dann,* wofür schon der herausgeber *döun* vermutete. Es ist zu lesen:

si sprâchen alle: „wir müezen
döuwen den mein, den wir hân
an unserr vrouwen getân.

207, 6. *krûtgeslaht* „pflanzenart“, ein sonst nicht zu belegendes substantiv ist bis auf weiteres aus dem wörterbuch zu streichen; denn *geslaht* ist adj. = edel, wie es auch B (nach Schultz *krautter slacht*) auffasst. Vgl. *ein kriutelîn geslaht* im Wälschen gast 13, 124. p)

209, 18. Ich sehe keinen grund, das überlieferte *niht vernihten* in *iht entnihten* zu ändern. q)

211, 17 fgg. *ir enkoufet hie niht umbe ein ei:*
wære ein Bernære enzwei
geteilt, dar umbe koufet ir niht.

Was bedeutet ein *Bernære?* Der herausgeber hat uns keinerlei andeutung darüber gegeben, aber fast scheint es, als ob er dabei an den sagenberühmten Dietrich von Bern gedacht hat. Auch in den mittelhochdeutschen wörterbüchern ist auf die stelle keine rücksicht genommen, wol weil man hier *Bernære* als eigennamen fasste. A schreibt *werner,* und zu lesen ist *berner,* d. h. Berner pfennig, denarius veronensis; vgl. darüber Lexer I, 196 und Schmeller-Fr. I, 279, wo ausführlich darüber gehandelt ist. Der Berner ist eine sehr geringwertige münze und *nit ain berner* ist bildliche umschreibung für „nicht das geringste“ (s. Schmeller[2]). Der sinn ist also: „Ihr kauft hier auch selbst nicht für einen halben pfennig. r)

216, 16. *mîn tohter iwer ze mâzen gert*

Dass *ze mazzen* „zum tischgenossen“ zu lesen ist, bemerkte schon M. Haupt z. Erec[2] 1969 (s. 359 oben). Die stelle fehlt im register.

NORTHEIM, IM AUGUST 1894. R. SPRENGER.

Über Mai und Bêaflôr finden sich verstreute bemerkungen bei W. Grimm, „Zur geschichte des reims“, sowie in Haupts ausgabe des „Erec“. Neuerdings sind erschienen:

O. Wächter, Untersuchungen über das gedicht „Mai und Bêaflôr“ (Jenaer diss.) Erfurt 1889. (Vgl. dazu die ausführliche besprechung von Steinmeyer in Anz. f. deutsch. altert. XVI, 292 fgg.)

F. Schultz, Die überlieferung der mhd. dichtung „Mai und Bêaflôr“ (Kieler diss.). Leipzig 1890. (Vgl. dazu XXIII, 491 fg. und Anz. f. d. a. XVII, 74 fg.).

Meine arbeit beruht auf einer neuen collation der hss. und bringt ausser manchen kleineren ergänzungen und berichtigungen zu dem kritischen apparate und ausser textkritischen vorschlägen auch mehrere ganze verse bei, von denen in der ausgabe jede spur fehlt. Es seien diese verse im folgenden für weitere kreise mitgeteilt.

92, 11 fgg. hat B:

11. *Syben man: wann er genas*
12. *Mit seinem pet er das erlasz*
12a. *Den tiefel er von im vertraib*
12b. *Das er wol gesund belaib.*
13. *Also süllen wir pitten got*
14. *Das des übeln tiefels spot* usw.

vgl. dazu Schultz, a. a. o. s. 19 fg.;

hinter 109, 26 finden sich in AB:

26a. *sand er im, diu was*[1] *wol gesniten,*
26b. *grôz rîchheit*[2] *niht daran was vermiten,*

vgl. dazu Schultz, a. a. o. s. 37 fg.;

hinter 218, 38 ebenfalls in AB:

38a. *Si sprach: „herre, nu ezzet gern“.*
38b. *Er sprach: „ich wil iuch*[3] *gewern“,*

vgl. dazu Schultz, a. a. o. s. 39;

hinter 234, 28 nur in B (A bricht bereits mit 224, 18 ab!):

28a. *vnd lieff an Rôboâlen*
28b. *vnd kust in zuo Tausent mâlen*
28c. *an derselben stund*
28d. *an wang an augen vnd an mund,*

vgl. dazu Schultz, a. a. o. s. 22 fg.;

1) *was* fehlt B.
2) *ritterhait daran nicht wart vermiten,* B.
3) *ew sein gewern* B.

hinter 236, 14 ebenfalls nur in B (s. oben!):

14a. *nâch bischofen, nâch Cardinäln.*

14b. *Er wolt nicht entwäln,*

vgl. dazu Schultz, a. a. o. s. 23, und

hinter 242, 5 gleichfalls nur in B (s. oben!):

5a. *wir süllen vns gehaben wol,*

vgl. Schultz, a. a. o. s. 23 fg.

Zur fabel der dichtung vgl. ausser

Merzdorf, „Des Bühelers königstochter von Frankreich", Oldenburg 1867 und

Suchier, „Über die sage von Offa und þryðo" PBB. IV, 500 fgg. noch

H. Hagen, „Der roman vom könig Apollonius von Tyrus" in Virchows und Holtzendorffs sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher vorträge, ser. XIII, heft 303, ferner

Konr. Hofmann, Amis et „Amiles nnd Jourdains de Blaivies", 2. aufl. Erlangen 1882 s. XXXIII fgg. und

E. Rohde, „Der griechische roman und seine vorläufer", Leipzig 1876.

a) Zu 19, 5. Bestätigt wird Sprengers vermutung durch die ausdrückliche gegenüberstellung von *liep* und *leit* in 18, 40. Es werden die einzelnen elemente dieser gegenüberstellung vorher 18, 34 fgg. nach der allgemeinen vorschrift 18, 32 fg. gleichsam unbewusst und zufällig gefunden, hier nach der präcisierten fassung 18, 39 fg. und nochmaliger nachdrücklicher mahnung 19, 1—3 gleichsam bewusst und geflissentlich herausgekehrt, um sie schliesslich in dem gemeinsamen lohn der *saelde unde heil* 19, 8 widerum zusammenzufassen. Diese breite ausdrucksweise eignet durchaus dem dichter und seiner volkstümlichen lehrhaften darstellungsweise; vgl. Wächter s. 20 fgg. Zu dem ausdruck vgl. *des roubes geil* und ähnliche wendungen mit *geil.*

b) Zu 21, 11. Über *dâ wolde er zuo mischen* und *erz zuo mischen* vgl. Mhd. wb. II, a, 287b. Die änderung von *mischen* in *wischen* würde übrigens einen rührenden reim (*wischen : erwischen*) ergeben, der freilich von dem dichter nicht ängstlich gemieden worden ist (vgl Wächter s. 10), aber gegen die gemeinsame lesart beider hss. doch schwerlich hergestellt werden darf. Es empfiehlt sich wol, mit B *sich zuo mischen* in dem oben vermuteten sinne in den text aufzunehmen.

c) Zu 25, 7. Es entspricht weder das in dem texte stehende *ich wilz ligende hœren* noch die oben vertretene lesart der hs. A *ich wils ligende hœren* der situation, sondern allein die schon von mir in meiner dissertation s. 60 vertretene lesart der hs. B *ich wil dich ligende*

hœren. Denn es kommt dem sprechenden doch nicht darauf an, dass er das, was die angeredete ihm zu sagen wünscht, im liegen hört, sondern doch darauf, dass sie, die nach 25, 1 (vgl. auch 25, 12 fg.) nur erst einmal sich erheben zu können begehrt, liegen bleibt und was immer sie zu sagen wünscht, in dieser lage, ohne sich zu erheben, mitteilt; das *ligende* gehört also nicht sowol zu ihm, dem vater, der hören soll, als vielmehr zu Bêaflôr, die gehört werden will und die er hören soll.

d) Zu 27, 4. Ich schlug bereits in meiner dissertation s. 60 vor:

du wilt lîhte umbevüeren mich.

e) Zu 28, 10. Ich vermute, die überlieferung — es handelt sich hier zudem infolge der durch das abhandenkommen eines doppelblattes in A hier entstandenen lücke (vgl. meine dissertation s. 7) nur um die der hs. B, über deren beschaffenheit und zuverlässigkeit ich in meiner dissertation s. 5—48 und s. 56—60 ausführlich gehandelt habe — ist hier verderbt und das überlieferte *irr* aus ursprünglichem *ir herre* entstanden. Es wäre *herre* dann hier wie auch Kûdrûn 611, 3 (vgl. 610, 2) zur bezeichnung des vaters von seiten der kinder (s. D. Wb. IV, 2, 1127) gebraucht und mit anderer interpunktion als in der ausgabe sodann zu lesen:

ir herre si ûf trûren treip,
daz leit smerzte si ie mê.

Es dürfte auch inhaltlich und stilistisch sich empfehlen, so zu lesen. Denn einerseits käme so, nachdem Bêaflôr bis 28, 9 nur an ihre glückliche befreiung gedacht hat, jetzt 28, 10 fgg. der doch nur natürliche gedanke zum ausdruck, dass bei der erinnerung, ihr vater sei es, der sie zu vergewaltigen versucht habe, sie sich nicht nur sehr betrüben, sondern je länger je mehr sich betrüben musste. Anderseits wäre aber auch so in echt volkstümlicher ausdrucksweise zwischen den versen 10 und 11 eine verbindung hergestellt, bei der *daz leit* in 11 den ganzen letzten satz in 10 aufnehmen und nicht mehr isoliert dastehen würde.

f) Zu 37, 23. Die änderungen des **dû** *wele* in **nû** *wele* empfiehlt sich auch mit rücksicht auf das **nû** *nim die wal* 37, 14, das hier wider aufgenommen wird.

g) Zu 46, 18. Bei dem ausgedehnten gebrauch, den der dichter nach Wächter (s. 15 fg.) von der apokope eines tonlosen *e* im auslaut vor konsonanten macht, lässt sich gewiss auch die durch beide hss. überlieferte und überdies mit den oben angeführten parallelen — 13, 37 ist übrigens auch ebenso wie in unserem verse 46, 18 und in 24, 18 für das zweite *ir* mit B der artikel *die* zu lesen — auch in

der voranstellung des pronominalen dativs übereinstimmende stellung

der iâmer in die vreude durchdranc

beibehalten; die apokope wird hier sogar vielleicht noch durch das zusammentreffen gleicher konsonanten (vgl. z. b. 39, 11. 195, 38. 216, 1 und bei homorganen konsonanten 24, 6 und 179, 40) gemildert oder begünstigt.

h) Zu 87, 36. Ich habe in meiner dissertation s. 49—55 auf grund einer statistischen beobachtung der reime die grundsätze für die orthographische darstellung der dichtung zusammengestellt und s. 56 auch auf das der 3. plur. praes. der praeteritopraesentia in der ausgabe ohne grund angehängte *t* in *kunnent* 87, 36. 38, 4. 209, 14 und in *mugent : tugent* 155, 23. 24 und andere versehen im texte der ausgabe aufmerksam gemacht.

i) Zu 130, 12 fg. Der gedanke ist gefällig; aber eine solche stellung des sätzeverknüpfenden *unde* ist mir doch sehr bedenklich.

k) Zu 138, 31 fg. Den überlieferten lesarten entspricht, von der augenfälligen entstellung des sicherlich ursprünglichen *wînes* abgesehen, am meisten *vil wînes sî sich gegen im wac.*

Nach Mhd. wb. III, 628, b wird *sich wegen* mit folgender präposition oft parallel mit *sich vlîzen* in der bedeutung „sich bestreben“ gebraucht. *Vil wînes sî sich gegen im wac* würde demnach bedeuten: sie bestrebte sich gegenüber dem boten in bezug auf viel wein, und der folgende vers *und machte in trunken aber als ê* würde dann dieses bestreben durch die angegebene folge näher bestimmen. Es dürfte auch diese synthetische form des ausdrucks, bei der ein neuer gedanke den ersten erweitert oder ergänzt als grund oder folge oder auch als bild oder sache, ebenso wie die synonyme form, bei der derselbe gedanke mit anderen worten widerholt wird, und wie die antithetische, bei der ein gedanke durch seinen gegensatz genauer bestimmt und eindringlicher gemacht wird, der volkstümlichen darstellungsweise des dichters eignen. Wächter kommt s. 34 fgg. freilich nur auf die synonyme und auf die antithetische form des ausdrucks zu sprechen, scheint aber auf diese synthetische form nur nicht eigens geachtet zu haben; vgl. z. b. noch 98, 39 fg., eine stelle, die auch Wächter anführt[1].

l) Zu 139, 8 fg. Unzweifelhaft richtig scheint mir hier das von dem herausgeber unter zugrundelegung von A in den text gesetzte

1) Es werden in ähnlicher weise bei dem parallelismus der hebräischen poesie dieselben drei formen, die synonyme, die antithetische und die synthetische form des ausdrucks unterschieden.

wartet zu sein; *wizzet*, das B hat, ist unzweifelhaft nur ein verflachter ausdruck für *wartet*.

m) Zu 176, 19. Ich schlug *dîn meisterin* in meiner dissertation s. 56 bereits vor.

n) Zu 184, 13 fgg. Bei Sprengers änderung sind doch gerade „die lesarten“ sehr wenig berücksichtigt worden. Nach ihnen werden wir vielmehr, wie auch in den anmerkungen nachgetragen worden ist, 184, 14 fg. mit AB lesen:

daz kint, daz wart geküsset genuoc,
gehalset unde getrût.

Es lässt sich bei der verskunst unseres dichters (vgl. Wächter s. 11 fgg.) und dem nach Wächter (s. 16 fg.) recht ausgedehnten gebrauch der synkope doch metrisch auch nichts gegen die verse einwenden und dürften die verse zudem durch die oben zu 138, 31 fgg. erwähnte synthetische form des ausdrucks sich sogar noch stilistisch empfehlen.

o) Zu 184, 22 fgg. Dem zusammenhang und der ganzen situation würde wol am meisten entsprechen, 184, 23 hinter *kemenâten* den satz mit einem punkt zu schliessen und dann zu lesen:

dô ez was hin gerâten,
si sparten umbe und umbe zuo.

Es wäre alsdann zu übersetzen: „Als man (da)hin gekommen war (vgl. 170, 2), verschlossen sie ringsum das haus.“ Mir ist nur der wechsel der grammatischen subjekte bei — freilich nicht ganz:

ez = *Rôbôâl, Benignâ, Bêaflôr* und *daz kint;*
sie = *Rôbôâl* und *Benignâ* —

gleichen logischen subjekten nicht unbedenklich.

p) Zu 207, 6. Die vermutung, dass *geslaht* als adjektivum zu fassen ist, bestätigt nicht nur die lesart *krautter slacht* in B, sondern auch die hs. A; sie hat deutlich *chrout geslaht* in zwei wörtern geschrieben.

q) Zu 209, 18. Die angabe in den anmerkungen der ausgabe ist unrichtig. Denn es ist

iht entnihten

tatsächlich von A überliefert und

niht vernichten

nur von B; vgl. meine dissertation s. 59.

KIEL 1895. FERDINAND SCHULTZ.

ARIGOS BLUMEN DER TUGEND/

Yħs

([1])Hie sich an hebet das puche der Çucht, ler/ vnd anweisung, genant die plumen der tugent genade vnd Çüchticheyt.

Ich habe getan als der in dem chülen Meyen In der schönen vnd grünen praiten wissen abgeprochen hatt, die edelsten vnd schönsten plumlein / vnd daraus gemacht einen schönen vnd grossen chrançe/ Den çu einer geleichnus meinē clainen werche vnd püchlein, das mit nomen geheyssen ist die plumen der tugent, genade vnd Çüchticheit. vnd alle die meine werche sechen, horen oder lessen, ob das were, das ich dar Inne indert çu straffen were, Das Ich williglichen von einem Iglichen auf nyme, sein straffen çu mir in sein gewissen seççen, Im der eren vergünnen vn̄ mir den schaden.

Von Erste von der liebe vnd vrsache aller liebe nach dem als vns vnsre heylige lerrer schreyben.

VNs schreybet der grosse lerrer thomas, Das [lust, liebe][2] *vnd*[3] freüntschaft Ein ding ist. *dan*[4] er spricht, Die erste vrsache einer iglichen liebe vnd freuntschaft das sey die erchentnüs. ℂAuch der heylig lerer sant augustin spricht. das die erchentnüs pechome von fünferley çeichen des leybeß. Von erste von dem gesichte der augen. Das ander von dem hören der oren. Das tritte von dem gesmache der nassen. Das virde von dem versuchn̄ des mundes. Das fünfte mit dem greiffen der hende (2) Auch mere von Etlichem andern teyle[5] des leybes. als von den synnen der *vernüst*[6], die da sein in der gedechnüs der vernust des leybes. Vnd *von*[7] sölcher *gedechnüs vnßr*

1) Der abdruck ist bis auf die auflösung der abbreviaturen für *ver* nnd *et* buchstabengetreu, nur die interpunktionen habe ich hinzugefügt, sofern sie nicht schon die handschrift in gestalt von schrägstrichen und punkten bot. Diese, die einzigen, spärlichen interpunktionszeichen, welche die hs. kennt, habe ich auch da beibehalten, wo sie unserem brauche nicht entsprechen, im übrigen bin ich der modernen regel gefolgt. Zweifel, ob ein zeichen von mir oder aus der hs. stammt, ist nur beim punkt am schlusse des satzes möglich.

2) Durch einklammerung werden worte, die am rande oder zwischen den zeilen der hs. nachgetragen sind, gekennzeichnet.

3) Durch cursivdruck werden auf rasur geschriebene oder durch sonstige correcturen entstandene worte gekennzeichnet.

4) *dan* aus *wan* corrigiert, so öfter.

5) e, darüber ein strich von schwärzerer tinte.

6) Corr. aus vernüsticheyt.

7) Corr. aus *In*.

vernust bechomt[1] der erste vrsprung der liebe vñ freünschaft. *Doch der* mer vñ gröste teyle pechomet von dem gesichte der augen ❡Nach dem als der phylosofo[2] spricht, Das der erste wille des leybes sich pegebe vñ chome von der erchentnüs. Dar nach çu hant das gemüte sich verchere in lust, vnd *vm sölcheß glustes willen In dem herczen sich begebe ein wille vnd*[3] pegire, die der [mensche] durch die erchentnüs enphangen hatt. Die selbig pegire chomt von einer hoffnung, çu haben das Im dan vor gefallen vñ gelibet hatte. Das ist das, do von chomet die gröste vñ höste *liebe der tugent*[4], die da ist ein anfange, gruntfest vñ schlüssel aller tugent, ❡Als dan der grosse lerer Aristotile Im (!) dem decreto geschriben hatt ❡Auch der lerrer thomas das peweyset. Do er spricht, chein tugent nicht mag gesein *an*[5] liebe (*usw.*).

S. 3. Das ander Capittel von der minne vnd liebe gottʒ, die da genant ist pey den gelerten Caritas ÷ ~

S. 5. Von der geporen vnd freüntlicher liebe ÷ ~

S. 7. Von der tritten vnd freüntlichen liebe der guten geselschaft vnd günner ÷ ~

S. 10. Von der virden liebe vnd Irem luste ÷ ~

S. 12. Von der fünften vnd natürlichen liebe ÷ ~

S. 14. Wer übel vnd gute von den frauen geschriben hatt, als dan ist Salamon, Ipocrate, Omero, Seneca ÷ ~

(17) Ein hystorj von der liebe, Die Amon hatte çu einer Jungen frauen vnd si zu Im; die was genãt Ephytica/ der chünig Dionisio ir haubte wolt ab geschlagen haben.

VOn der tugent der liebe man In den alten hystorien geschriben vint, Das chünig Dionisio von Ragusa Einer Jungen frauen, genant Ephytica, Ir haubte ab wolte schlagen/ si diemütiglichen vor pate den chünig, Er ir verleichen wölte genade vnd frist des lebens, da mit si vor möchte ir hause vnd heymet versechen, dar nach (18) si williglichen Iren leybe den (!) tode enphelhen wölte, darum si Im ein gut

Nella virtù d'amore si legge nelle Storie Romane che volendo lo re Dionisio tagliare la testa a una che avea nome Pitia (var. Sofia, Fifia, Fisoia), ella andò a domandare termine otto dì per andare a casa sua a ordinare sue cose, e 'l Re rispose per beffe che lo farebbe, s'ella desse uno per sua sicurtà che s'obbligasse a tagliare la testa s'ella non tornasse. Allora Pitia mandò per uno che avea nome Damone

1) Corr. aus *erchentnus ist.*

2) Corr. in: *phylosofo.*

3) Corr. aus: *von solcher gedechnüs Vñ* . . . (?) *willen von dem herçen* (?) *chomet ein* (?).

4) Auf rasur; aus *tugent der liebe* (?) vgl. ital. or. *virtù d'amore.*

5) Später corr. in *on.*

gewissen vnd pürgschaft thun wölte. Der chünig der frauen irer pete çu willen warde vnd sprache: hat si yemant der für si verspreche pey seinem haubte, Er ir williglichen der der (!) çeit vnd frist vergünde. aber das der chunig sprache mit einem halben gespötte. Zuhant die Junge fraue schichte nach einem iren guten freunde vnd günner, der was genant Amone, der si liebe hatte über alle dinge der welt. vnd dem si chunt thet alle ire sache. von stund an Amon çu dem chünig ginge vnd sich im antwurt In sein gefancknüs vnd dar Inen sein also lange, pis das Ephetica wider chöme; vnd ob das were, das Ephytica nicht wider chöme, man Im sein haubt nemen vnd ab schlagen sölte. Die Junge fraue mit des chunges vnd ires aller liebsten vrlab von danne schiede, çu hause chome, Ir sache gendet hatt. Amon In der gefencknüs was; die zeit sich warde neheden, das si[1] sich wider sollte stellen vñ ir haubte verlissen. Ein iglicher des Jungen mans Amon[2] vñ seiner grossen Eyfelticheit wart spotten. Aber er cheinen çweyfel noch sorge nicht hatte, wan die liebe gançe was von einem çu dem andern. also an dem ende der çeit, das der chünig ir verlichen hatte vnd si versprochen, si wider chome. Vnd do der chunig das sache, sich des nicht verwundern mochte, (19) der grossen freuntschaft vnd liebe der çweyer liebe; Vnd vm des willen, das solche grosse, rechte, getreue liebe vngescheyden plibe, er der Jungen frauen vergabe. vnd er nicht gelaubet hatte, das die stercke der liebe vnd freuntschaft vermüget hat so grosse macht, das si des todes nicht geachtet hat, zu erleschen die süssicheyt des lebens. vnd die herticheit çwingen In diemüticheyt. Den neyde vercheren in liebe vnd freuntschaft. Nach dem als valerio Maximo spricht, das die getreuen herçen der menschen geheuse sein. vñ der grossen stercke der lieb. ÷ ∾

(var. Amon), il quale l'amava sopra tutte le cose del mondo, e a lui disse il fatto. Incontanente Damone andò al Re, e obbligossi per Pitia a tagliare la testa se ella non tornasse; e Pitia sì andò a ordinare le sue cose; ed essendo presso al termine, ogni persona si facea beffe di costui per la matta obligazione ch' egli avea fatta, e egli non temea niente, tanto era la fede e lo amore della sua amica; sicchè alla fine del termine Pitia tornò, secondo ch'ella avea promesso. Lo Re, veggendo il perfetto amore ch'avevano costoro insieme, sì le perdonò la morte, acciocchè così leale amore giammai non si partisse da loro.

(Fiore di virtù Milano 1842 cap. V, s. 39—40. Zu den quellen der erzählung vgl. Frati Ricerche sul Fiore di virtù, Studj di filol. rom. pubbl. da E. Monaci VI, s. 415).

S. 19. Von dem Neyde vnd seiner pössen tugent ÷ ∾

S. 21. Von der frölicheit Nu Ich eüch wille sagen ÷ ∾

S. 23. Von dem trauren vnd der trauricheyt ÷ ∾

1) wich *durchstrichen.* 2) war *durchstrichen.*

(26) Ein peyspil über die trauricheit vō dē grossē Alexādēr[1].

MAn list von der trauricheit In den hystorj des grossen Allexander, do er tode was, sein lant herñ den leichnam In einen gulden schrein deten vnd den zu der pegrebnüs trugen. vil grosser weisser lerer Imnach (!) volgten, als dan gewonhet was. Der erste was genant ¶Giulio, der sprach*: „das ist der / der da herre was des ganzen ertriches von dem auf gange der sūnen pis In den nydergāg. Nu er he're ist in çwayen schriten. Vnd lasset sich genügen.“ ¶Barbarico spricht: „Allexander pesasse alle welt vnd ein Iglicher In forchte mit Im vnd wider In zu reden. nun ein iglicher von Im redet an forchte, was er wille.“ ¶Prisciano spricht: „dem Allexander chein dinge zu swere was. vnd wider In nymant mochte. vnd er hat nicht mügē wider sten dem tode,“ ¶Egidio spricht: „o grausamer vnd herter, pitter tode! wie hastu an deinem herçen mügen han wider sten den. der alle welt. uber wunden hat!“ ¶Verturio spricht: „o finsternus der synne! o verporgne gerechticheyt! o verlorne treu! o çerstörung deʒ adels! was dū deine' (27) *grosse*[2] reichtum vnd schone lant, Seytmal deinen edlen herren Allexander du verloren hast vnd tode ist /. der dich vor nicht geclaget hatte, der nū wol mag wainen vnd clagen dich / seytmal solcher grᵒsser adel, gut vnd reichtum verlorn vm Allexanders tode willen ist ÷ ∾

S. 27. Von dem fride vnd seiner aygenschaft. ÷ ∾

(28) Ein hystory über die tugent des frideʒ[3] ÷ ∾

VOn der tugent des frides In den alten Römischen hystorj wir lessen von einem vñ edlen (!) grossen lant herñ der geheissen was Ipolito, der einem andern herñ, der genant was legisto, seinen vater getödet hatte. vnd vm dez willen si einen ewigen krige hatten / Nu etliche zeit dez chriges sich verloffen hatten. Vnd Ipolito dez chriges nicht mere wolte vnd nicht mere seines chnechtes chnecht sein [wolt], wan si sprachen, er an si nicht geleben möchte / disse wort dem hern sere zu herçen gingen vnd seinen chnechten nicht dorste getrauen. vnd gedachte, wie er dem einen sin fünde, vnd gedachte, er (29) e seinem tötlichen feinde vntertan wolt sein dan seinen chnechten. Von stunde sich auf hube vnd alleine chome In [die] stat, do sein feint legisto sein wesen hatte, für die purcke chome, an

1) Fiore di virtù cap. VI.
2) Corr. aus *grosser*.
3) Fiore di virtù cap. VII (Milano 1842 s. 50).

[die] porten clopfet, zu dem portener sprache: „guter freunt, dun auf. Ich habe mit deinem hern zu redē.“ Der portner pegonde zu [fragen], wer er were. er Im antwurt vnd sprache: „Ich pin Ipolito.“ dez sich der portner grosses wunder nam, wan Im wol chunt was, er seines hern̄ tode feinde was / Er snelle zu dem [hern] chome vnd sprache: „Edler herre mein / an der porten ist euer feinde Ipolito allein an alle wapen vnd were / vnd mit euch pegert zu reden.“ Legisto Im schafte auf zu thun vnd ein zu lassen. vnd also palde Ipolito hin ein chome vnd legisto ansichtig warde, er mit auf gerackten armen / waineden augen / In vm finge vnd mit grosser diemüticheit sprache /: „Edeler freunt vnd pruder mein, pis mir genedig; vergibe mir, das ich wider dich verpracht han, oder verprenge mit mir deinen willen vnd riche[1] deinen vater / wan du wider mich nu dez wol mechtig pist, wan Ich dir vnd deiner herschaft meines lebens .e. vergünen wille dan meinen chnechten. Das ich dir vor got vnd der welte vergibe, was du mit mir verpringest.“ Do LEgisto disse wort vernomen hatte, als dan Ipolito gesprochen hatte, von stunde (30) er an seinen hals warffe einen gürtel. vnd nydē auf seine chnye fiele für seinen feynde Ipolito, zu Im sprache: „Ich dich pitte dez du an mich pegerest. riche dich an mir vm der übel willen, die du vō mir enpfangen hast“ / Also disse czwen heren mit ein ander fride machten / vnd fürpas leybliche prüder mit ein ander nicht hatten In liebe vn̄ freüntschaft mügen verpringen vnd leben als Ipolito vnd Legisto deten.

S. 30. Nu merchet vō der pössen vntugent dez czorns ÷ ∾

S. 32. Von dem Çorn vnd In ȥu meyden ÷ ∾

S. 34. Ein peyspil von dem Çorn In der alten .E. ÷ ∾ (*David und „Duria“.*)

S. 35. Ein Capitel von der Edelen tugent der parmherczicheit, als vns der heylig lerrer Sant Augustin saget ÷ ∾

(37) Ein hystory über die tugent der parmherçicheit.[2]

VOn der tugent der parmherçicheit In den altē Römischen hystorien geschriben ist, wie das ein rauber oder diebe auf dem mere gefangen warde vnd von stunde gefürt warde für den grossen Allexander. Der In fraget, warum er also ein grosser rauber auf dem mere were. Er Im antwurt vnd sprache / „Darū (38) das du pist ein rauber deȥ ertriches, darū ich mich alleine des mers pegen mosse. Und darum das ich albege allein pin In meinen (!) übel dun vnd raubē, pin ich

1) i-punkt fehlt, *i* dem *e* sehr ähnlich.

2) Fiore di virtù cap. IX. (Ausg. Milano 1842 s. 57). Quellen bei Frati a. a. o. s. 413 nr. LXVIII.

geheyssen ein rauber vnd diebe. Vnd das zu dun pin ich geczwngen von grosser armut [vñ not]. Vnd du Allexander mit grossen (!) mechticheit zeuchest vnd als ich von cheiner armut gezwungen pist, Darum du pist geheyssen ein chünig, wan du nach volgest mit mechticheit allen den, die dich flichen (!), vnd die entwerest lant vnd leute.' Wer aber daz [daz du] allein zugest als ich dun, zu geleicher weisse du geheissen werest ein diebe vnd rauber als ich. Darum wisse, aller durchleuchtigester chünige, waz ich übels verpracht vnd getan han, Ich das nicht getan han, sunder armut Ire wercke durch micht (!) verpracht vnd mich zu einem diebe vñ rauber gemacht hatt. Aber du Allexander ein diebe vnd rauber pist nicht durch notte noch armut willen, sunder alleine vm der grossen pössen deines gemüte geiticheit willen, wan ye reicher vnd mechtiger du pist, ye mer dein gemüte pegern ist. Aber solt mich das gelücke einfart erfreuet haben, so wer ich vil pesser gewessen dan du / wan ich mich mit cleymem (!) hette lassen genügen. Vnd wer chein rauber nicht mer gewessen.“ Do der chünig sache die grossen freyhet deʒ mans, sich nicht (39) verwundern mochte der starchen vnd freyen wort deʒ armen mãneʒ, Von stunde sich pegabe In parmherçicheit Vnd wol erchante, das er chein ubel täter nicht was dan allein durch armut willen. Darum er Im vergabe alle missetat vnd In pegabet mit grossem reichtum vnd machte In zu einem Ritter vnd an seinem hoffe fürpas er der pesten Ritter einer waʒ. ÷ ∾ ÷ ∾

S. 39. Von der vnparmherçicheyt vñ vntugẽt der herticheit ÷ ∾

S. 39. Ein peyspil von der vnparmherçicheyt der Junckfrauen Medea vnd der herticheyt deʒ Baualistho ÷ ∾ (*im text Baualisto*).

S. 41. Von der Edlen vnd freyen tugent der Milticheyt ÷ ∾

S. 42. Von der tugent vnd Milticheyt deʒ Adelers ÷ ∾

S. 47. Von der pössen vntugent der geyticheit ÷ ∾

(49) Ein hystorj uber die vor genãten pössen vntugent der geyticheyt[1].

MAn list von der pössen vntugent der geiticheit vnd von einem der was genant Germino, der alle sein tage nicht anders getan hatte, dan reichtũ vnd gut gemacht vnd gesãmet von silber vnd golde, noch seinen geitigen willen nye erfüllet hatte, vnd sein syn, mute vnd gedenche statlichen gedachten, wie er, [Im in] dem Ein

1) Fiore di virtù cap. XII (s. 68).

genügen geton möchte. vnd darū er worden was also reiche, das sein reichtū an masse was/ Doch einest er pedencken warde seine grosse geiticheit. Vnd das alter In über gangē hat, vnd wol er chante, zeit were gewessen, er die geiticheit pecheret hatte In milticheit. aber das Im die pöse gewonhet vñ auch sein natur nicht verlichen hat, (50) Vnd wol erchante, er dar Ine ersterben möste/ Vnd nicht wolte, das Im seine drey süne, die er hatte, nicht nach volgten In der geiticheit. Von stunde nach den allen dreyen sante, In seinen willen uñ mainūg offenware dett vñ si fleissiglichen piten dett, Daʒ grosse gut vñ reichtū, das er mit grosßr müe vnd sorge vm̄[1] seiner geiticheit willen gewōnen hatte, Das si das nemen vnd aus geben nach allem iren lust vnd willen Vnd dar an chein sparung nicht hatten. Wan er an seinem herçen nicht gehaben möchte, icht aus zu geben. „wan das mir prechte pesündern smerczen in meinem gemüte vñ an dem herçen. Darum seyt gepeten vm chintlicherr (!) treue willen, wan die geiticheit der grösten vnd pösten vntugent eine ist der welt. Vnd ich nū die gern flichen wölte als den pittern tode, aber das nicht mage gesein. wan mein gedencke noch nicht mügē nachgelassen, also gar In der geiticheit si pegraben sein.“ ¶Von dissem reichen man, genant **Germino**, got der almechtig ein grosses wunder Erçeyget nach seinem tode. Do seine drey sün deʒ vaters schrein auf [deten] vnd das gelt, golt vñ silber mit ein ander teylen wolten, si dar Inne funden Ires vaters herçe alleʒ vol plutes miten In dem schacçʒe. Daʒ geschache nach **Germino** tode vm seiner grossen pegire vñ ubriger geiticheit willen, die er hatte an seinem tode ʒu dem golde In dē schrein ÷

S. 51. **Von der tugent der straffung. Vnd wie mā straffē sol** ÷ ∾

S. 52. **Von der straffung über den chünig faraon** ÷ ∾ ÷

S. 54. **Von der pössen vnd falschen vntugent der liebe chosung oder petrügnüs** ÷ ∾ ÷ ∾

(56) **Ein peyspill über die vntugent des falschen liebchosers**[2].

IN dem puch Esopo man list von der vntugēt der liebchossung, nicht das es also geschechen sey, sunder alleine zu einer geleichnus. Vnd sprich', wie das einest ein rabe auf einem paum sasse vnd In seynem munde hatte einen chäse/ es sich füget, ein fuxe für ginge vnd den raben mit dem chäse gesechen hatte. von stunde gedachte,

1) Sicht eher wie *vnd* aus.
2) Fiore di virtù cap. XIV (s. 73 fg.).

wie er den raben vm den chässe petrigen vñ gelaichen möchte. Çuhant gedachte, chein pesser sin nicht möchte. gesein, dan mit süssem vnd diemütigem liebchosen; vnd sich zu dem paume pegonde zu nachende vñ (57) den raben mit süssen worten grüssen vñ mit senfter stimme zu dem raben sprache. „für ware schönern vogel mein tage ich nicht gesechen han dan dich. vnd ist, das sich dein gesange dir geleichet,[1] ich spriche, du der edelste vñ schönste vogel aller welt pist. vnd dein gesange ich von herczen gern hörn wölte.“ Do der rabe sich den fuxe vñ liebchosser So sere loben höret / dem lober çu liebe er an hube frölichen zu singen, vnd mit dem gesange der chäse Im entpfyle vnder den paum. dez der fuxe froe was, den zu Im nam vnd zu dem raben sprache: „das gesange sey dein vnd der chäse mein“ / also der rabe petrogen warde von dem fuxe; Çu geleichẽ weyse auch dut der liebchosser, wan er Jemantt wille petrigen ÷ ∾

∾ ÷ Prudencia ÷ ∾

Von der Edelen Tugent der fürsichticheyt ÷ ∾

(61) Ein peyspil über die tugent der fürsichticheyt eines Römischen Cheysers[2].

VOn der tugent der fürsichticheit wir lessen In den alten Römischen hystorien. wie das einest ein Römischer cheyser durch einen walt spaciren reyte, Er in dem walde fande einen phylosofo oder grossen lerer alleine. deȥ sich der cheyser wunder name vnd In pegonde zu fragen, was doch sein geschefte also aleine In dem walde were. über deȥ chaysers frage der meister chein antwurt gabe vñ swayge. Noch mer der cheyser Im rüffet, aber geleiche die fodern antwurtt enphinge / Do das der cheyser sache, er von seinẽ rosse sasse vnd [zu] dem phylosofo ginge Vnd In von neüem fraget seiner geschefte. der meister Im antwurt vnd sprache: „herꝛe, ich lere und studire weistum.“ Der cheyser zu Im Sprache: (62) „Maester, nu lere mich was deines weistums.“ Von stunde der phylosofo sein federn In sein hant name vñ schreybe also. „wes du peginste oder zu schaffen hast, vor dem anfange pedencke das ende. was sich da von gefügen müge“ / Der cheysser die geschrift zu Im name vnd wider gen Rom chome vnd die geschrift über die porten seines pallast an dett schlachen, da mit alle, die da für gingen, die sechen [vñ vernemẽ] möchten. Nicht lange dar nach es sich füget, deȥ cheysers lant herñ mit ein ander heymlichen vnd verporgen rat hatten, wie si den cheyser toden vnd vm sein leben prengen möchten, vnd des eins wurden mit seinem part-

1) Hs. punkt. 2) Fiore di virtù cap. XV (s. 77).

[scherer] oder palirer, dem si grosses gut versprachen zu geben; deʒ er alles willig was, ʒu verpringen iren willen vm deʒ geltes willen, das si Im verheyssen hatten auch Im versprachen für all[e sorge][1] wan ir etlicher mit vñ gegenwürtig sein *würde*, *wan*[2] er dem cheyser den part schären würde / Nicht lange dar nach der cheysser nach seinem scherer sante, das er chöme Im zu scheren. Çu hant er sich auf den wege machte, vnd do er an die porten des cheiserlichñ pallast chome, er ob der porten die neüen geschrift sache vnd gar sere erschracke. von stunde gedachte: „für war vnser verraterschaft dem cheyser sol chunt sein, vnd darũ er disse geschrift hat lassen an slagē, da mit si ein yder gelesen müge.“ Vnd In Im selbes gedachte, wie er wider zu genade chomen möchte, (63) vnd snelle für den cheysser lieffe, nyder auff sein chnye fiele, mit grosser andacht genade vñ parmherçicheit an den cheyser pegeret. deʒ Im der cheyser vergonde vnd willig[3] was, aber wissen wolte, warum er genade vnd vergebung pegeret, wan Im vnchunt was seiner herñ verraterschaft / also der scherer a'n (!) hube zu sagen alle geschefte der herñ, vnd wie si Im versprochen hatten grosses gelt, wã er Im schere, das er Im solt den habs (!) ab schneyden vnd das leben nemen. Der cheyser seinem scherer williglichen vergabe vnd von stunde sante nach seinen lant hern vnd einem nach dem andern das haubte schuffe ab slachen / Dar nach er sante nach dem phylosofo, den er In dem walde funden [hatt] vnd der Im die vor genanten geschrift geben hat, den nicht mer von Im lassen wolte vnd In grossen ern vnd wirden hilte. ÷ ~

S. 63. Von der Torhett oder vnweysheit. ÷ ~

(65) Ein cleine hystorj von der vntugēt der torhett[4].

MAn list In den alten Römischen hystorien von der torhet. Wie einest der grosse Allexander In der stat Macedonia [spaçiren reyte] vnd neben Im der grosse meister aristotile. als dan gewonhet ist, das Junge volke gern nach volget, die grossen hern zu sechen, also auch mit allexander luffen (66) vil Junger chnaben, alle gemeiniglichen schrien: „weiche, weiche ab dem wege vnserm genedigen herñ Allexander“ / ein torhafftiger mitten In dem wege auff einem steyne sasse. Vnd von der Jungen geschrey sich nicht verandert / einer vō allexanders fuss chnechten den torn ab dem steine wolt gestossen haben / Das ersache

1) [ ] am rande; ursprünglich stand wol *all-* und im anfang der nächsten zeile *es*.

2) Corr. aus *wan*.

3) *-ig* aus *-eg* corrigiert.

4) Fiore di virtù cap. XVII (s. 81).

der meister Aristotile *vñ sprache*[1] zu dem chnechte: „las sten! nicht verrüre den stein auf dem steine" / wan Aristotile wol wäste, das es ein tore oder narre was; darū er von der Jungen geschrey nicht gemeint warde, do si schrien: „weiche, weiche aus dem wege", wan er chein mensche was. ÷ ∾

S. 66. .Justicia.

Von der Edlen Tugent der gerechticheyt. ÷ ∾

S. 69. Ein hystory vnd peyspil über die gerechticheyt von Einem Einsidel vnd [wie] In got versuchte[2].

S. 70. In dem leben der heiligen alten vatter man list vor (!) der gerechticheyt. Wie das ein Eynsidel lange zeit grosse pusse vñ penitenz gedon vñ gefürt hatte. Vnd an Im hat ein grosse vnd swere chranchet vnd die lange zeit mit grosser müe getragen hatte / Des er sich sere zu gott clagen warde. Von stunde an got Im sante seynen Engel In mans weyse' / der zu dem eysidell sprache: „chome mit mir, wan dir got wille zeigē seine heymliche vnd verporge gerechticheit." zu hant der Eysidel dem vn erchanten man, das was der Engel, nach volget. Der In fürte In ein hause, dar Ine was ein gross schaze von gelt, das der engel alles nam vnd mit Im wege truge. Dar [nach] si chomen In ein ander hausse, do liesse der Engel das gelt vnder der türe ligen. Dar nach fürpas er In fürt In ein ander hausse, dor Ine si funden ein chindlein In der wigen, das der Engel vō stude (!) tödet / Do der Eysidel sache [den] Engel sölche pösse dinge verpringen vnd chein gut wercke nicht dun, Er nicht lenger pey Im wolt peleyben vnd gedachte, es der teuffel were vnd nicht ein Engel, sich vō Im wolt scheyden. Do das der Engel ersache, er zu Im sprache: „guter man, peyte, hab mit leyden, vernym die vrsache meines geschefte vnd was ich gedon han gewürtig dein. Darū mercke: in dem erstē hause, do ich das gelt nam. wisse das der dassig, (71) deȥ das gelt was, der verchauft hat alleȥ sein gut vñ das gelt geben wolte einem, der solt einen andern töten, der hat Im seinen vater getödet vnd vm sein leben pracht hatte / darū vm (!) er das gelt gebñ wolte seinen vater zu rechen; vnd wan das geschechen were, so were do von pechomen noch-vil (!) grosser schaden, schande vnd laster In der statt; vnd darū, das aus ubel nicht ärger würde vñ der gute man sich wider cheret wol zu dun, Ich im das gelt genomen han / Vnd wen er heyme chomet vnd deȥ geltes nicht findet, so würt er lassen die welt vnd In

1) So durch correctur.

2) Fiore di virtù cap. XVII (s. 84). Vgl. Frati a. a. o. s. 421.

ein closter chomen, got zu dienen, seytmal er sich so arm sehen wirt vnd sein sele wirt heylen / Die ander vrsache, das ich das gelt liesse In dem andern hause, die ist, das der man von dem hause verlorn hatt groß gut auf dem mere, vm des willen er sich selbes würde henchen. vnd wen er das gelt finden würte, er wider cheren wirt vnd got danchen; also der verzagte tode vnder wegen peleybte. Die dritte vrsache ist, das ich das chinde In der wigen tödet, das det ich dar vm, wan .e. das der vater das chint hatte, er nicht anders pflage ze dun dan alle gut der welt; vnd syder er das chint gehabt hatte, er nicht anders gethan hatte dan wuchern vnd alles übel; darum ich das chint getödet han, da mit der vater sich wider chere (72) Çu got, wol zu dun, als er dan vor gethan hatte / Darū auch dich nicht lasse verwundern noch pechümern dein chranchet; wan hastu ir nicht, So werestu auch nicht In dem dinste gotes / Auch wisse, das der almechtig [got] chein dinge nicht düt an vrsache; aber die menschen sein nicht erchēnen, das got verhenget, von übel noch mynder ubel chomet." Also der Engel seine wort Endet vnd vor dem Eysidel verswante. Da[1] pey der eysidel wol erchante, das Im der Engel gesaget hatte, das alles gotes geschefte was. Vnd wider zu rücke cheret, die wunder zu sechen, als Im dan der Engel gesaget hatt; alle dinge ware vnd geschen fande; von stunde er wider ginge In sein gemache vñ got dienet mit ganҫem vleyse vnd füret ein heyliges vnd gutes leben / vnd nach seinem ende er pesasse das Ewig leben der ern. amen. ÷ ∾

S. 72. Von der pösen vnd vntugent der vngerechticheit ÷ ∾

S. 75. Lealita ∾

Von der Edelen tugent der trewe. ÷ ∾

(77) Ein peyspil von der tugent der Treue.

MAn list von der trewe In den alten Römischen hystorien. Wie das die Römer vnd die von chartagine mit ein ander grosse chrige hatten vnd In dem von einem vnd andern teyle grosse volcke gefangen warde / Vnd gefangen warde der alte vnd weyse genant chünig Marcho vnd gefüret warde über mere In die stat chartagine. Auch die Römer gefangen haten vil Edeler vnd mechtiger herñ; die pesten von Carthagine si in irer gefancknüs hatten. Die herñ von carthagine meinten einen gefangen vm den andern zu haben, als dan vormals mer geschen (78) was, vnd wider wider (!) vm schickten den alten Römer chünig Marcho, den wechsel vm die gefangen machen.

1) Corr. aus *Das*.

Vnd do er In den rote chome für seine purger gegenwürtig aller weissen, Er an hube zu reden vnd sprache, der wechsel vm der gefangen willen einen vm den andern vm cheynerlej sache willen auff zu nemen were von den von Chartagine / „Wan warum alle ire gefangen alt sein, vnd die vnütze sein, vñ die ir in euer gefencknüs habt, alle Junge vñ mechtige sein in chrigen vnd streyten / Darū mich nicht düncket die zu lassen. Damit er seine wort Endet vnd die von dem ganҫen rate pestet worden nach zu volgen deʒ chuniges rate. Also chünig Marcho wider gen Carthagine für In die gefenchnüs, seiner treüe ein genügen don, als er sich dan verpunden hatte vnd die nicht zu prechen wolte. E. in der gefencknüs sein leben mit pein vnd smerczen wolt enden.

Della lealtà si legge nelle Storie Romane, che essendo Marco Regolo preso da' re di Cartagine, che aveano guerra co' Romani, fu mandato Marco a Roma per iscambiare gli presi che aveano gli Romani di quegli di Cartagine, e facendo di ciò i Romani consiglio nel Senato, sì si levò Marco, e consigliò che il cambio non si dovesse fare; perchè i prigioni di Roma che erano a Cartagine, si erano di vil condizione e quasi tutti vecchi, e quegli di Cartagine, che erano a Roma, si erano tutti de' maggiori e migliori uomini di Cartagine, e tutti buoni, e giovani e valorosi combattitori di guerra. Sicchè, fatto il consiglio, si fermarono gli Romani al suo detto; ed egli per non rompere la fede si tornò nella prigione a Cartagine, siccom' egli avea promesso a' Cartaginesi. (Fiore di virtù cap. XIX, s. 91. Vgl. Frati s. 416.)

S. 78. Von der pösen vntugent der falschen vntreüe ÷ ∾

S. 82. Von der falschen vntrewe über die statt Sodoma vnd Gamorra, wie sich ir übel Endett. ÷ ∾

S. 83. Von der Edelen tugent der warhett. ÷ ∾

Innerhalb dieses kapitels steht auf s. 84 fgg. ohne besondere überschrift folgende erzählung: [1]

Von der tugent der warheit wir lesen In dem leben der heyligen alten vatter / Von einem, der hatte gelassen (85) grossen reichtum vnd sich geben hatte in gotes dinste / vnd was chomen In ein closter, got zu dienen vnd sich von der pösen welt zichen vñ sein sele zu heylen. Nu der abte in hilte für einen chündigen vnd ausrichtigen man vnd meinte, er pesser were aus zu richten etlich geschefte deʒ closters, sunder in chauffen vñ verchauffen. Es sich füget, der abt In sante auf einen marckte, zu verchauffen etliche alte essel vnd wider vm zu chauffen Junge. Nu der gute man vm gehorsam willen nicht wider sten wolte deʒ abte geschefte, wie wol es im wider was, vnd mit Im nam eynen ander pruder deʒ closters vnd mit den

1) Fiore di virtù cap. XXI (s. 96 fg.).

Esseln zu marckte furen / Vnd wan man In fraget, ob die Essel gut weren, er antwurt vnd sprache: „gelaubt oder meint ir, weren si gut, vnser closter ist noch nicht in also grossen noten, das wir si pedürffen verchauffen; darum, weren si gut, wir si für vns pehielten" / die chaufleute fragten, warū si also peschunden vnd geharet weren auf dem rüche vnd an dem zagel. Er In antwurt vnd sprache: „da sein si alte vnd mugen nicht woll gen vnd fallen dicke under dem some, vnd pey dem zagel man si wider auf hebet / darum si In haben also peschunden" / Also der gute münche seiner esel nicht verchaufte vnd mit den wider zu hause chome / Von stunde sein geselle zu dem (86) Abte ginge vnd Im alle sach saget vnd warum si der esel nicht verchauft hatten vnd wie sein geselle statlichen die essel den chaufleuten geschendet vnd vernicht hatte, darū ir cheiner verchaufte were. Der abte gar zornig wider seinen munche was Vnd In sere warde straffen vm der wort willen, die er auf marckte (!) geredet hatte. Auf das der gute warhaftig man seinem abte antwurt vnd sprache. „herre vater vnd abt, gelaubet ir, ich her chomen sey vnd gelassen [habe][1] meinen schönen reichtum. lügen zu sagen vnd die menschen zu laichen? fur ware nein ich, das gelaubet mir. wan ich allein herchomen pin, zu dienen dem, der da gancze, ware, lautre vñ reyne warhet ist / Darum In dissem hause In mir nicht anders dan warhet sol erfunden werden / wan do ich weltliche leben füret *die lügē mir* nye gefielē" ‖ Do der abt höret die guten wort vnd mainūg, er nicht fraget *fürpas*[2].

(88) Ein historj, wunder Vnd zeichen Von got zu einer Junchfrauen vm der grossñ, falschñ lügē willñ[3] ÷ ~

IN den alten Römischen historien wir lesen von der vntugent der lügen von eyner Junckfrauen, die was genant Jorina vñ was deʒ cheysers anastasio tochter. Die grosse liebe hatte zu einem Jungen, der was genant Ameno vnd ires vaters des cheysers chamerer. den si gern pracht [hat] in ir liebe vnd daʒ leyplichen an in pegert, da mit si hatte iren willen mügen mit Im verpringen / aber der Jüngeling zu froñe was vnd disse smacheit seinem herñ nicht dun wolte vnd der Junckfrauen ir pete vnd possen vncheüschen willen versaget vnd absluge. vm deʒ willen die Junckfraue in grosse schame fiele vñ statlichen gedachte, wie si sich an dem Jungen gerechen möchte vnd vm

1) von späterer hand übergeschrieben.

2) Es stand ursprünglich nur *für* da; aus dem *r* ist dann *pas* gemacht, sodass eigentlich *füpas* dasteht.

3) Fiore di virtù cap. XXII (s. 99).

sein leben prengen / Es sich füget, nicht lange dar nach der Junge durch gescheftes willen sein wege für der Junckfrauen chamern ginge. von stunde si in dersechen hate für gan / mit hocher stÿme an hube zu schreyen: „retta Jo, retta Jo. helffet! der pöswicht mich wille nöten vnd Junckfraue ere nemen" / Çuhante das volcke zu lieffe, frauen vnd mãne, si fragten vm die mêre / si in antwurt vnd sprache: „Ameno, meines vaters diener, mich hat wöllen nött (89) zerren." Von stunde der Junge gefangen vñ für den chayser gefürt warde, der in fraget, ob das ware were. er sprache: „[genediger herr] neyn, noch sölche dinge man von [mir mit der warhet] nymer erfarn söllen[1] werden Vnd vil *liber mir* der tode were / Der cheyser nach der tochter sante vnd die pegonde zu fragen, wie sich die sache verloffen hatte, Vnd über deʒ cheysers fragen die Junckfrau chein antwurt gabe. Noch mer von neüem er si fraget: „nu sage mir, Edele tochter mein, wie hatte sich die sache çwischen dir vnd Ameno ergangen?" aber chein antwurt si im nicht gabe / Pey dem cheyser vil grosser fürsten vnd hern stunden, sich wunder nomen der Junchfrauen, das si uber deʒ cheysers fragen chein antwurt gabe. Ein weyser vnder In aufstunde vnd sprach /: „herre, fürwar gelaubet mir, die Junchfraue ir [zungen] verlorn hatt, darũ si eüch chein antwurt nicht geben mage." Çu hant der cheyser schuffe / das man pesechen solte / gethon vnd geschaffen alles ein dinge was: man ir in den munde sache vnd dar Iñe chein zungen nicht fande. Do das der cheyser sach, sich nicht verwundern mochte vnd den Jungen schuffe lassen / vnd also palde der Jungeling gelassen warde, ʒu hant der Junckfrauen ir zunge vnd s (!) gespreche wider chome / Vnd gegenwürtig aller fürsten vnd hern si an hube zu (90) sagen alle sache vnd wie es sich verloffen hat vnd wie si den Jungen meinte vm sein leben zu prengen an schülde [vm deß willen dar (!) er nicht nach folgen wolt irem posen willen]. also si dem cheyser saget alle warhet / Vmb deʒ willen si an sich name heyliges leben vnd in ein closter chome vnd [in] dem dinste gotʒ erstarbe, das Ewig leben pesasse. Das was daʒ zeichen, das got der almechtig det durch der warhet willen, do mit die pösse vnd falsche vntugent der lügen peschamet würde.

(90) ∾ . forteçʒa . ∾

Von der Edelen tugent der sterche[2]. ÷ ∾

STercke nach dem als der meister Magobrio spricht dreyerlej ist / Das erste ist stercke vnd redlich zu sein deʒ leybes von nat': Die

1) Corr. aus *solten*. 2) Fiore di virtù cap. XXIII.

stercke ist nicht geheissen fürsichticheit oder *tugent*. Daȥ ander ist stercke der fürsichtigcheit (!): die ist in der freyung deȥ gemüte / als dan ist zu förchten swere dinge / Das dritte ist mit mitleydung sich geleiche auf halten in einem iglichen ansprung der (*corr. aus* des) widerwer*ticheit*[1] oder vngelückes. Die dasigen syn der stercke das sein tugent geheysen ¶Und die tugent der sterke man geleichñ mage zu dem leüen, wan der albeg mit offen augen slafte, vnd wen in der Jäger suchte zu fachen, das er snelle vernonen (!) hatt; da mit In (91) der Jager nich (!) finde, sich von dan hebt vnd mit seinem zagel seine stappen prichte, das der Jager nicht gesechen müge, wo er hin aus sey vnd alle dinge versucht, da mit er dem Jager engen möchte. Vnd ob das were, das er von dem Jager gefunden würde, er nicht fleüchte, sunder frölichen vnd an alle sorge vnd forchte dem Jäger entgegen chomet. vnd den streyte redlichñ furte wider den man vnd Jager.

S. 92. Ein Historj von der stercke des Samson. ÷ ∾

S. 93. Von der forchte vnd seiner [vn]tugent. ÷ ∾

S. 94. Ein historj vor (!) der forchte vñ erschreckũg. ÷ ∾ (*Dionisio mit dem schwert über dem haupte.*)

S. 95. Von der Edelen tugent der herçenhafticheit / Die ist pey den gelerten genant / Mangnanimitas. ÷ ∾

S. 96. Ein historj von der grossen herçenhafticheit der Römer. ÷ ∾ (*Ablehnung des anerbietens, den Pyrrhus zu vergiften.*)

S. 97. Von der pössen vntugent der Eytellere.

S. 98. Ein Capitel über die vntugent der Eytelere. ÷ ∾

(99) Ein historj uber Eytellere von einẽ Eynsidel.[2] ÷ ∾

IN dem leben der heyligen vatter man list võ der Eytellere / wie sich ein Engel gesellet zu eynem Eysidel vnd mit einander aus gingen ir narung zu suchen, vnd vnter wegen funden ein totes ros von pössem gesmache / zu hant der Eynsidel sein nasen verhilte von deȥ pösen gesmaches wegen, vnd den Engel dauchte, es nicht smecket. vnd fürpas gingen durch einen schönen garten. vnd dar Inne funde (!) ein gar schöne Junckfrauen In chöstlichem gewante gecleydet, gar mit Eytellere / Çuhant der Engel sein nasen verhilte. der Eysidel die schonen Junckfrauen an sache vnd deȥ Engels warde spotten vnd sich sere [von Im *gestrichen*] warde wundern deȥ Engels vnd Im etwas vor dem Engel grausen warde / Doch er zu Im sprache, warũ er also sein nasen verhilte „vm solches schönes dinges willen, als dan disse Junckfraue

1) So durch correctur; das folgende *oder* gestrichen.

2) Fiore di virtù cap. XXVI (s. 107). Frati s. 424.

ist, vnd durch deȥ faulen as willen, das also faulen pösen gesmache gabe, vnd du dein nasen nicht verhiltest / was (100) sol ich vor (!) dir gedencken?" Der Engel Im antwurt vnd sprache: „darum das die grosse hoffart der vntugent der Eytellere got dem herñ ubeler smecket dan daȥ faule vnd tote rossfleische / vnd alle faule asse der ganҫen welte" / nach dissen worten der Engel von dem Eysidel verswante. an dem der Eysidel erchante, das es ein Engel vnd pot gotȥ gewesen was ÷ ∾

S. 100. Von der staticheyt oder pestendicheit. ÷ ∾

S. 101. Ein Römische historj über die staticheyt. ÷ ∾

S. 103. Von der pösen vntugent der vnstaticheit. ÷ ∾

S. 105. Von der Edlen Tugent der Messicheit, die pey den lateynischen geheissen ist tpancȥ'a. ÷ ∾

(107) Ein hystorj von der tugent der Messicheit deȥ phylosofo genant Quadro.[1] ÷ ∾

IN den Römischen hystorien wir lesen võ der Messicheit Wie daȥ der chünig priamo grosses wunder von weistum höret sagen von einem lerer, der was genant Quadro. der selbig spricht, wer seines willen nicht geweltig ist, der chein mensche ist. vnd den man zu dem viche gesellen vnd geleichen sol / Der chünig den quadro versusuchen wolte, ob er In petruben möchte oder In zorn prengen / Ҫuhant schickte nach alle die, die da posse zungen [vnd *gestrichen*] hatten vnd den wol was mit übel reden vnd ir zungen pas prauchẽ chunden In ubell reden dan In wol reden vnd pas prauchen in worten dan in wercken. Die alle er schuffe für sich chomen vnd zu In sprache, das si dem phylosofo Quadro alleȥ übel zu sprechen vnd võ Im sagten, das si mit der zungen möchten gesprechñ vnd mit dem herҫen gedencken / Vnd in schenten nach allem iren vermügen. Dar nach zu hantt der chünig sante nach dem Quadro, der von stũde chome für den chünig vnd sprache: „Edeler chünig, was gepeüt Euer genade?" / snelle eyner von den übel redern an hube vnd sprache: „O quadro, wie hastu so als einen schonen gestückten rocke an" / dẽ er antwurt vnd sprache / „der mensche nicht wirt (108) Erchant durch sein gewant, sunder allein durch seine wercke" / Aber einer anhube vnd sprache: „secht lieben hern, wie hat quadro also ein schönes radscheybes hare" / Dem er antwurt vnd sprach: „die tugen (!) deȥ menschen nicht sein In dem hare, nür allein In dem herҫen." Der dritte sprache: „herre vnd chünig, hütet euch vor dem quadro / wan .E. gester ich in sache

1) Fiore di virtù cap. XXIX (s. 113).

mit eüren feynden In dem felde pey den chrichischen herñ; für ware ich gelaube, er ir specher sey / Dem er antwurt vnd sprache: „wan das war were, du es nymāt sagest.“ Aber ein ander sprache: „secht an den chröpfeten narren / auf das er antwurt vnd sprache: „Es lange zeit vergangen [ist], das du anhubest zu lernen übel vnd poshet zu reden.“ / Noch ein ander sprache: „secht vnd hört, wie rett der grosse verrater vñ gar cheine schame nicht hatt“ / zu dem er sprache: „Ich sol nu dalest von dir werden sagen / wer mich fraget / das dir die zungen übel zu reden gelöst ist worden.“ „Edel' chünig secht vnd nemet ware deʒ unschamsamen hümplers.“ / dem er antwurt vnd sprache /: „wer Indert ein cleine [ere oder] schame in dir, disse vnuernüstige wort du nicht redest“ / Aber ein ander sprache: „lasset sten den narren, der also frömdiglichen redefürte“ / Dem der Quadro chein antwurt nicht gabe vnd sweyge. Der chünig zu quadro sprache, wie daʒ chöme, das er chein (109) antwurt gebe. Do sprache quadro: herre, sweygen ist ein schöne antwurt zu sölcher frage oder sölchen worten / Wan wer wil hören oder nicht hören die vnützen vnd pösen wort, der vil mer praucht die tugent der orn dan die tugent der czungen / Wan den nyemant fester peschamen möchte dan er sich selbes dut / Vnd geleiche als er ein herre ist seiner zungen, also ich auch pin ein herre meiner orn.“ / Do der chünig sache die grossen mitleydung vnd Messicheit deʒ guten mans, er Im rüffet vnd In zu seinen füssen nyder schuffe sitzen vnd in fragte, wie er so groses mitleyden hat mügen haben vnd sich nicht hat lassen erczürnen. Er zu dem chünig sprache: „here, das ist darum, das ich ein herre pin [mein] vnd si sein chnechte der vntugent vnd poshet / Ein iglicher, dem übel ʒu geret wirt / der sol gedencken, ob das war sey oder nicht / Vnd nicht darum zornig oder vngemute sein / das ein ander übele dut / sunder er leyden sol vnd [gedult habñ] sich nicht petrüben / wan er wol wayse, das übel, das Im zu geret oder zu geczogen wirt, nicht war ist / Vnd dem, der Im ubel zu ret, chein grösser leyde nicht getan mage, dan Im erçeigen seiner wort nicht achten vnd stille sweygen. Also der grosse vnd tugenhaftige lerer vnd phylosofo den chünig vnd seine ubel reder mit der tugēt der mitleydung vñ messicheit über want. ÷ ~

Unter dem capitel Von der pösen untugent der vn Messicheit (s. 110) *steht auf* s. 111 *ohne überschrift:*[1]

Von der vnmessicheit man list in dem leben der heyligen alten vatter von einer Junckfrauen, die was genant lucina vnd In

1) Fiore di virtù cap. XXX (s. 116). Frati s. 426.

grossen züchten vñ ern stunde, mer dan chein andre Junckfraue der welt, vñ oft gehört hatt singen die andern frauen von dem luste der vncheuscheit / vnd von stunde gedachte In irem herçen vnd gemüte, den lust der vncheuscheit vñ ir liebe zu versuchen, vnd ob das also grosse freude were / vnd lust prechte, als si dan In der frauen gesange vernomen hatte / vñ an einem tage si sante nach einem Jünglinge, der ir lange zeit hat heÿliche liebe getragen vnd das pis von Jugent auf über alle ding er si liebe hatt / Von stunde zu der Junckfrauen chom[e] vnd mit ein ander peyder willen vnd lust der vnkeüscheit verpracht warde. Nu das etliche zeit mit einander getriben hatten, die Junckfraw pedencken warde ir grosse sünde der vncheuscheit vnd wie si ir Junckfrauschaft verlorn hatte vnd der nicht mer herwider gechauffen möchte, vnd darum In verzagnüs vnd trauricheit fiele, das si ir Junckfrauliche ere also gar an alle messicheit so übel an geleget hatte, vnd von grossem leyde vnd trauricheit ir selbeȥ daȥ leben nam vnd sich erhinge. ÷ ∾

S. 112. Von der Edelen vnd lieben tugent der Diemüticheit. ÷ ∾

S. 114. Ein historj über die tugent der Diemüticheit. ÷ ∾

S. 116. Von der pösen vntugent der hoffart. ÷ ∾

S. 119. Ein historj über die hoffart deȥ teüfels. ÷ ∾
(*Luzifers sturz.*)

S. 119. Von der Edelen vnd züchtigen tugent der cheuscheit vnd irem lobe. ÷ ∾

Ein historj über die tugent der cheüscheit[1]. ÷ ∾

MAn list In dem leben der heyligen alten vater von Einer Nunnen oder closter frauen, (122) vm die huldet der herre von der stat, dor In das closter was / Vnd vil diche die frauen hat lassen piten, si Im zu willen würde in leyplichem luste. Aber ir das nicht zu herçen ginge, wan si ein grosse dienerin gotes was / vnd die pete dem hern statlichen absluge, vnd nicht do von wolt hör[n] sagen. Do der herre vername, das [sein] pete chein kraft hatte, Er gedachte seinen gewalt zu prauchen vnd in das closter chomen, vnd mit gewalte die frauen heraus nome / vnd die meinte In sein haus zu füren. Do die gute fraue den gewalte des pössen hern sache [vnd] In Im chein parmherçicheit nicht was / si zu dem hern sprache, warum er ir mer gewaltes datt dan cheiner andern frauen deȥ closters. Der herre ir antwurt und sprach: „fraue, waȥ ich dun, daȥ ich alleȥ dun vm Eüer schönen augen

1) Fiore di virtù cap. XXXV (s. 129). Frati s. 427.

willen / wan die mir lieben über alle dinge der welt" / Do sprach die frauo: „seytmal ich euch gefalle vnd libe vm meiner schönen augen willen, so sol eüer wille durch iren willen verpracht werden / Aber mich vor lasset gen In mein zelle, zu nemen mit mir etlich mein gerato; dar nach gescheche eüer wille" / des der herre willig was, vnd si snelle ginge in ir chamern / Vnd ir selbes peyde augen außprache / vnd dem herñ schuffe rüffen / Vnd zu Im sprache / „herre, damitt (123) eüer wille verpracht werde, vnd ir mein augen so liebe habt / so nemt si hin vnd verpringet eüern pössen willen." Do das der herre sache; er sehr erschracke, mit grossem wunder vnd petrübtem herczen von dañe schyede / Also die heylig fraue vor dem pössen, uncheuschen horn ir reine Junckfrauschaft errettet / Auch man list In dem Ewangelij / wie dar nach si got wider erleüchtet. ∻ ∾

S. 123. Von der pössen vntugent der vncheüscheit. ∻ ∾

(127) Ein historj uber die vncheuscheyt[1]. ∻ ∾

VOn der pösen vntugent der vncheuscheit man list in den alten Römischen historien wie das der cheyser genant theodosio einen sun hat / von dem die weysen meister vnd Erczte sprachen / das chint wer von solcher natur vñ conplexen, seche es die suñen vnd das feuer vor virçechen Jaren, der chnabe erplinten möste an seinem gesichte / vnd do möchte nyemant für sein. Do das [der] chünig vernome, ser leydig was, Doch er schuffe machen Ein schöne chamern in einem turn vnd dar ein Etliche frauen vnd ammen, die den chnaben zichen sölten mit allẽ vleysche vnd sein hüten vor den vor genanten Çweyen dingen, als dan der sünen vnd deʒ feuers / pis die virçechen Jare vergangen weren. Also deʒ chünges geschefte verpracht warde vñ *das chint*[2] in dem turn was in das fünfçechenst Jare vñ weder sünen noch feüer nye gesache ☾ Nach der vergangen zeit der cheyser den chnaben heraus nome vnd In zucht zu leren, als dan der grossen hern gewonhet was / von erste den gelauben vnd zu er cheñen die freude deʒ paradeyß / vnd auch die helle, do die teufel ir wonung haben vnd zu In nemen, die da übel dun In disser welt / Vnd alle andre dinge, (128) die Im dan vnerchant waren / Also dem Jungen alle dinge worden zu erchant geben, als dan waren die menschen, die mane vnd frauen, das gefügel, die wilden tiere, roß, hunde, vische vñ iglich dinge pesunder Im zu erchennen gebñ warde. Nu der Junge vil dinge gesechen hatte vnd von iglichem pesunder den nomen pegert zu wissen, alle dinge Im verchündet worden / vñ do er chome an die frauen vnd der

1) Fiore di virtù cap. XXXVI (s. 133). Frati s. 420. 2) Corrigiert statt *er*.

nomen pegert zu wissen / Einer zu Im sprache In chürtzweyle: „das sein geheyssen teüffel, die die menschen zu der helle füren.“ ❨Nicht lange zeit dar nach verginge, der cheyser den sun pegonde zu fragen / welliche dinge Im an dem pasten gefielen von allen den, die [er] gesechen hatte / Der Junge dem cheyser antwurt vnd sprache: „herre vnd vater, ich sol eüch die warhet sagen / Vnd fur ware, an dem pesten mir gefallen die teufel, die dj menschen zu der hellen füren: die mir pas gefallen dan chein dinge, das ich gesechen habe.“ ÷ ∾

S. 128. Von der tugent der Masse, die mit den lateynischen genant ist Moderacia.[1] ÷ ∾ ÷

S. 130. Von der tugent der Masse des hermleins. ÷ ∾

S. 133. Ein Capitel von der Masse der alte (!) .ee. ÷ ∾

S. 134. Ein ander Capitel von der Masse vnd wie man reden sol. ÷ ∾

S. 136. Ein straffung über die zungen vnd ander lere. ÷ ∾

S. 138. Ein Ander Capitel über das reden deʒ grossen meister (!) vnd lerers Tulio. ÷ ∾ ∾

S. 143. Ein cleyn Capitel über rat geben. ÷ ∾

S. 144. Ein ander clein Capitel über die ordnung Çw reden als dan Tulio spricht. ÷ ∾

S. 145. Ein Capitel von der torhett. ÷ ∾

(148) Ein ander lere vnd anweysung des grossen phylosofo vnd Meisters Albertano / Von erste sein anfang / dar nach von der pösen zungen Das dritte von dem dienen Das virde von zuchtiger Milticheit / Das fünfte ein straffung deʒ mans Das sexte von der zuchticheit der czungen / Das sybent vn̄ leste czu leben In der forchte gotes ÷ ∾ AMEN ∾ ꝛ ∾

IN dem anfange, mitte vnd Ende meiner lere, zu lobe dem almechtigen got vnd hern, schöpfer der welt, Wan an sein genade vn̄ parmherçicheit nymant geleben mage / Darum Ich sünderliche diemütiglichen czu Im rüffe / Dan vil die sein / die den wege der czungen verlorn haben / Vnd wenig sein, die ir zungen herschen, çaumen oder straffen chünnen ❨Darum der heylig Çwelfpot sand Jacob sprichtt: „Die wilden tier man zaumet vnd vntertaniget menschlicher natur / vnd sein eygne zungen der mensche nicht gezaumen noch gepinden mag / Darum Ich albertano phylosofo gedacht vnd funden han lere vnd anweysung zu reden vnd zu sweygen / Darum aller liebstes chint, freunt vnd günner ❨Vnd wan du reden wilt, vor pedencke die natur des han-

1) Später corrigiert in *Moderācia*.

nen / wan .E. er sein gesange an hebet / vor (149) Er sich selbes mit seinen flügeln zu dreyen malen slechte / Dar nach er an hebet zu singē: Also auch du solt dun / pis züchtig vnd straffe dich selbs / Vor aus teyle vnd gedencke, was du reden wilt / Vnd .e. das du an hebest zw reden, vor pedencke das Ende, wie es sich ergen müge / Vnd ob dich die sache an treffe oder an ge, oder nicht / Wan gehört dir die sache nicht zu, so soltu dich ir nicht vnterfachen. Dar nach gedencke, ob dein gemüte In rubūg sey oder In Çorn und an alle hoffart / Wan warum wer dein gemüte In trübung oder çorn, so hüte dich icht zu reden vnd auch zu antworten ¶Wan Catone spricht: „der zorn petrübt das gemüte, das der man der warhet nicht erchennen mag ‖ ¶Auch Tulio der Römer spricht, das[1] die gröste vnd höchste tugent sey, sich selbs zu über winden ¶Sant ¶Isiderio spricht: „Es ist ein sellig dinge, der In dem zorn sweygen chan“ ¶Salamon spricht: „hüte dich, nicht lasse dich willen oder pegire überwinden.“ ¶Der Çwelfpot spricht: „der sich nachent zu got / der an sich halten chan seinen willen.“ ¶Salamon spricht: wer hütt seines mundes, der seiner selen hütet ¶Aristotile spricht: „wer nicht chan sweygen, der auch nicht chan reden.“ ¶Der Römer Cato (150) spricht: „die erste tugent des mans vnd der frauen ist, zu meistern ir eygne zungen.“ ¶Sand pauls spricht: „die freunde gotes / chūnen vnd wissen zu sweygen.“ ¶Santa chaterina spricht: „die freunde vnd diener gotes chünnen [sweygen] Vnd dem zornigen den wege geben“ ¶Salamon spricht: „fleuche die hoffart als die gift, wiltu seliglichen leben“ ¶Sand geronimo spricht: „der hoffertig man oder weybe das reiche des hymels nicht sechen.“ ¶Auch mer er spricht / „du solt nymant straffen wider recht, noch verurteylen vm der sünde willen, dar Ine du verurteylt pist.“ ¶Der grosse maester Virgilio spricht / „Wiltu yemant straffen, sich vor, ob du in solcher sünde pegraben seyest ¶Darum so sweyge vnd nyemant richte“ ¶Sand ¶Augustin spricht / „wer wol rett vnd ubel düt, der sich selbes verdampt“ ¶Aristotile spricht: „wiltu wol reden / so rede vnd pflige der warhet / Vnd von dir slache die lügen.“ ¶Ihū Xp̄c spricht: „die warhet chein müe ist zu reden / Vnd über alle dinge peschaue das ende deiner wort, so würstu nicht sünden ¶Stō Isiderio spricht: „wiltu nicht sünden / so sweyge“ ¶Virgilio spricht: „sweygender munt / ist lobe vnd ere“ ¶Salamon spricht: „redender munt lescht chein feuer“ ¶Darum liebes chint, lern (151) Vnd meister dich vnd leine [dich] an die edelen tugēt der warhet vnd wider die nicht streyte ¶Wan wer sich leynet an die warhet, der sich leynet an got ¶Wan got mit seinem

1) Dahinter *das* gestrichen.

munde sprache / Ich pin die warhet, Darum die warhaftigen got ser liebe hat ¶ Vnd wan der meister Tulio got pat vm genade / albegen von erste er got pate, das er in pehüten sölte sein zungen vor der pössen vñ falschen lügen. ÷ ∾

Ein Capitel vnd straffung über die pösen / vnd falschen zungen. ÷ ∾

SAlamon spricht: „o herre got, Ich dich pite, das du mich pehütest vor allen pössen zungen ¶ Darum liebes chint, hüte dich vnd deinen munt vor den pösen lügen vnd in prauche in zucht, warheit vnd Milticheit / So lebstu in genade eines iglichen ¶ Wan Salamon spricht: „Der züchtig vnd warhaftig man vnd weybe werden pürger seyn der stat deʒ hymels.“ ¶ Seneca spricht: „der tugēthaftig vnd züchtig man nicht sechen wirt die pein der helle.“ ¶ Aristotile spricht: „von dem lügenhaftigen menschen zucht, ere vnd wirdicheit fleuchet“ ¶ Salamon spricht: „„*der*[1] guter nome ist *über alle*[2] edel vnd gute salben“ ¶ Darum, liebes chintt, nach allem deinem vermügen dich nöte vnd çwinge (152) Çu haben guten nomen in disser welt / so würstu erhort in dem leben der ewigen salicheit (*usw. bis zum schluss der seite*).

(153) Wie man dienē sol den freunden vnd ander peyspille. ÷ ∾

Noch mer vns lert die heylig geschrift ein ander lere vnd maesterschaft ¶ Vnd spricht: „nicht halt deinen freünde oder güñer in worten, diene Im snelle, wan er deines dinste pegert, ob du magest ¶ Noch mer si vns lert vnd meistert, das wir snelle sullen sein zu vergeben, die wider vns getan haben (*usw. bis zum schluss der seite*).

(154) Von der zucht Vnd Milticheit der zungen.

SAnd Ambrosio spricht, von der milticheit der zungen chomet glorj vnd ere / Vnd von der posen zungen pechomet neyde, hasß vnd sünde ¶ Salamon spricht, die messig zungen sey ein stigen des paradeyses ¶ Tolomeo spricht: „liebes chint, Ich dir gedencke zu haben einen hals als der kranghe“ ¶ Salamon spricht: „nyemant offenware die heymlicheit deines herçen / Wan dar nach du ir nicht mer geweltig pist“ (*usw. bis zum schluss der seite*).

(155) Ein ander lere vnd capitel der straffung deʒ mans. ÷ ∾

SAlamon spricht: „nicht schymphe mit dē frauen, die vor über das czile oder pöglein getreten hat / Wan der ab geleschte *cholen von* cleynem feuer *sich gern* [*wider*] enzündet (*usw. bis s. 156 mitte*).

1) *der* aus *ein* corrigiert.

2) *über* am rande nachgetragen; *alle* aus *eine* corrigiert.

Ein ander Capitel von der züchticheit der zungen.

CAtone spricht: „nicht gee in den rat, du werdest dan gerüffet“. ¶Salamon spricht: „die wort sein swærer dan das pley.“ Darum dich hüte mit überladung der wort, die nicht alle oder alwegen zu reden sein vnd dir nicht zu sten (... *so bis s. 157 z. 7 v. u., dann:*)

Ein Capitel zu leben In der forchte gotes.

O Du aller liebstes *Edles* chinde, In einem worte allein ich pesliessen wille die weysheyt deȝ hymels vnd deȝ ertrichs / Darū (158) Pis willig in dissem Jamerlichen Jamer tale vñ Elendiglichen leben / Wan wie du dein leben fürest, also du ersterben wirst. Darum gedencke, wie du dein leben füren wöllest, das gar eben pesynne / Dich vnd dein leben zu füren In der liebe [gotes *durchstrichen*] Vnd forchte gotes deȝ almechtigen vaters vnsers hern Jhū xpc Im zu lobe vnd ern der liebsten frölichen Englischen samnūg des paradeyses, Do alle tugent vnd güte ir wonung habent, Immer vnd Ewig an ende. Do man hört das lobsam vnd süsse Englische gesange der ern vnd salicheyt / Vnd vil ander grosser wunder vnd freude, die menschlich nat' nicht verchünden möchte ¶Çu dissen hymlischñ freünden (!) Vns neme der almechtig got Vnd schöpfer aller geschöpfe, der da regirt Imer vnd Ewig an ende. ∾ Am.E.N. ÷ ∾ ∾

∾ ·· ARIGO · ∾

∾ · 1468 · ∾

Opus perfeci

An dem acht vñ Çwainçigisten tage des Augsten. ∾

Arigos übersetzung des *Fiore di virtù* ist in einer schönen papierhandschrift der Hamburger stadtbibliothek überliefert, auf die Lappenberg in der Zeitschrift für deutsches altertum 10, 260 hingewiesen hat. Hierauf nahm Zingerle, Ältere Tirolische dichter I (Vintlers Pluemen der Tugent) s. XXIV anmerkung ohne nennung des Arigo bezug; sonst hat niemand das werk beachtet. Weder ist es in den litteraturgeschichten erwähnt, noch hat man es bei der frage, ob Heinrich Steinhöwel der im eingang des deutschen Decamerone genante Arigo sei, berücksichtigt; und auch Frati hat es in seinen Ricerche sul fiore di virtù (Studi di filologia Romanza pubbl. da E. Monaci Vol. VI s. 247 fgg.) bei der zusammenstellung der übersetzungen (s. 290 fgg.) übersehen. Aber die übersetzung hat für den romanisten wie für den germanisten ihre bedeutung. Sie darf bei der textkritik des in stark

1) auf rasur. *en von* über den columnenstrich heraus.

2) auf rasur.

auseinandergehenden versionen überlieferten *Fiore* nicht unberücksichtigt bleiben und sie ist ein sprachlich wie litterarhistorisch interessantes denkmal jener populär-humanistischen richtung, die seit der mitte des 15. jahrhunderts in der deutschen prosa zu tage tritt. Über das äussere der handschrift und dessen bedeutung für die erkenntnis ihrer entstehung habe ich bereits in den Göttinger gelehrten anzeigen jahrg. 1895 s. 325 fg. das nötigste bemerkt. Dass Arigo nicht nur der schreiber der vorliegenden handschrift, sondern auch der verfasser der übersetzung sei, geht wol schon aus dem dort beigebrachten hervor. Wie er seine übersetzung noch während der niederschrift corrigierte, zeigt sich z. b. in dem kapitel vom Neyde (s. 20), wo für den satz des originals *più lieve cosa è a fuggire il dispiacimento della povertà, che la invidia della ricchezza* geschrieben steht: *Auch vil ringlicher ist zu flichen die [vernichtung die] armut dan den Neyde des reichtums.* Die eingeklammerten worte sind durchstrichen. Arigo übersetzte *dispiacimento* zunächst durch *vernichtung* im sinne von nichtachtung, fürchtete dann aber, als er mit *der armuot* fortfahren wollte, ein misverständnis, schrieb daher, unter verzicht auf die übersetzung von *dispiacimento*, einfach *die armuot* und strich dann *vernichtung* und das eine der beiden *die*. In dem kapitel von der *untugent des zorns* ist s. 30, z. 7 v. u. *indignazione* zuerst durch *vnwilligen widerwerticheit* widergegeben, was dann in *vnwillicheyt* geändert wurde; ebenso ist in den beiden nächsten zeilen als übersetzung des *indignazione* auf rasur von grösserer ausdehnung *vnwilicheit* hergestellt, während es dann auf s. 31 z. 14 schon von vornherein in den text gesetzt wurde. Von den zahlreichen correcturen, die auch sonst nach dem italienischen original gemacht wurden, kann insbesondere das oben mitgeteilte stück des ersten kapitels eine vorstellung geben. Dass hie und da auch ein beim schreiben übersprungenes wort nachzutragen war, kann auch bei einer original-reinschrift nicht wundern. Eine andere deutsche vorlage als Arigos eigenes concept anzunehmen, besteht nirgend ein grund. Eine genaue feststellung des verhältnisses zwischen übersetzung und quelle wird im einzelnen erst möglich sein, wenn der Fiore in kritischer ausgabe mit vollständigem apparat vorliegt. Mir standen ausser den von Frati a. a. o. und von Zingerle in seinem Vintler nach der ausgabe von Gelli (Florenz 1855) mitgeteilten stücken durch die freundlichkeit des herrn dr. Wendriner die ausgabe von Gaetano Volpi (Milano 1842) und die von Ulrich (Leipzig 1890) herausgegebene versione Tosco-Veneta zur verfügung[1]. Die letztgenannte schliesst

1) Die fortsetzung der letzteren (Lipsia 1895) und die ausgabe in der Ztschr. f. rom. phil. 19, 235 fg. erschien erst nach abschluss dieser arbeit.

ebenso wie einige andere handschriften (vgl. Frati s. 270) in dem kapitel (XXXVII) *moderanza* (s. 139 der ausgabe von 1842, Arigo s. 133) und zwar mit dem satze *el septimo die si reposoe da ol-lavoriero ch'el' avea fato.* Der ganze übrige teil dieses kapitels fehlt auch bei Arigo. Aber dann fährt er in den drei folgenden kapiteln wie die italienische ausgabe von 1842 fort. Diese schliesst mit dem kapitel (XL) *del guardare; in che modo si dee fare* (s. 156; vgl. auch Frati s. 270 fg.); ebenso die vorlage Vintlers: der letzte vers, der ihr entspricht, ist v. 9396 (vgl. Zingerle zu 9397), d. i. nur wenige zeilen vor dem schluss der it. ausgabe von 1842. Dem schlusssatz dieser letzteren *Ancora de' l'uomo avere moderanza e misura in tutti gli suoi fatti* entspricht bei Arigo auf s. 145 (mitte) der satz *Auch der man pey Im haben sol masse vnd das in allen seynen sachen.* Aber nun folgt noch bei Arigo ohne abschnitt *Alexander spricht chein dinge nicht ist do von der man mer gepreyset ist dan von der edelen vnd schönen zucht* usw. Daran schliessen sich sehr verschiedene lebensregeln, als deren urheber Seneca, Panfilio, Seneca, Seneca, Boecio genannt werden, bis zu dem satze, mit dem s. 147 endigt: *Nu sich anhebt ein ander lere des grossen phylosofo vñ Meisters Albertano,* und es folgen nun auf s. 148 bis 158 in der durch die oben mitgeteilten kapitelüberschriften ersichtlichen weise übersetzungen aus traktaten des Albertano von Brescia, die zum teil auch schon vorher im Fiore di virtù benutzt waren. Zu s. 148 fg. (oben s. 467 fg.) vergleiche *Dei trattati morali di Albertano da Brescia volgarizzamento inedito fatto nel 1268 da Andrea Grosseto publicato a cura di Franc. Selmi* (*Bologna 1873*), s. 1—4. Der deutsche text ist da ein allmählich immer freierer auszug aus dem italienischen. Bemerkenswert ist, dass der übersetzer für die anrede des verfassers *figliuolo mio Stefano* einsetzt *aller liebstes chint, freunt vnd günner.* Dass Albertano von Brescia schon vor unserer Tugendblume durch eine übersetzung seines *Liber consolationis* in die deutsche litteratur eingeführt wurde, habe ich im Grundriss II, 1, 406 u. anm. bemerkt; Vetter gab in Kürschners „Nationallitteratur“ ein stück aus ihr heraus, ohne das original anzugeben („Aus dem Melibeus“ Lehrhafte litteratur des 14. und 15. jh. I s. 456 fgg.)

Wortgetreuen anschluss an das original hat Arigo sich auch gegenüber dem Fiore di virtù keinswegs zur pflicht gemacht. Er liebt es besonders ein wort der vorlage durch zwei synonyme worte zu umschreiben; er sieht auf wechsel im ausdruck; schwierigkeiten umgeht er gelegentlich durch minder genaue übersetzung, auch wol durch auslassungen, während er andrerseits auch dieses und jenes einschaltet. Am freiesten behandelt er die quelle in den erzählenden stücken, die

ich mit ganz unbedeutenden ausnahmen oben mitgeteilt habe. An den geschichten von Damon und Phintia und „könig Marcus“, denen ich oben beispielsweise den italienischen text beigefügt habe, mag man sehen, wie seine übersetzung stellenweise den charakter einer freien, erweiternden nacherzählung gewinnt. Hier wird auch sein stil geschickter. Bei den sentenzen schliesst er sich dagegen meist näher an die quelle an, und den schwierigeren anforderungen, die sie an den übersetzer stellen, zeigt er sich weniger gewachsen. Die übersetzung ist hier im allgemeinen steifer, undeutscher und von fehlern nicht frei. Einige grobe misverständnisse werden auf verderbnis oder schlechte schrift der italienischen vorlage zurückzuführen sein. So s. 45: *Darum herre got ich dich pitte du der armut nicht neydig seyest vnd dich nicht veranders durch deʒ reichtums willen. wan du von Im vnerchant pist* für *Di due cose ti priego, Iddio, che tu non mi dia povertà, nè tante ricchezze ch'io non ti conosca* (*Duo rogavi te … mendicitatem et divitias ne dederis mihi: tribue tantum victui meo necessaria: ne forte illiciar ad negandum* usw. Prov. 30, 7 fg.). Statt *mi dia* scheint Arigo hier *inuidia* gelesen zu haben; aber auch die weiteren fehler werden durch die beschaffenheit der vorlage veranlasst sein. Ähnlich liegt es wohl, wenn cap. I der satz *e di questo cotale amore di concupiscenza si può dire ch'è tratta la regola* (var. *che* [*ch'el*] *trata le regolle*) *d'amore* übersetzt wird *die übrig pegire*[1] *man sprechen mage die ein ast der regeln der liebe sey.* Ganz merkwürdig ist die übersetzung des schlusssatzes der oben s. 465/66 mitgeteilten erzählung *E la monaca salvò la sua castità, volendo innanzi perdere gli occhi secondo che dice il Vangelio* = *Also die heylig fraue vor dem pössen uncheuschen hern ir reine Junckfrauschaft errettet / Auch man list In dem Ewangelj wie dar nach si got wider erleuchtet.* Eine wunderliche vorstellung vom inhalt der evangelien! Freilich, wie es mit Arigos bibelkenntnis bestellt ist, zeigt sich auch, wenn er s. 92 in der *Historj von der stercke des Samson* über dessen persönlichkeit den erklären-

1) Statt dieses wortes stand ursprünglich *liebe der pegernus* da und daneben am rande *oder pegire.* — Gleich der folgende satz zeigt, wie die übersetzung auch für die kritik des italienischen textes in betracht kommt: dieser lautet nach der ausgabe Milano 1842 und nach der von Frati s. 254 benutzten von Bottari: l'amore nessuna cosa può dinegare di diletto, la mente non si può saziare, ähnlich auch nach der von Zingerle verglichenen, während die Vers. Tosc. Venet. statt der beiden gesperrten worte jedesmal *l'amante* überliefert. Mit dieser stimmt Arigo: *Wan der dassig, der da liebe hatt durch die pegernus* [*oder übrig begire*], *Im dar Inne chein abprechen noch sich erfüllen mage.* Doch steht seine übersetzung keineswegs immer mit dieser version gegen die andern zusammen.

den zusatz macht, dass *Samson dez chüniges dauit sun, Salamon vnd absalon pruder* gewesen sei. Die sprichwörtliche zusammenstellung von Samsons stärke, Salomons weisheit und Absalons schönheit übt hier ihren einfluss. Eine volkstümliche vorstellung wirkt auch in dem kapitel *von der straffung über den chünig faraon* auf seine übersetzung des satzes *la seconda (pistolenza) si fu moltitudine di ranocchi, che piovè* durch *daz ander, daz auch vō hymel regent mancherley lintwürm vñ tracken:* bekanntlich bringen nach altem volksglauben die drachen aus der luft herab allerlei krankheit und plage.

Nicht nur das italienische original, sondern ich meine, auch die herkunft des verfassers oder wenigstens seine gewöhnung an die italienische sprache blickt in mancherlei erscheinungen durch, auf die ich zum teil schon in den Gött. gel. anz. a. a. o. hingewiesen habe. Wollte man der gelegentlichen beibehaltung des italienischen stichwortes in den überschriften keine bedeutung beilegen, so verdient doch die beibehaltung der italienischen formen für die namen der klassiker schon mehr bedeutung. Es kommt ferner vor, dass ein italienischer ausdruck auch im texte beibehalten wird, teils mit, teils ohne beifügung einer deutschen erklärung. So s. 115 *das Capidoglio, das ist daz rothaus,* s. 83 *der vogel der do heyst perniçe vnd an der farbe vnd grosse ist dem rephun geleiche* (Ital. cap. XXI *figliuoli della pernice*). S. 129 heisst der schiffer schlechtweg *der nochiere;* s. 68 findet sich *der tiranno* und *dez tiranno.* Vielfach *der philosofo.* Aber auch in deutschen wörtern zeigen sich hie und da italismen. Neben *meister* wird sehr oft *maester* und so auch *maesterschaft* geschrieben. S. 3 wird *la patria* durch *seine vatterliche lant* widergegeben, und entsprechend heisst es s. 34 *deine vatterliche vnd geporne lant.* Vgl. s. 106 *slache von dir alle deine übrige willen* für *togli da te le cose superchievoli e le tue volontadi ristrigni.* S. 93 *Von der forchte* (del timore) *vnd seiner vntugent.* Auch von dieser seite bestätigt es sich, dass der träger des italienischen namens, der sein *opus perfeci* unter die Hamburger handschrift setzte, Arigo, wirklich das werk gemacht, d. h. die deutsche übersetzung verfasst hat.

Ist aber dies der fall, so ergibt sich daraus weiter von vornherein mit der grössten wahrscheinlichkeit, dass wir dem übersetzer des Fiore di virtù auch die wenige jahre nach vollendung jenes werkes gedruckte verdeutschung von Boccaccios Decamerone verdanken. Denn die worte in der einleitung des deutschen Decameron (Keller 17, 29) *han ich Arigo in* (den freulein) *das wercke machen vnd in teutsche zungenn schreiben wöllen* können sicherlich nicht anders gedeutet werden, als dass eben auch Arigo das werk gemacht, d. h. die deutsche

übersetzung verfasst hat (vgl. Gött. gel. anz. a. a. o.). Es müsste aber doch ein wunderliches spiel des zufalls sein, wenn um dieselbe zeit zwei leute, die sich Arigo nannten, italienische werke ins deutsche übersetzt hätten. In der tat trifft die obige charakteristik von Arigos übersetzungsweise im wesentlichen auch für den Decamerone zu. Auf welche weise man sich auch bei identität der verfasser gewisse unterschiede in form und ausdruck etwa erklären kann, die unleugbar zwischen den beiden übersetzungen bestehen, das habe ich a. a. o. angedeutet. Hier sei nur zur weiteren begründung meiner zuerst im Grundriss d. germ. phil. II, 1, 405 und 408 ausgesprochenen ansicht eine reihe bemerkenswerter übereinstimmungen in der sprache beider werke hervorgehoben.

Eine merkwürdige ausdehnung hat beiderseits das endungs-*e*. Die bekannte anhängung des *e* an starke substantiva ist überaus häufig, z. b. Dec. *leyte* und *leyde* für leid, *lobe, troste, wege, lauffe, rate, tode, volcke, viche, wercke, tage, sune, note* usw. TBl. (Tugendblume) *puche, teyle, anfange, tode, dinge, luste, vische, wege* usw. Aber auch dem unflektierten adjektivum wird es zugefügt, wie z. b. beiderseits *tode* und besonders häufig *liebe haben*. Beim verbum sind nicht nur starke präterita wie *starbe, ginge, gabe, floge, warde, sache, kome, stunde, hube* in der TBl. die regel, im Dec. mindestens eine ganz gewöhnliche erscheinung, sind nicht nur präteritopräsentia wie *mage* [*mosse*], *pedarffe, wille, weisse* üblich, sondern das *e* wird auch den verschiedenen arten des endungs-*t* in auffälliger weise angehängt; so in der 2. pers.: *heste* für *hest, hettest* Dec. K. 196, 28, *du muste* 647, 28, *du solte* 360, 26; vgl. *du dueste* TBl. 9, *haste* 8, *chanste* 15, *pedarfste* 15, *du solte* 8 usw.; in der 3. pers.: *erkente* für *erkennet* (*erkentt* Augsburger, *erkent* Strassburger druck) Dec. K. 28, 29, *schlefte* (schläft) 197, 2, *beswerte* (beschwert) 652, 18, und in TBl. z. b. *sprichte, laufte, machte, peleybte, meinte, nente, regirte, würte, hatte* usw. (für *hat, wird, regiret* usw.); für die 2. pers. pl. *ir sülte* Dec. 532, 21, *ir lieste* (liesset) 440, 36; für das unflektierte part. prät. z. b. *geschikte* (*welich grab sie geschikte funden* Dec. K. 6, 37), *geerte* (*sein name ... geerte sey* 16, 37), so *enbachte* 442, 28, *erkante* 655, 8, *gesetzte* 655, 12; *gepaute* TBl. *gesaxte, verchaufte*, desgl. — Dieser verlängerung steht andererseits in beiden übersetzungen eine kürzung nebentoniger silben gegenüber. So heisst es beiderseits *urlab* neben *urloub, herber* (neben *herberg*) und *beherbren, arbet* und in den zusammengesetzten wörtern *-het* (z. b. *freyhet* Dec. K. 211, 11, *gesundhet* 226, 11, *gewonhet* 29, 36, und in der TBl. *weishet, torhet, gewonhet, chranchet, poshet*) neben formen mit

ei. — Bezüglich des vokalismus der stammsilben sei folgendes bemerkt. Neben *â* kommt vereinzelt *ô* vor, beiderseits in *do, wo, nomen.* *æ* wird beiderseits zu *e* gekürzt in *sellig.* Für altes *î* gilt bei beiden *ei, ey,* während in nebentonigen hie und da *i* bleibt, so übereinstimmend in *ertrich;* in recht seltenem wechsel mit *ai* steht *ei* für altes *ei.* Für altes *û* und *ou* gilt übereinstimmend *au*; nur in dem worte *sôm* (last) zeigen beide *ô* für *ou* (Dek. K. 199, 11; TBl. 85). *b* ist im anlaut beiderseits durch *p* vertreten; *w* für *b* findet sich bei beiden in *offenwar, b* für *w* übereinstimmend in *albeg* (*albege, albegen*); postvokalisch beiderseits in *rubung* TBl. 21, *gerubter* Dec. 199, 12; sonst vgl. *erbirbstu* TBl. 20, *enbicht* Dec. Im ganzen scheint der wechsel zwischen *b* und *w* in Dec. häufiger als in TBl. *n* schwindet bei beiden gelegentlich in *eifeltig, vernuftig* (*vernustig*), in der endung der participia präsentis und in *tuget.* Für *s* tritt bei beiden im inlaut hin und wider *ss* auf, übereinstimmend z. b. in *wessen* neben *wesen.* Angesichts der form *vleische* für *fleisse* TBl. 127 braucht man *geschelschaft* TBl. 6 nicht für einen schreibfehler zu halten, und eben diese form findet sich Dec. s. 19ᵃ der originalausgabe (nicht bei Keller). Inlautendes *ch* für *h* ist beiderseits in *sechen, zechen, gechlich* (*-ling*), *höche, flichen, zichen* (fliehen, ziehen) belegbar. — Eine völlige übereinstimmung in der schreibung des handschriftlichen und des gedruckten werkes wird niemand erwarten. Es genügt, wenn besonders charakteristische merkmale der hdschr. der TBl. im drucke des Dec. noch erkennbar bleiben. Solche können auch bei sonst consequenter änderung doch gelegentlich noch durchschimmern. So ist, wie Wunderlich richtig bemerkt hat, das in TBl. herrschende *ch* im anlaut in Dec. stets durch *k* ersetzt. Aber Dec. 372, 13 steht noch als schimpfwort für ein weib *verheyter chad.* Mag damit *kât* (kot) oder *kad,* das gefäss, gemeint sein, was dann hier wie unser „schachtel" gebraucht wäre, jedenfalls hat hier der setzer in einem ihm vermutlich unverständlichen worte das *ch* des manuscripts stehen gelassen.

Von übereinstimmungen im wortschatze verdienen folgende besonders beachtet zu werden: ansprung (fiero assalto) *des unseligen bösen glücks* ist im Deutschen wörterbuch I, 472 aus Dec. belegt, ohne irgend eine parallele für solche verwendung des wortes *ansprung.* Genau so findet sich aber TBl. 39 *ansprung der widerwerticheit.* Vgl. auch *an springen* von *begirden* und von der *geitikeit* gesagt Dec. 36, 7. 46, 37. — ausrichtig in freier übersetzung des originals gebraucht: *Nu der abte in hilte für einen chündigen vnd ausrichtigen man vnd meinte, er pesser were aus zu richten etlich geschefte dez closters* = *credendo l'abate, che egli fusse più savio nelle cose del mondo che*

gli altri monaci TBl. oben s. 459. *Der was für den außrichtigisten und redlichisten man gehalten* = *fu uno de' più notabili e de' più magnifici signori* Dec. 44, 16. der dasig der für derjenige welcher, häufig. So z. b. in TBl. *der dasig, der sölcher liebe pflegen ist, der falsche vnd nicht gerecht ist. wan der dasig, der an freunde ist, allein ist in seinen gescheften. das er die liebe vnd freuntschaft des dasigen, den er liebe hatte, die pesizte vnd der gewaltig ist. der dasig, der da reichtums oder salicheit nicht gewonet zu haben ist;* usw. Vgl. im Dec.: *Auch die dasigen, die das romore auff dem predigtstul an den grösten machen, dieselben an den meisten sölchen gescheftenn nach gen* 208, 12. *der dasig, der da was getöt worden* 205, 27. *der dasigen, die er meinte ze finden* 197, 5. *die dasig, die gen ir verklaget was, ersache* 701, 3 v. u. — ein fart für einmal TBl. 38. Dec. 243, 18. 521, 30 u. ö. — dunkelgut für *ipocrisia* mehrfach in TBl., vgl. Dec. 257, 14 *die vntugent der ipocrasia vnd dunckel gůt* (im original nur *ipocresia*). In dieser bedeutung ist das wort in den wörterbüchern nirgends belegt. — eytellere für *vanagloria* mehrfach in TBl., vgl. Dec. 23, 11. 259, 4. — entwichten zu nichte machen: *vernichten oder entwichten* TBl. 33. *wan das auf heben den verprachten dinst entwicht vnd macht verliessen* = *il rimproverare fa perdere lo servigio* TBl. 44; *Salamon spricht, das die süssen vnd diemütigen wol gesetzten wort entwichten den zorn* (*il dolce parlare si rompe l'ira*) TBl. 140. (Hier ist *entwichten* später corrigiert in *erwichen*). *wan ich den erbern vñ frūmen man höre entwichten den vnweysen.* Vgl. Dec. *wölt ir anders euer sach nit entwichten* (*guastare i fatti vostri*) 260, 8 (andere beispiele aus Dec. im DWb. 3, 658). — In keinem wörterbuche ist der gebrauch von mitleidung und mitleidig für geduld und geduldig, ausdauernd belegt, wie er in TBl. und Dec. gilt. So TBl. s. 92: *Von der Edelen vnd tugenthaftigen stercke der mitleydung* (*della virtù della fortezza che si chiama pazienza*). *Socrate spricht, das mitleydung sey ein porten der liebe der parmherçicheit* (*Socrate dice: La pacienza e parte* — var. *porta, porto* — *della misericordia*). *Proenciale spricht, chein tugēt nicht mage gesein, si sey dan pestet in mitleydung, das ist der patiençia.* Vgl. oben s. 462. 464. TBl. s. 105 (cap. XXIX des ital. or.) wird *sofferenza* erst durch *gedult vnd mitleidung*, dann durch *mitleidung* allein widergegeben. Entsprechend wird Dec. 307, 37 *gedultig vnd mitleydig seyt* für *siate pazienti* gesetzt und ebenso 129, 22 *dax sie in irer armůte gedultig vnd mitleydig wern* für *che essi pazientemente comportassero lo stato povero.* Das adjectivum wird auch TBl. s. 112 gebraucht: *nicht zu gelauben genüge mitleydig zu sein* [*in*] *allen dingen, den du*

dich vntertanig machest (*a credere di non potere essere sufficiente a tutte le cose*). S. 105: *Wer aber mit der tugent der gedult vnd mitleydung den dasigen pösen vntugent* (!) *widerstet, Der ist geheysen ein mit leyder.* Oben s. 457 und s. 464 *mitleiden haben* für geduld haben. — Sich neheden für sich nahen fehlt gleichfalls in den wörterbüchern. *Die zeit sich warde neheden* TBl. 18. *So wird es sich züchtiglich zů euch näheden* Dec. 528, 30. — nudalest TBl. oben s. 464, z. 8. Dec. 8, 27. 243, 24. 650, 30 u. ö. Es wird im sinne von „jetzt" gebraucht. Die erklärung des *dalest* im DWb. und bei Lexer wird wol niemand mehr befriedigen. Es ist sicherlich nichts anderes als eine der vielen entstellungen aus *tâlanc,* die in diesem falle durch die genetiv-adverbia beeinflusst sein wird. Die im DWb. erwähnte verneinende bedeutung des *dalest* hat auch *tâlanc* gelegentlich (vgl. Morolf 616, 3—5 E und anm. zu 521, 4. 5). — radescheibe kreisförmig *und ir geselschaft sich radescheibe vmbe sy auch nider seczten* Dec. 16, 8. Das DWb. kennt nur diesen einen beleg. Aber das wort findet sich nicht allein ebenso Dec. 379, 22, sondern auch TBl. oben s. 463. *wie hat Quadro also ein schönes radscheybes hare.* Vgl. auch *geringescheib: si* (die kraniche) *iren chünig pehüten mit grosser vnd treülicher hute, wan si geringe scheyb vm In sten vnd er in der mitte vnder In* TBl. — verlaugnen wird in beiden übersetzungen auch im sinne von *versagen* gebraucht: *die verpoten vnd verlaügten dinge* (*le cose vietate e negate*) TBl. 106; *darvmb seyt gepeten vmb der liebe willen, die ich euch trage, dax ir mir der eüern nicht verlaugent* (*che voi non neghiate il vostro verso di me*) Dec. 128, 17. — verwesen: *vnd pegert er nicht, so verwist er* (*si consuma*) *in seiner armut* TBl. 45; *da ... verprinnest vnd verwisest* (*ardi e consumiti*) *in liebe einer fremden frawen* Dec. 198, 29. — wetung: *vñ den* (reichtum) *nicht gelassen mage an grosse pein vnd wetung* (*e non le lascia senza dolore*) TBl. 46; *Dax im grosse pein pracht, vmb wetung halben sich nit enthalten mocht, laut schreyen must* Dec. 375, 21, vgl. 28 und *vnd dem künige auf seiner prüste ein ewiger wetung beliben was genant fistola* (*gli era rimasa una fistola*) Dec. 226, 8. Das wort ist eine entstellung aus *wêtuom,* die ich nicht anderweitig zu belegen weiss, es bietet auch, soviel ich sehe, in beiden übersetzungen das einzige beispiel für die wandelung des *-tuom* in *-tung.* — wunder wird beiderseits unabhängig vom italienischen texte in verwandten wendungen gebraucht: *vnnd Bruno im von ferren nachfolget vmb wunder zů sechenn, wie sich doch der arczte stellen wölte* (per vedere come l'opera andasse) Dec. 530, 4. Vgl. *auß seinem geheüsse vm*

wunders willen nicht chöme (*non esce mai fuori della sua tana*) TBl. 130. — In ganz übereinstimmenden wendungen verwenden beide übersetzungen *sich verwundern* im sinne von sich genug, bis zu ende wundern. Vgl. oben s. 453. *Der chünig . . . sich nicht verwundern mochte der starchen vnd freyen wort des armen mannes.* Und ebenso *Die edeln herrn nicht alleine sich des ritters sunder auch seiner frawen grosse miltikeit nicht verwundern mochten* Dec. 646, 4: sie konnten sich nicht genug wundern über; so beiderseits mehrfach.

Aus der syntax will ich eine bemerkenswerte übereinstimmung in der wortstellung hervorheben, die, ohne im einzelnen falle dem italienischen original nachgebildet zu sein, doch auf italienische gewohnheit zurückzuführen sein wird, nämlich den gebrauch der uns in abhängigen sätzen mit conjunctionen, relativen und interrogativen geläufigen wortfolge (subjekt, adverbiale bestimmung, verbum finit.) im unabhängigen satze. So z. b. TBl.: *Der künig der frauen irer pete zu willen warde. Die junge fraue mit des chuneges und ires aller liebsten vrlab von dannen schiede. Der abte gar zornig wider seinen munche was* usw. Vgl. Dec.: *Frawe Philomena irer rede geswigen was. Die edeln frauen des armen Calandrino vngelücke lachten. Ein sölches frawen Greseyda ee vonn andern leüten dan von im zů gehöre kam* usw., beiderseits ganz gewöhnlich. — Ebenso unter gleichzeitiger voranstellung einer adverbialen bestimmung z. b. TBl.: *Von der tugent der liebe man in den alten historien geschriben vint. Um des willen die Junckfrau in grosse schame fiele. Von disem reichen man genant Germino got der almechtig ein grosses wunder erzeyget nach seinem tode. Nicht lang dar nach der cheyser nach seynem scherer sante.* Vgl. Dec.: *Auff sölche hoffnung ich her zů dir komen pin. In sölchem lachen vnd fremdem geperde her Torello dem soldan zů gedancke kam. Nach disenn worten der soldan in mit seinen armen vmbfienge.* — Ebenso auch im nachsatze: TBl. *Vnd also palde Ipolito hinein chome . . . er mit auf geracklen armen in umfinge. Do das der cheyser sache, er von seinem rosse sasse. Vnd ob das were, das Ephytica nicht wider chöme, man im sein haubt nemen vnd abschlagen sölte.* Vgl. Dec.: *Vnd ee der tage kam, er mit sampt dem pette . . . gen Pavia . . . getragen ward. Vnd damit sy im seines laden und beherbern nicht versagen möchten, er den wege hielte. Vnd do si nun gessen hatten, der ritter ir müe bedencken warde.* — So auch mit auslassung des subjektes im nachsatze bei gleichem subjekte des nebensatzes: TBl. *Vnd do der chunig das sache, sich des nicht verwundern mochte. Do der chünig sache die grossen freyhet des mans,*

sich nicht verwundern mochte der ... wort, von stunt sich pegabe ... Do das der chünig vername, ser leydig was. Vgl. Dec.: *Do der edel ritter den soldan vernam ... der fröest man warde. Do der künig die schönen junckfrawen sache, ir des si begeret nicht versagen mocht. Wie wol der Soldan mit sampt seinen hern grosse köstliche dinge ze sechen gewonet warenn, doch darumb sich sölcher köstlicheyt nicht verwundern mochten.* — Sehr beliebt ist beiderseits auch die angegebene wortstellung (subject, adverbiale bestimmung, verb. finit.) in *dass*-sätzen bei fortlassung des *dass*, so z. b.: *si sprachen, er an si nicht geleben möchte. ich spriche, du der edelste ... vogel ... pist* TBl. *darumb man sprach, er tod were. und sprach, er im fürgenomen het* Dec. — *vnd gedachte, er ê seinem tötlichen feinde untertan wolt sein* TBl. *ir gedacht, sie nit alleine des küniges krancheit halben gûte vrsache het gen Parisy ze komen* Dec. — *den engel dauchte, es nicht smecket* TBl. *auch in on zweyfel daucht, daz grosse wirdige hern ... sein sölten* Dec. — *und meinte, er pesser were auszurichten etlich geschefte* TBl. *dann er meint, es Türcken und nicht kristen weren* Dec. — *gelaubet ir, ich her chomen sey und gelassen habe ...* TBl. *und für war gelaubet, sein frawe nudalest einem anderen sült verheyret sein* Dec. — *und wol erchante, zeit were gewesen, er die geiticheit pecheret hatte in milticheit* TBl. *wol erkante, er im die warheit gesagt hatte* Dec. — *Nicht lange zeit darnach verginge, der cheyser den sun pegonde fragen* TBl. *Darnach nicht lange verginge, sie auß dieser welt schiede* Dec. — *... es sich füget, deʒ cheysers lanthern mit einander rat hatten* TBl. *es möchte sich noch begeben, ir vnser kauffmanschatz möcht sechen* Dec. — *als dan gewonhet ist, das junge volck gern nach volget* TBl. *nun wer mir ye von herczen lieber yewesen, ich ein sölches zû rechter zeit vernomen hett* Dec. usw. usw. — Charakteristisch wie die wortstellung ist in den beispielen dieser gattung für beide übersetzungen auch das fehlen der conjunction. Denn gegen bindewörter herrscht beiderseits eine förmliche abneigung, sowol wo es sich um ein abhängigkeitsverhältnis als um die beiordnung der sätze handelt. Wunderlich hat schon im Archiv f. d. stud. d. neueren sprachen 44, 248 die vorliebe des Dec. für die asyndesis gegen Steinhöwels brauch hervorgehoben. Sie gilt ebensowol für TBl.. Beispiele werden jedem aus den oben mitgeteilten stücken zur genüge entgegentreten. Sowol diese eigentümlichkeit als die neigung für die besprochene wortstellung tritt auch in der vorliebe für demonstrativsätze und in deren besonderem bau in beiden übersetzungen zu tage. Ist das demonstrativum subjekt, so ist wider die-

selbe wortstellung wie oben beliebt, z. b. *die* (nämlich die jungfrau) *grosse liebe hatte zu einem Jungen* TBl. *Die schnelle gen ir aufstunden* Dec. Der unterschied zwischen demonstrativsatz und relativsatz ist bei solcher wortfolge völlig aufgehoben, und das gilt nun auch für demonstrativsätze anderer art, z. b. *die alle er schuffe für sich chomen* TBl. *Dax ir der künig volkomenlich versprache* Dec. *Dem Quadro chein antwurt nicht gabe* TBl. *Zů dem der ritter sprach* Dec. *Des nicht lang zeit vergangen ist, das in vnser stat ... gesessen was* Dec. 381, 20. Natürlich ist es unter diesen umständen oft genug unmöglich zu entscheiden, ob ein satz relativ oder demonstrativ gemeint ist; bei den angeführten beispielen ist der demonstrative charakter zweifellos. Selbst im nachsatz wird diese stellung angewendet: *do die frawe sache, das ir in des mannes ersten czorn nit übels zů stund, ... umb des willen sy ein gůt hercze fieng* Dec. 376, 7. *vnd wen in der Jäger suchte zu fachen, das er snelle vernomen hatt* TBl. oben s. 462. *ob das were, das ich darinne indert zu strafen were, das ich williglichen von einem iglichen auf nyme* TBl. oben s. 448. So auch *wer seines willen nicht geweltig ist, der chein mensche ist vnd den man zu dem viche gesellen sol* oben s. 463. *Da pey der eysidel wol erchante, das* (rel.) *Im der Engel gesaget hatte, das* (demonstr.) *alles gottes geschefte was* oben s. 458 und ähnlich *alein got, dem* (rel.) *alle ding kunt sein, pey dem* (demonstr.) *ich dir swer* Dec. 371, 25.

Auf weitere syntaktische besonderheiten der beiden übersetzungen brauche ich hier nicht einzugehen. Nur im vorbeigehen sei einer latinisierenden wortstellung gedacht, deren sich beide an stellen bedienen, wo die quellen gar keinen anlass dazu bieten: *um der grossen pössen deines gemüte geiticheit willen* oben s. 453, vgl. *umb des willen sie zů dem iungen ires vaters schaffer in grosse liebe enczündet* Dec. 351, 7. Und als ein beispiel für die übereinstimmung der TBl. mit besonderheiten des partikelgebrauches, die Wunderlich (Steinhöwel und das Decameron) am Dec. hervorgehoben hat, diene die verwendung von *nur*: TBl. *vnd chein freuliche ere nicht an sechen, Nur si verpringen mögen Iren vichischen vnd vnuernüftigen pössen lust,* vgl. Dec. *er hett ir (der eyde) ... zehen falsche ... geschworen, nur er seinen widerteyle hette überwinden mügen* und Wunderlich s. 30. Im übrigen genüge es, zum schluss ein paar redensarten anzuführen, deren übereinstimmende verwendung im verein mit den vorangegangenen ausführungen gewiss geeignet sein wird, jeden zweifel an der identität der verfasser beider übersetzungen auszuschliessen: TBl. oben s. 461 *gethon vnd geschaffen alles ein dinge was* (im or. ent-

spricht gar nichts), Dec. 349, 38 *das geschefte gepoten vnd verpracht alles ein dinge was* (im or. entspricht nur *e cosi fu fatto*). — TBl. oben s. 457 *vnd darum, das aus ubel nit ärger würde,* Dec. 518, 9 *und damit aus übel nit ergers werde;* in beiden fällen entspricht im or. nichts. — TBl. oben s. 461 *mit hocher stÿme an hube zu schreyen: „retta jo! retta jo! helffet! der pöswicht mich wille nöten vnd junckfraue ere nemen."* (im or. *ella cominciò a gridare: accorrete, accorrete, che Amantino m'ha voluta sforzare*) vgl. Dec. 128, 34 *mit hocher stimme an hube zů schreyen: „retta io! retta io! vor dem pösen graffen von Angfers; er will mich nöten und freuelichen meiner ere empfremden vnnd die mir ouch mit gewalt nemen* (im or. *cominciò a gridar forte: ajuto, ajuto, che'l conte d'Anguersa mi vuol far forza*).

BRESLAU. F. VOGT.

GOETHES BRUCHSTÜCK „DIE GEHEIMNISSE".

Unsere philosophen nehmen es als entschiedenes recht in anspruch, bei deutung schwieriger dichtungen die berufenen ausleger zu sein; ihrem scharfblick erschlössen die verschlungenen gänge des dichters sich leichter als dem erklärer, der von sprachlichem verständnisse, sorgfältiger beachtung des einzelnen wie des aufbaues und allseitiger kenntnis des dichters und seiner kunst ausgeht. Als ob dies nicht die notwendigen schlüssel wären, ohne die auch der tüchtigste philosoph in die irre gehen muss, ja fast um so mehr, je gedankenvoller er ist. Ein einziger übersehener oder misverstandener ausspruch des dichters selbst kann das ganze kunstvolle gebäude des philosophischen deuters stürzen, ein einziger bezeichnender zug, den er unbemerkt gelassen, die willkürliche verschiebung des ganzen verschulden: wer ohne genaueste kenntnis des dichters, ohne liebevolles verfolgen seiner spuren, ohne kritik und ergründung dessen, was wir von der entstehung des kunstwerkes wissen, sich zum erklärer schwieriger dichtungen aufwirft, wird seinen zweck verfehlen. Der philosoph muss gestatten, dass der philolog seine offenbarung revidiert. Wie viele versuche trefflicher männer sind an der klippe unzulänglicher philologischer auslegung gescheitert!

Weit hinab an dem brausenden gestade
Liegts von der scheiter umher.

Einen neuen beleg bietet die mit viel geist und vollem verständnis von Goethe's religiöser stimmung versuchte lösung der rätsel des uns hier beschäftigenden unvollendeten gedichtes in der schrift des

Königsberger philosophen Hermann Baumgart „Goethe's Geheimnisse und seine Indischen legenden". Der verfasser bezeichnet es als aufgabe des interpreten, „mit hülfe des durch die forschung aufgeschichteten materials, mit benutzung der gesammten bereitgestellten mittel dem letzten ziele zuzustreben, im kunstwerke dem sinn des künstlers nachzugehen". Aber ausreichende philologische kritik bei benutzung des dem forscher zu gebote stehenden stoffes, methodische auslegung und vollständige beherrschung desselben vermissen wir eben bei unseren philosophischen auslegern, die „den boden unter den füssen verlieren", da sie die festen stützen aufgeben, welche die überlieferung und das stetige verfolgen der im aufbau der dichtung liegenden wahrzeichen darbieten. Baumgart will freilich auch die angaben über die entstehung der „Geheimnisse" benutzen, aber er thut es auf eine so unvollständige und zum teil verkehrte weise, dass sein ergebnis unwahr ist, und so nur auf irrwege führen kann. Dazu kommt, dass er auf äusserungen Goethe's baut, welche dieser dreissig jahre nach der ihm ganz fremd gewordenen dichtung gethan, als er der bitte um aufklärung des darüber schwebenden dunkels von seiten Königsberger studenten nachgab, die ihm ihre eigene ansicht über deren plan und absicht mitgeteilt hatten. Baumgart nimmt ohne weiteres die zuverlässigkeit dieser erklärung an, obgleich es dem dichter dabei sichtlich nicht wol zu mute war. Schon vor mehr als vierzig jahren habe ich im „Morgenblatt" (der aufsatz ist in meine „Neuen Goethestudien" aufgenommen) den nachweis geliefert, dass das wenige neue, was Goethe hier gibt, im widerspruch mit der dichtung selbst steht, so dass Baumgart, auch wenn er nicht selbst darauf gekommen wäre, meine bedenken hätte beachten und, wenn er es vermocht, widerlegen müssen. Dabei wäre auch die frage zu erörtern gewesen, wie es überhaupt sich verhalte mit Goethe's äusserungen über seine eigenen älteren dichtungen, die vollendeten, wie die als bruchstücke hinterlassenen, zu denen der sechszigjährige in „Wahrheit und dichtung" und noch später anderswo sich veranlasst sah, insonderheit mit denen über die pläne der unvollendeten. Und da ergibt sich deren völlige unzuverlässigkeit. Was seine lebensbeschreibung über „Mahomet" und den „Ewigen juden" enthält, steht im widerspruch mit den vorhandenen bruchstücken. Die bei der späteren redaktion der „Italienischen reise" eingefügten pläne der „Nausikaa" und der „Iphigenie in Delphi" sind nichts weniger als zuverlässig. Selbst die deutung des gedichtes „Harzreise im winter" ist nicht in allen punkten richtig, lässt nicht einmal ahnen, dass diese stückweise entstanden, aus „fliegenden streifen von den tausend gedanken in der einsamkeit

jener reise", wie es in einem briefe an Merck von 1778 heisst, zusammengesetzt ist. Da kann es denn auch nicht auffallen, dass der zur aufklärung über die „Geheimnisse" entworfene aufsatz (das tagebuch gedenkt desselben am 23. märz 1816, mundiert wurde es am 9., abgesandt am 10 april), den er nach flüchtiger lesung des bruchstückes bei rascher durchsicht des neu zu druckenden neunten bandes der Werke entwarf, kein evangelium ist, da ihm das gedicht längst fremd geworden, und er bei der grossen zerstreuung, worin er damals so verschiedenartiges durchzudenken und vorzubereiten hatte, sich nicht in die stimmung zurückversetzen konnte, welche ihn vor einunddreissig jahren beseelt hatte. Das kloster, worin „die Geheimnisse" spielen, liegt nach der dichtung in der „grünen aue eines sanft geschlungenen thales", in das bruder Markus herniederschaut, als er einen steilen berg erstiegen hat und aus dem walde herausgetreten ist; er eilt zu ihm durch einen „wiesenplan". Hiernach heisst es denn auch in der sehr kurz gehaltenen erklärung: „Ein junger ordensgeistlicher, in einer gebirgigen gegend verirrt, trifft zuletzt im freundlichen thale ein herrliches gebäude an." Davon, dass bruder Markus sich verirrt habe, steht nichts im gedichte, wenn er auch „ausser steg und bahn" geht, er folgt dem „erhabenen antrieb", der ihn zu einer besonderen sendung bestimmt hat, und er muss dahin, wohin der geist ihn führt. Damit stimmt es nicht, wenn Goethe's bericht, „um den plan im allgemeinen, und somit auch den zweck des gedichtes zu bekennen", weiter mitteilt, „dass der leser durch eine art von ideellem Montserrat geführt werden, und, nachdem er durch die verschiedenen berg-, felsen- und klippenhöhen seinen weg genommen, gelegentlich wider auf weite und glückliche ebenen gelangen sollte". Irren wir nicht, so liegt hier ein missverständnis der ersten stanze zu grunde, wo es bildlich von diesem „wunderbaren liede" heisst: „durch berg' und thäler sei der weg geleitet, und wenn sie genug geklommen, wollten sie doch zur rechten zeit dem ziele näher kommen", was auf die vielen erzählungen deutet, welche der schliesslichen einsetzung des bruders Markus zum nachfolger des Humanus vorangehen. Ferner wird dieser „ideelle Montserrat" durch eine sonderbare erfindung des sechszigjährigen dichters näher ausgeführt. „Einen jeden der rittermönche würde man in seiner wohnung besucht und durch anschauung klimatischer und nationaler verschiedenheiten erfahren haben, dass die trefflichsten männer von allen enden der erde sich hier versammeln mögen, wo jeder von ihnen gott auf seine eigenste weise im stillen verehre. Der mit bruder Markus herumwandelnde leser oder zuhörer würde gewahr, dass die verschiedensten

denk- und empfindungsweisen, welche in dem menschen durch atmosphäre, landstrich, völkerschaft, bedürfniss, gewohnheit entwickelt oder ihm eingedrückt werden, sich hier am orte in ausgezeichneten individuen darzustellen, und die begier nach höchster ausbildung, obgleich einzeln unvollkommen, durch zusammenleben würdig auszusprechen berufen seien.“ Offenbar ist unter dem „ideellen Montserrat“ eine ähnliche örtlichkeit gemeint, wie Goethe sie durch W. von Humboldt brieflich im sommer 1800 von dem spanischen berge erhalten hatte, und es kann keinem zweifel unterliegen, dass dessen heranziehen zu unserem gedichte durch Humboldt's damaligen brief veranlasst ist. Dieser hatte ihm geschrieben, in den zwei unvergesslich schönen tagen, die er auf dem Montserrat zugebracht, habe er unendlich oft seiner gedacht; seine „Geheimnisse“ hätten ihm lebhaft vor dem gedächtnis geschwebt, sie seien ihm nicht werter, aber näher und eigener geworden. „Wie ich den pfad zum kloster hinaufstieg, der sich am abhang des felsens langsam herumwindet, und, noch ehe ich es wahrnahm, die glocken desselben ertönten, glaubte ich Ihren frommen pilger vor mir zu sehen, und wenn ich aus tiefen, grünbewachsenen klüften emporblickte und kreuze sah, welche heilig kühne hände in schwindelnden höhen auf nackten felsen aufgerichtet haben, zu denen dem menschen jeder zugang versagt scheint, so glitt mein blick nicht wie sonst mit gleichgültigkeit an diesen durch ganz Spanien unaufhörlich widerkehrenden zeichen ab.“ Freilich konnte Humboldt, als er zu der berühmten Benediktinerabtei auf dem von seinen sägeförmigen spitzen benannten berge bei Barcelona aufstieg, sich an bruder Markus gemahnt fühlen, der beim besteigen des berges das glockengeläute des auf dem gipfel gelegenen, noch unsichtbaren klosters hörte, aber das kloster lag unten im thale, und er musste noch einen längeren weg durch einen wiesenplan machen, ehe er zu diesem gelangte, über dessen pforte er das rosenkreuz erblickte. Von einem auf dem berge gelegenen kloster, welchem zwölf von einander getrennte, auf den bis zur schwindelnden höhe der gipfel angelegte einsiedeleien angehören, zu denen man nur auf leitern und brücken über die schauerlichsten abgründe gelangen kann, ist in den „Geheimnissen“ keine rede, nicht einmal von solchen über dem kloster sich erhebenden berggipfeln, die doch dem bruder hätten auffallen müssen, wären sie vorhanden gewesen. Die sämmtlichen zwölf brüder wohnen nach dem gedichte in demselben gebäude, dessen vorhof Markus am ersten abend betritt; das innerste soll ihm erst später erschlossen werden. Täglich kommen sie hier zusammen, während die bewohner der zwölf einsiedeleien nur an

bestimmten festtagen, etwa zwanzigmal im jahre, zur klosterkirche herabstiegen. Das abgesonderte leben in verschiedenen regionen der berg-, felsen- und klippenhöhen ist durch die anlage des gedichtes geradezu ausgeschlossen, und erst von dem später nach dem ihm verloren gegangenen faden, wie auch bei „Faust“, suchenden dichter höchst unglücklich vom Montserrat hereingetragen. Mit der erkenntnis, dass die annahme von abgesonderten einsiedeleien auf gipfeln und klippen durchaus der anlage der dichtung widerspricht, ergibt sich auch alles damit zusammenhängende als spätere haltlose erfindung. Damit es möglich scheine, dass „die begier nach höchster ausbildung durch zusammenleben sich würdig ausspreche“, sollen sich die zwölf um Humanus versammelt haben, weil sie eine ähnlichkeit, eine annäherung gefühlt. Aber das „wunderbare lied“ nahm überall eine übernatürliche einwirkung der vorsehung an, die freilich dem sechszigjährigen fern lag. Humanus wurde vom geiste hierher getrieben, die übrigen kamen alle in höherm alter hierher, indem sie einer inneren stimme folgten, wie auch bruder Markus durch „erhabenen antrieb“ bestimmt wurde, nach einer angegebenen richtung zu wandern, bis er zu einem orte gelange, wo eine segensreiche bestimmung seiner warte. In ähnlicher weise ergeht in John Bunyans „The pilgrims Progress“, der auch in frommen deutschen kreisen ein weitverbreitetes erbauungsbuch war, an Christman der ruf der vorsehung, die heimat und die seinigen zu verlassen, und ostwärts nach der goldenen stadt zu wandern, sich weder durch berge, abgründe noch ströme auf seinem wege hemmen zu lassen. Vgl. meine Erläuterungen zu Schillers lyrischen gedichten, heft 6, 34 fgg. Merkwürdig ist von dieser übernatürlichen einwirkung, diesem grund und boden der ganzen dichtung, in Goethe's späterer erklärung fast gar keine rede. Auch Baumgart beachtet sie nirgendwo.

Mit der unserer dichtung fremden annahme von einsiedeleien auf den berggipfeln hängt Goethe's versuchte ausbildung des planes zusammen, wonach jeder der zwölfe, mit denen allen Humanus im laufe der zeiten in berührung gekommen, von einem teil seines grossen lebenswandels nachricht und auskunft geben könne, wobei er ohne zweifel annahm, jeder sollte dies tun, so dass uns durch alle zwölfe zusammen ein volles bild seines lebenswandels gegeben werde, was ebenso unkünstlerisch als ausserordentlich schwer auszuführen sein möchte. Übersehen ist dabei (was auch Baumgart nicht beachtet), dass ausser den zwölf augenblicklich hier weilenden brüdern früher auch andere, hier gestorbene, zum bunde gehört. Dies ergibt sich aus der klage des alten 130 fg.: schon viele sind hier vor ihm hingegangen, aber den

tod von keinem hat er so bitter beklagt, wie er das drohende abscheiden des Humanus empfindet. Demnach wäre die apostelzahl zwölf nicht als feststehend zu fassen, oder man müsste annehmen, die vorsehung habe beim tode eines der brüder einen anderen nach dem Humanuskloster gesandt. Da aber Goethe sich erinnerte, dass „die geheimnisse“ auf die religiöse anschauung sich bezogen, so musste er, so gut es gieng, dies mit den „denk- und empfindungsweisen“ der verschiedensten völker und mit Humanus als vermittler und vorbild verbinden. So fuhr er denn etwas gezwungen fort: „Hier würde sich dann gefunden haben, dass jede besondere religion einen moment ihrer höchsten blüte und frucht erreiche, worin sie jenem obern vermittler sich angenaht, ja sich vollkommen mit ihm vereinigt. Diese epochen sollten in jenen zwölf repräsentanten verkörpert und fixiert erscheinen, so dass man jede anerkennung gottes und der tugend, sie zeige sich auch in noch so wunderbarer gestalt, doch immer aller ehren, aller liebe würdig müsste gefunden haben. Und nun konnte nach langem zusammenleben Humanus gar wol von ihnen scheiden, weil sein geist sich in ihnen allen verkörpert, allen angehörig, keines eigenen irdischen gewandes mehr bedarf.“ Wäre diese wunderliche begründung des hauptpunktes, des scheidens des Humanus und seiner ersetzung, richtig, so würde man gar nicht begreifen, weshalb ein ihm und den zwölfen so unähnlicher vertreter wie Markus an diese stelle träte. Goethe glaubte aber hier auch noch des angenehmen eindrucks gedenken zu müssen, den die vollendete dichtung gemacht haben würde. „Wenn nun nach diesem entwurf der hörer, der teilnehmer durch alle länder und zeiten im geiste geführt, überall das erfreulichste, was die liebe gottes und der menschen unter so mancherlei gestalten hervorbringt, erfahren, so sollte daraus die angenehmste empfindung entspringen, indem weder abweichung, missbrauch, noch entstellung, wodurch jede religion zu gewissen epochen verhasst wird, zur erscheinung gekommen wäre.“ Wie ein wandeln durch die zellen der zwölf ein solches bild in einen fasslichen rahmen hätte schliessen können, ist schwer vorzustellen und die im bruchstück gegebenen andeutungen deuten auf etwas ganz anderes, auf das, was im innersten des klosters geschieht. Seltsam ist es, wie Goethe darauf gerade diesen besuch bei allen zwölfen als die handlung bezeichnet; denn unmittelbar darauf heisst es: „Ereignet sich nun diese ganze handlung in der karwoche, ist das hauptkennzeichen dieser gesellschaft ein kreuz, mit rosen umwunden, so lässt sich leicht voraussehen, dass die durch den ostertag besiegelte ewige dauer erhöhter menschlicher zustände auch hier beim scheiden des

Humanus sich tröstlich würde offenbaret haben." Davon, dass die handlung in der karwoche spiele, findet sich im bruchstücke nicht die geringste andeutung, was unmöglich wäre, wenn darauf gewicht gelegt wäre, und wie darin, dass Humanus am ostertage stirbt, wo der Heiland aus dem grabe stieg, „die ewige dauer erhöhter menschlicher zustände sich offenbare", ist schwer zu erkennen, da die auferstehung nur die göttlichkeit des Heilands bezeugt, höchstens auch noch als wahrzeichen unserer eigenen auferstehung am jüngsten tage gelten kann. Doch liegt auch hier vielleicht eine wirkliche, aber ungehörig verwandte erinnerung zu grunde, da ein bedeutender teil des bruchstücks in der karwoche gedichtet ist. Die eigentliche handlung ist nicht der besuch von Markus bei allen zwölf brüdern, sondern dessen von der vorsehung bestimmte sendung bis zur einsetzung als stellvertreter des Humanus bei dem bunde des rosenkreuzes. Aber gerade darüber hören wir in Goethe's späterer erklärung nichts neues. Es heisst nur: „Damit aber ein so schöner bund nicht ohne haupt- und mittelsperson bleibe, wird durch wunderbare schickung und offenbarung der arme pilgrim bruder Markus in die hohe stelle eingesetzt, der ohne ausgebreitete umsicht, ohne streben nach unerreichbarem durch demut, ergebenheit, treue tätigkeit im frommen kreise gar wol verdient, einer wolwollenden gesellschaft, so lange sie auf der erde verweilt, vorzustehen." Der gegensatz zwischen Humanus und Markus ist in der dichtung selbst angedeutet, da die erzählung von seiner sendung auf die brüder so wirkt, „wie tiefe weisheitslehren von kinderlippen", und er ihnen an offenheit, an unschuld der geberde ein mensch von einer anderen erde scheint, während Humanus durch wunderbare begabung von der vorsehung ausgezeichnet ist und zugleich „der edelste und beste mensch" ist, dem die höchste kunst gelungen, bei allem feurigen vorwärtsstreben „sich selbst zu überwinden". In dieser den schluss bildenden haupthandlung muss die bedeutung der dichtung liegen, diese kann nicht damit erschöpft sein, dass Markus diese berufung „gar wol verdient". Am schlusse der erklärung heisst es: Wären die „Geheimnisse" damals vollendet erschienen, so würden sie der zeit einigermassen vorgeeilt sein (was insofern auffallen könnte, als sie erst nach Lessing's tode begonnen wurden), doch auch noch gegenwärtig, obgleich in den letzten dreissig jahren die ideen sich erweitert, die gefühle gereinigt, die ansichten aufgeklärt hätten, „würde man das nun allgemein anerkannte im poetischen kleide vielleicht gerne sehen und sich daran in den gesinnungen befestigen, in welchen ganz allein der mensch auf seinem eigenen Montserrat glück und ruhe finden kann."

Was er unter dem „nun allgemein anerkannten“ verstehe, deutet er nicht an; er kann nur die überzeugung gemeint haben, dass die wahre religion in dem streben bestehe, edel und gut im leben zu wirken, wie er es in der ode „Das göttliche“ ausgeführt hat. Allgemein anerkannt war dies freilich auch nach den befreiungskriegen nicht.

Hiernach kann Goethes mit dem bruchstück selbst in widerspruch stehender versuch, den ihm verloren gegangenen faden widerzufinden, ebensowenig auf zuverlässigkeit anspruch machen, wie der später entwickelte angebliche entwurf des „Ewigen juden“ (vgl. Ztschr. XXV, 302). Baumgart glaubt an die zuverlässigkeit dieses so kühnen wie unglücklichen versuches, und baut darauf weiter, wenn er auch nicht wagt, die angeblichen zwölf religionen nachzuweisen, sondern sich damit begnügt, dass sie die gesammte religionsgeschichtliche entwicklung in ihren wichtigsten phasen dargestellt, das christentum mit seiner vielgestaltigen, weithin ausgebreiteten und in vielen partien so deutlich vor uns liegenden entwicklungsgeschichte nicht auf einen einzigen vertreter beschränkt gewesen sein könne, wie er eine solche ausdrücklich für den katholicismus und Calvinismus ausgewittert zu haben glaubt.

Wenden wir uns zu der vorliegenden gleichzeitigen überlieferung der entstehung unserer dichtung, so vermissen wir bei Baumgart die philologische genauigkeit, ohne welche wesentliche irrtümer unvermeidlich sind; er hat bedeutende äusserungen nicht beachtet, andere missverstanden. Wir übergehen den am 8. august 1784 zu Dingelstadt, wo Goethe auf der reise nach dem Harze wegen des bruches der achse seines wagens einige stunden weilen musste, gedichteten prolog, den er sofort an Herder nach Weimar sandte; dieser sollte ihn der in Kochberg weilenden frau von Stein mitteilen. In Herders abschrift liegt uns diese ursprüngliche fassung vor. Hier trat am schlusse die beziehung auf Herder und frau von Stein, denen man nur noch Knebel hinzufügen kann, als vertrauteste herzensfreunde deutlicher hervor, aber es fehlt jede andeutung, dass er „unter ihrer reichen und vielseitigen förderung jenes unvergleichliche wachstum seines wesens und seiner kraft erlebt hatte“, das Baumgart hereingetragen. Goethe hatte Herder und frau von Stein, letzterer ganz besonders, den prolog gewidmet, weil er ihnen das gedicht über die wahre religion versprochen. Die idee zum erscheinen der wahrheit, die ihm der dichtung schleier erteilt, hatte er zu Jena an einem der tage vom 25. juli bis zum 2. august gefunden, als er dort die sonne den dichten morgennebel in wunderbar ihn ergreifender weise durchbrechen sah.

Am 13. august schrieb er aus Zellerfeld im Harz: „Ich denke fleissig an den plan des gedichtes [dessen prolog er gesandt hatte] und habe ihn schon um vieles reiner. Wenn uns regenwetter oder sonst ein zufall begegnet, so fahre ich gewiss fort. Ich kann dir versichern, dass ich ausser dir, Herder und Knebel durchaus kein publikum habe. Aber bei seinem leidenschaftlichen eifer, sich die mannigfaltigen felsbildungen des Harzes zu eigen zu machen, konnte er zunächst am gedichte nur hin- und hersinnen. Einen der von Braunschweig aus auf wunsch der frau von Stein französisch geschriebenen briefe schloss er am 23. mit folgender deutschen stanze, die in dem gedichte stehen sollte, das er „so sehr liebe", weil er darin „von ihr, von seiner liebe zu ihr unter tausend formen sprechen könne, ohne dass irgend einer als sie allein es verstehe":

Gewiss ich wäre schon so ferne, ferne,
So weit die welt nur offen liegt, gegangen,
Bezwängen mich nicht übermächt'ge sterne,
Die mein geschick an deines angehangen,
Dass ich in dir nur erst mich kennen lerne,
Mein dichten, trachten, hoffen und verlangen
Allein nach dir und deinem wesen drängt,
Mein leben nur an deinem wesen hängt.

Unglaublich scheint es, Goethe habe ernstlich daran gedacht, diese stanze, die das gefühl seiner unzertrennlichkeit von der freundin so ergreifend ausspricht, in das gedicht von den mittelalterlichen rosenkreuzern aufzunehmen; unter dem launigen vorwande, die verse, zu denen ihn die sehnsucht nach der geliebten gedrängt, gehörten zu dem versprochenen religionsgedichte, ergriff er die gelegenheit, sie dieser zu übersenden. Wenige tage später heisst es in einem weiteren briefe: „Ich habe wider einige strophen des gedichts geschrieben, das mir eine grosse erholung ist, wenn ich ferne von dir bin. Welche freude werde ich haben, wenn du damit zufrieden bist; denn für dich schreibe ich es. Das wenige, was du in deinem vorigen briefe darüber [über den prolog] gesagt hast, hat mir unendliche freude gemacht." Nun hat Schöll sehr glücklich vermutet, die stanzen, auf welche diese äusserung gehe, seien die drei, die sich im nachlass der frau von Stein auf zwei blättern von Goethe's hand gefunden, wovon die zweite des ersten blattes die zweite unserer „Geheimnisse" ist. Die blätter wird er seinem briefe beigelegt haben. Im jahre 1820 erschien in „Kunst und altertum" unmittelbar nach dem von Goethe für noch ungedruckt ge-

haltenen gedichte „Die glücklichen gatten“, hier „Für's leben“ überschrieben, die stanze:

> Denn was der mensch in seinen erdeschranken
> Von hohem glück mit götternamen nennt,
> Die harmonie der treue, die kein wanken,
> Der freundschaft, die nicht zweifelsorge kennt,
> Das licht, das weisen nur zu einsamen gedanken,
> Das dichtern nur in schönen bildern brennt,
> Das hatt' ich all in meinen besten stunden
> In Ihr entdeckt und es für mich gefunden.

Sie trug hier die überschrift „Für ewig“ und es folgten die wol dadurch veranlassten verse an frau von Stein „Zwischen beiden welten“. Die ausgabe letzter hand gab im letzten verse ihr statt des handschriftlichen Ihr. Baumgart war verwegen genug, für Ihr oder ihr zu setzen Euch und ebenso eigentümlich zu behaupten, für Euer schiebe sich dich ein, alles nur zu gunsten seines einfalls, die stanze sei als begründung der letzten des prologs, der jetzigen „Zueignung“, gedichtet. Um das mass philologischer sünden zu füllen, wird die stanze des prologs nicht in der ursprünglichen gestalt von 1784, sondern in derjenigen angeführt, die sie erst in Italien erhielt. Ursprünglich schloss der prolog mit dem ruf an die freunde:

> O kommt mit mir und bringt mir reichen segen,
> Mit dem allein mein leben ihr beglückt.
> Geht froh mit mir dem nächsten tag entgegen:
> Noch leben wir, noch wandeln wir entzückt,
> Und auch dann soll, wenn enkel um uns trauern,
> Zu ihrer lust noch unsre liebe dauern.

Dass unmittelbar darauf jene stanze habe folgen können, scheint mir geradezu abenteuerlich, wenn man auch wirklich das feststehende Ihr in Euch verwandelt; auch heisst es, den offenbaren sinn der stanze verkehren, wenn man in ihrer zweiten hälfte den übergang zu den „Geheimnissen“ sieht. Baumgart behauptet, „sicherlich“ habe Goethe erst 1820 das ursprüngliche dir in ihr geändert. Aber wie will er beweisen, dass das blatt, worauf die verse in deutschen buchstaben sich finden (es ist noch vorhanden), so spät geschrieben sei? Freilich ist es auch unmöglich, nicht bloss des ihr wegen, dass sie, wie man angenommen hat, unmittelbar auf die stanze „Gewiss ich wäre“ gefolgt: sie ist für sich trotz des beginnenden „Denn“ entstanden.

Überraschen muss es, wie nach Baumgart an den schluss jener stanze „Für ewig“, an die beteurung, in seinen besten stunden habe

er in jener einzigen das göttliche glück gefunden, sich die stanze „Gewiss, gewiss“ unmittelbar angeschlossen haben soll, „mit oder ohne welche das gedicht folgerichtig weiter zur ankündigung des liedes selbst fortschreite“, das „jenes licht der erkenntnis in reichen bildern den freunden in mannigfach wechselnden farben kunstvoll geordneter brechung widerspiegeln soll“. Der sprung von frau von Stein auf die zuhörer wäre gar zu auffallend, während nach dem jetzigen treffenden abschlusse durch die anrede an die freunde das gedicht ganz zweckmässig mit der ankündigung des ernst wunderbaren liedes beginnt, da ein übergang unnötig war. Wie Baumgart hier von einer „unterbrochenen publikation“ sprechen kann, sehe ich nicht. Die erste einleitungsstanze bezeichnet ausser dem wunderbaren charakter des das unmittelbare eingreifen der hand der vorsehung voraussetzenden liedes den mannigfachen inhalt, der abzuschweifen scheinen könne, aber seinem ziele beständig zustrebe und eine wichtige mahnung dem zuhörer gebe; vom „widerspiegeln in mannigfach wechselnden farben kunstvoll geordneter brechung“ ist hier keine andeutung. Übrigens scheint es mir ebensowenig wahrscheinlich, dass Goethe ernstlich diese stanze für sein grosses gedicht bestimmt habe, wie ich es von der stanze „Gewiss ich wäre“ annehmen kann.

Die zweite stanze des liedes, die wir schon auf dem zweiten jener blätter finden:

Doch glaube keiner, dass mit allem sinnen
Das ganze lied er je enträtseln werde;
Gar viele müssen vieles hier gewinnen,
Gar manche blüten bringt die mutter erde.
Der eine flieht mit düsterm blick von hinnen,
Der andre weilt mit fröhlicher geberde;
Ein jeder soll nach seiner lust geniessen,
Für manchen wandrer soll die quelle fliessen,

deutet auf den verborgenen sinn, den keiner ganz verstehen werde, doch bringe es für die verschiedensten neigungen etwas erfreuliches. Sie gehört eben nicht zu den gelungenen und wahrhaft gehaltvollen, gewinnt auch keineswegs durch Baumgart's willkürliche beziehung auf „die einzigartige auffassung des innersten wesens der religion, die auf der einen seite ebenso philosophisch frei von allen schranken der bekenntnisse erscheinen konnte, als auf der andern mystisch gläubig gegenüber ihren mythen und symbolen, und die so der freudigen aufnahme der einen ebenso sicher sein konnte als der heftigen ablehnung der anderen, einer gewissen befremdung sich zunächst aber bei allen

versehen musste". Von alle dem sehe ich keine spur. Ebensowenig kann ich zugeben, es habe im plane der dichtung gelegen „in hervorragenden zügen der mythischen überlieferung eine jede religion gewissermassen ihr eigenes wesen aus sich selbst heraus zeichnen zu lassen, indem die kunst der darstellung gleichsam wie durch den feinsten schliff das verborgene feuer des edelsteins zur leuchtkraft brachte". Die zwölf verschiedenen religionen beruhen ja, wie wir sahen, auf einem sonderbaren einfalle des sechszigjährigen, sich selbst erklärenden dichters, dessen schlussbemerkung aber weit entfernt ist, dasselbe zu sagen, was Baumgart behauptet, wie dieser vorgibt.

Noch haben wir der dritten stanze zu gedenken, die in Goethe's handschrift auf dem zweiten, im august 1784 an frau von Stein gesandten blatte steht:

> Wohin er auch die Blicke kehrt und wendet,
> Je mehr erstaunt er über kunst und pracht;
> Mit vorsatz scheint der reichtum hier verschwendet;
> Es scheint, als habe sich nur alles selbst gemacht.
> Soll er sich wundern, dass das werk vollendet?
> Soll er sich wundern, dass es so erdacht?
> Ihn dünkt, als fang' er erst mit himmlischem entzücken
> Zu leben an in diesen augenblicken.

Als Goethe im vierten bande der ausgabe letzter hand viele noch ungedruckten gedichte unter der überschrift: „Inschriften, denk- und sendeblätter" erscheinen liess, gab er gegen den schluss auch unsere, auf einem besonderen blatte ohne überschrift gefundenen verse. Es ist ein leidiges versehen, wenn wir bei Baumgart lesen: „Die strophe ist mit dem datum 15. märz 1816 veröffentlicht." Nicht dieses gedicht, sondern das zunächst vorhergehende trägt mit recht die überschrift: „Bilderscenen. Den 15. märz 1816 bei freiherrn von Helldorf." Mit diesem versehen fällt auch die darauf gegründete vermutung. Im inhaltsverzeichnis heisst das gedicht „Anzuwenden", was bedeuten soll man könne die strophe als bezeichnung jeder vollendeten kunstdarstellung gebrauchen, wie es z. b. jene lebenden bilder bei Helldorf gewesen waren. Die früher als jene inhaltsangabe geschriebenen „aufklärenden bemerkungen" nennen unsere stanze „ein bruchstück, das aber der denkende anzuschliessen wissen wird." Das kann nur heissen, der leser werde sich eine beziehung derselben, einen zusammenhang, in welchen sie passten, leicht denken. Seltsam äussert Baumgart: „Was hätte den dichter bestimmt, erstlich die strophe [beim drucke der „Geheimnisse"] fortzulassen, und sodann sie nach so langer zeit getrennt

bekannt zu geben, die, wenn sie lediglich descriptiver natur wäre (?), auf eine bedeutung, aus der sich für den denkenden eine beziehung ergäbe, keinen anspruch hätte!“ Er hätte doch sich selber sagen sollen, dass der dichter, dem es darauf ankam, von der ausgabe letzter hand nichts mitteilbares auszuschliessen, was sich in seinem archiv fand, durch jene bemerkung die aufnahme dieser abgebrochenen stanze entschuldigen wollte. Aber Baumgart fragte nicht einmal, wo und wann Goethe sie habe drucken lassen. Er meint, der dichter habe sie bei veröffentlichung des bruchstücks weggelassen, weil sie die vollendung des ganzen voraussetze [doch nicht mehr, als es die erste stanze tut], dagegen habe sie nachträglich für die würdigung des ganzen, zumal nach seiner erklärung, doch immer ihre bedeutung gehabt. Dann aber hätte Goethe doch ausdrücklich bemerken müssen, sie habe zu den „Geheimnissen“ gehört, was er kaum noch wusste oder nicht für bedeutend genug hielt.

Noch erstaunlicher ist es, wie Baumgart unsere stanze unmittelbar auf die zweite der „Geheimnisse“ folgen lässt, auf den vers „Für manchen wandrer soll die quelle fliessen“, wonach der er dieses verses der wanderer wäre, der mit fröhlicher geberde verweilt und mit lust der im liede ihm fliessenden quelle geniesst, was ein offenbares missverständnis des bildlichen ausdrucks von dem am quell sich labenden wanderer voraussetzt. Vgl. Klopstock in der ode Mein wissen: „Ist wie ein trunk, im kühlen geschöpft aus der quelle.“ Geradezu unmöglich scheint es mir, die stanze von einer vorgetragenen dichtung, und dazu von einer eigenen zu verstehen: erscheint sie ja nicht bloss als volltönendes lob des reichtums und der pracht, sondern es ist von einem menschliche kunst übersteigenden werke die rede. Aber unser erklärer wird gerade durch das nicht bloss im ersten augenblick befremdende in seiner annahme bestätigt, das lied solle nicht eigene erdichtung bringen, sondern in der fülle der wundervollsten schätze der phantasie alle völker und zeiten, die es wie absichtslos hinstreue, dem erhabensten ziele näher kommen. Wäre dies auch wahr, was wir als entschiedene missdeutung abweisen müssen, die stanze spricht von einer alle menschliche kunst übersteigenden, himmlischen vollendung und ganz einziger vortrefflichkeit des erdenkens. Freilich darin hat Baumgart recht, dass sie nicht in unsere jetzige dichtung passt und weder nach stanze 7 noch nach 36 ihre stelle gehabt haben kann, aber er übersieht, dass sie in den august 1784 fällt, in die zeit, wo Goethe zwar einzelne stanzen versuchte, aber nicht die fortschreitende ausarbeitung von anfang an sich vorgesetzt hatte, er nur daran sann,

höchstens hie und da eine stanze ausführte, die sich meist auf frau von Stein bezogen. Hier scheint der dichter, dem wunderbaren charakter der einen unmittelbaren einfluss der vorsehung voraussetzenden dichtung gemäss, das kloster als einen von jener selbst übernatürlich geschaffenen bau sich gedacht zu haben, ähnlich wie den tempel des gral auf dem Mont Salvage. In der erläuterung von 1816 nennt er ihn noch „ein herrliches gebäude". Bei der ausführung wurde dessen äussere beschreibung ganz übergangen, nur das rosenkreuz über dem bogen der pforte geschildert.

Auf die „Geheimnisse" habe ich selbst früher die stanze bezogen, welche 1820 in „Kunst und altertum" auf der rückseite des besondern titels „Litterarische, poetische mitteilungen" als motto steht:

Unmöglich ist der tag dem tag zu zeigen,
Der nur verworrnes im verworrnen spiegelt,
Und jeder selbst sich fühlt als echt und eigen,
Statt sich zu zügeln, nur am andern zügelt.
Da ist's den lippen besser denn zu schweigen,
Indess der geist sich fort und fort beflügelt.
Aus gestern wird nicht heute, doch aeonen,
Sie werden wechselnd sinken, werden thronen.

Baumgart ist mir darin gefolgt, nur meint er, die „höchst persönliche schlusswendung" der beiden letzten verse habe Goethe damals durch eine andere ersetzt, was sich auch daraus ergeben soll, dass die jetzige aus dem gedankenzusammenhange und dem jugendfrischen ton der sechs ersten herausfalle. Der gedanke dieser stanze solle den abschluss der ankündigung des so grossartig und hochsymbolisch angelegten liedes bilden, sie schliesse sich als ein „jedoch" an, dass er das licht, das dem dichter in den geweihten stunden des ideentausches mit den freunden aufgegangen sei, auch den mitlebenden, den brüdern zeigen wolle. Aber es wäre ein arger sprung, wenn die stanze an das überspannte lob des eigenen liedes anschlösse. Meine eigene vermutung, dass sie im prolog gestanden, nehme ich jetzt zurück, da die mittlerweile bekannt gewordene ursprüngliche fassung gezeigt, dass sie sich nicht darin gefunden, ja ich bezweifle überhaupt, dass die in der ausgabe letzter hand „Heut und ewig" überschriebenen verse für die „Geheimnisse" gedichtet worden. Sie sind selbständig für sich entstanden, wie so manche sprüche. Der stanzenform bediente sich Goethe auch 1817 in den „Urworten", die mit dem verse schliessen: „Ein flügelschlag! und hinter uns aeonen." Dass die schlusswendung zu dem anfang der stanze nicht stimme, dass hier vielmehr gesagt sein müsse, wovon

in jenem wunderbaren liede die rede sein werde, müssen wir entschieden abweisen. Der schluss führt aus, wie der geist sich immerfort beflügle, die entwicklung zwar nicht über nacht geschehe, von gestern auf heute, sondern in längeren zeiträumen, in aufeinanderfolgenden ungeheuer langen perioden. Aeonen werden wechselnd schwinden und sich erheben, was an Schillers wort von dem lebendig über der welt webenden höchsten gedanken, den, ob alles im ewigen wechsel kreise, im wechsel beharrenden ruhigen geist erinnert.

Aber Baumgart hat einen hülfsbeweis entdeckt, dass alle vier hier besprochenen stanzen zu unserem grossen gedichte gehörten und wir darin alles besässen, „was Goethe bei der zusammenstellung des bruchstücks weggelassen, weil es die ganz persönliche wendung enthalte oder unmittelbar vorbereite (?)". Wir müssen diesen hülfssatz wörtlich mitteilen, um seine haltlosigkeit und den mangel aller bei anführung der überlieferung nötigen philologischen genauigkeit zu zeigen. Wir lesen s. 3 fg.: „Riemer berichtet, dass von den „Geheimnissen" bis zum märz [im januar und märz] 1785 48 stanzen geschrieben worden, während das gedicht, wie es uns vorliegt, die zwei widmungsstrophen eingerechnet, aus 44 stanzen besteht. Doch hat, wie es scheint, uns Goethe diese vier gestrichenen strophen nicht vorenthalten wollen, deren zurückhaltung, zum teil wenigstens, noch durch den zweiten umstand veranlasst wurde, dass, wenn in seinem herzensgrunde er die gesammte dichtung ganz ausschliesslich an die geliebte freundin richtete, dies doch den übrigen freunden gegenüber nicht hervortreten sollte." Hier beruht alles auf missverständnis, die rechnung ist falsch. Schon die berufung auf Riemer statt auf dessen längst vorliegende quelle fällt auf; wäre Baumgart auf diese zurückgegangen, so würde er auch gewusst haben, dass Goethe nach den 48 noch drei weitere stanzen gedichtet hat. Und hätte er die entstehung des gedichts genauer verfolgt, so würde er gefunden haben, dass bei diesen 48 oder vielmehr 51 stanzen nur diejenigen gezählt sind, welche er seit dem anfange des jahres 1785 gemacht hatte, wo er die fortlaufende arbeit an den „Geheimnissen" begann, dagegen von den einzelnen, im august 1784, meist mit persönlicher beziehung auf frau von Stein, gedichteten stanzen nur eine im gedichte aufnahme fand, also wirklich mehr als vier der 1785 entstandenen stanzen beim drucke ausgefallen sind.

Die vier letzten monate des jahres 1784 ruhte die dichtung der „Geheimnisse" völlig, da Goethe nicht die gefasste stimmung fand, welche die ausführung einer so bedeutenden arbeit notwendig forderte. Auf dem Harze fesselte ihn die steinwelt; leidenschaftlich sammelte er

die verschiedenen steinarten, ihre nähere betrachtung sollte ihn den winter unterhalten. In Weimar und Ilmenau zogen ihn ganz andere dinge an als diese hohe dichtung. Zunächst drängte es ihn, das ursprüngliche fünfte buch von „Wilhelm Meister“ zu vollenden, woran auch frau von Stein lebhaften anteil nahm. Am 16. oktober konnte er dieser melden, das fünfte buch sei fertig; am schlusse des monats begann er das sechste. Vorher hatte er die bedeutende abhandlung „Vom zwischenknochen beim menschen“ vollendet. In demselben monat zog ihn der von Jacobi ihm in der handschrift geschickte dialog des ihm persönlich bekannt gewordenen platonischen philosophen Hemsterhuis „Alexis ou de l'âge d'or“ an. Abends las er in dieser dichtung mit der freundin, gegen die er sie „die Geheimnisse“ nennt, „die mit deinem geiste so viele verwandtschaft haben“. Er entsprach auch dem würdigen tone, der freilich weniger empfindsam in seinem grossen gedichte herrschen sollte, für das er aber damals noch nicht diesen namen bestimmt hatte. Daneben labte er sich an der „Ethik“ des Spinoza, des heiligen der kleinen, aus ihm, Herder und frau von Stein bestehenden gemeinde. Dichterisch fand er sich nur zu epigrammen im geiste der griechischen anthologie aufgelegt. Am 19. dezember fühlte er sich so wol, wie lange nicht in diesem seiner gesundheit meist so ungünstigen monate. „Meine neue vorstellungsart trägt nicht wenig dazu bei“, schrieb er. Diese bezog sich auf die in allen drei naturreichen übeinstimmend herrschenden gesetze.

Erst bei der jahreswende, am letzten tage oder neujahr 1785, scheint er frau von Stein das versprechen gegeben zu haben, täglich eine stanze der „Geheimnisse“ zu dichten, damit das ganze am ende des jahres vollendet sei. Den 4. januar schrieb er dieser: „In die komödie will ich dir folgen, wie überallhin. Gestern abend hab' ich noch drei stanzen gemacht.“ Ob es die ersten des jahres waren. ergibt sich nicht. Das waren die ersten zeilen dieses jahres an die freundin. Leider gehört dieser brief zu den vielen, die in der Weimarischen ausgabe, da sie undatiert überliefert sind, eine falsche stellung erhalten haben; er ist dort mit Fielitz wider alle möglichkeit in den märz oder april gesetzt, auch der schluss falsch gelesen. Baumgart scheint den brief gar nicht zu kennen. Dass er in den anfang des jahres gehört, zeigt schon die erwähnung des kornes und holzes, das die hofleute jährlich von der kammer erhielten. Die holzlieferung, heisst es am schlusse, werde er erinnern, wenn der herzog, der zu allgemeinem unwillen so lange von Weimar entfernt blieb, zurückkehre, was erst am 11. januar geschah. Der schauspieldirektor Bellomo spielte zu Wei-

mar dienstags, donnerstags und sonnabends. Den 4. war theatervorstellung; am folgenden theaterabend lud Goethe frau von Stein und Herder zu sich ein. In den weiter erhaltenen briefen an frau von Stein vom 6., 9. und 11. ist der dichtung gar nicht gedacht; sie war durch manches andere verdrängt; nur der umgang mit frau von Stein und Herder und seine „naturstudien“ gewährten ihm wahre freude, dichterisch fühlte er sich am wenigsten gestimmt. Er litt an den geschäften wie „an Ixions rad“. Die teilnahme des herzogs am fürstenbunde war ihm zuwider, und doch musste er bei den verhandlungen als geheimschreiber, ja als abschreiber dienen; er grollte Karl August, der auch von der prinzenkrätze der kriegslust ergriffen sei, und sein land zu grunde richten werde. Erst beim beginn des frühlings, in der karwoche, kehrte er, eben von einem zahnleiden befreit, zu den „Geheimnissen“ zurück. Am 22. märz schrieb er der freundin: „Was ich ohne dich habe, ist mir alles nur verlust.“ Auf den abend lud er sie und Herder nebst frau zu sich ein. Damals scheint er der ersteren das versprechen erneuert zu haben, an den „Geheimnissen“ fortzuarbeiten, jetzt täglich zwei stanzen zu dichten, so dass die zahl der stanzen bald die der jahrestage (am 22. waren es 81) erreichen werde. In den vier tagen vom 23. bis zum 26. fehlen alle briefe. Am morgen des 27., des ostertags, meldet er der freundin: „Meine beiden verse hab' ich für heute gefertigt, bin nun bis aschermittwoch [er war 1785 der vierzigste tag] gekommen. Die kinderei hilft mir, und die leeren tage im kalender geben mir ein unüberwindliches verlangen, das versäumte nachzuholen. Tags darauf berichtete er Knebel: „Auch bin ich wider fleissig an meinem grossen gedichte gewesen, und bin bis zur 40. strophe gekommen. Das ist wol noch sehr im vorhofe. Das unternehmen ist zu ungeheuer für meine lage, indessen will ich fortfahren und sehen, wie weit ich komme.“ Als Goethe sich zur fortsetzung entschloss, dürfte das gedicht nur bis zum empfange des bruders Markus im kloster fertig gewesen sein, bis zur jetzigen 12. stanze; ostern war wol die lange rede des alten (stanze 13—32) vollendet, am ostertage selbst 31 und 32 gedichtet. Dies stimmt zur bezeichnung der 32. als der 40., bei der annahme, dass die, wie wir sahen, bei der späteren zusammenstellung weggelassenen in den ersten teil der dichtung fallen; bestätigt wird sie durch das, was wir von der fortsetzung hören. Nach einem briefe an frau von Stein gelang dem dichter am 28. nur eine stanze; das wäre die ganz für sich stehende stanze 33. Wenn Goethe am morgen des 2. april Knebel berichtet: „Ich habe 48 stanzen an meinem gedichte, so müssen

vom 29. märz bis zum 1. april acht neue entstanden sein, 34 bis 41. Den 2. april konnte er vor schlafengehen noch drei stanzen „vorarbeiten", wie er in bezug auf das zurückbleiben hinter der zahl der jahrestage der freundin schreibt; es sind die enge zusammengehörigen 42—44. Bei seinem leidenden zustande und der halben verzweiflung an den Weimarer zuständen, da er fürchtete, die finanzen des landes, die er mit anspannung aller kraft wider gehoben, würden durch Karl Augusts auswärtige pläne zu grunde gerichtet werden, konnte er zu keiner ruhigen tätigkeit gelangen, am wenigsten seine so bedeutende dichtung weiter führen. Bei der krampfhaften aufregung, an der er litt, ist es nicht zu verwundern, wenn auch nicht alle wirklich gedichteten stanzen gelungen waren.

Baumgart hat nicht bloss von der wirklichen entstehung des gedichtes, wie sie in den briefen an frau von Stein und Knebel vorliegt, keine ahnung, er entstellt sie noch durch einen unglücklichen einfall. Bei erwähnung des zweiten hauptmotivs, das stanze 33 nur skizziert werde, hören wir: „Es geht wol auf ‚die Geheimnisse', was Goethe anfangs juni 1785 an Herder schrieb: „Hier schick' ich dir, was du wol noch nicht gelesen. Ich konnte es nicht einmal endigen, geschweige durcharbeiten; deswegen fehlt den versen noch hier und da das runde und glatte." Freilich war der betreffende brief früher nach falscher vermutung in den juli, von der Weimarischen ausgabe in den mai 1785 gesetzt worden, aber Suphan hatte schon 1881 in der bedeutenden abhandlung „Goethe und Spinoza 1783—1786" nachgewiesen, dass er ende 1783 gehöre, was Baumgart, wenn ihm jene abhandlung entgangen war, im siebenten bande der Weimarischen ausgabe der briefe bemerkt finden konnte, wo er zum zweiten mal, an richtiger stelle, gedruckt worden. Suphan hatte die äusserung in dem späteren aufsatze „Ilmenau" auf das ebenso überschriebene gedicht bezogen. Dass dieselbe gar nicht auf eine dichtung Goethes, sondern auf eine übersetzung aus dem arabischen geht, habe ich Ztschr. XXVII, 76 gezeigt. Von diesem allen weiss Baumgart nichts. Wie haltlos, abgesehen von dieser zeitlichen unmöglichkeit, seine vermutung ist, mag ich nicht ausführen. Er aber bedenkt sich nicht, „in hohem masse ein solches präliminarisches aussehen" in stanze 33 zu finden, besonders soll die letztere den eindruck eines blossen füllwerkes hervorrufen; stellen derselben aus dem epischen ton herausfallen, weil der ausdruck schlicht und einfach, freilich auch durch die reimnot etwas gezwungen, ja, man kann es gestehen, weniger gelungen ist.

Ergibt sich so eine ganze reihe der aufstellungen Baumgarts als folge des mangels an philologischer genauigkeit und offenbarer irrtümer, so ist leider auch das missverständnis des titels des gedichts für seine deutung verhängnissvoll geworden. „Die geheimnisse“ ist ein Goethe gangbarer ausdruck für mysterien, geheimdienst. Am 24. juni 1781 schreibt er der frau von Stein: „Heute abend, ehe ich mich in die Geheimnisse vertiefe, bringe ich dir meine schlüssel“, wo die Johannisloge gemeint ist. Wenn er am 9. november mit frau von Stein in den „Geheimnissen“ lesen will, so ist, wie schon bemerkt, vom dialog „Alexis ou de l'âge d'or“ des Hemsterhuis die rede. Unsere dichtung erhielt diesen namen erst, als Goethe sie zum drucke bestimmte. Herders gattin, die sie längst kannte, nennt sie, als sie ihrem gatten am 12. september 1788 berichtete, Goethe habe im Lengefeld'schen hause zu Rudolstadt in Schillers gegenwart das bruchstück hergesagt, „Das gedicht von den rosenkreuzern“, wie es Goethe selbst genannt haben wird. Von seinen edlen rosenkreuzern sollte die allgemeine verbreitung der wahren christlichen sittenlehre ausgehen. Das gedicht fiel in die zeit, wo der geheimnissvolle orden der rosenkreuzer sehr viel von sich reden machte, wo die schriften „Der rosenkreuzer in seiner blösse zum nutzen der staaten dargestellt“ und „Der im licht der welt dargestellte rosenkreuzer, allen lebenden menschen hingestellt“ lebhafte aufmerksamkeit erregten. Aber Baumgart behauptet, in demselben sinne, wie Herder in den „Ideen“ (IX, 5) von der „Geschichte aller geheimnisse auf der erde“ spreche [ähnlich geht dort kurz vorher „in allen religionen der erde“] habe Goethe Die geheimnisse zum thema und zur überschrift [?] seines grossen gedichts gewählt, sei es nun, dass in geheim in bezug darauf die stelle der „Ideen“ geschrieben worden [frühestens im februar 1785, während der erste entwurf von Goethes dichtung fünf monate älter ist], sei es, dass aus ihren gesprächen über diesen gegenstand beiden freunden die bezeichnung in diesem sinne sich festgestellt hatte“. Aber bei Herder ist geheimnis gleichbedeutend mit religion, religiöse tradition, lehre vom überirdischen, unsichtbaren, nicht mit symbol; denn eben dieses wortes bedient sich Herder regelmässig. In Goethes gedicht kommt Geheimnis nur einmal vor, 77, wo es den unter dem bilde verborgenen sinn, nicht einen übernatürlich offenbarten glaubenssatz über das wesen gottes, auch nicht, wie Baumgart sich ausdrückt, „das geheimnis der klostergemeinschaft, der die sendung des Markus gelte“, bezeichnet. Vom tode des Humanus heisst es, er sei geheimnissvoll (111). Bruder Markus verlangt zu wissen, was manches bild

verhehlt (278). Auch ist vom erraten des unter dem bilde verborgenen (305—309), von der verdeckung der bedeutung durch teppich oder flor (315 fg.) die rede. Sonderbar wäre es auch, wenn ein gedicht, das sich auf das „aufgeben der symbole“ beziehen solle, die überschrift „Die geheimnisse“ führte. Der titel bezeichnet offenbar den geheimdienst der hier in das mittelalter verlegten rosenkreuzer, die von der vorsehung bestimmt sind, die reine, segensreiche christliche sittenlehre zu verbreiten; „die geheimnisse“ waren als eine grosse geistliche dichtung vom mittelalterlichen wunderglauben gedacht.

Verfehlt war es, bei der frage nach dem inhalt der rätselhaften dichtung von dem titel, statt von der haupthandlung auszugehen, welche die von der vorsehung beschlossene einsetzung des schlichten bruders Markus beim tode des Humanus ist, eines durch geistige tüchtigkeit und hohe einsicht ausgezeichneten helden von mächtigster willenskraft. Baumgart sieht ein, wie wenig Goethes eigene deutung von 1816 das dunkel aufhellt, aber erst nachträglich geht er an die lösung der hauptfrage, die er denn ohne glück versucht, nachdem er sich den blick durch seinen voreiligen einfall getrübt hat. Es ist doch gar zu wunderlich, wenn der tod des Humanus dadurch begründet wird, dass die symbole der christlichen religion schwinden sollen. Ist denn Humanus mit den zwölf alten, die sich aus der welt zurückgezogen haben, im stillen gott zu dienen, ein vertreter der symbole, hat es ihn nicht vielmehr gedrängt, im reineren sinne Christi lehre zu üben, die nach Goethes ansicht nicht die nach der fassung der zeit und des volkes gemachte offenbarung über gott und die erlösung der menschen, sondern die sittliche lehre der selbstüberwindung und der liebe aller menschen als brüder war, wonach er auch behaupten durfte, er sei ein wahrerer christ als die meisten, die sich so nennten. Baumgart hilft sich damit, dass die christlichen symbole in dem engen kreise der zwölf, demnach doch auch wol bei Humanus selbst, „die reinste geläuterte auffassung finden“, gibt aber zu, dass der glaube an ihre geschichtliche realität im schwinden begriffen (s. 60), was nicht dazu stimmt, „dass die kleine gemeinde durch des Humanus tod sich mit dem verluste ihres schönsten glückes bedroht sieht, weil die vielgeliebten symbole dadurch unwiderbringlich dahin gehen sollen, ohne dass den bitter leidenden die hoffnung auf einen tröstlichen ersatz sich zeigt“ (s. 57). Hier ist alles brüchig, wie das ganze hereintragen der symbole ein unglücklicher, haltloser einfall ist. Die trauer der brüder um den tod ihres „vaters, freundes und führers“ ist rein persönlich, nicht allegorisch; der alte, der diese äussert, möchte selbst gern mit seinem

eigenen leben das seines geliebtesten freundes erkaufen. Es ist ein ebenso grosser irrtum, wenn Baumgart den alten von den zwölf ausnehmen will, als wenn er in ihm eine allegorie der tradition sieht, die wir trotz der entzückung, mit der ihr erfinder davon spricht, für unerträglich steif halten. Der alte ist mit im kapitelsaale, wo nur dreizehn stühle sind, ausser dem mittlern des Humanus einer für jeden der zwölf. Der dichter bedurfte eines sprechers, der den fremden empfieng und ihm über Humanus, dessen leben und drohenden tod berichtete, später sein führer war; dazu wählte er einen herzensfreund, der ihn von jugend an kennt. Ob dieser sich nie von ihm getrennt, sondern mit ihm sich zu dem von der vorsehung bereiteten gebäude im einsamen tale getrieben fühlte, das wir uns wol weit im osten zu denken haben, ist nicht zu bestimmen. Vorlängst habe ich bemerkt, dass bei dem kloster wol Maria Einsiedeln in der Schweiz vorschwebt, wo der prälat (er hiess Fürst) auf den tod krank lag, als Knebel es im jahre 1780 besuchte, aber noch ihn durch den decanus, „einen heiligen würdigen mann“, zur tafel laden liess — ein von Goethe so einzig benutzter zug. Hatte aber Humanus sich mit den seinigen dem reineren christentum in der einsamkeit geweiht, so erhebt sich um so dringender die frage, was hat es zu bedeuten, dass Markus, ein einfacher klosterbruder, ein ernsterer nachfolger von Lessings treuherzigem gegenbilde des aufgeblähten, herrschsüchtigen patriarchen im „Nathan“, von der vorsehung zum stellvertreter des Humanus berufen wird? Nach Baumgart soll er „die erste nachfolge Jesu verkörpern, wie sie als das wesen und der inhalt der christlichen religion bestehen bleibt.“ Aber wie kann Markus dazu besser wirken als Humanus, worin soll der gegensatz oder die fortentwicklung liegen? Als sinnbild des christentums, wie es Humanus aufgefasst, müssen wir doch das zeichen auf der pforte des bogens betrachten, selbst wenn Humanus es schon vorgefunden hatte. Das kreuz soll nicht auf die kreuzigung gehen, wie es bruder Markus in gewohnter weise fasst, sondern auf die leiden und mühen des lebens, aber die es umwindenden rosen deuten auf lebensgenuss, da das leben kein jammerthal, die erde kein büssungsort, das kloster kein ewiges Memento mori sein soll. Das rosenumgebene kreuz wird zum himmel getragen, da der mensch im leben immer fortstreben, „unermüdet schaffen“ soll, wie wir es von der gottheit selbst glauben (nach Goethes ode „Das göttliche“). Das dreifache, aus der mitte quellende licht, das zeichen der dreieinigkeit, ist wol hier als bild der drei christlichen tugenden, glaube, hoffnung und liebe, gedacht. Also herrscht ein reineres christentum schon in dem kreise

des Humanus. Was kann da der schlichte, gottesfürchtige, treuherzige Markus ändern? Nach Baumgart soll durch ihn, in stiller organischer wandlung die summe religiösen anschauens, fühlens und denkens, die, ein produkt der gesammten menschlichen entwicklung, in der reinen lehre Jesu enthalten ist, in ihrer einfachen gestalt an stelle der geheimnissvoll symbolischen unmittelbar sich geltend machen, durch ihre innere hoheit das führerrecht für immer sich sichern. Die geheimnisse schwinden, aber das geheimnis bleibt. Das grosse geheimnis der natur und das grössere geheimnis des geistes, die beide doch nur ein verschieden gefasster ausdruck für das eine grösste geheimnis, dass das unbegreifliche uns gewissheit ist." Das wäre doch eine wandlung, welche, für des einfachen bruders weisheit, die von kinderlippen schallt, viel zu hoch; sie setzt eine umwandlung von Markus selbst voraus, und Humanus kommt dabei arg zu kurz, der längst auf den kern der christlichen lehre gedrungen hatte, und mit einer hoheit dafür begeisterte, die seine kleine gemeinde der greise, die ein tatenvolles, erfahrungsreiches leben geführt hatten, hinzureissen wusste. Die aufgabe, die Markus zu lösen hatte, kann nur darin bestehen, dass er die christliche geheimlehre, die bisher auf das kloster des Humanus beschränkt war, allgemein verbreitete, wozu gerade er, von Humanus belehrt, auserkoren war. Diese ausbreitung der christlichen sittenlehre, die zugleich die wahre humanität, ohne die nichts fördernde, zu schwärmerei und verworrenheit des geistes verleitende, vom leben und reiner menschlicher entwicklung abführende offenbarung, ergibt sich als ziel- und endpunkt der „Geheimnisse", dieser glücklich erdachten legende, die einen herzenswunsch des dichters auszusprechen bestimmt war, auf dessen erfüllung er selbst nicht hoffte; es ist nur ein schöner traum, dessen dichterische ausführung leider dem meister nicht gelingen sollte. Aus der schilderung der reden des bruders Markus im kloster, aus stanze 12, hat Baumgart geschlossen, was sie gar nicht besagen soll, dass von allen geheimnissen nur das eine höchste bleiben werde: „dass die einfachheit das siegel der letzten vollendung ist, dass sie aus unschuldiger reinheit und offener weisheit allein erwachsen kann und dass, wie sie die frucht der lautern selbstlosigkeit ist, aus ihr die unendliche liebe quillt, welche die welt erlöst". Ebensowenig finden wir in dem bruchstück eine andeutung, „dass, wenn solche gesinnung das führeramt übernimmt, die ewige dauer wahrhaft christlicher religiösität und religionsgemeinschaft erst recht besiegelt sein werde, weil solche führerschaft den herrschenden streit aufhebe, und, was in aller welt an echt religiösem sinne lebt, vereinend um sich sammle". Das

ist rein hereingetragen, dagegen die offenbar beabsichtigte wirksamkeit der Humanus-gemeinde unter Markus verkannt.

Wirklich ausgeführt sind nur des bruders Markus von einer höheren stimme ihm aufgetragene reise, seine ankunft am abend beim kloster, abendessen und abendandacht, endlich nach kurzem schlaf beim grauen des morgens eine merkwürdige erscheinung. Der name des bruders erinnert an den des schlichtesten, als missionar in Afrika bekannten evangelisten[1], aber wirklich scheint bei ihm der lieblingsjünger des heilands, der an dessen busen gelegen, vorgeschwebt zu haben, der immer aus vollem herzen sprach, an dessen „Testament", dass die christliche liebe, die der herr befohlen, allein genüge, Lessing so eindringlich gemahnt hatte. Den namen Johannes scheint Goethe absichtlich gemieden zu haben. Markus wird gleich als von der vorsehung gesandt bezeichnet; bloss dem geiste folgend gelangt er am späten abend an das prächtige kloster. Das höchst verehrte christliche kreuz erfüllt ihn mit ehrfurcht, aber die ihm noch neue weise, wie es hier mit rosen umwunden, von wolken getragen und vom lichte der dreifaltigkeit erleuchtet sich zeigt, erregt in ihm erbauliche gedanken über dieses hier ungewohnten sinn verbergende zeichen. Eingelassen meldet er, wie er auf den befehl höherer wesen hierher gekommen, was man mit heiligem staunen vernimmt, ja man fühlt das herz dabei von innerer gewalt ergriffen; alles, was er von seiner sendung erzählt, wirkt wie weise lehren, sein ganzes offenes und treuherziges benehmen ist völlig von dem aller menschen verschieden; er erscheint wie ein himmlisches wesen. Der inhalt seiner reden konnte hier nicht ausgeführt werden. Wir mussten zunächst über Humanus und seine genossen belehrt werden, was dessen alter freund, der nur als greis bezeichnet wird, in längerer rede tut, deren würdiger ton uns die in diesen räumen herrschende hohe gesinnung vergegenwärtigt. So erfahren wir,

1) Wenn Herder kurz vor der abreise Goethes nach Italien diesem in einem scherzbriefe an den herzog den spitznamen des „evangelisten Markus" gibt (Schriften der Goethegesellschaft II, 369), so durfte Erich Schmidt dabei nicht an den Bruder Markus der Geheimnisse denken. Vielmehr schwebt Goethes alter „Prolog zu Bahrdts offenbarungen" vor, wo der evangelist Markus kurzweg den Giessener professor mit den worten: „Und wie und was verlangst denn du?" zur rede stellt und auf dessen weitläufige erklärung, ohne ein wort zu erwidern, ihn stehen lässt. Matthäus bemerkt: „Johannes ist schon weggeschlichen Und bruder Markus [die evangelisten nennen sich brüder] mit entwichen." Herder fand es ergötzlich, dass dieser kürzeste evangelist hier so kurz gebunden ist (er allein spricht nur einen kurzen vers, äussert sich nicht weiter), und ebenso kurz gebunden fand Herder den freund falschen ansichten gegenüber, die ihm widerstanden.

dass der baldige tod ihres „vaters, freundes und führers“ sie in sorge und furcht setzt, aber der anblick des von höhern wesen gesandten hat ihnen „trost und hoffnung gebracht, ihre seele erregt“; sie erwarten von ihm eine lösung, da der bald von ihnen scheidende ihnen nur verkündet hat, dass er in wenig zeit sich von ihnen trennen werde. Wie alle als greise zu jenem „edlen manne“ gekommen, dem friede gottes in der brust lebt (der redende selbst hat ihn auf des lebens pfad begleitet), ist nur kurz angedeutet, auch nicht verschwiegen, wie ausser dem persönlichen schmerze über den drohenden verlust, es sie bekümmere, dass er keinen zum nachfolger sich bestimmt habe, was auf die durch Markus in ihnen erregte hoffnung ein licht wirft. Täglich kommt Humanus eine stunde zu ihnen, wo er aus seinem leben erzählt, „in dem die vorsicht ihn so wunderbar geführt“, aber mit allergrösster bescheidenheit, wie der freund weiss, der so manches als augenzeuge erlebte. Er wird als ein christlicher held dargestellt, auf den schon vor und bei seiner geburt wunderzeichen hingedeutet, der bereits als kind ungeheure kraft bewährt, auch einmal in der not das wunder vollbracht, dass er mit dem schwerte eine quelle aus dem starren felsen schlug. Wenn wundergeschichten von ihm, wie von einem heiligen, erzählt werden, so ist es nicht zu verwundern, dass der dichter solche wählte, deren bekannte sagen gedenken, ja selbst anzeichen, die des heilands geburt verherrlichten und vom messias vorhergesagt worden. Dass dadurch „eine fülle der fruchtbarsten ideen aufgeregt werde“, kann ich Baumgart (s. 40) nicht zugeben, es galt nicht durch mythische züge die einbildungskraft zu erfreuen, sondern das bild des Humanus als eines gottbegnadeten mannes auszuführen. Aber Humanus hat auch die sauerste probe des mannes bestanden, er hat sich selbst überwunden, was an die verheissungen erinnert, die in der offenbarung Johannis dem überwindenden gemacht werden. Bei aller ihn mächtig treibenden kraft wusste er sich selbst zu beschränken, seines mutes herr zu sein, wie es in den sprüchen Salomonis heisst. Freilich hatte der vater ihn zum strengsten gehorsam, zu den niedrigsten diensten gegen andere gewöhnt, aber diese unterwürfigkeit war bei ihm kaum eine tugend, da sein herz ihn dazu trieb, anderen wolzutun, verwundete zu verbinden, kranken beizustehen. Gehorsam gegen die eltern empfand er als sittliche pflicht, die er so rücksichtslos übte, dass auch der rauhe und scharfe vater, der die als edlen ihm gebührenden vorzüge mit absicht ihm vorenthalten hatte, endlich nicht mehr umhin konnte, des sohnes wert anzuerkennen und ihm die ehren seines standes zu gewähren. Auch hier legt Baumgart etwas hinein,

wenn er von dieser ausführung rühmt: „In symbolischer kürze und wucht verkündet der dichter hier grundüberzeugungen, an denen er sein leben lang festhielt und auf die er auch im späteren alter gern und ausführlich zurückkam. Es sind die tugenden der ehrfurcht, der demut und des gehorsams, denen er für die sittliche und religiöse erziehung den höchsten wert beilegte.“ Eine solche philosophische auslegung schädigt die dichterische und zugleich die wahrheit. Auch sehe ich hier keine „ganz allgemein gehaltene hindeutung auf hauptzüge mittelalterlich-christlichen entwicklung der europäischen menschheit“, dagegen hätte Baumgart hervorheben sollen, dass diese ausführung zeige, unser gedicht spiele im mittelalter, das so manche ähnliche fromme sagen trieb.

Die weitere erzählung seines lebens bricht hier zweckmässig mit der bemerkung ab, es sei voll der köstlichsten geschichten, die in dichtungen durch ihre unglaublichkeit und den reiz der darstellung erfreuen, der sie dem hörer als wirklich vorzaubert. Baumgart dagegen spricht hier von den schönheiten des reichen schmuckes der phantasie und der höheren schönheit ihrer inneren unvergänglich für alle zeiten sich erneuernden wahrheit, die sich im philosophischen sinne der geschichte gleichstelle. Der alte schliesst mit der angabe des namens, welchen „der heilige, der weise“ angenommen, den „das aug' der vorsicht“ sich ausersehen. Sein name Humanus deutet auf die entwicklung des menschen als das höchste ziel. Später, heisst es, solle Markus auch dessen wirklichen namen, sein geschlecht und seine ahnen erfahren. Der übergang von der rede des alten zur mahlzeit ist freilich etwas verkümmert, ja diese selbst ganz übergangen, nur das zeitweilige erscheinen der anderen brüder erwähnt, die, wie es sonderbar heisst, jenem das wort aus dem munde nahmen. Wir finden stanze 32 um so auffallender, als die rede des alten wirklich abgeschlossen ist, er gar nicht endete, wie es hier heisst, als gegen Markus „das herz am stärksten quoll“, sondern mit der nennung seines namens Humanus.

Die folgende, die den übergang bildet zum danke an gott und seine wirte für das genossene mahl, weiter die bitte um wasser zum trinken und das geleit zum kapitelsale enthält, wo die brüder ihre abendandacht verrichten, leidet wenigstens zum schlusse am reimzwange. Im kapitelsale tun wir einen zweiten blick in die einrichtung des klosters. Jeder bruder hat einen besonderen stuhl mit einem schilde über diesem, das geheimen sinn verkündet; auf dem von Humanus war das rosenkreuz zu sehen. Über manchen schilden hingen als zeugen des

ritterlebens in der weiten welt waffen aller art, auch fahnen und gewehre fremder länder, selbst ketten und bande, die auf krieg, letztere auf erlittene gefangenschaft deuten. Die brüder beten und singen kleine andächtige lieder; ehe sie zu kurzem schlafe sich trennen, segnen sie sich mit frommen wünschen zu ruhigem schlaf, da keine irdische begierde sie beunruhigt. Markus und der alte, der gleichsam als vertreter des im kapitelsale fehlenden Humanus erscheint, bleiben im sale; ersterer wird von den schilden zurückgehalten, deren verborgener sinn ihn reizt, besonders zunächst rechts und links von dem in der mitte hängenden schilde des Humanus; davon stellt das eine einen in wilden flammen seinen durst stillenden drachen, das andere einen arm in eines bären rachen dar, aus welchem heisses blut quillt. Hätte Baumgart beachtet, was der alte dem bruder Markus sagt, er könne den sinn derselben nicht erraten, da er nicht wisse, was mancher held getan, doch ahne er wol, wie manches hier (von den brüdern, deren schilde er sieht), „gelitten, gelebt, verloren ward und was erstritten", so würde er nicht gewagt haben, die beiden wappen auf die heftigen kämpfe der christlichen konfessionen zu beziehen, und zwar, weil die beiden schilde gleich weit von dem des Humanus gehangen (wie ohne zweifel alle in gleichem abstand voneinander sich befanden), auf zwei vom geläuterten christentum des Humanus gleich weit entfernte „extrem kontrastierende religiöse dispositionen". Als ob die betreffenden brüder solche falschen auffassungen des christentums in wappen des kapitelsals hätten verewigen wollen! Der drache deutet auf mordlust, die zu wilden, blutgierigen kämpfen getrieben, der blutige arm auf die befreiung der erde von untieren, von denen das mittelalter so viel fabelte, beide auf die eigene vergangenheit. So überraschend wie unglaublich ist Baumgarts deutung auf die angst vor dem geöffneten höllenrachen und die qualen der wütenden gewissensbisse; diese sollen die katholische lehre von der ewigen verdammnis und Calvins vorstellung der Metanoia bezeichnen, ja mit froher selbstbefriedigung heisst es, der dichter habe so, wie es überall seine art sei, schon in der sprache den vorhandenen keim zur gestaltenbildung sich entfalten lassen. Wir sind nicht so kühn, die spur davon zu ahnen.

Der alte schliesst damit: doch es handle sich in ihrem kloster nicht bloss von der vergangenheit, hier gehe auch noch manches vor; sei Markus erst aus dem vorhof, über den er noch nicht hinausgekommen, ins innerste aufgenommen, dessen er ihm wert scheine, so werde er dies erfahren. Damit ist auf die nächsten tage und das, was er dort sehen werde, hingedeutet, auf die seiner noch wartenden geheim-

nisse des innersten. Wie Markus vom alten in seine schlafzelle geleitet worden, sich niedergelegt und geschlafen habe, ist gleich dem mahl am abend übergangen. Erst beim erwachen setzt der dichter wider ein. Ein dumpfes geläute der bisher noch nicht erwähnten kirche weckt ihn; als er ihm folgen will, wie er morgens gewohnt ist (er hat schon sein morgengebet verrichtet), findet er die thüre seiner zelle verschlossen. Ein starkes versehen ist es, wenn Baumgart vom schlosse der kirche spricht. Was die drei letzten stanzen enthalten, kann keine blosse vision sein, es ist eine wirkliche erscheinung, die Markus erlebt. Ein dreimaliger schlag auf hohles erz, gemischt mit flötentönen, seltsam und schwer zu deuten, erfreut das herz, ernst einladend, wie wenn festliche tänze von gesängen belebt würden. Als er aber ans fenster eilt, sieht er beim ersten grauen des morgens drei fackeltragende jünglinge eilig durch die gartengänge sich entfernen. Die weissen gewänder liegen ihnen knapp und wol an, ihre locken sind mit blumenkränzen, der gürtel mit rosen umwunden; sie scheinen „recht erquickt und schön“ fortzueilen. Dann löschen sie ihre fackeln und verschwinden in der ferne. Baumgart meint, die fackeln, welche sie in die ferne hinaustragen, würden doch in der übung der künste, wie im leben fortleuchten, nicht in der form buchstäblich geglaubter symbole, sondern als die höchsten motive der kunst. Aber sie löschen ja ihre fackeln, und darauf, dass die jünglinge die symbole seien, deutet eben gar nichts. Der erfreuende schall und die jünglinge mit ihren brennenden fackeln scheinen vor der gewöhnlichen kirchenzeit aus der kirche zu kommen. Ich kann hier nur eine nachtfeier sehen, welche von einer der anstalten ausgieng, die wir uns mit dem bunde der zwölf nach der andeutung des alten in stanze 40 verbunden denken müssen. Auch die mysterien der Griechen wurden zur nacht gefeiert; es waren heilige nächte, bei welchen die eingeweihten in weissen gewändern erschienen. Bekannt ist auch das späte römische Pervigilium Veneris, eine feier der liebe beim anfange des frühlings, das Bürger übertrug, wodurch Schillers „Triumph der liebe“ veranlasst ward. Dass Markus seine zelle verschlossen fand, erklärt sich daraus, dass diese nachtfeier, wie die kirche selbst, zum innersten gehörte, in welches er erst an diesem tage, wahrscheinlich durch den alten, geführt wurde. Es ist dies das erste geheimnis des innern, das schon auf den heitern, von strenger askese weit entfernten charakter der nachfolgenden geheimnisse hindeutet.

Der alte sollte sich bald darauf einstellen und die führung übernehmen. Zunächst wird er ihn zum einfachen frühstück, dann in die

kirche gebracht haben. Über die zum bunde gehörigen bildungsanstalten wäre jede vermutung eitel; manches, was Goethe vorschwebte, dürfte später in den „Wanderjahren“ frei benutzt worden sein. Jedenfalls werden die verbundenen brüder nicht bloss einem beschaulichen leben sich hingegeben, sondern auch nach ihrer neigung fördernd auf die menschliche bildung gewirkt haben, in gewissem sinne tätige freimaurer gewesen sein; selbst die baukunst dürfte nicht ausgeschlossen gewesen sein, wenn sie auch das von der vorsehung bestimmte gebäude schon vorgefunden. Fern halten müssen wir jeden gedanken an Goethes unglückliche aufklärung von 1816. Zuletzt wurde Markus auch zu Humanus geführt, wo denn die unterredung beider den glanzpunkt der dichtung gebildet haben würde. Der scheidende Humanus sollte seinem vom himmel ihm bestimmten nachfolger seine sendung ans herz legen, die reine christliche sittenlehre ohne die erlösung durch den sohn gottes allgemein zu verbreiten, besonders auf die übung ihrer grundlehren, der selbstüberwindung und der liebe, zu wirken. Uns genügt es, das wort des rätsels gefunden zu haben, dass die dichtung mit dem auftrage des Humanus schliessen sollte, die reine lehre Jesu, wie sie Goethe empfand, wie sie sein bund der neuen rosenkreuzer übte, allgemein zu verbreiten, und so einen wunsch zu erfüllen, den die freidenker der zeit, unter ihnen auch sein freund Merck, als einen frommen, jedesfalls noch lange aussichtslosen erkannten. Die auf morschem boden sich erhebende philosophische ausdeutung eines begabten denkers musste, je selbständiger sie war, um so mehr von der einfachen wahrheit abführen.

KÖLN. HEINRICH DÜNTZER.

GEDICHTE UND BRIEFE VON E. M. ARNDT AN EINE FREUNDIN.

Herr dr. R. Moeller, oberarzt des städtischen krankenhauses in Magdeburg, besitzt aus dem nachlasse seiner grossmutter, der frau J. Zanders, verschiedene interessante manuscripte von E. M. Arndt, deren veröffentlichung er mir gütigst erlaubt hat. Sie bestehen aus einem bisher ungedruckten, einem schon gedruckten gedichte und sechs briefen. Frau J. Zanders, geborene Müller, wittwe des fabrikbesitzers Zanders in Bergisch-Gladbach, wohnte bis zum jahre 1857 in Bonn und stand in innigem freundschaftsverkehre mit dem hochbetagten

Arndt'schen ehepaare. Als sie dann nach Bergisch-Gladbach übersiedelte, widmete ihr Arndt das nachfolgende christlich-trostvolle gedicht, dessen zweck und sinn durch die tatsache erleuchtet wird, dass frau Zanders an einer schweren lähmung siech war. Nach Bergisch-Gladbach sind die briefe gerichtet, und zwar sind drei von ihnen gratulationsbriefe zu neujahr 1858, 1859 und 1860; zwei sind dankesbriefe nach einem besuche, den der 89jährige greis im frühsommer 1859 in Bergisch-Gladbach gemacht hatte; ein sechster aus dem herbst 1859 enthält die durch den tod unerfüllt gebliebene verheissung, im nächsten jahre die reise widerholen zu wollen. Der zeitlich letzte brief, die gratulation zu neujahr 1860, ist 5 tage nach Arndts neunzigstem geburtstage und drei wochen vor seinem tode geschrieben, also sicher eine der allerletzten schriftlichen äusserungen des uralten mannes. Die schrift, deren typus durch das dem Allgemeinen deutschen commersbuche vorgedruckte dankschreiben Arndts vom jahre 1858 bekannt ist, kann zwar das zittern des alters nicht ganz verleugnen, ist aber im ganzen gut leserlich und besonders in den bogen und endschnörkeln noch erstaunlich kräftig und sicher. Sämmtliche dokumente geben uns keinen neuen zug zu dem bilde Arndts; aber ihr wert beruht darin, dass sie uns den dichter im höchsten greisenalter noch unverkürzt und unverwelkt als denselben zeigen, den wir in der vollkraft seines wesens lieb gewonnen haben: geistesfrisch und herzensjung, voll zarter freundschaft und altbewährter vaterlandsliebe, „lebensmutig und liebesmutig", gottvertrauend und gottergeben.

Zur freundlichen Erinnerung für Julie Zanders.

Kind, trage Erden Freud und Leid,
Im frohen Sinn der Ewigkeit!
Hier ist ja Alles klein und kurz,
Und nichts als Wechsel, Fall und Sturz.

Vergiss nicht, dass es also ist,
Noch auch, dass du unsterblich bist,
Ein kleines, schwaches Gottesbild,
Worin doch Gottes Wonne quillt.

Dies sei dein Trost, dein Licht, dein Stern,
So schau empor zu deinem Herrn,
So aus dem wirren Erdenlauf
Schau fromm und selig himmelauf.

Und dann wird alles Kleine gross[1],
Dann fällt dein Loos aus Gottes Schooss,
Du nimmst es fröhlich, wie es fällt,
Dann bist du gross in kleiner Welt.

Bonn den 24" des Wonnemondes 1857. E. M. Arndt.

1. An Frau J. Zanders zu Bergisch-Gladbach bei Köln.

Gott zum Gruss!

So habe ich denn mein 88stes glücklich vollendet[2], und die lieben Wünsche u. lieben Gaben der Freunde machen mir den Einlauf in das 89ste fast zu einem glückszeichen.

Auch Sie, meine theure Freundin, haben mit einer recht süssen Gabe mein altes Herz gelabt und sollen meinen treuesten, besten Wunsch und Dank zum Neuen Jahre dafür nehmen.

Wolle der gnädige Gott mit Ihnen und den geliebten Ihrigen sein, und Ihre Gesundheit so stärken, als der Glaube an die himmlischen Güter durch Seine Gnade in Ihnen stark ist!

Also auf den Blüthenmond 1858! Das soll ein Wort sein, wenn Gott nicht anders will! Dann will ich mal in Ihre freundlichen Augen und in Ihre hellen Teiche zu Gladbach schauen!

Meine Frau wollte ein paar Worte zusetzen, sie fühlt sich aber durch einen Schnupfen zu sehr verhustet, und grüsst aller herzlichst.

Auch ich habe 14 Tage die Grippe durchgehustet; gottlob jetzt besser. Ade! Ade! Den lieben Kindern beste Grüsse

In deutscher Treue
Ihr

Bonn, letzter Tag von 1857. ältester E. M. Arndt.

2. Bonn, letzter Tag des Jahres 1858.

So wolle Gottes Segen einziehen bei Ihnen, liebes Kind, wie Sie Wunsch und Segen zugleich mit süssester Gabe des Mundes und des Herzens über den überalten Mann ausgesprochen haben! Möge das beginnende Jahr 1859 für Ihre Körperleiden milder werden, als die jüngsten Jahre gewesen sind!

Ich wandle durch Gottes Gnade auf der Stufe des höchsten Alters noch immer mit leidlicher Rüstigkeit hin. Nun so weiter, so lange es

1) Denselben gedanken führt er aus in der vollständigen sammlung seiner Gedichte 2. aufl. s. 641 nr. 42, wie er überhaupt in seinen sinnsprüchen die begriffe: gross und klein mit vorliebe zusammenstellt, bald sie contrastierend, meist sie in einander auflösend.

2) Arndts geburtstag fiel auf den 26. december.

dem Herrn des Lebens gefällt! Und ich lebe des festen Vorsatzes, wenn dieser Herr es mir erlaubt, Sie im nächsten Lenze in Ihrem schönen Sitze einmal fröhlich zu begrüssen. Meine gute Frau wollte Ihnen selbst schreiben und danken, fühlt sich aber durch Festtage und manche Festlichkeiten jetzt zu angegriffen; sie fühlt ihre 73 jahre auch schon.

Also Gott und Gottes Glück und Gnade mit Ihnen und Ihren Lieben, welche Sie herzlich von uns grüssen.

In deutscher Treue
Ihr
E. M. Arndt.

3. Bonn 4" des Heumonds 1859.

Das waren schöne Tage, wie Tage der Liebe, Treue und Freude immer sein müssen — und ich spreche Euch, geliebte Freunde, hiermit meinen herzlichsten Dank aus.

Grüssen Sie mir auf das herzlichste ganz Gladbach, am meisten Sich selbst, Ihre liebe Schwester und unsern Richard und seine feine liebenswürdige Frau, deren Hoffnung zu aller Freude der liebe Gott erfüllen wolle. Ich habe Gladbach so kennen gelernt, dass ich sagen kann, es führt den Namen mit Recht; denn Gladbach heisst auf gut deutsch, englisch und schwedisch Freudenbach. Wenn ich noch einige Jahre lebe, wird dieser Freudenbach mich öfter zu sich locken.

Und Sie selbst, liebste Freundin! Ich habe mich sehr gefreut, dass ich Sie geistig frisch wie immer und leiblich, wie mir däucht, auch frischer gefunden habe, als da Sie Bonn verliessen. Gebe der freundliche Gott, dass Sie nochmal wieder auf eignen Füssen die Treppen auf und ab steigen können nach dem Beispiel der Frau Wichelhaus[1].

An Wichelhaus selbst habe ich Grüsse und Wünsche schon abgegeben.

Hier die versprochenen Reime über das Gute u. Schöne[2].

Ade! Gebe Gott Lebensmuth und Liebesmuth!

In deutscher Treue
Ihr E. M. Arndt.

N. S. Grüssen Sie mir auch den wackern Meister Odenthal.

1) Frau pastor Wichelhaus in Bonn.

2) Dem briefe liegt das manuscript von folgenden, in der vollständigen sammlung seiner Gedichte s. 666 unter nr. 150 schon veröffentlichten versen bei:

Das Gute und das Schöne.

Ach! zwischen dem Guten und Schönen
Der ewig erneute Streit!

4. Bonn, 23" Heumonds 1859.

Ja, Freudenbach — das soll der Name sein des schönen, grünen Flecks Erde, worauf Gott Sie die Hütte Ihres Lebens hat festen lassen! und Sie, liebe Freundin, sollen auch einmal — so ahnt es mir — gleich der Frau Wichelhaus in Ihrem Hause wieder Trepp ab und Trepp auf laufen. Amen! So geschehe es. Dass der liebe Gott Sie nun noch immer so ans Lager fesselt, auch das können Sie am Ende als nur Gabe und Gnade Gottes in so weit annehmen, als er Sie damit wohl etwas fester und tiefer hat anfassen und mit seinen wundersamsten, leisesten Fingern in das Herz seines lieben Geschöpfes hat hineingreifen gewollt. Der Christ soll ja Alles Unvermeidliche, was er nicht machen (?) gekonnt hat, nehmen, als von Oben kommend und nach Oben hinweisend. Und das wird wohl wahr bleiben, dass Ihre lange Krankheit Ihnen Musse und Veranlassung mehr als sonst gegeben hat, der himmlischen Dinge u. der göttlichen Gefühle und Ahnungen in unserer Brust mehr inne zu werden, als es im Getümmel des frischen, vollen, gesunden Lebens uns oft beschieden ist. Das ist ja des Christen Betrachtung und Gottesruf (?), dass er sich alle Dinge als aus höherer Hand deuten und zurecht legen muss, — und diese selige Ansicht und Überzeugung hat der liebste Herr Ihnen ja nimmer abhanden kommen lassen. Darin wird er Sie erhalten und bewahren in den Schmerzen und Freuden des irdischen Lebens. Die Freude, die ich Euch lieben Leuten durch meinen Besuch gemacht habe. Ich danke Gott, dass dem so ist: Freundschaft u. Liebe sind ja die besten Sterne, die am Himmel leuchten u. vom Himmel hinunter u. von der Erde auch wieder hinauf leuchten zur Heimat der Geister. Ich habe beide reich am Freudenbach genossen u. empfunden. Das sollen Sie den lieben Kindern, der Schwester u. den Freunden mit meinen treusten Grüssen verkündigen.

Sie haben die Enkel bei Sich gehabt zur Freude; auch meine Nanna ist jetzt aus Karlsbad bei uns; das Bad scheint ihr wohlgethan zu haben. Sturm und Hagel ist bei uns am Gebirgssaume von Poppelsdorf bis gegen Andernach hin fürchterlich fortgelaufen, wie Sie

Sprich, Lieber, was kann sie versöhnen
Zu liebender Herzlichkeit?

Was? — Nieder aufs Knie vor dem Guten!
Nieder im Gebet wie vor Gott,
Dann strömt dir das Schöne in Fluthen
Entgegen. Ich spreche nicht Spott. E. M. Arndt.

wohl aus den Zeitungen gelesen haben. — gebe Gott, dass das Ungewitter des Krieges an dem Vaterlande glücklich vorüberbrause.

Gottes Segen Euch Allen und Ihnen freier, froher Muth aus ihm!

In deutscher Treue
Ihr E. M. Arndt.

5. Gott zum Gruss!

Freundliche Kinder, dass Ihr den alten, schneeweissen, fast kahlen Kopf mit lustigen Lenzesblüthen schmücken wollt! Nun, ich nehme das fröhliche Zeichen an, u. wenn der liebe Gott mich noch einen Lenz erleben lässt, will ich in ihm mir selbständig und selbhändig in Eurem Garten einen Kranz pflücken und flechten. Weil ich vom Lenz spreche, will ich beim Bilde bleiben und Euch und vor allen Ihnen, theure Freundin, bei den neuen jüngsten Wiegenliedern, die nun bei Euch wieder gesungen werden, alle Herzen voll lenzigster, fröhlichster Hoffnungen wünschen.

Gottlob! der Kriegslärm hat sich fürs Erste vertost, auch die Plage der Hitze ist vorbei und die lustige Weinlese nahe. — Also wollen wir dem Winter mit Gottesmuth und Hoffnung entgegengehen. Ade! tausend beste Grüsse an Alle, und ein immer junges Herz und eine immer bessere Gesundheit!

9" Herbstmonds 1859.

In deutscher Treue
Ihr E. M. Arndt.

6. Liebe Seele.

Man wird mitgehoben auf den Flügeln himmlischer Liebe in der schönen Weihnachtszeit, wo alle Engel vom Himmel zu unserm Erdbällchen hinabsteigen, welchem der Heiland in Menschengestalt geboren. Ich sollte jetzt mit doppelter Stimme mitjauchzen und jubeln ob all den Ehren und Freuden, welche so viele treue liebende Herzen und selbst Fürsten und Städte dem Neunzigjährigen dargebracht haben.

Auch dir, du freundliche, liebe Seele, die am Freudenbache flattert und durch Gott oft recht glückselig hoch fliegt, sage ich und meine Frau den allerherzinnigsten Dank für so süsse und blüthenduftige Erinnerungen.

Gebe der frommste, gütigste Geber droben für das Neue Jahr und für viele andre frohen Himmelsmuth und leidliche Gesundheit. Wenn die Nachtigallen wieder in den Blüthenbüschen schlagen, dann wird der alte neunzigjährige Wandrer sich mal zu Euch aufmachen.

Grüssen Sie mir alle Lieben viel tausendmal, auch den wackern Schwaben, den Seelenwächter[1].

In deutscher Treue
Bonn, Jahresschluss 1859. Ihr E. M. Arndt.

MAGDEBURG. A. SCHMIDT.

ZUR FRAGE NACH DER AUSGLEICHUNG DES SILBENGEWICHTS.

Brenner (Indog. forsch. III, 297 fgg.) will quantitätsunterschiede bei vokalen und qualitätsunterschiede bei diphthongen heutiger deutscher mundarten auf vorahd. apokope zurückführen. Es soll das nomen für den abfall des endungsvokals ersatz bekommen haben in der ursprünglich vorletzten silbe, falls diese stammsilbe war. Es habe nämlich die kurze stammsilbe eine „verstärkung erhalten, die zuletzt als länge des vokals sich offenbarte“, während der stammsilbenvokal bei erhaltenem endungsvokal kurz blieb. Und die stammsilbe mit diphthong habe schleifenden accent erhalten gegenüber gestossenem accent bei bewahrtem endungsvokal. Unter einfluss des verschiedenen accentes hätten sich dann die beiden formen des diphthongs auch lautlich verschieden entwickelt.

Verwandt damit ist Streitbergs Erklärung der idg. dehnstufe (Idg. forsch. III, 305). Streitberg bezieht sich auch ausdrücklich auf Brenner, doch sind noch tief einschneidende unterschiede da. Wenn Streitberg bei morenverlust in der nächsten silbe die tonsilbe ausdrücklich sich dehnen lässt, so redet Brenner von „verstärkung, die zuletzt als länge des vokals sich offenbarte.“ Er bedarf dieser geschraubten bestimmung, weil die dehnung dieser laute erst in den heutigen mundarten zum ausdruck kommt, und diese verstärkten laute durch die ganze ahd. und mhd. zeit hindurch von den gewöhnlichen längen unterschieden werden müssen. Wenn nach Streitberg die idg. dehnung nur bei kurzer silbe (d. h. kurzem vokal in offener silbe) eintritt, so muss bei Brenners hypothese, wie sich nachher zeigen wird, gerade die dehnung vor mehrfacher konsonanz eine hauptrolle spielen. Streitberg lässt betonte lange vokale mit ursprünglich gestossenem accent geschleift werden; Brenner gibt über deren entwicklung keine auskunft, aber die diphthonge mit gestossenem accent sollen nach Brenner dafür

1) Pastor Schütze, nachmals in Crefeld.

geschleift werden. Brenner und Streitberg treffen darin zusammen, dass sie diese genannten veränderungen der tonsilbe abhängig machen vom verlust einer more in der folgesilbe. Dieses zusammentreffen wäre gewiss noch interessant genug.

Nun erscheinen mir aber Brenners aufstellungen über ausgleichung des silbengewichts in vorahd. zeit unhaltbar. Bei einem teil der von ihm angezogenen fälle haben die vorausgesetzten parallelbildungen innerhalb desselben wortes gar nie gegolten, und da, wo solche parallelbildungen wirklich vorliegen, stammen sie aus viel jüngerer zeit und haben sie sich in ganz anderer weise entwickelt. Nach Brenner soll da, wo der singular eines nomens endigend auf die stammsilbe heute in der mundart länge, der plural dagegen kürze aufweist, die dehnung eine ausgleichung darstellen für den verlust des endungsvokals, welcher nach den vorahd. auslautgesetzen abfiel. So soll die länge des singulars *fīš* gegenüber *fiš* direkter ersatz für abfall des endungsvokals von **fiskaz* sein. Solchen quantitätsunterschied zwischen singular und plural in der heutigen mundart weiss Brenner zu belegen aus dem „nordgauischen“, aus Buchen im nördlichen badischen Franken (nicht in Württemberg, wie Brenner meint), aus Schlesien (Waniek ist mir leider nicht zugänglich). Da er Kauffmann doch citiert, so hätte er auch das schwäbische zu berücksichtigen gehabt mit den belegen, welche Kauffmann, Schwäb. ma. § 131 A. aus dem osten von Schwaben gibt.

Untersucht man nun aber diese dehnungsfrage im schwäbisch-alemannischen näher, so fällt Brenners erklärung dahin. Innerhalb des schwäbischen gebietes speciell habe ich, freilich an sehr abgelegenem orte (Korrespondenzblatt für die gelehrten- und realschulen Württembergs 1887, 502 fgg.) für Renningen bei Leonberg nachgewiesen, dass dort dehnung und erhaltung alter kürze von den folgenden lauten abhängig ist. Sieht man von der stellung von *n* + spirans ab, wo für das schwäbisch-alemannische gebiet eigene gesetze gelten, so ist vor einfacher lenis, einfacher spirans und einigen konsonantengruppen (besonders *r* + konsonant) dehnung des kurzen vokals eingetreten, sonst ist vor folgender konsonanz kürze erhalten. Dasselbe hat Wagner für Reutlingen (Programm der realanstalt Reutlingen 1889. 90) gefunden. Die eben ausgegebene „Geographie der schwäbischen mundart“ von Hermann Fischer (Tübingen 1895) bestätigt diese dehnung (§ 13. 15) für das schwäbische gebiet im allgemeinen, abgesehen von einem bezirke nördlich des Bodensees, ungefähr von Lindau über Ravensburg, Rottweil und weiter nach westen, welcher in gewissen worten bei heu-

tigem inlaut auch vor lenis kürze hat gegen länge bei heutigem auslaut, so *sägə : i säg*. Neben der im allgemeinen geltenden dehnung vor lenis bez. bestimmten konsonantengruppen hat aber der schwäbische osten noch eine zweite: dort wird auch vor den sonst die dehnung verhindernden konsonanten gedehnt, falls die tonsilbe schon mhd. im auslaut stand; andernfalls ist kürze erhalten, also *köpf* sing. : *köpf* plur., entsprechend Brenners *fisch* sing. und *fisch* plur. Fischers karten geben jetzt die genaue grenze, etwa von Ohlstadt an der Loisach über Ober-Diessen, Ulm, Wiesensteig nach Murrhardt und im fränkischen weiter über Berlichingen hin nach norden. Auf alemannischem boden erscheint dehnung, wo es überhaupt zu solcher kam, teils vor einfacher lenis, auch *r* + konsonant, ohne rücksicht auf inlaut und auslaut; so in Basel (Heusler, Alem. konsonantismus von Basel; Ed. Hoffmann, Mundartlicher vokalismus von Basel) und in Brienz, wo überhaupt sehr wenig gedehnt wird, doch vor *r* + konsonanz (Peter Schild, Brienzer ma. 1). In einem andern teile bevorzugt die dehnung die stellung im auslaut, so ist in Kerenzen vor lenis im auslaut die dehnung viel verbreiteter als vor lenis im inlaut (Winteler, Kerenzer ma.). Doch haben wir auch dehnungen im inlaut gegen kürze im auslaut, so in Ottenheim (Heimburger, Mundart von Ottenheim, Beiträge XIII, 211 fgg.) und spuren davon auch in Brienz. Vor *n* + spirans wird alte kürze schwäbisch-alemannisch im allgemeinen wie mhd. länge behandelt. Somit zeigt sich im schwäbisch-alemannischen sprachgebiet weit verbreitet ein streben nach dehnung betonter kürze. Abgesehen von der stellung vor *n* + spirans war das durchdringen der dehnung besonders begünstigt durch die position vor einfacher konsonanz und durch die stellung im wortauslaut. Es gibt bezirke, in welchen die dehnung sowol vor einfacher konsonanz als im auslaut durchdrang, also nur vor mehrfacher konsonanz im inlaut kürze erhalten blieb. Es gibt andere bezirke, über welche sich nur eine von beiden längen verbreitete, wider andere, welche gar nicht dehnten oder anders verfuhren. Über die dehnungsverhältnisse der von Brenner beigezogenen fränkischen und nordgauischen bezirke erhalten wir keine genügende auskunft. Dass dieselben im auslaut dehnen, ist nicht zu bestreiten, aber wie sie vor einfacher konsonanz im inlaut verfahren, ist nicht klar. Breunig (s. 35) sagt über Buchen sehr unbestimmt: „das von Paul aufgestellte gesetz, dass in geschlossener silbe die kürze bleibt, in offener dagegen dehnung eintritt, hat in unserem dialekt nicht unbedingt statt. Man darf eher das gegenteil annehmen, wenn man mit dem stammwort die pluralform vergleicht“, und die von ihm

aufgeführten belege mit einfacher konsonanz bez. *r* + konsonant im inlaut zeigen teils länge teils kürze. Auch was Himmelstoss über Westböhmen gibt (Bayerns ma. I, 61 fgg.), genügt für unsere zwecke nicht; jedesfalls führt er aber auch beispiele für inlautende dehnung vor einfacher konsonanz auf. Soviel ergibt sich wenigstens, dass man auch für diese mundarten kein recht hat, die dehnung im inlaut zu ignorieren. So hat man heute die zeitliche bestimmung und die erklärung der dehnung zunächst einmal für das schwäbisch-alemannische zu versuchen. Geht man unbefangen daran, so muss es sich um folgende momente handeln. In ahd. und mhd. zeit treffen wir keine spur der beiden dehnungsweisen. Ob dieselben wesentlich gleichzeitig sind, oder beträchtlich auseinander fallen, ist nicht aus inneren gründen zu entscheiden, aber zunächst wird man doch wenigstens an eine gleichartige tendenz auf dehnung denken, welche vor einfacher konsonanz und im auslaut am leichtesten durchdrang. Bestimmtere zeitliche grenzen erhalten wir durch die diphthongierung von *î*, *û* und durch die apokope des alten *-e* der endung. Darüber gleich mehr in der auseinandersetzung mit Brenner. Nach Brenner soll, wie schon gesagt, die dehnung im auslaut ein ersatz sein für den verlust der germanischen nominativ-endungssilbe, wozu gleich auch die accusativendung zu nehmen wäre. Die anfänge des vorgangs müssten also der vorahd. zeit angehören. Bei dieser hypothese hat Brenner zu erklären, wie es kommt, dass die neuen längen im ahd. und mhd. nicht mit den alten längen zusammenfielen und nicht mit letzteren diphthongiert wurden. Deshalb redet Brenner für die erste zeit nur von „verstärkung“ und für nachher will er damit helfen, dass bei den alten längen der diphthongierung eine periode geschleifter betonung vorausgegangen sein soll, so dass auf diese weise die alten geschleiften längen von den neuen gestossenen geschieden blieben. Diese ansetzung von geschleifter länge vor der diphthongierung ist ganz richtig, aber damit ist die schwierigkeit keineswegs beseitigt. Zunächst steht die behandlung alter kürze vor *n* + spirans im wege. In dieser stellung liegt heute sowol im inlaut als auslaut diphthongierung vor. Dieser process müsste jünger sein als die silbengewichtsausgleichung im auslaut. Es müsste also ein jüngerer process über gestossene länge in geschleifte länge und endlich in diphthong hinübergeführt haben, ohne dass der ältere process von der gestossenen länge aus mit weiter gieng. Und von seinen voraussetzungen aus muss Brenner mit Streitberg, Idg. forsch. III, 314 weiter annehmen, dass hier der nasalverlust zur dehnung des kurzen vokals führt, d. h. zu gestossener länge. Woher kommt

nun aber der schwäbische diphthong? Die sache wird also sehr compliciert. Entscheidend gegen Brenner ist aber das schicksal, welches die alten längen nach seiner hypothese haben müssten. Hätte Benner die frage nach der silbengewichtsausgleichung bei länge in der tonsilbe nicht ausser betracht gelassen, so wäre die unmöglichkeit seiner aufstellungen sofort hervorgetreten. Die längen, welche von haus aus gestossenen ton haben, müssten bei abfallender endungssilbe so gut wie die diphthonge geschleift werden. Nirgends findet sich aber im schwäbischen bei den germanischen längen eine spur dieser scheidung. So müsste man endlich vier stufen annehmen: kürze, „verstärkter" laut = heutiger länge, gestossene länge = heutigem diphthong, geschleifte länge = heutigem diphthong. Damit kommt man doch zu einem unmöglichen ende. Weiter müsste sich die ausgleichung des silbengewichts wol zu verschiedenen zeiten widerholt haben, da *-a* früher abfiel als *-i* und *-u* nach langer silbe. Oder sollen die *-i-* und *-u*-stämme nur der analogie der *-a*-stämme gefolgt sein? Endlich ist mit dem neutrum zu rechnen. Beim neutrum müssten doch sowol singular als plural verstärkt sein. Und die verstärkung müsste auch schon wirksam gewesen sein, als das suffix *-ir* antrat, also müssten heute auch die plurale auf *-er* lang sein. Oder soll im neutrum nachträglich eine differenzierung nach analogie des masculinums platz gegriffen haben? Brenner hätte auch zu dieser frage stellung zu nehmen gehabt. Umbildung durch analogie ist übrigens hier nicht unwahrscheinlich, da beim femininum zum teil zweifellos solche vorliegt. Kauffmann, Schwäb. ma. § 131 A. nennt *brūk* < mhd. *brucke*.

Gegenüber all den schwierigkeiten, welche Brenners hypothese entgegenstehen, hat man einen andern weg zu gehen. Die verschiedene gestaltung der dehnung in den einzelnen bezirken des schwäbisch-alemannischen weist schon darauf hin, dass der process jung ist. Nur die dehnung vor *n* + spirans ist innerhalb des schwäbischen vor beginn der diphthongierung der alten längen anzusetzen. Die übrige dehnung muss jünger sein, da hier die neue länge nicht mit der alten länge in diphthong weiter gieng. Da aber andererseits kein zweifel sein kann, dass die dehnung im auslaut ursprünglich nur die schon mhd. auslautenden formen getroffen hat, so muss die dehnung vor abfall des endungs-*e* ihren anfang genommen haben.

Damit ist uns eine sehr beachtenswerte frage gestellt, welche H. Fischer schon Germania 36, 425 und Geographie d. schwäb. ma., s. 21, note 6 aufgeworfen hat. Die anfänge des diphthongie-

rungsprocesses müssen schwäbisch vor den abschluss der apokope des endungs-*e* fallen. Nun gehören die ältesten heute bekannten belege für die diphthongierung in die zweite hälfte des 13. jahrhunderts (s. Kauffmann, Schw. ma. § 76. 82) und die apokope des *e* nach langem vokal und nicht-liquida setzt man gewöhnlich ins 12. jahrhundert. Die konsequenzen, welche sich aus der dehnung alter kürzen im schwäbischen ergeben, erscheinen mir aber so sicher, dass man genötigt ist, das altersverhältnis von diphthongierung und apokope für das schwäbische darnach zu regulieren. Hiezu kann man zunächst bei der diphthongierung ansetzen, und damit helfen, dass man, wie auch Brenner tut, der eigentlichen diphthongierung eine periode der länge mit geschleifter betonung vorausgehen lässt. Es müssen ahd. *ī*, *ū* schon vor der vollendung der apokope geschleiften ton gehabt haben und diese geschleiften längen müssen durch ihren accent von den gestossenen, neu entstandenen längen geschieden geblieben sein. Auf einige generationen solche doppellaute getrennt neben einander anzunehmen, scheint mir unbedenklich, wenn mir auch ein solches verhältnis auf viele jahrhunderte, wie es Brenner annehmen muss, auf oberdeutschem boden unwahrscheinlich ist. Andererseits wird geschleifte betonung der längen erst zu einer zeit sich entwickelt haben, als alte kürze vor *n* + spirans schon gedehnt war. Dies ist wenigstens die einfachste erklärung für schwäbischen diphthong < ahd. kürze. Es scheint mir aber auch gar nicht ausgemacht, ob nicht an der zeitlichen fixierung der apokope noch zu korrigieren ist. Die frage ist jedesfalls mit rücksicht auf das verfahren der dehnung neu zu untersuchen.

Müssen wir aber auf schwäbischem boden den diphthongierungsprocess im weitesten sinne mit entstehung geschleifter länge beginnen lassen, so ist nun die frage nach der herkunft der diphthonge entsprechend umzugestalten. Es handelt sich nicht mehr allein darum, ob der eigentliche diphthong selbständig auf schwäbischem boden erwachsen ist oder aus Baiern übernommen wurde, sondern die frage nach selbständiger entstehung oder übernahme ist schon bei der vorstufe, der geschleiften länge, aufzuwerfen. Es ist ein dringendes bedürfnis, dass die geschichte von ahd. *ī*, *ū* auf österreichisch-bairischem boden einmal genauer untersucht wird. Alle übrigen angrenzenden deutschen mundarten sind an der frage mit beteiligt. Endlich darf für die frage nach der anordnung von dipthongierung und apokope auch in rechnung gezogen werden, dass die dehnung im anlaut im osten des schwäbischen gebietes zu hause ist, wo wir auch den diphthong zuerst nachweisen können.

Bei den längen des germ. wirft Brenner, wie schon gesagt, die frage nach ausgleichung des silbengewichts gar nicht auf. Dagegen sollen sich bei den diphthongen formen, welche auf geschleiftem, und solche, welche auf gestossenem accent beruhen, gegenüber stehen, und erstere sollen den ersatz für die abgefallene nominativ-endungssilbe enthalten. An belegen für heute noch vorhandenen wechsel kann Brenner nur nordgauisch *uə : oi* (*oe*) < germ. *ai* geben. Es sollen aber auch schwäbische doppelformen für germ. *ai* = ahd. *ei*, für germ. *ai* = ahd. *ē* und germ. *au* = ahd. *ō* ursprünglich auf den wechsel von formen mit gestossenem und mit geschleiftem accent als ersatz für verlorene germanische endungssilbe zurückgehen. Nun kennen wir aber allmählich die schwäbisch-alemannische mundart genau genug, um stricte sagen zu können: heute liegen diese doppelformen nur in lokaler sonderung vor, wir haben auch nicht den geringsten anhalt dafür, dass sie einst innerhalb desselben bezirks im flexionswechsel neben einander gestanden haben, und je mehr wir in unserer mundart derartige doppelformen kennen lernen, welche nur lokal getrennt vorliegen und keinerlei anhalt für ehemalige andersartige anordnung geben, desto sicherer haben wir auch die lokale sonderentwicklung als das ursprüngliche anzusehen. Es wird ja niemand einfallen heutiges *ī : əi* < mhd. *ī*, heutiges *ū : əu* < mhd. *ū*, heutiges *ui : ū : ǖ* (*ī*) < ahd. *iu* auf ehemalige doppelformen, welche nach flexionsformen wechseln, zurückzuführen. Und ebenso unmöglich ist dies bei *ao : ǭ : ọ̄* < mhd. *ā*. Im einzelnen hier auf die frage nach den vertretern von *ei*, *ē*, *ō* einzugehen, ist nicht nötig. Fischers geographie hat den heutigen bestand nicht nur für das schwäbische, sondern auch für einen beträchtlichen teil des alemannischen genau verzeichnet. Darüber hinaus können wir heute höchstens noch versuchen, die zwischenstufen zu eruieren, welche zu den heutigen lauten führten. Für die schwäbischen formen ergeben sich folgende entwicklungsreihen: 1) *ei > ai > oi > oẹ > oə*, 2) *ē > ę̄ > ęi*, weiter entweder > *ai > aẹ*, oder > *ęẹ > ęə*, 3) *ọ̄ > ǭ > ǫu*, dann entweder > *au > ao*, oder > *ǫọ > ǫə*. Die form *ẹə* < ahd. *ē* und *ọə* < ahd. *ō*, welche Fischer § 29 für den osten südlich der Donau gibt, möchte ich eher aus *ęə*, *ǫə* ableiten als direkt aus *ẹ̄*, *ọ̄*, doch ist ja auch *ẹ̄ > ẹi > ẹə* und *ō > ọu > ọə* möglich. In *oẹ > oə*, *ęẹ > ęə*, *ǫo > ǫə* liegt reduktion des zweiten bestandteiles des diphthongs zu *ə* vor, wie mhd. *uo*, *ie* > schwäb. *uə*, *iə* (vgl. Kauffmann, Schwäb. ma. § 140). In der ersten reihe ist der gebietsteil mit *oə* einfach über den mit *oẹ* hinausgegangen, in der zweiten und dritten reihe trat eine gabelung ein: sowol die gebietsteile mit heutigem *ao*, *aẹ* als die mit *ǫe*, *ęə* gehen

von *ǫu*, *ǫi* aus. Die ursachen dieser ganzen entwicklung kennen wir nicht. Wir mögen wol mit Kauffmann den verschiedenartigen heutigen bestand auf verschiedene tonverhältnisse zurückführen, aber immer müssen dieselben so gewirkt haben, dass sie je an einem orte den ganzen bestand trafen. Gibt hienach die geschichte dieser laute keinerlei anhalt zur verwendung in Brenners sinn, so spricht der complicierte entwicklungsgang, zu welchem wir nach Brenner geführt würden, geradezu dagegen, und zuletzt widerspricht Brenner seinen eigenen voraussetzungen. Die alten diphthonge sind in ahd. *ē*, *ō* monophthongiert und sollen nach Brenner die accentverschiedenheit im monophthong fortgesetzt haben, sie sind wider diphthongiert worden und sollen auch da die uralte verschiedenheit von geschleifter und gestossener betonung bewahrt haben, durch mehrere stufen weisen die formen mit verschiedenem accent doch dieselben laute auf, heute haben wir lokal getrennt verschiedene entwicklungsstufen, und darin soll nun doch noch der alte accent zum ausdruck kommen. Diese complicierte entwicklungsgeschichte macht ihrerseits Brenners annahme so gut wie unmöglich. Weiter beruht aber nach Brenner die diphthongierung von mhd. *ī*, *ū* auf geschleifter betonung, nun soll aber bei *ē* und *ō* nur der eine der beiden heutigen paralleldiphthonge diesen accent voraussetzen, der andere gestossenen. Hier kommt Brenner also geradezu in widerspruch mit sich selbst. So bleibt allein noch der von Brenner beigezogene wechsel von nordgauisch *uə* : *oi* < germ. *ai* in singular : plural. Nun ist aber klar, wenn die übrigen belege für die von Brenner aufgestellte ausgleichung des silbengewichts nicht stand gehalten haben, so ist auch dieser einzelne fall nicht darauf zurückzuführen, sondern als jung anzusehen, so gut wie der wechsel von länge und kürze in singular und plural. Über die frage *uə : oi* liegen seither weitere äusserungen von Nagl und Brenner (Beitr. XIX) vor. Ich will nicht ins nordgauische und bairisch-österreichische hinübergreifen und bemerke nur, dass das schwäbisch-alemannische eine entwicklungsreihe *ai* > *oi* > *oə* > *uə* kennt.

Brenner und noch mehr Streitberg haben an ihre sätze über ausgleichung des silbengewichts erwägungen der allgemeinsten art angeknüpft. Brenner (s. 299) fragt, ob es überhaupt denkbar sei, dass ein wort auf rein lautlichem wege einen teil abgibt, ohne ihn irgendwie zu ersetzen, und Streitberg ergeht sich zum schluss seiner untersuchung (s. 416) in schönen worten über „jenes grosse gesetz, das nichts untergehen lässt, was einmal ins dasein getreten ist.“ Ich meinerseits könnte mir keinen grossen gewinn davon versprechen, wenn

es mode werden sollte, sich in sprachlichen dingen auf das gesetz der erhaltung der kraft zu beziehen. Auch ist diese bezugnahme, genau angesehen, gar nicht richtig. Nicht die sprache ist selbständiges substrat der kraft, welche sich gleich bleiben soll, sondern substrat derselben ist der sprechende, der mensch, und in ihm kann doch die kraft, welche einmal der sprache zukommt, ein andermal in andere gebiete übertreten. Greift man aber auch nicht soweit hinaus in principielle erwägungen, so erhebt sich doch bei Streitbergs gesetz und etwaigen entsprechenden fällen der silbengewichtsausgleichung die frage: wie sind die verschiedenen hier in betracht kommenden momente kausal zu verknüpfen? Was ist die wirkung und was die ursache, dehnung bez. geschleifte betonung der tonsilbe, oder morenverlust in der nachtonsilbe, oder aber liegt die sache gar nicht so einfach, dass sich kurzweg der eine vorgang als ursache, der andere als wirkung bestimmen lässt? Streitberg selbst deutet mehrfach an, dass er den grund für die schwächung der nachtonsilbe im wortaccent sehe (so s. 314), er zieht auch Kretschmers ausdruck von der progressiven accentwirkung bei. Ich glaube ebenfalls, dass der anfang der bewegung in dem wortton zu suchen ist. Der hauptton nimmt für die von ihm getroffene silbe ein so starkes mass des exspirationsstromes in anspruch, dass für die unmittelbar folgende silbe nur wenig bleibt, und deren vokal der gefahr der reduktion oder völligen unterdrückung ausgesetzt ist. Aber wie kommen wir von da auf die dehnung der tonsilbe, um zunächst von der geschleiften betonung abzusehen? Dass die schwächung oder unterdrückung des vokals der nachtonsilbe die bedingung für die dehnung des tonvokals ist, bildet die grundlage von Streitbergs gesetz, aber daraus folgt nicht, dass diese unterdrückung des vokals der folgenden silbe auch die ausreichende ursache für die dehnung des tonvokals ist. Wäre dieses der fall, so läge regressive wirkung vor. Der morenverlust würde zurückwirken auf die früher gesprochene silbe. Mit recht betont Streitberg (s. 315), dass eine regressive wirkung in der sprache ein wesentlich psychischer vorgang ist. So verständlich mir nun aber erscheint, dass man die vorausgehende silbe reduciert, wenn man die aufmerksamkeit und die absicht starker exspiration schon der folgesilbe zuwendet, so unwahrscheinlich ist mir die dehnung der vorhergehenden silbe allein aus dem grunde, weil man schon im voraus auf die ersparnis der nächsten more rechnet. Die silbe, welche den wortton trägt, tritt hervor und findet besondere beachtung, sie kann daher auch eine ihr vorhergehende silbe beeinflussen, aber nicht wahrscheinlich ist

mir, dass man die behandlung einer unbetonten silbe so sehr schon im voraus in rechnung zieht, dass man für die reducierung dieser silbe schon in der vorausgehenden tonsilbe ersatz schafft. So scheint es mir wahrscheinlicher, dass auch für die dehnung der tonsilbe nach Streitbergs gesetz deren wortton direkt beizuziehen ist. Der hauptton, welcher der silbe grössere exspiratorische kraft verschafft, kann auch auf dehnung hindrängen. Andererseits soll aber offenbar im idg., und wo sonst solche ausgleichung des silbengewichts gilt, das gewicht der wortform in der fortlaufenden rede nicht verändert werden. So kann die dehnung nur da wirklich eintreten, wo zugleich die nächste silbe erleichtert werden kann. So wäre also dehnung der tonsilbe und reduktion der nachtonsilbe gleichermassen wirkung des wortaccentes. Auch nach dieser auffassung muss die sprache bei der dehnung der tonsilbe schon mit dem werte der folgenden silbe rechnen, aber sie tut es nun nicht in rücksicht auf die gewichtlose unbetonte silbe, sondern in rücksicht auf die gewichtige tonsilbe. Auch den übergang von gestossener in geschleifte betonung in ursprünglich langer betonter silbe bei ausfall der nächsten more wird man auf wirkung des worttones und zugleich auf quantitative vorgänge zurückzuführen haben, wenn man nicht auf eine einheitliche erklärung von Streitbergs gesetz verzichten will. Wie der hauptton bestrebt ist die kurze silbe zu dehnen und von einer auf zwei moren zu bringen, so drängt er auf weitere ausdehnung der langen silbe gegen das mass von drei moren hin. Der überlange laut bevorzugt dann geschleifte betonung, da man nicht leicht gestossenen ton über drei moren hinzieht. Es ist hiernach also nicht der silbenton der ausgeworfenen silbe auf die hauptsilbe herübergenommen worden, sondern er ist mit seiner silbe ausgefallen, so gut wie bei vorausgehender ursprünglich kurzer silbe, und es hat die betonte übergedehnte silbe aus sich heraus geschleiften accent entwickelt. An lebenden mundarten mit geschleiftem ton bei silbenverlust (z. b. der Kieler mundart, Idg. forsch. III, 317) müsste sich diese erklärung nachprüfen lassen.

TÜBINGEN, MAI 1895. K. BOHNENBERGER.

BEITRÄGE ZUR WESTGERMANISCHEN WORTKUNDE.

I.

Nhd. gären.

Dieses wort und besonders isl. *gerđ* „gest, hefe“ sind nach Kluge, Et. wb., hinsichtlich des anlautenden *g* auffällig, da die wörter nicht gern von ahd. *jësan*, schw. *jäsa* (*jä-* — aus aschwed. *ia* — durch nord. brechung entstanden), dial. *esa*, norw. dial. *æsa* usw. „gären“ getrennt werden können. Die *g*-formen können indessen aus bildungen mit *ga*-präfix entstanden sein. Ein urg. **ʒa-iazian* kann nämlich (vgl. Paul, Mhd. gram. §§ 61 und 73) nhd. *gären* ergeben haben. Ebenso kann isl. *gerđ* aus urg. **ʒa-iariþō* (> **ʒ-i-* > **g-*) entstanden sein; über *i*-umlaut in bildungen auf *-iþō* vgl. PBr. Beitr. XVII, 415. Die hier vorausgesetzte ablautform urgerm. *i̯as* liegt im ahd. *jerian* vor.

Nhd. gaul.

Von diesem worte gibt Kluge, Et. wb., keine etymologie. Die bedeutungen des wortes gehen auch ziemlich weit auseinander. Im nhd. schwankt seine bedeutung zwischen „elendes pferd“ (so schon im 14./15. jahrh.) und „stattliches pferd“, auch „reit- und arbeitspferd“; im schwäb. bedeutet *gaul* „pferd“ überhaupt, im nndl. hat das entsprechende *guil* die bedeutung „eine noch nicht trächtig gewesene stute“ (vgl. Kluge a. a. o.). Das wort kommt auch im schwed. vor (aus dem nd. entlehnt): aschw. *gul* „pferd“, nschw. dial. *gule* „schlechtes pferd“, *gula* „alte stute“, (auch *kula*, mit *k* aus *g* in stellung nach *s*, *t* in zusammensetzungen wie *hästkula, hueslagskula* entstanden, vgl. Bugge, PBr. Beitr. XIII, 167; hierher gehört gewiss auch schw. dial. *enris-kula* „eigensinniger mensch“, vgl. *arunsgula* „eifersüchtiger mensch“, Rietz s. 222). Im mhd. bedeutet indessen das entsprechende wort: *gûl* „eber“, daneben indessen auch „männliches tier überhaupt“, und die letztere bedeutung dürfte in der tat die ursprünglichere sein.

Das hier besprochene wort stellt sich nämlich gut zu der idg. wurzel *ghu* (wozu wie bekannt z. b. gr. *χέω* „giessen“, isl. *gióta* „giessen“, auch „junge werfen“, nhd. *giessen* usw.) und bedeutet also eigentlich „ausgiesser, besprenger“ (über das suffix *-l-* vgl. Kluge, Stammb. § 188), eine ursprüngliche bedeutung, welche wie bekannt bei wörtern für „männliche tiere“ sehr häufig ist; vgl. besonders isl. *gote* „pferd“ von derselben wurzel (s. Lottner, K. Z. V, 153 fgg.; nach Bugge, Ant. tidskr. f. Sverige V, 136, Vitterh. hist. o. ant.-akademiens handl. XXXI, 3 21, dürfte isl. *gote* „gotisches pferd“ bedeutet haben, was indessen auf

einer späteren volksetymologie beruht haben kann; für Lottners etymologie von *gote* spricht auch neu-norw. dial. *gaatte, gaattefisk, gotfisk* „fisk som gyder"); über andere wörter für „männliche tiere" von derselben ursprünglichen bedeutung vgl. z. b. Hellquist, Etymologische bemerkungen, Gefle 1893 (schulprogramm) s. VIII.

Was die spätere bedeutung „stute" (im ndl. *guil*, fem., schw. *gula*, fem.) betrifft, ist dieselbe, nachdem das wort erst (wie im schwäb.) die bedeutung „pferd überhaupt" bekommen hat, sehr erklärlich. Die erwähnten ndl. und schw. wörter sind nämlich ganz einfach feminina, welche man zu dem mask. worte von dieser allgemeinen bedeutung geschaffen hat. Die hie und da auftretende bedeutung „schlechtes pferd" erklärt sich aus volksetymologischer einwirkung eines ähnlichen stammes (der vielleicht zu derselben wurzel gehört) von der bedeutung „lose, weich, schlecht", der im ostfries. *gul* „lose, weich usw.", mndl. *guyl* „lafaard", nhd. *gaulig* „widerlich", *gau(l)licht* „unschlittlicht" vorliegt.

Nhd. geifern, geifer, geifeln, geifel

sind nach Kluge, Et. wb. (*geifer*) dunklen ursprungs. Folgende nord. verwandten hellen sie aber auf: isl. *geipla* „loses geschwätz", schw. dial. *gepa, gipa* „plappern, den mund nicht rein halten können" (vgl. nhd. *geifern* „schwatzen"), schw. dial. *gepa* „einen angrinsen, zum narren machen", norw. *geipla* „neckend plagen" (vgl. nhd. *geifeln* „spöttisch lachen"). Diese verba bedeuten offenbar eigentlich „den mund öffnen" (vgl. schw. dial. *gipa* „mundwinkel", „gaffen" u. nhd. *geifen*), dann „schwätzen" (vgl. schw. *gapa* „gaffen", dial. „schwätzen") und auch „bespotten". Was nhd. *geifer* und *geifel* „ausfliessender speichel" betrifft, so dürften diese nord. wörter auch zeigen, dass Grimms Wb. im recht ist, da es (mit hinweis auf mlat. *oscedo*, dass., eigentlich „gähnsucht") dieselben zu *geifen* „gaffen" stellt, denn diese subst. (mit den verben entsprechender bedeutung) sind natürlich von den von mir zuerst angeführten wörtern nicht zu trennen.

Nhd. haschen.

Die deutung dieses wortes ist bis jetzt unsicher gewesen. Nach Kluge, Et. wtb. wäre zusammenhang mit *haft* und *heben* (lat. *capio*) wahrscheinlich. Dass ein **hafskōn* zu nhd. *haschen* führen würde, ist indessen nicht sicher erwiesen. Mit hilfe eines bis jetzt unbeachteten verwandten wortes dürfte aber eine zuverlässigere etymologie gefunden werden können. Es ist dies schwed. dial. *hask* „einem dinge nachlaufen um es einzuholen"; vgl. die bedeutung des nhd. *haschen* „etwas sich bewegendes mit geschwindigkeit greifen oder es zu ergreifen streben".

Wegen der bedeutung des schwed. wortes passt es ja gut diese wörter mit ahd. *hazzên, hazzôn* „verfolgen", asächs. *hatôn* „nachstellen", nhd. *hassen,* schw. *hata* zusammenzustellen. D. *haschen* und schw. dial. *hask* verhalten sich hinsichtlich der mittleren konsonanten zu nhd. *hassen,* schw. *hata* wie z. b. isl. *beiskr* zu got. *baitrs,* isl. *bitr* oder isl. *lǫskr* zu got. *lats,* isl. *latr* usw., worüber vgl. Noreen, Urg. lautlehre § 35 anm. und die daselbst angeführte litteratur.

Nhd. hode

ist nach Kluge, Etym. wb. dunklen ursprungs. Ich sehe aber nicht, warum man das wort nicht zu der wurzel *s-ku* „bedecken, bergen", wozu wie bekannt u. a. nhd. *haut,* eigentlich „hülle", *schote* „hülse als samenbehältnis" aber auch von den samen selbst: „(grüne) erbsen" stellen könnte. Dafür scheint auch das zu dieser wurzel gehörige isl. *skióða,* agutn. *sciauþa* „beutel" (vgl. auch isl. *skauðir,* norw. *skau* „scheide, vorhaut") zu sprechen.

Nhd. kracke

„schlechtes pferd" stellt Kluge mit fragezeichen zu ndl. *kraak,* frz. *carraque* „art schwerfälliger handelsschiffe". Das wort hat indessen nordische verwandte, welche diese erklärung unwahrscheinlich machen. Es sind diese: schwed. *krake* „mageres, elendes pferd; schwacher, armseliger mensch", schwed. dial. *krakligr* „schwach, elend, kränklich", norw. *krake* „kränkliches oder sehr mageres tier, kleiner, schwacher mensch", *krakeleg, krakutt, krakkjen* „schwach", *krakk-sitjande, -sætt* „infolge schwäche oder invalidität (immer) sitzend", *krakk* „stümper, armer elender mensch, schlechtes pferd", *kraka, krakla* „(mit mühe) vorwärts krabbeln", isl. *krakligr* „dünn, schwächlich". Ich vermute, dass diese wörter denselben stamm, aber ohne nasalinfigierung, wie nhd. *krank* (im mhd. „schmal, kraftlos, schwach"), ags. *cranc* „schwächlich, gebrechlich", isl. *krangr* „schwächlich" enthalten. Über den wechsel *-g- : -k- : -kk-* in den hier angeführten wörtern vgl. Noreen, Urgerm. lautlehre §§ 44, 3 und 46, 3.

Die ursprüngliche bedeutung des stammes germ. *kra(n)g-, kra(n)k-* dürfte „krumm, biegsam" und daher „schwächlich" sein. Dies geht aus folgenden nord. formen hervor: schwed. *krükla* „krummstab", schwed. dial. *kraka* „niedergebeugt werden", isl. *krake* „stange mit einem haken", norw. *krake* „haken, stange mit kurzen abgeschnittenen zweigen oder haken, worauf man sachen aufhängt", schwed. dial. *krake, krångla,* dass. (vgl. schw. *krångla* eigentlich „sich krümmen", dann in übertragener bedeutung „quengeln, schwierigkeiten machen").

Nhd. schenken, schenkel, schinken.

Von nhd. *schenken* wird bei Grimm, D. wb. hervorgehoben: „die bedeutung „„flüssigkeit in ein gefäss aus einem behältnis fliessen lassen, trank eingiessen““ erweist sich durch den übereinstimmenden gebrauch der altgermanischen sprache als die älteste.“

Was die etymologie betrifft, so stellt man (s. Kluge, Et. wb.) nach J. Grimms vorgang (Kl. schr. II, 179) das wort zu ags. *sceonc(a)* „beinröhre“, voraussetzend, dass beinröhren in der ältesten zeit als „hahn am fass benutzt wurden; *schenken* wäre daher eigentlich „den hahn ans fass“ setzen“. Diese erklärung überzeugt mich nicht. Erstens ist es ja nur eine vermutung, dass man beinröhren als „hähne an fässern“ benutzt hat und ferner dürfte in frage gestellt werden können, ob man dergleichen einrichtungen wie fässer und hähne schon so früh gehabt hat, wie diese erklärung voraussetzen muss. Es dürfte deshalb nicht überflüssig sein zu versuchen, eine andere etymologie von diesem worte zu geben.

Ich stelle nhd. *schenken*, schw. *skänka* usw. zu isl. *skakkr* (<**skank-*), nach Fritzner: „skjæv, heldende (vgl. isl. *hella* unten) mere til den ene side“ (= „schräge, mehr nach der einen seite hin schief stehend“), norw. *skakk*, schwed. dial. *skakk*, *skank* von derselben bedeutung. *schenken* bedeutet also eigentlich „(ein gefäss) schief stellen, und dadurch den inhalt ausgiessen“ (vgl. isl. *skekkja* < **skankian*, „bringe i skjæv stilling“); es liegt hier also ganz dieselbe bedeutungsentwicklung vor, wie im isl. *hella*, schw. *hälla* „ausgiessen“, eigentlich (s. Fritzner[2] und verf., Indog. forsch. V, 14) „schief stellen“ zu isl. *hallr* „geneigt, eine schiefe stellung habend“; nhd. *einschenken* heisst gerade auf schw. *hälla i*. Diese erklärung von *schenken* wird auch dadurch gestützt, dass man im isl. ein *skak-ker* „gefäss aus welchem eingeschenkt wird“ hat, dessen erster teil offenbar mit mhd. *schanc* von eben derselben bedeutung identisch ist.

Es ist indessen wegen dieser neuen erklärung nicht nötig, *schenken* von den oben erwähnten ags. *sceonc*, *sceonca* „crus“ und von d. *schenkel*, *schinken*, *schunke* und den mit diesen verwandten schw. *skånk* (<**skank-*), norw. dial. *skank*, *skonk* „schenkel“ zu trennen. Es ist nämlich zu beachten, dass in schw. dial. auch *skånka*, *skunka*, *skinka*, welche wörter natürlich verwandte der vorigen sind, mit der bedeutung „hinken“ vorkommen (vgl. auch aschw. *skinka* „hinken, eine pferdekrankheit“, Söderwall). Dieser umstand zeigt, dass alle diese formen zu der bekannten idg. wurzel *skhenḡ* gehören, wovon wie bekannt u. a. (s. Fick, Vgl. wb.[2] I, 567) skr. *khañj*, gr. *σκάζω* „hinken“. Zu die-

ser wurzel stellen sich ja auch die oben erwähnten isl. *skakkr,* schw. dial. *skank* usw. vortrefflich, da die bedeutungen „schräge, schief sein“ und „hinken“ nahe aneinander liegen.

Auch die bedeutungen von ags. *sceonc(a)* usw., nhd. *schenkel* und *schinken* erklären sich leicht aus einem ursprünglichen „schief sein“, wenn man bedenkt, dass diese wörter offenbar ursprünglich nur von den hinterbeinen von tieren benutzt worden sind. Dass dem so ist, zeigt nhd. *schinken,* schw. *skinka* usw., das ja noch nur den obersten teil eines hinterbeines bezeichnet; vgl. ferner, dass nhd. *schenkel* im engeren sinne „oberschenkel des hinter-fusses“ bedeutet und dass im schwed. im vorigen jahrhundert (nach Lind, Schw.-teutsch. wörterbuch, Stockholm 1749) *häst-skank* „eines pferdes hinter-schenckel“ bedeutet hat; beachte ferner schw. dial. *skinkling* „hinter-fesseln von tieren“. Die hinterbeine sind ja eben krumm und der unterste teil derselben steht schief nach vorn gerichtet.

Diese ursprüngliche bedeutung „schief, gebeugt“ von germ. *skink-*, *skank-* „hinterbein“ kann auch dazu beitragen, das wort nhd. *bein,* schw. *ben* usw. zu erhellen. Dieses ist (s. z. b. Kluge, Et. wb.) zu isl. *beinn* „gerade“ gestellt worden. Vielleicht hat es ursprünglich die geraden vorderbeine von tieren im gegensatz zu den krummen hinterbeinen bezeichnet.

Nhd. ware.

Die etymologie dieses wortes ist noch nicht ermittelt worden. Skeat, Et. dict., sagt von dem entsprechenden engl. *ware* „I ... suspect it to have been borrowed from Scand.“ Ich glaube, dass Skeat hier richtig urteilt und dass gleichfalls nhd. *ware* „kaufware“ eigentlich ein nord. lehnwort ist; in der tat tritt dieses erst im spätern mhd. auf. Im altisl. und altnorw. weist das wort auch bedeutungen auf, welche offenbar die ursprünglichen sein müssen.

Nord. *vara* bedeutet nämlich (s. Vigfusson und Fritzner) im altnorw. hauptsächlich „fell“ und im altisl. besonders „grober wollenstoff“ (= isl. „váđmál“); vgl. auch altisl. *bukka-vara* „bockfell“, *grá-vara* „grau-werk“, *kló-vara* „hides with the claws left on“ neunorw. *vara-tuku* (s. Aasen unter *varskinn*) „decke aus fellen“ und altnorw. *vǫru-kambr,* das Fritzner gewiss richtig „woll-kratze“ übersetzt.

Wegen dieser bedeutungen stellt sich *vara* usw. offenbar zu gr. *εἶρος* „wolle“, *ἀρήν* „schaf, widder“ (wie bekannt eigentlich „der wollige“), *ῥῆνις* „schafpelz“ usw., welche bekanntlich zu der idg. wurzel *war* „bedecken, hüllen“ gehören.

Hierher gehört wahrscheinlich auch nhd. *schwarte,* isl. *suqrðr,* aschw. *swærþ* (vgl. verf. Nord. tidskr. f. filol. 3 r. III, 11 fgg., wo s. 12 z. 6, 11 von unten *wes* in *war* zu ändern ist), eigentlich (wie im isl. und mhd.) „haarige haut"; über den wechsel *sw- : w-* im anlaut vgl. z. b. Noreen, Urgerm. lautl. s. 208.

Ursprünglich ist *vara* usw. also nur zur bezeichnung von fellen oder wolle(nen stoffen) benutzt worden; später aber hat das wort die bedeutung „kaufmannsgut im allgemeinen" angenommen. Diese allgemeinere bedeutung hat *vara* offenbar dadurch bekommen, dass das warenlager der aus dem norden kommenden kaufleute hauptsächlich aus fellen (und wolle?) bestand: diejenige nordische „ware", welche in alter zeit den fremden am meisten begehrlich war, waren ja eben felle. Das in der jetztzeit so hervortretende wort „ware" ist also ein beredter zeuge des lebhaften handelsverkehrs, welcher im altertum zwischen Deutschland, England und dem norden stattgefunden haben muss.

P. T. HEIDELBERG. ELIS WADSTEIN.

BERICHT ÜBER DIE VERHANDLUNGEN DER GERMANISTISCHEN SECTION AUF DER XXXXIII. VERSAMMLUNG DEUTSCHER PHILOLOGEN UND SCHULMÄNNER IN KÖLN.

24.—28. september 1895.

Die germanistische abteilung constituierte sich am 25. september mittags in einem klassenzimmer des Marcellen-gymnasiums, das zwar für die 50 mitglieder hinreichenden raum, aber für die vortragenden leider wenig ruhe und für die zuhörenden nur recht unbequeme sitze bot. Nachdem herr oberlehrer dr. Blumschein die anwesenden auf dem boden des heiligen Köln willkommen geheissen hatte, wurden prof. Wilmanns und dr. Blumschein, die auch die vorbereitenden arbeiten übernommen hatten, zu vorsitzenden, dr. Berger (Bonn) und gymnasiallehrer Scholten (Elberfeld) zu schriftführern ernannt.

Die erste sitzung wurde schon am nachmittage desselben tages abgehalten; denn da diesmal an dem letzten tage der versammlung nur noch die allgemeine schlusssitzung gehalten werden sollte, um den festteilnehmern gelegenheit zu einer fahrt ins Siebengebirge zu geben, mussten fleissige sectionen schon die nachmittage zur hilfe nehmen, obwohl sie mancher gern ungeteilt zur besichtigung der reichen kunstschätze Kölns verwendet hätte. — Nachdem der vorsitzende in kurzer ansprache der seit der Wiener versammlung verstorbenen fachgenossen gedacht hatte, ergriff zum ersten vortrage das wort herr bibliothekar dr. Kossinna aus Berlin, dem es am herzen lag, den fachgenossen die wichtigkeit der vorgeschichtlichen archäologie nachdrücklich zu gemüte zu führen; schade nur, dass es ihm nicht vergönnt war, den vortrag in einem wol ausgestatteten museum zu halten und das wort durch den hinweis auf handgreifliches material zu beleben. Die vorhistorische archäologie, führte er aus, habe unsere durch mangelhafte nachrichten getrübte auffassung überall bereichert und

berichtigt. Nur völliger mangel an sachkunde könne es verschulden, wenn noch jetzt mancher vor der angeblichen unsicherheit und unklarheit auf diesem gebiete zurückschrecke oder gar die grundzüge der heutigen prähistorischen chronologie als unglaubwürdig hinzustellen sich unterfange. Als den beginn der germanischen prähistorie bezeichnete der vortragende den jüngeren abschnitt der neolithischen zeit, wo der mensch bereits den ackerbau kenne, die wichtigsten haustiere besitze, geschliffene und geglättete steinwerkzeuge führe und eine gefällige keramik ausübe. Bis in den anfang des 3. jahrtausends reiche diese zeit zurück. Er steckte sodann die folgenden perioden ab, hob ihre charakteristischen merkmale hervor, wies auf die stätigen fortschritte einer vielseitigen kultur hin und betonte, dass man sich von dem zerrbilde germanischer wildheit und unkultur, das noch heute bei der mehrzahl der römischen historiker beliebt sei, losmachen müsse. Die ergebnisse der archäologie hätten für das wirtschaftsleben der urzeit ganz neue grundlagen geliefert und mit der vorstellung vom nomadentum der Germanen, vom fehlen des ackerbaues, von überwiegender fleischnahrung, vom wohnen in zelten oder auf wagen und wie die unklaren und widerspruchsvollen nachrichten alle lauten mögen, gründlich aufgeräumt. Bereits in der frühesten vorzeit hätten die Germanen zum kulturgebiet Mittel- und Westeuropas gehört und würden durch eine ungeheure kluft von den um mehr als ein jahrtausend zurückgebliebenen Slawen geschieden. — Die these, die der vortragende schliesslich aufstellte: „Die germanische prähistorie ist ein unentbehrlicher bestandteil der germanischen altertumskunde und verlangt von seiten der germanischen philologie ernste und nachhaltige pflege“ wurde ohne widerspruch angenommen.

Der folgende vortrag des herrn dr. Rötteken aus Würzburg war nicht so glücklich allgemeine zustimmung zu finden. Der vortragende versuchte darzutun, dass der aufbau unserer landläufigen poetik unzweckmässig und durch einen anderen zu ersetzen sei; insbesondere war er der ansicht, dass die herkömmliche einteilung der dichtungen in epos, lyrik und drama besser vermieden werde, da die vielseitigkeit der mit diesen namen verbundenen vorstellungen leicht verwirrung anstifte. Er verglich diese einteilung nach den gattungen mit querschnitten und wünschte statt ihrer lieber längsschnitte, in denen einzelne merkmale, die z. b. zu dem begriff des dramas gehörten, durch dichtungen aller art verfolgt würden. Als solche gesichtspunkte, die geeignet wären, die kapitel der poetik zu bilden, bezeichnete er: stoffwahl, weltanschauung des dichters, urteil des dichters, die stimmungen, der bildzusammenhang, die arten der rede (einzelrede und gespräch), die übermittelung der rede (stilles lesen, vortrag, aufführung, musikbegleitung), die composition. Die meisten beziehungen zu der üblichen einteilung habe das kapitel vom bildzusammenhang. — Es gelang dem vortragenden nicht, obwol er deutlich, fliessend und lebendig sprach, in der kurzen zeit, die ihm zur verfügung stand, seine anschauungen so klar zu entwickeln, dass er die hörer überzeugte. Die discussion, die von prof. Creizenach (Krakau) eröffnet, von prof. Bötticher (Berlin) und Siebs (Greifswald) weitergeführt wurde, griff einzelne punkte an und verteidigte namentlich die drei alten gattungen der poesie. Aber der streit rückte nicht recht vorwärts und die kämpen räumten ohne entscheidung das feld, über dem sich längst die friedlichen schatten des abends ausgebreitet hatten.

Am morgen des folgenden tages bat zunächst herr prof. Bötticher, die gesellschaft für deutsche philologie in Berlin bei ihrer bearbeitung der jahresberichte durch zusendung der publicationen, besonders auch der gelegenheitsschriften und dissertationen zu unterstützen. Darauf sprach herr prof. Schröder aus Marburg über

die verfluchten tänzer von Kölbigk (Grimm, Deutsche sagen² I, 275). Die sage geht auf einen wirklichen von Lambert von Hersfeld erwähnten vorfall zurück, der sich etwa 1013 zugetragen hat. Schon im 11. jahrhundert hatte die erregte volksphantasie, geistliche tendenz, gelegentlich auch schwindelhafte reklame landfahrender leute die geschichte sagenhaft ausgestaltet, und schon damals hatte man sie, um ihr vollen glauben zu verschaffen, in einem schriftstück niedergelegt, das sich als bericht eines der teilnehmer selbst ausgab. Von diesem, jedenfalls der Kölner diöcese entstammenden bericht haben wir nur ein unmittelbares und nicht ganz sicheres zeugnis; die weite verbreitung der sage, der der vortragende in büchern und handschriften, in Frankreich, den Niederlanden und England nachgespürt hatte, beruht auf zwei bearbeitungen, dem berichte des Otbert, einem knappen auszug nach dem gedächtnis, und dem bericht des Dietrich, in dem die schriftliche vorlage mit stilistischen prätensionen und einer bestimmten lokaltendenz erweitert ist. Auf dem kürzeren, aus Frankreich stammenden berichte beruhen die erzählungen der sage, die wir seit Albert von Stade und dem Erfurter minoriten in deutschen geschichtsschreibern finden; der längere des Dietrich kam namentlich in England zum ansehn und wurde auch in mittelenglischen dichtungen bearbeitet. Seine treue gegen das alte original beweist, dass die niederdeutschen namensformen der 18 nur hier vollständig genannten teilnehmer noch deutlich erkennbar sind, und um so höheres interesse gewähren die verse, in denen uns, leider nur in lateinischer übersetzung, die erste strophe jenes tanzliedes, das der bauer Gerlef improvisierte und vorsang, erhalten ist. — Im anschluss an den gelehrten und durchsichtigen vortrag, dem die hörer leicht und gern hatten folgen können, erinnerte herr prof. Jostes (Freiburg) an ähnliche sagen, namentlich den Rattenfänger von Hameln, über den er wol nächstens genauere mitteilungen wird in die öffentlichkeit ausgehen lassen.

Den zweiten vortrag hielt herr dr. Wrede (Marburg) über den deutschen sprachatlas. Mehrere der überaus sauber und übersichtlich ausgeführten karten, die in Marburg unter Wenkers leitung angefertigt und jährlich in ansehnlicher zahl (jetzt ca. 50) zur königlichen bibliothek in Berlin abgeliefert werden, lagen der versammlung als eine anschauliche grundlage des vortrags vor. Wrede betonte zunächst die zuverlässigkeit des statistischen materials, auf dem der sprachatlas beruhe. Im laufe der langjährigen beschäftigung mit den von ca. 50,000 gewährsleuten ausgefüllten formularen sei den bearbeitern der glaube an die brauchbarkeit derselben nicht gesunken, sondern gestiegen, nur dürfe man an sie nicht forderungen stellen, die sie ihrer natur nach nicht befriedigen könnten. Da den gewährsleuten keinerlei phonetische bezeichnungsweise vorgeschrieben gewesen sei und auch nicht habe vorgeschrieben werden können, so ergebe sich von selbst, dass ihre aufzeichnungen nicht als phonetisch genaue dialektwidergaben, die auf ihnen beruhenden karten nicht als fertige dialektkarten anzusehen seien. Um zu den phonetischen werten durchzudringen erfordere jede karte (gerade so wie jede alte hdschr.) eine besondere, häufig recht complicierte interpretation, die mit schriftsprachlicher beeinflussung der gewährsmänner, mit dialektisch gefärbter aussprache des schriftdeutschen, mit diakritischen bestrebungen in der orthographie der übersetzungen usw. sich abzufinden habe. An zahlreichen beispielen zeigte der vortragende sowohl die schwierigkeiten, als auch die möglichkeit bei inniger vertrautheit mit dem gesammten material sie zu überwinden und wichtige resultate und aufschlüsse zu gewinnen. Der verfasser wies auf die problematischen zusammenhänge von dialekt- und alten stammesgrenzen, die principiellen unterschiede sprachgeschichtlicher entwicklung in dem alten westlichen

stammland und dem östlichen kolonisationsboden, die intimen zusammenhänge von sprachgeschichte und besiedlungsgeschichte hin und erläuterte dies an beispielen aus dem atlas. Leider laste auf den bearbeitern die mechanische herstellung der karten, die ihnen in erster linie obliege, so schwer, dass ihnen für die wissenschaftliche verarbeitung keine zeit bleibe. Und doch sei es dringend zu fordern, dass mit derselben begonnen werde. Je massenhafter sich das material häufe, um so grösser werde die gefahr, dass selbst die bearbeiter des atlas den überblick verlören, wenn nicht mit der technischen weiterführung seine wissenschaftliche verwertung hand in hand gehe. — Die erörterungen, die sich dem vortrage anschlossen, zeigten, dass die germanistische section dem sprachatlas grosses interesse entgegenbringt und den darlegungen des vortragenden mit regster teilnahme gefolgt war. Allgemein war die überzeugung, dass es allerdings notwendig sei, die wissenschaftliche bearbeitung des materials nicht länger hinauszuschieben und ebenso, dass kein anderer besser dazu befähigt sein könne, als die männer, in deren hand seit sieben jahren das unternehmen ruhe. Die section nahm dabei einstimmig einen antrag des prof. Schröder an: „dem herrn minister für die dem deutschen sprachatlas gewährte unterstützung ihren ehrerbietigsten dank und zugleich die dringendste bitte auszusprechen, die zu einer gedeihlichen fortführung und ausbeutung des unternehmens nötigen mittel zu bewilligen.“ Die ausführung des beschlusses wurde einer kommission überlassen. An der diskussion hatten sich beteiligt: Burdach, Schröder, Franck, Wilmanns, Zipper (Lemberg), Kossinna.

Etwas später und langsamer als an den vorhergehenden tagen fanden sich die mitglieder der section am morgen nach dem festmahl im Gürzenich ein, um einen vortrag des herrn prof. Burdach aus Halle zu hören. Mehr als ein anderer vortrag liess dieser empfinden, dass die germanistische abteilung eben nur eine abteilung der allgemeinen philologenversammlung ist, dass alle historischen wissenschaften zusammenhängen und sich gegenseitig befruchten müssen. Der vortragende wollte die überzeugung verstärken, dass die altdeutsche philologie gut tue, ihre grenzen zu erweitern, namentlich die entwicklung der kunst zu berücksichtigen und die lateinische litteratur heranzuziehen. Unter diesen gesichtspunkten besprach er, bald mehr bald weniger eingehend, eine reihe interessanter erscheinungen unserer älteren litteratur. Wie weit manche anschauungen, bei denen man es auf den ersten blick kaum vermutet, in das altertum zurückreichen, zeigte er namentlich an einem miniaturbild zum Wälschen gast, auf dem ein buhlerisches weib durch verschiedene gunstbezeugungen gleichzeitig mehrere männer zu beglücken weiss. Bis in die jüngere attische komödie verfolgte der vortragende die weit verschlungene wanderung dieses motivs. Besonders aber lenkte er die aufmerksamkeit auf das gebiet allegorischer darstellungen. Aus der jüngeren sophistik der römischen kaiserzeit stamme die anwendung von personifikationen abstrakter wesen; durch die vermittelung mittelalterlicher poetiken dringe sie in die lateinische schulpoesie; in die poesie der landessprachen habe sie oft ihren weg durch das medium der bildenden kunst genommen. In diesem zusammenhang wurde der bekannte spruch *Übermuot diu alte* behandelt, Heinrichs von Veldecke darstellung Salomons auf dem lager der minne, Reinmars von Zweter wunderliches bild des idealen mannes, und dann auf die ungemeine entfaltung der allegorischen dichtung seit dem ende des 13. jahrhunderts hingewiesen, die von bildender kunst befruchtet, ihrerseits auf diese wider zurückwirkt. — Dem anziehenden vortrag, dessen reicher inhalt sich in einem kurzen referat schlechterdings nicht anschaulich widergeben lässt, fügte herr prof. Creizenach einige

bemerkungen hinzu. Er wies auf die dramatischen aufführungen als eine quelle der bildenden kunst hin und führte auf sie namentlich darstellungen des totentanzes und des bethlehemitischen kindermordes zurück.

Nur kurze zeit war noch übrig; sie benutzte, einer aufforderung des vorsitzenden mit dankenswerter bereitwilligung folgend, herr prof. Jostes aus Freiburg i. Schw. zu mitteilungen aus seinen untersuchungen über die heimat der altsächsischen denkmäler. Nach Westfalen gehören nach der ansicht des vortragenden nachweislich nur die beiden heberollen von Essen und Freckenhorst, für alles andere sei die herkunft aus dem östlichen gebiet des Sachsenstammes wahrscheinlicher. Die as. beichte (deren uns vorliegende fassung übrigens auf klösterliche verhältnisse berechnet und nicht älter sei als die hs.), die homilie Bedas, die Gregoriusglossen, die evangelienglossen ständen zwar in hss., die ehemals dem stift Essen gehört hätten, aber diese hss. seien nachweislich erst gegen ende des 10. jahrhunderts dorthin gelangt; die hs. der Düsseldorfer Prudentiusglossen aber, die man nach Werden setzt, sei wahrscheinlich erst in der zeit der reformation aus Helmstedt in das mutterkloster Werden gebracht. Ebenso weise die überlieferung des Heliand in das östliche gebiet. Der Cottonianus steht in éiner hs. mit einem *liber quondam Canuti regis*, P. klebte auf dem deckel eines Rostocker druckes, M. ist durch Heinrich II. nach Bamberg gekommen und die hs. der Vaticanischen fragmente sei zwar, wie der in derselben hs. erhaltene und von derselben hand geschriebene kalender beweise, in St. Alban in Mainz geschrieben; aber dieser kalender sei ein kalender der Magdeburger kirche, beweise also, dass sich damals Magdeburger in Mainz aufhielten. Nach dem osten weise auch die sprache: die allitteration von *g : j* und der wortschatz, besonders der gebrauch, den fremden städtenamen das wort *burg* anzuhängen. Ein engeres gebiet zu bestimmen gestatten dann einige wendungen, die der dichter braucht, vor allem die stelle, wo von dem auf sand gebauten, durch wind und regen zum einsturz gebrachten hause die rede ist. Aus den *venti* ist *westroni wind* geworden, aus den *pluvia* und *flumina: wâgo strôm, sêes ûðeon;* nur an der westküste eines meeres können also der dichter und sein nächstes publikum gewohnt haben. So kommen wir auf Nordalbingien und dazu stimmen die beziehungen Ludwigs des Frommen zum dichter und die kirchlichen verhältnisse des landes. Hamburg war der ausgangspunkt für die christianisierung Dänemarks und mit dieser hatte der kaiser seinen jugendfreund Ebbo, den erzbischof von Rheims, später auch bischof von Hildesheim, den sohn eines deutschen bauern, betraut. Mit der tätigkeit Ebbos also dürfte die abfassung des Heliand in direktem zusammenhange stehen. — Früher als es den zuhörern lieb war, musste herr Jostes seine mitteilungen, die durch ihre zwanglos natürliche vortragsweise nicht weniger angezogen hatten als durch ihren inhalt, abbrechen; denn wir mussten zur allgemeinen sitzung eilen, um dort einen vortrag des herrn dr. Wenker zu hören. So wurde dann die sitzung nach schnell gewechselten höflichkeiten zwischen dem vorsitzenden und der section, pünktlich um 10 uhr geschlossen.

LITTERATUR.

Untersuchungen zur mhd. spielmannspoesie. 1. zum Orendel, 2. zum Salman-Morolf. Von **Herm. Tardel.** Schwerin 1894. (Leipzig, G. Fock in comm.) 72 s. 1,20 m.

Der 1. teil dieser Rostocker dissertation, die schon vor E. H. Meyers und Laistners einschlägigen abhandlungen (Ztschr. f. d. a. 37 und 38) beendet war, aber im hinblick auf die ergebnisse jener noch einmal durchgesehen wurde, gibt zunächst eine übersicht über die verschiedenen ansichten, die betreffs des dem spielmannsgedichte von Orendel zugrunde liegenden stoffes aufgestellt sind. Tardels untersuchungen stellen sich als ergänzung des 1. teils der arbeit Meyers dar, der die Orendelfabel ihrem kerne nach auf eine „vollere frz. bearbeitung des Apollonius-romans" zurückführt. Dem gegenüber versucht Tardel den nachweis, dass dem deutschen dichter jene fabel in der gestalt des frz. Jourdain de Blaivies vorgelegen habe. Er muss aber selbst zugeben, dass Orendel auch manches mit Apoll. gegenüber Jourdain gemein hat. Und wenn Tardel weiter viele der sich im Apoll.-Jourd.-Orendel findenden motive auch sonst in frz. und deutscher volkspoesie nachweist, so zeigt das doch schon, dass man sich den deutschen dichter nicht nach einer aufgeschlagenen vorlage arbeitend zu denken hat; vielmehr nahm dieser, der doch in der Trierer gegend lebte und sich vielleicht vordem als kleriker in Frankreich aufgehalten hatte, auf was ihm von den oft erzählten Apollonius-geschichten, die sicher unter einander variierten, haften geblieben war. Und wie viel auch hier schon wider aus nur mündlich fortlebenden fabeln und märchen entlehnt war, zeigen Laistners untersuchungen. — Somit kann nur gesagt werden, dass der Orendeldichter besonders motive der Apolllonius-fabeln aufgenommen hat. Über die direkte quelle kann nichts behauptet werden.

Der wert der Tardelschen arbeit besteht in der fleissigen zusammenstellung von Apollonius-motiven, die sich im Orendel und in der frz. und deutschen volkspoesie finden. Demnach ist der enge zusammenhang zwischen frz. und deutscher volkspoesie aufs neue dargetan. Mehr wert hätten Tardels zusammenstellungen allerdings noch, wenn er die datierung der angezogenen frz. volksepen gäbe. Denn es bleibt wenigstens überall der versuch übrig nachzuweisen, welches volk das einzelne motiv in die dichtung eingeführt hat, vorausgesetzt dass es nicht schon aus dem antiken roman übernommen ist. Bei manchen wird es allerdings nicht gelingen, bei manchen wird es nur mehr oder minder wahrscheinlich gemacht werden können. Aber es werden auch fälle vorkommen, wo man ein motiv bestimmt datieren kann, wie z. b. der Orendel vielleicht doch zum ersten male in der deutschen dichtung die colée aufweist, so dass wir dann die merkwürdige tatsache hätten, dass ein motiv aus dem ritterlichen leben weit früher in der niederen volkspoesie als in der höfischen dichtung behandelt worden sei. Vgl. dagegen Vogt, Ztschr. 22, 484 fg. Dass Ise sich bei diesem ritterschlage das schwert selbst umbindet, wie Tardel sagt, ist irrig (vgl. v. 2291; er gürtet sich selbst dann zum turnier v. 2295).

Gegenüber den historischen parallelen zum Orendel, die E. H. Meyer im zweiten teile seiner abhandlung zusammengestellt hat, beschränkt sich Tardel auf die bemerkung, dass dieselben „mit reserve aufzunehmen" seien. Auch Harkensee und Berger haben sich den diesbezüglichen ausführungen Meyers (Ztschr. f. d. a. 12) gegenüber ablehnend verhalten. Vogt verhält sich ebenfalls zurückhaltend, obgleich er (Ztschr. 22, 483) schon gegenüber Berger das Meyer zugibt, dass der historische

hintergrund unseres gedichtes auf die zeit nach dem dritten kreuzzuge hinweist, wie denn auch in einigen punkten Meyer gegenüber Bergers ausführungen (Ausg. s. LIX) recht habe. Meyer hat seine ausführungen seitdem vermehrt und verbessert; danach scheinen mir denn doch mehr historische reminiscenzen aus der geschichte des dritten kreuzzuges im Orendel enthalten zu sein, als man bisher annahm. Dass die spielleute sich diese teilweise pikanten anekdoten nicht haben entgehen lassen, ist doch auch von vornherein wahrscheinlich. Aber auch hier wird man häufig nur bis zu einem gewissen grade wahrscheinlich machen können, dass ein zug nicht aus der volksüberlieferung, sondern aus diesen kriegsgeschichten stamme. Auf einen von Meyer aus dem leben Alberos von Trier berichteten historischen vorgang (vgl. a. a. o. s. 329) geht, glaube ich, auch der von Vogt zur ergänzung der untersuchungen Heinzels (Ztschr. 26, 411) beigebrachte zug zurück, der sich gleichmässig im Seghelijn und Orendel (v. 3093 fgg.) findet.

In dem zweiten teile will Tardel eine übersicht über die nachahmungen geben, die motive der Salomosage in der mhd. volksepik gefunden haben. Es sind: die brautwerbung in ihren vorbereitungen, die eigentliche entführung und die widererwerbung der entführten, deren ausgestaltung in Roth., Or., Oswald, Otn., den Wolfdietrichen, Gudr., Nib., und (in einem anhange) in der frz. volksepik behandelt wird. Was also in den ausgaben dieser volksmässigen dichtungen bisher in einzelnen anmerkungen über anklänge aneinander in einzelnen zügen kurz angedeutet war, ist hier systematisch zusammengestellt und als nachahmung der Salomosage betrachtet. — Es ist allerdings sehr wahrscheinlich, dass die Salomosage in vielen fällen den ausgangspunkt für diese motive bildet; aber Tardel denkt doch die übrigen dichtungen in einem zu engen litterarischen abhängigkeitsverhältnis zu jener sage stehend, wenn er in jedem falle bewusste nachahmung eines gedichtes von Salman und Morolf vorliegen sieht. Ich glaube vielmehr, dass man nur von einem fortleben von lieblingsmotiven reden kann, die zuerst in gedichten von Salman und Morolf, ebenso früh aber vielleicht auch schon in solchen vom könig Rother auftauchen, die dann unzählige male von jedem spielmann in verschiedenen liedern gehört und gesungen sein mögen und die weiter auch bei der dichterischen gestaltung neuer stoffe verwendet wurden, ohne dass man bestimmt das eine oder andere gedicht im sinne hatte. Diese motive waren eben gesamtbesitz der spielleute, die in gewissen grossen zügen deshalb typisch wurden, aber im einzelnen frei ergänzt wurden, wie z. b. in der Gudrun bei der entführung der Hilde ein motiv in ein anderes eingeflochten wurde. Deshalb geht es auch nicht an, den vogel in Gudr. 1166 als raben zu deuten, wie Tardel will (vgl. s. 53 anm.), einfach weil in einer sagengruppe, die auch auf Oswald eingewirkt hat, ein rabe ats bote verwendet ist; dagegen spricht doch schon: *ein vogel kam gevloxzen.* Ebenso wenig kann man aus der in Roth. und Gudr. vorkommenden, aber in den bekannten deutschen versionen der Salomosage nicht vorhandenen erkennung des verlobten oder gemahls durch einen ring nicht auf eine dieses motiv enthaltende fassung der Salomosage schliessen, da dies motiv schon aus den heimkehrsagen genugsam belegt ist. Das hiesse die Salomosage zur allherrschenden in der spielmannsdichtung machen und den reichtum der volksüberlieferung in märchen und sage ganz unterschätzen. Ganz anders liegt es bei den angeführten frz. gedichten, die ausdrücklich auf die Salomosage bezug nehmen oder den stempel der bewussten nachahmung an der stirn tragen.

Auf einzelne punkte, in denen ich nach dem oben gesagten nicht mit Tardels ausführungen einverstanden sein kann, gehe ich nicht ein. Im ganzen ist auch die-

ser teil als eine fleissige und für die sagengeschichte manchen beitrag liefernde arbeit zu beurteilen, von der nur zu wünschen wäre, dass das ganze material im 1. wie im 2. teile übersichtlicher angeordnet und dass ein inhaltsverzeichnis beigegeben wäre.

HAMBURG. FR. AHLGRIMM.

Die religiösen anschauungen Wolframs von Eschenbach. Bearbeitet von **Anton Sattler**, weltpriester und professor am fürstbischöflichen gymnasium in Graz. [Grazer studien zur deutschen philologie, herausgegeben von **A. Schönbach** und **B. Seuffert**. 1. heft.] Graz, Styria. 1895. XI, 112 s. 3,20 m.

In den Grazer studien sollen hauptsächlich doctor-dissertationen von schülern der beiden herausgeber veröffentlicht werden, da die österreichische rigorosenordnung den druck der dissertationen nicht verlangt. Den anfang dieser sammlung macht vorliegende arbeit, eine durchschnittsleistung auf dem gebiete der doctorarbeiten, die von emsigem sammlerfleisse und von ausreichender vertrautheit mit dem mhd. im allgemeinen und mit Wolfram insbesondere zeugnis ablegt. Aber zur förderung des verständnisses Wolframs oder des urteils über seine werke kann man nichts aus ihr gewinnen. Der verfasser beschränkt sich eben darauf, die im Parzival und Willehalm enthaltenen religiösen anschauungen systematisch im zusammenhange darzustellen, die lehre von gott, Christus, Maria, den engeln, der erbsünde, taufe, busse, messe, vom priesteramt, der ehe, der askese, dem begräbnis, dem fegefeuer und der heiligenanrufung. Diese ausführung begleitet er mit weitläufigen erörterungen und citaten aus den kirchenvätern und der scholastik, um zu zeigen, dass Wolfram dem sinne nach mit ihnen übereinstimmt. Er scheint dabei hauptsächlich eine widerlegung San Martes im auge gehabt zu haben, der bekanntlich evangelische regungen in Wolfram gefunden zu haben glaubte und ihn zu einer art von evangelischem ritter stempeln wollte. Diese ansichten San Martes zu widerlegen, soweit sie wirklich irrig waren, war ein solcher apparat nicht nötig, denn der verfasser findet ja selber zum schluss, dass Wolfram den theologischen fragen fern stand und zu den theologischen schriften gar keine beziehungen hat; das aber, was davon richtig war, nämlich dass Wolfram ein wahrhaft innerlicher christ und dem äusserlichen werkdienste abgeneigt war, ja dass er auch manche leise kritik an der kirchlichen praxis übte, hat Sattler nicht widerlegt; er muss vielmehr selbst zugeben, dass einerseits manches auffallende bei Wolfram steht und anderseits manches kirchlich wichtige fehlt.

Sattlers arbeit bestätigt nur die tatsache, dass sich Wolframs religiosität über den gewöhnlichen katholischen begriff, wonach religiosität im wesentlichen im gehorsam gegen die vorschriften der kirche besteht, erhebt, und dass ihm die innerliche läuterung und sinnesänderung, die widergeburt, das allein massgebende war. Das erhellt aus folgenden punkten, die Sattler zum teil zugeben muss, obwol er sehr leicht darüber hingeht:

1. In Parzivals bussaufenthalt bei Trevrezent fehlt die formale beichte, die formale absolution und die satisfactio operis. Dagegen tritt um so stärker in den vordergrund die contritio cordis. Die letzteren beiden punkte gibt Sattler zu, aber wenn er behauptet, dass die satisfactio operis kein wesentlicher teil des busssacraments sei, so widerspricht er damit dem Lombarden, der ausdrücklich die drei bestandteile aufzählt: contritio cordis, confessio oris, satisfactio operis. Sattler führt ein paar stellen des IX. buches an, in denen die ausdrücke *wandel geben, wandeln* vorkommen (P. 798, 8. 499, 17. 466, 13. 14), aber gerade diese beweisen, dass der ausdruck nicht in dem kirchlichen sinne der satisfactio operis gebraucht ist.

Und gerade die stelle, die für Sattlers ansicht die wichtigste ist, die worte Trevrezents 502, 25:

gip mir dîn sünde her:
vor got ich bin dîns wandels wer.
und leist als ich dir hân gesagt,
belîp des willen unverzagt

beweist aufs klarste, dass er hier unter *wandel* nicht die abbüssung der sünden durch gute werke oder durch auferlegte pein meint, sondern die wandlung des herzens, die umkehr.

Die worte *gip mir dîn sünde her* sollen nach Sattler, wie auch früher nach Domanig und Seeber, natürlich die absolution enthalten; das tun sie auch, aber durchaus nicht in der kirchlichen form; Trevrezent ist auch nach meiner ansicht von priesterlichem charakter, aber ob er ordnungsmässig als zum priester geweiht gedacht ist, ist mir sehr zweifelhaft; vor seinem einsiedlerleben war er es jedenfalls nicht, dass er aber mit dem entschluss, in die einöde zu gehen, die priesterweihe erhalten habe, wird nicht erwähnt. Trotzdem ist er ein *heilec man,* und in des dichters augen kein laie, und als solcher kann er auch Parzival die sünde abnehmen auf grund dessen, dass er seine reuige umkehr sieht. Insofern hatte aber doch San Marte mit seinen hinweisen auf evangelische ahnungen bei Wolfram nicht so ganz unrecht, und die „laienbeichte“ ist auch nicht so ohne weiteres herauszuinterpretieren, ein punkt, der allerdings von wichtigkeit ist, da von einer späteren beichte bei einem priester, die doch nach der kirchenlehre notwendig gewesen wäre, nicht die rede ist. Sattler sieht das priesteramt Trevrezents schon durch das vorhandensein eines altars erwiesen, aber ganz mit unrecht. Trevrezent gehört zum Gralsgeschlecht, und in Munsalvaesche wird der Gral doch auch auf einem altar gestanden haben, ohne dass ein priester da war — denn wo anders hätte die taube die geheiligte oblate niederlegen sollen? Trevrezent hatte also wol für Wolfram schon durch seine zugehörigkeit zum Gralgeschlechte priesterlichen charakter, und so konnte er auch absolvieren. Ich glaube keineswegs, dass Wolfram sich hier ausdrücklich in gegensatz zur kirche habe stellen wollen — er folgte ja überdies seiner quelle — aber er stand den äusseren ordnungen der kirche frei gegenüber und wusste das wesen von der form zu scheiden.

2. Der zweite punkt betrifft das verhältnis zur heidenwelt. Es zeigt denselben charakter innerlicher religiosität. Die zu seiner zeit allgemein herrschende anschauung von der ungiltigkeit heidenchristlicher mischehen nimmt er als tatsache hin, aber eine kritik dieses zustandes liegt für jeden unbefangenen in der charakteristik Belakanes und in den gewissensbissen Gahmurets auf der hand. Es ist, glaube ich, sogar nicht zu weit gegangen, zu behaupten, dass die *triuwe* und der edle *mannes muot* für Wolfram den menschen zum rechten christen und der seligkeit würdig machte auch ohne taufe. Dies scheint mir die bestimmung des Feirefiz zum Gral und die äusserlichkeit der taufhandlung an ihm in ihrer begründung und ihrer magischen wirkung ziemlich deutlich zu sagen. Seine charakteristik der edlen heiden im Willehalm stimmt dazu. Ihn deshalb als evangelischen vorkämpfer in anspruch nehmen zu wollen, kann mir nicht einfallen, denn das ist ebensowenig evangelisch als katholisch, aber Wolframs innerliche religiöse richtung gegenüber dem katholischen kirchendienste wird dadurch allerdings beleuchtet. Ähnliches liesse sich auch von seiner hohen auffassung der ehe sagen, die nach ihm geradezu den himmel erwirbt, wenn sie *rehte ê* ist:

468, 5 *wert ir erfunden an rehter ê,*
iu mac zer helle werden wê,
diu nôt sol schiere ein ende hân.

oder im Titurel 51, 2: *ze himel ist reine für got ir geleite.*

Wolframs christentum ist biblisches christentum mit einem stich ins humanistische, wenn man so sagen darf, er hat aber keinen grund, polemische kritik an der kirche zu üben. Er folgt allerdings, wie Sattler sagt, im allgemeinen der herkömmlichen schulmeinung, aber er steht dem kirchentum mit seinen ordnungen und forderungen sehr frei gegenüber, nicht als freigeist, sondern als eine religiöse natur, die sicher auf dem unverrückbaren biblischen grunde des evangeliums von der erlösung durch Christus ruht. Sattler nimmt keinen bezug auf meine charakteristik Wolframs in meiner Parzivalausgabe, obwol er sie, wie mehrere stellen seiner arbeit zeigen, kennt; ich darf daher wol annehmen, dass er gegen sie nichts wesentliches einzuwenden weiss.

Dies ist nun der eine grosse mangel an Sattlers arbeit, dass er die eben erörterten dinge gar nicht berührt. Der andere ist der, dass er sich die gelegenheit, bei seiner ausgebreiteten kenntnis der patristischen litteratur nach den quellen für gewisse ausführungen Wolframs zu suchen, hat entgehen lassen. Es war zu scheiden zwischen den allgemein christlichen anschauungen und denen, die an theologische erörterungen anklingen. Solcher gibt es allerdings nicht viel, und um so eher kann man deshalb annehmen, dass sie alle der französischen quelle Wolframs angehören. Dahin rechne ich z. b. die astronomischen anschauungen, die bei dem leiden des Anfortas erörtert werden P. 489 fgg. Hier begnügt sich der verfasser mit dem allgemeinen hinweis, dass „man“ eben damals solche meinung von dem Saturn und den planeten hatte. Ferner gehört dahin die angelologie, die Trevrezent gibt (P. 463 fgg.), die menschenverderbnis durch die *ungenuht* der töchter Adams, und die heilmittel für Anfortas' wunde samt allen wundern Indiens nnd des Orients. In der französischen theologischen litteratur war hier in erster linie zu suchen. Eine stelle hätte dies dem verfasser besonders nahe legen müssen. Das taufbekenntnis des Feirefiz weicht, wie der verfasser zeigt, von dem gewöhnlichen ritual der kirche ab, zeigt aber grosse ähnlichkeit mit einem französischen formular, das vom cardinal Thomasius in einem sehr alten französischen missale entdeckt worden ist. Wolfram wird es aus seiner quelle haben, und dies hätte den verfasser veranlassen sollen, der spur nachzugehen auch auf die möglichkeit hin, dass nichts dabei herauskam, aber er stellt nicht einmal die frage auf. Mit des verfassers thema hatte das allerdings nichts unmittelbar zu tun, aber nützlicher wäre gewiss eine untersuchung gewesen, die es sich zur aufgabe machte, festzustellen, was von Wolframs religiösen ausführungen aus theologischen, besonders französischen werken stammte, und was etwa als seine eigne zutat oder doch absichtliche fassung zu betrachten sei. Nicht bloss hierfür, sondern auch für des verfassers thema von wichtigkeit sind die letzten untersuchungen Heinzels in den Wiener sitzungsberichten über die quellen Wolframs. Der verfasser scheint sie noch nicht gekannt zu haben.

BERLIN, JULI 1895. G. BOETTICHER.

Zur geschichte der schwäbischen mundart m XV. jahrhundert. I. Allgemeines und vokale der stammsilben. Von K. Bohnenberger. Tübingen, Laupp, 1892. X, 139 s. 4 m.

Das buch bringt nicht eine lautgeschichte im bereich des XV. jahrhunderts, sondern eine statistische übersicht der stammsilbenvokale. Der stoff ist nicht einmal chronologisch geordnet und § 3 bekommen wir sogar zu lesen, dass die schwäbische mundart „für den lauf des XV. jahrhunderts einen wesentlich sich gleichbleibenden charakter“ zeige. S. 69 hören wir in der verwendung von *ei* zeige sich „zwischen beginn und ende des jahrhunderts ein ziemlicher unterschied“, s. 67 steht, dass „auch in der ersten hälfte des jahrhunderts die diphthongierung schon auf dem ganzen gebiet vollzogen“ gewesen sei. Aus diesem beispiel dürfte deutlich werden, dass Bohnenberger geschichte der orthographie und geschichte der laute nicht mit erforderlicher strenge auseinanderzuhalten verstanden hat. Das ist aber die haupsache.

Bohnenberger erkennt an, dass wir uns mit der annahme allmählicher umbildung der laute nicht begnügen dürfen. Er ist auch darin mit mir einig, dass wir möglichst viele chronologisch zusammenfallende lautwandlungen auf eine gemeinsame ursache zurückführen müssen. Mit mir sieht er den grund der sprachveränderung in der einwanderung des stammes in seine jetzigen sitze. Jedoch im einverständnis mit Herm. Fischer (Germ. 36, 407) hält er daran fest, dass lautwandlungen „gewandert“, entwicklungsstufen weitergegeben worden seien, lehnt aber die zumutung ab, den ausgangspunkt der bewegung zu bestimmen. Ich habe nun keineswegs allein geographisch-physikalische bedingungen im auge gehabt, sondern gesellschaftliche im weitesten sinne dieses wortes; meine formulierung weicht klar und deutlich von der J. Grimms (GDS[3] 574 fg.) ab, entspricht vielmehr der von Burdach (Anz. f. d. a. XII, 144), Müllenhoff (DA. III, 197), Meitzen (Jahrb. f. nationalökon. XXXII, 56) u. a. Meine gegner bitte ich doch zu berücksichtigen, dass historiker ganz verschiedener richtung zu demselben ergebnis systematischer forschung gelangt sind. Ich citiere mit besonderem vergnügen die worte von Lambert ten Kate (Aenleiding II, 18): *bij 't verre verspreiden der volkeren, 't bewoonen van andere lugtstreken, 't gebruiken van andere kruiden en voedsel, en't aennemen van andere zeden moest niet alleen een verandering van aert, van gemoedsdriften, van gestalte en van wezen ontstaen .... maer ook gevolglijk een andere evenredigheid van de werktuigen der sprake en daerdoor een verschil van tongeslag.* Man gibt ja zum teil den mechanischen lautwandel zu, lässt ihn aber für die lautconstitution einer sprache nicht ausschliesslich gelten und bekennt doch wider, dass die constitutiven factoren nicht aus dem auge gelassen werden dürfen. Ich halte die annahme, dass es auch lautwandlungen und zwar gesetzmässig durchgreifende gebe, die von mundart zu mundart gewandert seien, für vollkommen überflüssig und widerspruchsvoll. Wir stehen heute doch alle auf dem standpunkte, dass wir für jede mundart eine sogenannte articulationsbasis, einen eigenartigen indifferenzzustand, oder wie Scherer wollte, einen sprachlichen normalstand der organe festhalten. Dieser normalstand, sagte Scherer (ZGDS[2] 33) ist für alle sprachen, ja für jeden besonderen dialekt einer sprache verschieden. Dieser normalstand bildet die einheit der sprachgenossenschaft. Eine allgemein durchgreifende lautwandlung ist also für jedes einzelne individuum an ein und dieselbe voraussetzung geknüpft: eine übertragung annehmen, heisst diesen normalstand für einen teil der sprachgenossenschaft als nicht vorhanden betrachten. Ganz anders liegen selbstverständlich die dinge, wo es sich um reproduction, nicht um production handelt. Auch die leistungsfähigkeit der phantasie und des gedächtnis-

ses ist massgebend für die individualsprache, die zwar physiologisch keine anderen funktionen zeigt als die der sprachgenossen, aber in der gruppierung des auf mechanischem wege entstandenen lautmaterials unterschiede aufweist, für deren ausbreitung ganz andere normen gelten als für die lautwandlungen. So weit derselbe phonetische normalstand, so weit dieselben constitutiven factoren reichen, so weit reichen dieselben sprachgeschichtlichen ergebnisse; unterschiede innerhalb dieses bereichs beruhen nicht auf sprachveränderung, sondern auf individuellen tendenzen des sprachusus, die nicht von dem mechanismus der sprachorgane, sondern von der gedächtnissmässigen beherrschung des sprachstoffes abhängen. Folglich spielen nur bei den auf association beruhenden veränderungen des sprachusus übertragungen eine rolle.

Was die einzelnheiten der grammatik betrifft, so ist wenig erfreuliches zu verzeichnen. Seitdem Brandstetters arbeiten vorliegen, müssen anforderungen gestellt werden, denen Bohnenbergers buch entfernt nicht genügt. Bohnenberger ist über die von mir gegebenen directiven nicht hinausgekommen. Dabei verwertet er ein viel beschränkteres material, seine quellen gehören meist der zweiten hälfte des 15. jahrhunderts an, die erste hälfte ist nur in sehr geringem mass ausgeschöpft worden. Neben den urkundenbüchern wären die originale, neben den drucken die datierten handschriften heranzuziehen gewesen. Bei der beschränkung, welche Bohnenberger sich auferlegt, hätte man doch zum mindesten vollständigkeit der belege, wenn auch nur in zahlenmässigen angaben, erwarten dürfen. Wo Bohnenberger eine neue sprachgeschichtliche auffassung bietet, ruht sie mehr auf raisonnements denn auf tatsächlichen beweismaterialien. Bohnenberger will z. b. mit H. Fischer (Germ. 36, 413) ǭ der heutigen mundart für *ā* des frühen mittelalters aus *ao oo* hervorgegangen sein lassen, wie im ahd. *au* über *ao* zu *o* geworden sei. Dabei hat er nicht bedacht, dass der vergleich hinkt, denn ahd. *au* ist zu geschlossenem *ō* geworden! Noch im 15. jahrhundert, meint Bohnenberger, habe sich *ao* (= *ā*) zu *ǭo* entwickelt „aber nur so weit, dass es deutlich noch diphthong blieb und die schreibung *au* noch als passendste widergabe des lautes erscheinen konnte“ (s. 26)!! Was liegt da für eine anschauung deutscher orthographie zu grunde![1] Die weiterentwicklung zu ǭ habe sich aber zweifellos nicht überall organisch vollzogen — d. h. Bohnenberger selbst kommt mit seiner annahme nicht durch. Und nun stimmt er auch noch mir bei, dass *ā* unter zweigipfliger betonung sich zu diphthongischem *ao* entwickelt habe und auf der folgenden seite meint Bohnenberger, ich werde genötigt sein, diese erklärung selbst zurückzuziehen (s. 26. 27). Dass ich keine belege beigebracht hätte, ist ein irrtum; hat doch schon H. Fischer hervorgehoben, was für meine ansicht spreche. Ganz ähnlich dem, was ich über *hǫt* und *hāo* gesagt habe, lautet, was Bohnenberger s. 29 über *da* als möglicherweise zulässig bemerkt und wie wenig genau er verfährt, dürfte daraus hervorgehen, dass s. 27 zu lesen steht, *o* werde „von vereinzeltem abgesehen in wenigen bestimmten erscheinungen häufiger geschrieben“, während derselbe verfasser s. 29 sich über *o* folgendermassen auslässt: eine grosse rolle spielt *o*.

1) Bohnenberger ist von einem aberglauben an den buchstaben beherrscht, den man kaum für möglich halten sollte. Es ist geradezu abenteuerlich, was er alles in die schreibungen hineingeheimnisst, man vergleiche z. b. § 9. 13. 17. 21 u. a. Besonders macht die folgende notiz der phonetischen akribie des 15. jahres alle ehre: *o* und *e* können beide in der schreibung wechseln. Wie oben gezeigt, kann es auch bei *e* unter einfluss der umgebenden consonanz zu einer gewissen stärkeren lippenrundung kommen und wo man weiss, dass dem *ö* eigentlich rundung zukommen soll, wird man daher dieses zeichen in solcher stellung besonders gern gebrauchen (s. 35).

Ein energischer angriff gegen mich erfolgt § 32. Ich soll in der darstellung der an mhd. ē sich knüpfenden sprachgeschichtlichen probleme vielerlei verwirrung angerichtet haben. Ordnung habe erst H. Fischer (Germ. 36, 416) geschaffen. An dieser stelle hat Fischer meine erklärung der diphthongierung einfach angenommen. Dasselbe hat Bohnenberger s. 54 getan, desgl. s. 76 für mhd. ō. So glaube ich derjenige zu sein, der ordnung geschaffen hat. Bohnenberger hat die dinge in einen knäuel verwirrt, wenn er ostschwäb. *eə* aus mhd. ē mit gemeinschwäb. *eə* aus mhd. ë verbindet, denn dort liegt geschlossene, hier offene qualität zu grunde. Ich kann mich noch nicht davon überzeugen, dass ich volkstümliche und nicht volkstümliche formen durcheinandergemengt hätte. Einen eigenen gedanken Bohnenbergers glaube ich erst s. 86 (§ 56 anm.) aufgestöbert zu haben. Während ich nämlich für die entwicklung ȫ > *ae* angenommen hatte, dass vor der umlautung ō diphthongiert, diphthongisches *o*[u] zu *ö*[ü] und dieses secundäre *öü* mit dem primären *öü* gemeinsam zu *ae* geworden sei, entscheidet sich Bohnenberger dafür, dass bereits vor der diphthongierung von ē das aus ō umgelautetete ȫ entrundet, mit ē zusammengefallen und fernerhin mit diesem zugleich diphthongiert worden sei. Bohnenberger hat sich nirgends über das alter der entrundung geäussert. Nach den von mir gesammelten belegen ist aber die diphthongierung bedeutend älteren datums als die entrundung und so lange sich Bohnenberger nicht mit den tatsachen der überlieferung ins einvernehmen setzt, kann ich jenen ausweg blos für einen einfall halten. Das ist eben das beklagenswerte an dem Bohnenberger'schen buch, dass er die gesammtüberlieferung nicht im auge behält und namentlich, was dem 15. jahrhundert voraus liegt, vernachlässigt oder ganz überschlägt. Eine etwas eingehendere betrachtung des sachverhalts erfordert § 88 anm. Es handelt sich um den laut, der in den normalisierten mhd. texten *iu* gedruckt zu werden pflegt. Bohnenberger gibt zunächst belege für die wechselnde schreibung, ohne dass nach der herkunft der verschiedenen systeme gefragt wäre und das ist jetzt die erste aufgabe des dialekthistorikers. Mir wird vorgeworfen, ich hätte den alten diphthong und den umlaut von ū einfach zusammengeworfen, das ist doch aber, wie der augenschein lehrt, nur zum teil richtig. Ich habe eine kategorie aufgestellt, in der es sich nur um entsprechungen von mhd. *iu* handelt, allerdings aber auch eine zweite kategorie, in der ich den alten diphthong und den umlaut von ū zusammengefasst habe. Das tut aber auch Fischer, auf den sich Bohnenberger beruft und das tut auch Bohnenberger selber (s. 120), nur fehlte es bei mir an der geographischen abgrenzung und an der unterscheidung derjenigen *iu*, welche nicht umgelautet worden sind. Auch Bohnenberger lässt genau wie ich einen teil der *iu* zu ī werden und mit etymol. ī zusammen diphthongierung erleiden. Ich habe nun gesagt (s. 169), die diphthongierung zu *ui* müsse eingetreten sein, ehe *ü* und *i* zusammengefallen waren; Bohnenberger erklärt, gerade das gegenteil sei der fall. Damit widerspricht er widerum sich selbst, wenn auch er s. 120 annimmt, die entwicklung sei über *ü* bezw. *i* gegangen, er wisse allerdings nicht wie *ui* aus *iu* entstanden sei. Bohnenberger hat meinen text gar nicht genau angesehen, bekennt er doch s. 121 selbst, die entwicklung von *iu* > *ui* werde man nicht in spätere zeit setzen können, als die von ī > *əi*. Es ist nur ein teilgebiet des schwäbischen, in welchem mhd. *i ū*[i] *iu iu*[i] zusammengefallen sind, in anderen strichen begegnet für das unumgelautete *iu* > *ui*, *ū*. Es ist eine ganz unbegründete und unerweisliche annahme, in fällen wie *nui* (neu), *suit* (siedet), *tsuixt* (sieht) liege unumgelautetes *iu* vor. Mit andern worten, die von Fischer und Bohnenberger gegen meine darstellung erhobenen einwände sind noch zu wenig begründet, als dass ich

etwas zurückzunehmen hätte. Bohnenberger behauptet sogar s. 122: wo mhd. *iu* im reim mit dem umlaut von *ū* gebunden ist, setzt man am besten für beide glieder *əi* an und s. 119 hatte er mir vorgehalten, ich hätte den alten diphthong und den umlaut von *ū* einfach zusammengeworfen, als ob er nicht zum selben resultat von den tatsachen gedrängt worden wäre. In gleicher weise muss ich mich dagegen verwahren, wenn Bohnenberger behauptet (s. 126), ich hätte für den übergang von *ou* > *ao* einfach auf die dabei vollzogene entrundung hingewiesen, als hätte ich mich nicht auch über die entwicklung des 2. componenten klar und deutlich ausgesprochen. Gegen meine erklärung soll nun der übergang von *ai* > *oə* und so von *ā* < *ǭ* sprechen, im osten liege langes offenes *o* vor, man habe folglich als ältere form *ao*, *au* vorauszusetzen. Dabei hat Bohnenberger übersehen, dass die entwicklung mehr mit *ō* als mit *ā* zusammengeht und dass die benachbarten alem. gebiete wie in vielen andern fällen, so auch hier aller wahrscheinlichkeit nach das ältere *ou* bewahrt haben. Es erweist sich überall der gesichtskreis des verfassers als zu eng begrenzt.

JENA. FRIEDRICH KAUFFMANN.

Sammlung kurzer grammatiken deutscher mundarten herausgegeben von O. Bremer. Leipzig, Breitkopf & Härtel.[1]

I. Deutsche phonetik von O. Bremer. 1893. XXIII, 208 s. mit 2 taff. 5 m.

II. Bibliographie der deutschen mundartforschung für die zeit vom beginn des 18. jahrhunderts bis zum ende des jahres 1889 zusammengestellt von F. Mentz. 1892. XX, 181 s. 5 m.

Der gedanke, eine allerseits erwünschte sammlung von grammatiken deutscher mundarten durch eine phonetik einzuleiten, ist in jeder beziehung gutzuheissen. Denn beobachtung des mundartlichen sprachlebens, wozu die phonetik anleitung geben soll, ist und bleibt die elementare vorarbeit dialektologischer forschung. Diese beobachtung kann nicht sorgfältig und eindringend genug sein. Das vorliegende buch selbst gibt davon ein rühmliches beispiel. Ich wüsste dem herrn herausgeber nichts besseres zu wünschen, als dass seine mitarbeiter sich an ihm, was gründlichkeit der beobachtung betrifft, ein beispiel nehmen möchten. Es wäre schon viel erreicht, wenn solches vorbild nachfolge fände. Ich zweifle wenigstens nicht, dass kein leser von Bremers buche scheiden wird, ohne den lebhaften eindruck davon bekommen zu haben, dass hier mit unablässiger energie die tätigkeit der sprechwerkzeuge beobachtet und zur darstellung gebracht worden ist. Zweifelhaft ist mir aber, ob das buch geeignet ist, zur selbstbeobachtung solche anzuleiten, die ohne phonetische vorbildung an eine wissenschaftliche darstellung ihrer mundart gehen wollen. Auf ein paar seiten — unzweckmässigerweise am schlusse des ganzen — wird über lautschrift gehandelt: meiner ansicht nach hätte dieser anhang den eingang bilden sollen, damit die praktischen aufgaben gleich von vornherein deutlich werden und damit der dialektologe von den praktischen aufgaben aus in die systematik des phonetikers eingeführt werde. Unpraktisch ist das buch für die nächsten zwecke der lernenden ausgefallen. Es sind zum verständnis desselben vorkenntnisse erforderlich, über die nur ganz wenige philologen verfügen. Es ist im interesse der sache zu bedauern, dass Bremer nicht, was seine absicht gewe-

1) Über das erste heft dieser sammlung giengen uns zwei recensionen zu, von denen die erste bereits oben s. 375 fg. veröffentlicht ist. RED.

sen war, einen den anfänger einführenden leitfaden geschrieben hat. Jetzt wendet er sich nicht an anfänger, sondern an einen sehr engen kreis selbständiger forscher. Nun sieht man aber nicht mehr ein, warum Bremer mit einem solchen buch gerade seine sammlung von dialektgrammatiken eingeleitet haben wollte. Mit dieser sammlung hat das buch tatsächlich nichts zu schaffen. Bremer selbst verweist die lernenden für wichtige probleme der dialektphonetik auf Sievers, weil diese in seiner darstellung gar nicht behandelt werden. Das buch erfüllt auch insofern seinen zweck nicht, als es keinerlei materialien deutscher mundarten bringt: die beispiele sind auffallenderweise nicht der mundart, sondern dem norddeutschen „normaldeutsch" entnommen. Ja Bremer hat nicht einmal dadurch das studium erleichtert, dass er an die philologische vorbildung seiner mitarbeiter anknüpfte, er hat nicht wie Sievers und Vietor auf unsere philologischen interessen rücksicht genommen, nur ganz selten (z. b. s. 75) tut er einen sprachgeschichtlichen ausblick. Hat der dialektologe — man gestatte der kürze halber dies wort — seither an den erscheinungen der deutschen sprachgeschichte verständnis für phonetische probleme zu gewinnen versucht, so bricht jetzt Bremer alle brücken ab. Das ist deswegen zu bedauern, weil die aufgaben des phonetikers und die des dialektologen sich nicht decken und Bremer auf die specifische schulung des letzteren verzichtet hat. Bremer sagt zwar, sein buch sei für philologen bestimmt, aber die historisch-philologische seite ist durchaus vernachlässigt. Bremer erklärt denn auch, bloss als hilfswissenschaft beschäftige sich die phonetik vorzugsweise mit denjenigen sprachfactoren, deren wirkung man kennen müsse, um sich der vorgänge beim eigenen sprechen bewusst zu werden und die sprache anderer nachbilden zu können. Als specielle aufgabe hat sich Bremer nicht die phonetik deutscher mundarten gesetzt, sondern die phonetik derjenigen mundart, welche in ganz Deutschland am bekanntesten sei, die sprache der gebildeten, vornehmlich der Norddeutschen: meiner erfahrung nach wird Bremer in Mitteldeutschland, Süddeutschland, Schweiz und Österreich-Ungarn wenige leser finden, die mit dieser sogenannten „normalsprache" bekannt sind. Das ist eine zweite bedauerliche beschränkung des leserkreises. Drittens besteht nun aber die Bremersche phonetik schon aus einer akustik der geräusche und einer akustik der klänge. Das ist nur ein ganz geringer bruchteil dessen, was wir bisher unter phonetik zu verstehen gewohnt waren. Sehr breit sind die erörterungen der vorbegriffe ausgefallen. Hier hätte stark gekürzt werden dürfen, um raum für das zu gewinnen, was jetzt in dem buche fehlt. Jene vorbegriffe haben allerdings eine vorzügliche darstellung durch abbildungen gefunden, die so klar und so schön sind, dass ich sie nicht genug empfehlen kann; namentlich bringt tafel II eine reihe von artikulationsbildern, denen ich grossen pädagogischen wert beilege. Wie ich schon betont habe, finden sich in dem buch sorgfältige beobachtungen, aber sie bewegen sich grossenteils auf gebieten, auf denen noch vieles, wenn nicht das meiste sehr unsicher ist: ich denke dabei z. b. an die mit grosser ausführlichkeit behandelte frage von den eigentönen der vokale (vgl. jetzt Auerbach, Zeitschrift für französ. sprache XVI, 117 fgg.). Bremers darstellung wächst hier weit über den rahmen der praktischen phonetik hinaus in den der allgemeinen theoretischen phonetik hinein und die letzten paragraphen über betonung und accent haben infolge des übergewichts der resonanzlehre nicht mehr die ausgestaltung erfahren, die der wichtigkeit der sache entspräche. Im ganzen bringt das buch eine articulationslehre der einzelconsonanten und einzelvokale der norddeutschen normalsprache. Die reichhaltigkeit der beobachtungen an diesem idiom und die anschaulichkeit in der beschreibung derselben haben zum erstenmal diese sogenannte norddeutsche normal-

sprache für die forschung zugänglich gemacht, aber die behandlung ist fragmentarisch und für angehende dialektforscher nicht zu empfehlen.

Der zweite band bringt von F. Mentz eine bibliographie, die leider nur bis ende 1889 reicht. Sie ist viel reichhaltiger und nützlicher als die von mir in Pauls Grundriss der germ. philologie gegebene, bei der ich mit engem raum haushalten musste. Es ist ja auch bei Mentz noch mancherlei nachzutragen, z. b. die litteratur über das für dialektgeschichte so wertvolle judendeutsch, die arbeit der älteren dialektforscher, der mitarbeiter Leibnizens (Eccard, Meier, Frisch), eines Lambert ten Kate, Reichards versuch u. a. Aber alle etwaigen ergänzungen, die ich bieten könnte, kommen nicht in betracht im hinblick auf die fülle des materials, die Mentz zusammengetragen hat und die jetzt eher einen überblick über die geschichte der forschung ermöglicht. Die gruppierung rührt von Bremer her, der bereits (s. VI fg.) in einzelnen punkten änderungen getroffen zu haben wünscht. Mir ist manches ganz unverständlich, am unverständlichsten der vorwurf, die linien auf den karten des Wenkerschen sprachatlas seien „zum grossen teil nicht zuverlässig“. Ich bin mit den arbeiten Wenkers des näheren vertraut und weise eine derartige anschuldigung, so lange sie nicht durch belege begründet ist, als unberechtigt und ungehörig zurück.

JENA. FRIEDRICH KAUFFMANN.

Östnordiska och latinska medeltidsordspråk. Peder Låles ordspråk och en motsvarande svensk samling utgivna för Samfund til udgivelse af gammel nordisk litteratur. I. bd. Texter med inledning, utg. av **Axel Kock** och **Carl af Petersens.** Kopenhagen 1889—1894. VIII und 284 seiten. II. bd. Kommentar av **Axel Kock.** Kopenhagen 1892. VI und 446 seiten. Kompl. 22 kronen.

Das umfängliche werk „Ostnordische und lateinische sprichwörter des mittelalters“, das lieferungsweise als veröffentlichung des dänischen vereins für publication alter nordischer litteratur zu Kopenhagen seit dem jahre 1889 erschienen ist, liegt nunmehr abgeschlossen vor. Axel Kock und Carl af Petersens haben die arbeit derart geteilt, dass beide gemeinsam die dänischen sprichwörter herausgegeben haben, C. af Petersens allein die schwedischen, von Kock allein rührt (bis auf die beschreibung der schwedischen hdschr. von Petersens) die einleitung und der kommentar her; ein sehr praktisches stichwortregister hat A. Malm ausgearbeitet. Es handelt sich hier um die ausgabe einer sprichwörtersammlung, welche seit alter zeit in Dänemark unter dem namen Peder Låle geht und gegen schluss des mittelalters in Dänemark allgemein als schulbuch verwendet worden ist. Der älteste bekannte druck stammt aus dem jahre 1506 (gedruckt bei Godfred von Ghemen in Kopenhagen), nunmehr bloss in éinem exemplar (im besitz der universitätsbibliothek zu Kopenhagen) bekannt (A); im jahre 1508 erschien im selben verlage ein neudruck (a), der im wesentlichen mit A übereinstimmt und nur kleine änderungen zeigt; auch von dieser auflage gibt es, so weit bekannt, nur éin vollständiges und zwei defekte exemplare. Im jahre 1515 erschien zu Paris bei Jodocus Badius Ascensius eine neue ausgabe von Christiern Pedersen (B); ob Chr. Pedersen die drucke A und a gekannt hat, ist nicht ganz sicher, jedenfalls nennt er sie nicht, und Kock weist nach, dass er mehr als eine handschrift gekannt haben muss. B enthielt fast alle sprichwörter von Aa, nur ganz wenige fehlen, und ebenso gering ist die zahl der plus-nummern. Die anordnung ist bis auf die reihe unter dem buchstaben S, die stark abweicht, so ziemlich dieselbe wie in Aa; B steht somit mit Aa als zu éiner klasse gehörig zusammen; auch

das handschriftfragment Ny kgl. saml. der kgl. bibl. zu Kopenhagen nr. 813ᵃ 4°, erst vor wenigen jahren vom bibliothekar Weeke entdeckt, aus der zeit von 1450 stammend (H) steht näher zu AaB, als zu S, der schwedischen hdschr. der Palmsköldska samling nr. 405, auf der universitätsbibliothek zu Upsala, aus der ersten hälfte des 15. jahrhunderts, worin eine sehr grosse menge nummern von AaB fehlt, dagegen auch einige plusnummern vorkommen. Die geschichte der sammlung wird von Kock eingehend untersucht und er kommt zu folgenden resultaten. Die im mittelalter verbreitete methode, heimische sprichwörter im urtext mit lateinischer übersetzung beim unterricht in der lateinischen sprache anzuwenden, hat den anstoss dazu gegeben, dass ein gelehrter teils auf grund ihm bekannter lateinischer samlungen lateinische sprichwörter zusammenstellte und die entsprechenden heimischen dazufügte, oder, wo solche nicht gebräuchlich waren, eine übersetzung machte, teils — und zwar hauptsächlich — heimische sprichwörter sammelte und dazu eine lateinische übersetzung selbst fertigte. Der ursprüngliche stock wurde allmählich durch zutaten vermehrt; nach Schweden gelangte er bereits mit solchen zutaten, und einiges schloss sich dort noch ebenfalls an; die erhaltenen dänischen redactionen zeigen noch mehr zusätze als S, sowol gemeinschaftlich, als auch, wenngleich in geringerem masse in den einzelnen redactionen Aa und B. Die ursprüngliche sammlung ist in Dänemark entstanden, und zwar im 14. jahrhundert, vielleicht ader auch schon im 13. jahrhundert; der verfasser wird wirklich der von der tradition genannte Peder Laale, latinisiert Petrus Laglandicus mit dem beinamen Legista (nach dem inhalt der ersten sprichwörter, die von *lex* handeln) gewesen sein, den man sich als schulmann und geistlichen — oder nur als eines von beiden — zu denken genötigt ist. Dass er aber aus Låland stammte, ist keineswegs sicher, ja nicht einmal wahrscheinlich; allerdings heisst Laglandicus gewöhnlich ein Låländer, aber Laale ist ein weitverbreiteter dänischer name, der keineswegs Låländer („lollik, lolk") bedeutet; diesen namen hat Christiern Pedersen frei latinisiert und damit den anlass zu missverständnissen gegeben. Ausser der sehr genauen bibliographischen und orthographischen beschreibung der alten drucke und handschriften, eingehenden untersuchungen über das verhältnis der verschiedenen fassungen zu einander, über das original und seinen urheber, sowie die stellung der sammlung zu ähnlichen werken, und endlich den sonstigen bemerkungen über die vorherigen ausgaben und den bei dieser ausgabe befolgten plan bringt die einleitung — in der man nur allenfalls noch eine graphische darstellung des verhältnisses der sammlungen zu einander und eine vergleichende tabelle über die reihenfolge der nummern in den verschiedenen samlungen wünschen könnte — noch zwei wertvolle beigaben, ein verzeichnis über die drucklitteratur der schwedischen sprichwörter, und einen abschnitt, der beobachtungen über die form der sprichwörter, und zwar alliteration, reim, metrischen bau (besonders interessant sind die nachgewiesenen vísuĳórþungar) usw. bringt. Auch die lateinischen fassungen werden kurz berührt und der aufmerksamkeit der klassischen philologen empfohlen. In einer note s. 113 bringt Kock eine theorie über die alliteration der vokale vor, die allgemeines interesse zu erwecken geeignet ist; da das buch seinem für germanisten doch ziemlich entlegenen inhalt nach schwerlich in die hände aller, welche für diese allgemeinere frage sich interessieren, gelangen dürfte, sei hier diese stelle (in übersetzung) vollständig mitgeteilt. Über die alliteration ungleicher vokale bemerkt Kock nämlich: „Es kann die frage sein, wie weit das in der germanischen poesie etwas ursprüngliches ist. Denn da bei konsonantischer alliteration die gleichen konsonanten gefordert werden, ist es unbegreiflich, warum man bei der vokalischen alli-

teration nicht die gleichen vokale fordern sollte. Der gewöhnliche versuch, dies verhältnis zu erklären ist nämlich keineswegs befriedigend. Man meint wol gewöhnlich, dass die gleichheit der vokalalliteration sich auf den festen vokaleinsatz beschränke. Sollte es aber wirklich denkbar sein, dass diese in akustischer beziehung äusserst verschwindende aussprachsnüancierung zu einem wesentlichen faktor der versbildung gemacht werden könnte? Wir müssen bedenken, dass der feste vokaleinsatz so äusserst gering hervortritt, dass ein ohr, das nicht besonders phonetisch geschult ist, ihn nie wahrgenommen hat. Sollte man da glauben dürfen, dass unsere vorväter so feine beobachter nicht blos von sprachlauten, sondern von modifikationen derselben gewesen sind, dass sie das publikum unserer tage weit übertroffen hätten? Und selbst wenn man diese unbedeutende modifikation der aussprache wahrgenommen hätte, sollte man mit hilfe einer solchen verse gebildet haben, die bisweilen vor grossen menschenmassen vorgetragen wurden, und zwar, obgleich es für die mehrzahl der zuhörer, nämlich für alle die sich in einigem abstand von dem vortragenden befanden, absolut unmöglich war diese „alliteration" zu vernehmen? Und noch mehr: wie weiss man, dass unsere germanischen vorväter gerade einen solchen vokaleinsatz hatten? Die Engländer haben ihn jetzt nicht; es ist also höchst zweifelhaft, ob er in den germanischen sprachen alt ist. Ist es aber nicht der feste vokaleinsatz, der die ähnlichkeit zwischen z. b. *a* und *e* ausmacht, in welcher beziehung sind diese laute einander ähnlicher als zwei verschiedene konsonanten, z. b. *k* und *g*? Wir können ruhig antworten: sie sind einander nicht mehr ähnlich. Dann findet sich aber in der eigenen natur dieser laute nicht der geringste grund, weshalb man die berechtigung haben sollte, z. b. *allr : endi*, aber nicht *koma : ganga* alliterieren zu lassen. Die sache dürfte auf sprachhistorischem wege zu erklären sein. Ursprünglich hat man sicherlich nur wörter mit *a-* mit wörtern mit *a-*, solche mit *e-* mit solchen mit *e-* alliterieren lassen, gleichwie wörter mit *k-* mit wörtern mit *k-*, solche mit *g-* mit solchen mit *g-* alliterierten. Doch die vokale haben auf grund der wirksamkeit verschiedener lautgesetze weit mehr veränderungen erlitten als die konsonanten, oder richtiger gesagt, ein vokal ist als anfangslaut weit öfter zu ungleichen lauten in folge des einflusses verschiedener lautgesetze differenziert worden, als es mit den anfangskonsonanten der fall war. Daraus folgte, dass in bereits vorhandenen gedichten anfangsvokale, die einmal gleich waren, ungleich wurden, während die anfangskonsonanten unverändert blieben. Angenommen, dass der gebrauch, ungleiche vokale zu reimen, in den germanischen sprachen aufgekommen ist, so haben z. b. die späteren nordischen wörter *allr : endi* einmal durch den anfangslaut *a* mit einander alliteriert, vgl. got. *alls : andeis*. Nachdem indessen *a* durch *i*-umlaut zu *e* in *endi* geworden, liess man sie, nachdem diese worte sich in einem alten, vor der durchführung des *i*-umlauts verfassten gedichte fanden, metrisch in diesem gedichte fortfahrend alliterieren, d. h. *allr : endi* alliterierten. Hieraus kam der gebrauch auf, dass man auch, wenn man neue gedichte schrieb [soll wol heissen „verfasste"] ungleiche vokale alliterieren liess. Das gesagte soll nicht so aufgefasst werden, dass dieser gebrauch gerade bei den germanischen völkern aufgekommen sein muss. Es ist möglich, dass er zu ihnen von einem andern stamme gelangte. Aber dieser gebrauch dürfte bei dem volke, bei dem er zuerst entstanden ist, von ungefähr solchen sprachgeschichtlichen verhältnissen, wie hier erwähnt, nämlich von der grösseren veränderung (differenzierung) der anfangsvokale gegenüber den anfangskonsonanten veranlasst worden sein." — Dass der feste vokaleinsatz in den idg. sprachen nichts ursprüngliches, sondern verhältnismässig modernen ursprungs sein dürfte, und

darum nicht mit dem griechischen spiritus lenis zu identificieren ist, hat bekanntlich auch Sievers schon hervorgehoben, und die erklärung der alliteration ungleicher vokale durch den festen einsatz ist wol endgiltig zu streichen. Aber dass der brauch, ungleiche vokale alliterieren zu lassen, erst secundär auf dem von Kock angedeuteten wege aufgekommen wäre, scheint mir ganz ausgeschlossen. Die erklärung, weshalb man bei konsonanten vollständige gleichheit verlangte, bei vokalen aber nicht, liegt in ganz anderer richtung. Berücksichtigt man, dass bei konsonanten als geräuschlauten schon infolge der artikulation der akustische effekt geringer ist als bei reinen stimmlauten (vokalen), und dass ihr akustischer effekt durch die stellung vor dem accent hinter dem akustischen effekt accentuierter anlautvokale — und dass der germanische feste accent voraussetzung der alliteration ist, ist naturnotwendig und allgemein anerkannt — bedeutend zurückstehen musste, so scheint hierin die begründung zu liegen, weshalb man bei konsonanten (zu denen in diesem zusammenhange wegen der stellung vor dem accent auch nasale und liquide zu rechnen sind, wie der usus beweist) völligen gleichklang braucht, ja sogar diesen gerne auf doppelkonsonanz ausdehnt (s. R. M. Meyer, Ztschr. XXVI, 149 fgg.), während bei vokalen ihr gemeinsamer charakter als reine stimmlaute, deren stimmfülle im vorgetragenen alliterierenden verse durch den auf sie fallenden accent noch eindringlicher hervortrat, das gleichmachende moment gewesen sein dürfte (das auch heute von jedem musikalischen ohre beim vortrag alliterierender verse als gleichheit empfunden wird), dem gegenüber die durch die verschiedene resonatorische einwirkung des mundraumes bedingte verschiedenheit der einzelnen vokale unter einander nicht ins gewicht fiel, im gegenteil sogar beliebt gewesen zu sein scheint. Dass der gebrauch der alliteration bzw. der ungleichen vokalalliteration zu den Germanen von auswärts gekommen sein sollte, muss bis zur erbringung eines beweises ganz aus dem spiele bleiben und das problem zunächst auf germanischem boden ausgetragen werden. Und da stösst die hypothese Kocks zunächst principiell auf die schwierigkeit, dass, wenn dem ohre der Germanen nur völlig gleiche vokale als alliteration klangen, es ganz unbegreiflich ist, wieso die zersprengung alter reimender verbindungen durch die veränderung des anlautvokales in einem worte sie bewogen haben sollte, nunmehr verschiedene vokale als alliterierend zu empfinden. Die auffassung des ohres kann doch durch den sprachhistorischen vorgang nicht eine andere geworden sein! Entweder, das ohr unserer vorväter fühlte, wie Kock annimmt, nur *a : a* als als alliteration, *a : e* aber nicht — dann erklären aber die veränderungen der sprache nicht, wieso man laute, die einander „nicht mehr ähnlich“ sind als *k* und *g*, dennoch als alliteration gefühlt hätte und sogar auf die vernichtung der alten regel ein neues gesetz baute; wie konnte man das, wenn das ohr die alliteration, zu der „in der eigenen natur der laute nicht der geringste grund“ war, nicht vernahm? Oder, ungleiche vokale wurden als alliteration empfunden, dann ist zur sprachhistorischen erklärung kein grund vorhanden. Und ferner müsste man denn doch erwarten, dass die alte regel, nur gleiche vokale alliterieren zu lassen, ihren reflex noch in den denkmälern finden sollte; aber schon zu Tacitus zeiten, also in einer periode, wo die allermeisten der später im germanischen wirksamen vokalveränderungen noch nicht eingetreten sind, alliterieren ungleiche vokale: Ingvæones (mit älterem *e*) und (H)erminones mit Istvæones (*i* bzw. *ī*), und in dem erhaltenen poetischen belegmaterial ist oder scheint gerade regel, ungleiche vokale vor identischen zu bevorzugen, und bei identischen die gleichheit durch verschiedenheit der unmittelbar folgenden konsonanten einzuschränken (s. R. Hildebrand, Ztschr. f. d. deutschen unterricht 5, 577 fgg.). Völliger gleichklang, wie er bei gleichen

accentuierten anlautvokalen am schärfsten hervortreten musste, scheint eben, wie Hildebrand hervorhebt, als unschön empfunden worden zu sein; bei konsonanten war er schon dadurch gemildert, dass er durch den erst folgenden accent an und für sich nicht so stark hervortrat, zumal auch hier verschiedenheit des folgenden vokals beliebt gewesen zu sein scheint. Man hat bis vor kurzem die betrachtung der alliteration viel zu einseitig und mechanisch auf den anlaut des wortes beschränkt und darüber die rolle der folgenden laute und die bedeutung des accentes zu wenig beachtet. Sind auch die denkmäler der alliterationspoesie jünger als die zeit, auf die Kocks hypothese allenfalls sich zurückziehen kann, so würde doch eine genaue durchforschung des materials, die sich auf statistische tabellen stützen müsste — denn nur die verhältniszahlen, nicht die absoluten zahlen der einzelnen erscheinung, geben den ausschlag — unzweifelhaft licht auf diese frage werfen, und zwar, soweit man schon jetzt urteilen kann, nicht im sinne der Kock'schen hypothese.

Sowol die dänische wie die schwedische redaktion sind bereits herausgegeben, die erstere (von der verlorenen ausgabe H[ans] H[ansen] S[kaanings] 1614 und einem neudruck 1703, sowie der ausgabe von Ley 1842 abgesehen, beides nur unphilologische widergabe des dänischen textes) von R. Nyerup 1828, die letztere von Reuterdahl 1840. Sowol die relative seltenheit dieser alten editionen als die grösseren forderungen an philologische genauigkeit in unserer zeit rechtfertigen eine neue ausgabe. Zugrunde liegt A, mit den abweichenden lesarten von a und B unter dem strich, in 2 beilagen folgen die unica von B und ein abdruck der fragmente von H. Daran schliesst sich die widergabe von S. Text und lesarten sind diplomatisch getreu, mit cursivierung der aufgelösten verkürzungen widergegeben, ein verfahren, das sich auch auf den lateinischen text erstreckt; ob die abkürzungszeichen des druckes im dänischen text mehrfache auslegungen zulassen und es notwendig war, sie durch cursivdruck zu kennzeichnen, oder ob bei unzweideutigkeit des systems es genügt hätte, im vorwort darüber summarisch auskunft zu geben, wage ich nicht zu entscheiden. Aber dass es im lateinischen text für irgendjemanden einen zweck haben kann, zu ersehen, ob z. b. *n* gedruckt oder nur durch strich über dem vokal ausgedrückt ist, scheint mir zweifelhaft; indess gilt ja bekanntlich in Schweden der diplomatorische abdruck als das ideal einer ausgabe, und wenn die herausgeber dieses an sich in manchen fällen und von gewissen gesichtspunkten berechtigte princip auch auf einen lateinischen druck vom jahre 1506 ausdehnen, so ist das ihre sache, über die mit ihnen niemand rechten kann oder braucht, da dem benutzer des buches hiedurch jedesfalls nichts entgeht. An diesen jedesfalls peinlich genauen text, für dessen richtigkeit der name der beiden herausgeber bürgt, schliesst sich würdig der umfängliche kommentar von Axel Kock, der nach den s. I fgg. ausgesprochenen grundsätzen des verfassers zunächst nur der text- und sinnerklärung der sprichwörter (speciell der nordischen) dienen soll, wobei aber, wie zu erwarten, in beziehung auf nordische parallelen, lexikalisches und sprachliches eine menge interessanter und feiner beobachtungen zu tage treten, deren aufsuchen ein wortregister erleichtert. Die verdienste dieser leistung Kocks im einzelnen zu würdigen muss dem fachmanne auf dem gebiete der sprichwörterkunde überlassen bleiben. Kommt auch der nächste gewinn dieser publikation der beiden schwedischen gelehrten zunächst der ostnordischen philologie, einem ausserhalb Skandinaviens nur sehr wenig gepflegten gebiete zu gute, so wird doch auch niemand, der sich mit allgemein nordischer philologie beschäftigt, an dem buche vorübergehen dürfen; vor allem aber möge durch diese anzeige die aufmerksamkeit derer, die sich mit dem studium der sprichwörterkunde beschäftigen, darauf

hingelenkt werden, dass allen arbeitern auf diesem internationalen gebiete hiermit eine philologisch streng gesicherte, sorgfältige und auf dem ganzen gebiet des nordischen sprichworts licht verbreitende veröffentlichung geboten ist, doppelt wichtig für sie durch A. Kocks reichen kommentar, der den wert des ganzen werkes weit über den enggesteckten wirkungskreis einer blossen publikation ostnordischer texte des spätesten mittelalters hinaushebt.

BRESLAU, 31. OKTOBER 1895. O. JIRICZEK.

Geschichte des deutschen nationalgefühls. I. Von der urzeit bis zum interregnum. Von **F. G. Schultheiss.** München, G. Franz. VIII und 290 s.

Schon die ergebnisse, die der verfasser in dem vorliegenden ersten band seiner untersuchungen anstrebt, sollen nicht weniger der politischen geschichte als auch der litteraturforschung zu gute kommen. Denn „das erwachende bewusstsein nationaler eigenart zeigt schon die neigung sich auf geistige interessen zurückzuziehen“ und unter den „grossen perioden der geschichte des deutschen nationalbewusstseins“ steht sein „verhältnis zum humanismus und zur reformation“ ebenbürtig neben seinem verhältnisse „zum alten kaisertum, zu den wahlkönigen“ und „zum dynastischen sondertum“ (einl. s. 7). Ebenso wird auch die untersuchung selbst sowol auf historischem als auf litterarischem gebiete geführt. Der verfasser ist jedoch in erster linie historiker und seine ausbeutung unserer mittelalterlichen dichtung, wie sie im vorliegenden ersten bande zu tage tritt, ist abhängig von fremden — dazu vielfach einander entgegengesetzten — urteilen. So ziemlich die meisten probleme der litteraturgeschichte, gelegentlich auch der sprachforschung, werden in die darstellung einbezogen, ohne dass immer diejenigen seiten gestreift würden, in denen die neuere forschung den anschauungen des verfassers entgegen kommt. Auch scheint mir als ob der verfasser die wurzeln, aus denen das nationalgefühl erwächst, nicht genügend blossgelegt habe, als ob er im gegensatz zu den forderungen seiner einleitung in der untersuchung selbst zu viel mit den entwickelten formen operiere. So legt er wol zu wenig gewicht auf die äusserungen des sippen- und stammesgefühls, die sich auch litterarisch kund geben, und hat sich die reichen belege entgehen lassen, die neuerdings für das bairische stammesgefühl aus den dichtungen des 11./12. jahrhunderts dargeboten werden. Das ganze verhältnis unserer nationalen dichtung zur romanischen hat in seiner darstellung weder neue beleuchtung noch überhaupt eine eindringende widergabe gefunden. Das höfische epos, das so manchen wichtigen beitrag für diese frage hätte liefern können, hat dem verfasser durchweg nur negative züge geboten, am dürftigsten aber ist unsere politische spruchdichtung ausgebeutet worden. Sie hätte tiefere einblicke in ihre entwicklungsgeschichte eröffnet, wenn Schultheiss nicht gleich mit Walther begonnen hätte, und in ihren späteren beziehungen zu den Böhmenkönigen hätte sie das deutsche nationalgefühl seltsam widergespiegelt. Schultheiss hat sich hier für Reinmar von Zweter, dem er fast ausschliessend sein augenmerk widmet, gerade denjenigen gewährsmann entgehen lassen, der am weitgehendsten auf dem grenzgebiet von geschichte und litteratur bescheid weiss, Gustav Roethe. Andererseits soll dankbar anerkannt werden, dass aus den historischen quellen des verfassers zahlreiche mitteilungen fliessen, die dem litterarhistoriker von wert sind.

HEIDELBERG, OKT. 1895. H. WUNDERLICH.

MISCELLEN.

Personalien und stoffgeschichtliches zu G. A. Bürger.

1. Bürgers erste gattin dichterin?

Dass das ihm 1774 „angetraute weib ein weib von gemeinem schlage" nicht war, bestätigt Bürgers bedeutsame „Beichte eines mannes, der ein odles mädchen nicht hintergehen will"[1]. Trotzdem darf man über die geringfügige teilnahme, die er als dichter bei seiner treuen Dorette fand, nicht den mindesten zweifel hegen. Als sie nach grenzenlos unglücklicher ehe am 30. juli 1784 „an der auszehrung, die in ihrer familie erblich war" — so heissts ebenda — starb, widmete er ihr öffentlich einen rührend innigen nachruf. Dabei ist Julius Sahr[2] recht zu geben: „Der tod seiner frau, einer edlen, stillen dulderin, erlöste ihn aus dem qualvollen doppelverhältnis; es war, als heitere sich sein leben auf", und unsere gründlichsten Bürgerkenner, Ed. Grisebach und A. Sauer[3] voran, betrachten die sachlage ebenso[4]. Um so mehr sollte man da erwarten, in jenem nekrolog, der ihre vorzüge genugsam pries, jede bemerkliche tugend durch ihn gleichsam wie eine mittelbare entschuldigung vor sich und der welt herausgestrichen zu finden. Von einem poetischen talente der entschlafenen oder gar von bezüglichen erzeugnissen, die vor das publikum getreten, liess er darin keine silbe verlautbaren. Und dazu wäre in dieser breit ausgesponnenen würdigung vollauf anlass gewesen. Auch sonst wird nirgends etwas der art direkt gemeldet; der älteste, der Bürgers leben einigermassen litterarhistorisch behandelte, C. F. R. Vetterlein[5], und dann Jördens,[6] im rein biographischen fast sklavisch ihm nachschreibend, hätten sich bei ihrer vorliebe für alles anekdotische

1) Bürgers Sämtliche werke, 1844, IV, 198 fg.; Strodtmann, Briefe von und an Bürger IV, 19. Dieses schriftstück ist zwar psychologisch interessant, darf aber nur vorsichtig zu schlüssen verwendet werden, da es mit vollster absichtlichkeit für die zu gewinnende noch nicht gesehene braut, „das Schwabenmädchen" (s. unsere nr. 2), ausgearbeitet war.

2) In seinem knappen, deutlich umrissenen säkularartikel „Zum gedächtnis G. A. Bürgers", Ztschr. des allgem. dtschn. sprachvereins IX (1894), 133, wo er sein lieblingsthema (vgl. Ztschr. XXVII, 414), Bürger als lehrer und pfleger der deutschen sprache, vortrefflich behandelt.

3) Aus einem von diesem in seinem hochwichtigen abdrucke des briefwechsels zwischen Bürger und Goeckingk (Vierteljahrschr. f. litteraturgesch. III) veröffentlichten billet Bürgers vom 31. juli (s. das. s. 451 fg.) scheint mir dieselbe empfindung zu sprechen. Ebd. s. 434 findet Dorette in stimmungsberichten an Goeckingk für lyrische sentimentalität allerdings eine gute prosa.

4) Vgl. meine unten s. 555 anm. 1 angezogene abhandlung s. 1208 a.

5) „Handbuch der poetischen litteratur der Deutschen, d. i. Kurze nachrichten von dem leben und den schriften deutscher dichter. Ein anhang zu seiner Chrestomathie deutscher gedichte. Köthen 1800", ein heute vergessenes buch, das aber gar manche brauchbare notiz, öfters sogar nicht üble ansätze zu einer charakteristik enthält, so über Bürger s. 539—555, sogar auch schon 4 englische Lenore-übersetzungen nach den drucken 1798/99, d. h. von 1796 fgg. nennt, womit A. Brandl's katalog darüber in seiner bibliographie bei Erich Schmidt, Charakteristiken s. 245 fg. (nach neuerer brieflicher mitteilung hat Brandl seitdem seine notizen vervollständigt) vorgearbeitet war (eine neuere in A. Mercer Adam's [† anfg. decbr. 1895] „Flowers of Fatherland transplanted into English soil", 1870).

6) In seinem bekannten vielbenutzten „Lexikon deutscher dichter und prosaisten" I (1807) 251—273; s. 271, 8 nennt er Vetterlein's aufsatz. Sollte etwa die wörtliche übereinstimmung auf der identität der quelle beruhen?

dieses pikante kuriosum kaum entgehen lassen. Sauer, Bürger-ausg. s. XVIII fg. und 111 hält auf grund des briefs an Boie vom 7. aug. 1777 das im folgenden erwähnte gedicht für „wirklich von Bürgers erster frau und von ihm nur überarbeitet". Pröhle, G. A. Bürger. Sein leben und seine dichtungen (1856) gibt s. 62 eine fussnote, auf deren inhalt er bei keiner späteren Bürgerpublikation zurückgekommen ist:

„Folgende seltsame notiz in einem buche, betitelt: „„Deutschlands Schriftstellerinnen. Eine charakteristische Skizze. King-Tsching in der kaiserlichen Drukkerei 1790"" (s. 12—13), ist auf sie zu beziehen: „„Madam Bürger, Gattin unseres ersten deutschen Volksdichters und Privatlehrers[1] der schönen Wissenschaften zu Göttingen, ist todt. Sie war eine Anverwandte des berühmten Egyptischen Usurpator Ali-Bey, der vor einigen Jahren so viel Aufsehen machte[2]. Sie soll ein gutes wackres Weib gewesen sein, und das Liedchen in der poetischen Blumenlese 1780[3], Muttertändeley betitelt, ist eine schöne poetische Frucht, die beweist, dass sie vom Geiste ihres Gatten etwas in sich gezogen habe."" Das gedicht „Muttertändelei" (august 1778) versah Bürger mit dem zusatze: „Für meine Dorette", es ist also von ihm selbst. Man findet es S. w. Ausg. v. 1844, I, s. 253 und 254." Vgl. Sauer a. a. o. s. 111.

Ob Pröhle die genannte quelle selbst vorgelegen hat, oder ob er die nachricht zweiter hand verdankt, weiss ich nicht; mir gelang es nicht, jenes merkwürdig betitelte buch aufzustöbern. Sollte man nun, wo es zudem nirgends, auch nicht in dem hilfsmittel-verzeichnisse des umsichtigen C. W. O. A. v. Schindel, Die deutschen schriftstellerinnen des neunzehnten jahrhunderts (Lpz. 1823—25), der viele zeitgenossinnen von Bürgers frau aufnimmt, citiert wird, an seiner existenz überhaupt zweifeln? Dass wenigstens der inhalt obiger eröffnung nicht apokryph, ist mir unwiderleglich, da ich vor kenntnis dieser Pröhlischen anmerkung auf dieselbe angabe in dem anonymen, von K. F. W. Erbstein und Joachim Christoph Friedrich Schulz[4], hauptsächlich wol von letzterem, herausgegebenen „Almanach der Belletristen und Belletristinnen für's Jahr 1782. Ulietea bei Peter Jobst, Edlen von Omai, Königl. Hofbuchhändler und Buchdrucker"[5] s. 25 stiess. Es heisst daselbst:

„Madam Bürger. Gattin des vorigen. Eine Anverwante, von dem berühmten Egiptischen Usurpator Ali-Bey, der vor einigen Jahren so viel Aufsehn machte. Sie sol ein gutes wakres Weib sein, die vom Geiste ihres Gatten etwas in sich gezo-

1) Damalige bezeichnung für unser „privatdocent". Grimm, D. wb. VII,2138 fg. gibt nichts näheres über die zeitliche abgrenzung beider im 18. jahrhundert gebrauchten ausdrücke an. Vgl. auch unten s. 553 anm. 2.

2) Ali Bei war der bedeutendste nnd berühmteste der mamelukenführer, die sich in ihren provinzen fast unabhängig machten und den türkischen pascha-gouverneur ignorierten. Er empörte sich 1771 gegen die pforte, schlug die truppen der regierung wie seine eigenen genossen und ward auf sein geheiss durch den scherif von Mekka zum grosssultan Ägyptens und herrscher beider meere ernannt, aber 1773 von seinem general und günstling Abu-Dahab ermordet.

3) Die beiden wichtigsten anthologien damaliger lyrik, der von Boie gegründete Göttinger Musenalmanach, den von 1779 bis zu seinem tode Bürger herausgab, und der 1776 als konkurrenzunternehmen durch J. H. Voss ins leben gerufene, führten den nebentitel „oder poetische blumenlese auf das jahr ....“; hier ist natürlich der erstgenannte gemeint: 1780, s. 78, unterschrift „D. M. Bürger geb. Leonhart".

4) Vgl. Allgem. dtsch. biogr. XXXII, 742 (nicht 744!).

5) In wirklichkeit war Himburg, der berüchtigte Berliner nachdrucker und einige jahre vorher veranstalter der unrechtmässigen ausgabe von „D. Goethens schriften" (die im „Almanach der B. und B." s. 65 gerühmt werden), der verleger.

gen hat. Das Liedchen im Almanach von 1780, Muttertändelei betitelt, macht uns nach mehr aus ihrer Hand und ihrem Herzen begierig."

Ersichtlich fusst auf dieser auslassung die obige jüngere, wie nicht nur der wortlaut, sondern auch die zusätze und änderungen — z. b. im titel des angezogenen sammelwerks — beweisen. Der im „Almanach der B. und B." auf s. 23—25 vorangehende überschwengliche panegyrikus Bürgers hebt nämlich mit dem emphatischen ausrufe „Unser Volksdichter!" an und enthält gegen das ende die superlativische apposition „Er, der Einzige unsrer neusten Dichter!", woraus die vorderhälfte der einleitenden standesbezeichnung in jener 1790er notiz zusammengeflossen ist. Friedrich Schulz, wahrscheinlich der urheber der ganzen fabel, oder wenigstens der der sie in die welt gesetzt, ist wenige jahre danach, 1786, in seiner „Litterarischen reise durch Deutschland"[1] nicht wider darauf zurückgekommen, ich vermute, aus einem gewissen zartgefühl, weil mittlerweile Dorette und auch ihre schwester, teilhaberin und nachfolgerin[2] in Bürgers herzen, „Molly" rasch danach gestorben war. Der verfasser bez. kompilator von „Deutschlands schriftstellerinnen" besass nun entweder keine kenntnis von diesem situationswechsel oder ihn kümmerte eine solche rücksicht nicht; übrigens liegt die annahme nahe, er habe überhaupt mit der bemerkung auf „Molly", die von Bürger hochgefeierte, für die man drum ein stärkeres interesse der pikanterie hatte, gezielt. Denn, das sei nun hiermit festgestellt, dieses buch ist wirklich in umlauf gekommen; das zeigt sein vorhandensein in neueren bücherlagern verschiedener jahrzehnte[3]. Woher aber die annahme einer poetischen ader bei Bürgers ehefrau im grunde stammt, wird sich kaum ermitteln lassen.

2. Bürgers dritte gattin.

Die biographen Bürgers sind stets mit leicht erklärlicher scheu daran vorbeigegangen, das gewebe des geheimnisses, das über seiner dritten, unheiligsten und unheilvollsten ehe, mit dem „schwabenmädchen" Elise Hahn, lagert, zu lüften. Die bündigste und verlässlichste aller lebensskizzen, diejenige, die A. Sauer seiner vortrefflichen ausgabe in Kürschner's „Deutscher nationallitteratur" vorausschickte, erklärt ausdrücklich, darauf verzichten zu wollen, und Ed. Grisebach's streng urkundliche „Einleitungen" zu seinem kritischen gesamtdruck und der unten berührten verdienstlichen sammlung der „Werke" streifen das heikle thema nicht weiter als ein

1) Eine unveränderte „Zweyte auflage" dieses bei Wucherer in Wien herausgekommenen büchleins erschien „Frankfurt und Leipzig, 1780" unter der aufschrift: „Litterarische Anekdoten auf einer Reise durch Deutschland an ein Frauenzimmer geschrieben", anonym wie jene. Die begeisterung für Bürger (der s. 51 und 212 erwähnt, s. 258 fg. eingehend charakterisiert wird) ist hier schon stark abgeblasst und der ton klingt sogar etwas an Schillers „recension" von 1791 (Allg. lit.-ztg.) an.

2) Nebenbei sei bemerkt, dass die amtliche registrierung dieser, wol aus demselben grunde wie zwei jahrhunderte früher (bei Shakespeare) eilig vollzogenen hochzeit „aus dem aufgebots- und trauungsbuche der parochie Bissendorf 1785" (17. juni) bei K. Goedeke, G. A. Bürger in Göttingen und Gellinghausen. Aus urkunden (1873) s. 114 fg. ausgezogen ist, obwol Goedeke's nachforschungen im übrigen mit 1773 abschliessen. Bürger erscheint darin als „Dichter und Lehrer des teutschen Stils zu Göttingen".

3) Ich nenne da bloss „F. H. v. d. Hagen's Bücherschatz", d. i. den katalog der „Bücher-auction von R. Friedländer und sohn in Berlin den 18. mai 1857", s. 83 nr. 2006, ausserdem das „153. verzeichnis des antiquarischen bücherlagers von A. Bielefelds hofbuchhandlung Liebermann und cie. in Karlsruhe" (o. j.; 1892), s. 27 nr. 646, wo die notiz „selten" und in parenthese „Ulm Stettin" beigefügt ist.

gewissenhafter chronist muss. Für die breiteren leserschichten, auf die diese ausgaben rechnen, mag es so recht sein; dagegen halte ich es für geboten, als faktum der litteraturgeschichte ein für alle mal festzustellen, dass die schuld für den bruch des völlig unleidlichen verhältnisses auf seiten der jungen frau war. Denn diese „rettung“ des anderweit gerade genug belasteten dichters ist ein erfordernis der ehrlichkeit. Wer die dicken akten dieser tieftraurigen vorgänge zu jenem behufe wälzen mag, wird freilich reichlich schmutzige wäsche waschen müssen. Doch braucht er dann aus dem roman nur die hauptpunkte auszulesen. Im übrigen liessen sich die studien zu einem charakterbilde der äusserst interessanten[1] und später auf der bühne wie im salon noch zu hervorragendem rufe gelangten frau, deren vernachlässigung durch die zahllosen sensationslüsternen erzähler der von ihr gefesselten jahrzehnte billig auffallen muss, erweitern. Zu dem ende seien hier sämtliche fundorte des weit zerstreuten materials verzeichnet, wobei die flüchtigen erwähnungen in den ältesten litterarhistorischen handbüchern, wie bei Vetterlein a. a. o. s. 545 fg. und bei Jördens a. a. o. I, 255 fg., in den meisten fällen auch verweisungen, die an citierten stellen anzutreffen sind, fortbleiben:

Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller, vom 4.—12. mai 1802, = Goethe's werke, Weimar. (Sophien-) ausg., 4. abtlg., XVI (1895) 76_{1} und 79_{14}; C. W. O. v. Schindel, Die deutschen schriftstellerinnen des neunzehnten jahrhunderts, I (1823) s. 84—87, III (1825) s. 56—59; R. B.[2] in: Blum, Herlosssohn und Marggraff, Allgemeines theater-lexikon, neue [unveränderte] ausgabe, II (1846) s. 61 fg. und I s. 156[3]; H. Pröhle, G. A. Bürger, s. X, 67, 70, 73—75, 161; Fr. W. Ebeling, Mosaik. Kleine schriften zur geschichte und litteratur (Lpz. 1867), s. XII—XV und 223—270: „Elise Bürger. Zur geschichte der letzten lebensjahre des dichters.“ Letztere mit seichtem geschwätz kolossal aufgebauschte apologie aus der feder eines durch persönliche motive, vielleicht wesentlich den wunsch, eine gefälligkeit zu erweisen[4] angetriebenen advokaten der längst verstorbenen ist trotz des mancherlei neuen und des nimbus der authenticität mit äusserster vorsicht zu gebrauchen[5]; unter dem titel „Bürger und Elise Hahn“ erschien sie unverändert als selbständiges buch 1868, 2. auflage 1871. Die für den sachverhalt wichtigen „Briefe Bürgers an Marianne Ehrmann [die in Stuttgart die korrespondenz und das weitere eingefädelt hatte], herausgegeben von [deren gatten] Th. F. Ehrmann“ (Weimar 1802) scheint Ebeling — s. s. 359 anm. 3 — im urtext gar nicht gesehen zu haben. Die sonstigen biographien und charakteristiken Bürgers, Goedeke's Grundriss z. g. d. d. d., die „Allgemeine deutsche biographie“, die (älteren auflagen der) konversationslexika[6], die ja sonst an derartigem detail nicht arm sind (auch die 1. ausgabe des „Pierer“, Ency-

1) So sind ihre verschiedenen poetischen spenden keineswegs schlechthin verachtenswert. Rese's guter Bürger-artikel, Ersch-Gruber's Encyclopädie XIII (1824), 371—379 behandelt die leidensgeschichte der dritten ehe richtig (375—377), gibt aber nichts über die frau. Im allg. vgl. Sauer's ausg. s. XXXVIII—XLII.

2) Robert Blum, der bekannte 48er, damals sekretär am stadttheater zu Leipzig.

3) Unter stichwort „Attitude“; vgl. meinen artikel „Attitude“ in der neuen (14.) auflage von „Brockhaus' Konversationslexikon“ II sp. 65a.

4) Vgl. s. XII fg., 367 fg. u. ö.

5) Wie seine aufschwellende umarbeitung von Flögel's „Geschichte des grotesk-komischen“ (1887), sein buch über „Friedrich Taubmann“ (vgl. meine bemerkung Allg. dtsch. biogr. XXXVII, 440 und Euphorion II, 765 anm. 1), das über „Die Kahlenberger“ (1889) u. a.

6) Vgl. in Brockhaus' neuestem ¹⁴III 758a meinen kurzen artikel.

klopädisches wörterbuch, IV, 1825, 485b bietet nichts besonderes), usw. liefern keine über das hier zusammengestellte hinausführende materialien. Meine anlässlich der hundertsten widerkehr von Bürgers todestag veröffentlichte abhandlung „Bürger im spiegel seiner zeit und der gegenwart. Mit unbeachteten zeitgenössischen und eigenen äusserungen"[1] berührt diese dinge mit sorgsamer reserve. Da ich daselbst wol sämtliche 1894 zum jubiläum hervorgetretenen neuen beiträge registriert habe, so muss ich hier nachtragen, dass die kurz darauf dazugekommene 5. auflage der geschickten einbändigen ausgabe der „Werke", die Eduard Grisebach, als erster die prosa nach gebühr berücksichtigend, besorgt hat, auf s. XXXIX fg. der knappen doch alle tatsachen enthaltenden biographischen „Einleitung" die dritte ehe richtig erledigte.

Aus der ruhelosen wanderperiode, die Elise nach lösung des zwieträchtigen bundes durchgemacht hat, müssen wir ergänzungs- und berichtigungshalber ihren Berliner aufenthalt herausgreifen. Ein solcher ist erst für später, nach ihres gatten tode sicher bekannt, als sie der theaterleidenschaft Berlins begeisterte verse entlockte. L. Geiger hat in seine auslese „Berliner gedichte 1763—1806" (1890)[2] unter nr. 78 zwei bezeichnende belege dafür eingereiht (s. 195 fg.): der eine ist von Rüdiger, der andere von ‚Christoph Bias Mac Konley' (!), worüber Geigers notiz ebd. s. XLVII zu vergleichen. Dagegen ist die bei R. B. in dem obgenannten artikel des „Theaterlexikons" II s. 61 fg. aufgetischte variante: „.. kam später nach Berlin, von wo aus sie dem bekannten dichter G. A. Bürger ..... ihre hand antrug" gewiss völlig grundlos. Jedoch unterlasse ich nicht, auf bezügliche andeutungen über ihre etwaige mit öffentlichem auftreten verbundene anwesenheit zu Berlin unmittelbar nach der officiellen ehescheidung aufmerksam zu machen, die Bürger in einem vom 11. september 1792 datierten briefe seinem freunde Goeckingk[3] macht:

„Dass Madame Hahn nicht mehr in Wolfenbüttel ist, das weiss ich; dass sie sich aber wieder nach Stuttgard begeben haben sollte, daran ist wol gar sehr zu zweifeln. Hier sind mir zwei Sagen von ihr zu Ohren gekommen, eine, dass sie sich nach Wien in die Dienste Sr. Kaiserl. Majestät, die andere, dass sie sich nach Berlin, vermutlich in die Dienste des Publikums unter der Direktion der Madam Schupitz begeben habe. Letzteres ist mir das Wahrscheinlichste; und wenn es noch nicht geschehen sein sollte, so dürfte es doch wol über kurz oder lang noch dazu kommen. In der That sind auch ihre Talente da ganz allein an ihrer rechten Stelle. Zum ein oder zweimaligen Versuch in dieser Qualität kann ich sie auch jedermann mit gutem Gewissen empfehlen, allein keinem, auch meinem Feinde nicht, zur beständigen Mätresse, viel weniger zur Frau."

Übrigens hatte Bürger, der im selben schreiben sagt: „In der That es kommt mir seit einigen Wochen vor, als sähe ich weit besser aus, und fühlte mich auch an Leib und Seele weit besser, als vor 25 Jahren", den mit dieser trennung verknüpften ärger rasch überwunden; „wahrlich kein Liebesabenteuer hat je mein ganzes Wesen so sehr in sich hinein verstrickt, als das gegenwärtige grosse Weltabenteuer, von welchem ich keinen Ausgang sehe, ja nicht einmal zu ahnden im Stande bin", schreibt er am 9. april 1793 demselben jugendgenossen[4].

1) Westöstliche rundschau, I (1894), heft 16 (15. aug.), s. 1206 fgg.
2) In seiner sammlung „Berliner neudrucke" nr. 3; (vgl. Unterhaltungsbl. d. Tägl. rundschau, 1890, s. 485 fg., meine notiz Blätt. f. lit. unterh. 1890, s. 516 fg.).
3) In Sauers publikation der korrespondenz a. a. o. s. 464 fg.; weder Sauer noch das register (s. 622 b) erklären die „Hahn" als Bürgers ehegattin.
4) Ebd. s. 468; gemeint sind natürlich die französischen revolutionsereignisse.

3. Bürger's denkmal.

Da sich fast alle persönlichen beziehungen Bürgers aus seiner reifeepoche an Göttingen anlehnen, wenigstens dort der ganze harm der drei ehen sich abspielte, mag denn auch hier der genugtuung darüber ausdruck verliehen werden, dass es nun endlich gelungen ist, die grabstätte des dichters in der stadt, wo er leid und freud so bitter gemischt zu kosten hatte, würdig zu schmücken. Der 29. juni 1895 — die verspätung ist durch das langsame eingehen der nötigen gelder verschuldet — ist das datum der enthüllung einer bronzebüste Bürgers auf dem friedhofe vor dem Weendertor, die professor Eberlein in Berlin schön ausgeführt hat. Die mittel sind bekanntlich durch freiwillige sammlungen aufgebracht worden, nachdem der aufruf dazu, selbst ein stück deutscher litteratur- und kulturgeschichte, in tagesblättern und germanistischen organen, so auch in dieser zeitschrift XXVII, 144 möglichst weit verbreitet worden war. Danach hätte man allerdings einen tiefern nachhall hoffen und erwarten sollen, dass die gegenwart eine ehrenpflicht leistet, an die man bald nach des dichters tode in schwierigeren zeitläuften sich gewagt hatte; denn schon Vetterlein meldet a. a. o. s. 548: „Auf veranstaltung des herrn doktor Althofs[1] haben die freunde Bürgers und seiner muse ihm ein steinern denkmal verfertigen und in dem Ulrichschen garten bei Göttingen im jahre 1799 aufstellen lassen", welche notiz Jördens a. a. o. s. 257 beinahe wörtlich übernahm. Unter den neueren, die sich mit seinen äusseren schicksalen näher beschäftigt haben, ist keiner auf die entstehungsgeschichte dieser idee und das scheitern jüngerer pläne eingegangen, — wie lehrreich wäre es z. b., die personen, die sich bereit erklärten, das andenken des arg verketzerten zu fördern, kennen zu lernen! Grisebach's neuere ausgabe der ‚Werke' (s. o.) s. XLVI fg. teilt das genaue ziffernergebnis jener Althof'schen subscription und die fakten der ältesten aufstellung von leichen- und denkstein genau mit.

4. Zu den quellen einiger „episch-lyrischen gedichte" Bürgers.

Für die meisten der nicht der rein subjektiven lyrik angehörigen gedichte Bürgers ist die quellenfrage ziemlich befriedigend, wennschon nicht endgiltig gelöst. Das suchen der vorlagen hat angesichts seiner besondern gabe, die fremden stoffe sich ganz zu eigen zu machen und, auch bei enger anlehnung, auf den ihm eigtümlichen aus volksmässige anklingenden ton zu stimmen, einen ungewöhnlichen reiz. Freilich ist dabei meistens mehr für die parallelen-schubfächer der vergleichenden litteraturgeschichte als für die kenntnis seiner belesenheit und die erkenntnis seiner dichtmanier herausgesprungen. Das umfänglichste an material über die mit entlehnten motiven arbeitenden nummern bietet immer noch der zeit seines lebens, zwar einseitig, aber doch mannigfach erfolgreich für Bürgers ruhm und verständnis tätig gewesene Heinrich Pröhle in seinem schmächtigen büchlein von 1856, das so ziemlich alle bis zu diesem jahre zugänglichen mitteilungen auszog. Seitdem haben verschiedene auf diesem felde weitere umschau gehalten, darunter in einem gewissen zusammenhange widerum Pröhle, selten mit glück, dann Bürgers engerer landsmann, der motivkundige Robert Sprenger, letzterer in mehreren germanistischen zeitschriften gelegentliche schnitzel spendend.

Doch hat Sprenger auch eins der fesselndsten stücke, den schwank von kaiser und abt, ausführlich betrachtet, in den oft übersehenen „Akademischen blättern.

1) Des dichters hausarzt, testamentsvollstrecker, erster biograph und herausgeber, sowie vormund der kinder.

Beiträge zur litteratur-wissenschaft herausg. von O. Sievers" (1884) s. 324—330, wo das bei Pröhle a. a. o. s. 115—123 zusammengetragene, soweit ich sehe, vollständig verwertet ist, obwol Pröhles name fehlt[1]. Trotzdem lässt sich, selbst wenn man Pröhle's und Sprenger's winke sämtlich zusammenfasst, noch mancherlei, älteres sowol wie neueres, ergänzen. Geachtet hat man auf die vielen wanderungen und wandlungen des stoffes schon lange, so K. Veith 1839[2]: „Ich will nicht behaupten, dass spätere dichter jedesmal aus Johannes Pauli geschöpft, wenn sie einen stoff behandeln, der bei ihm schon vorkommt, ich will bloss einige fälle dieser art bemerkbar machen", worauf vor andern durch neuere poeten aufgegriffenen themen drei weitverbreitete internationale erscheinen: „die schöne fabel vom vater, sohn und esel, welche es dem kritisierenden publikum auf keine weise recht machen können, ferner Gellert's Witwe[3], ferner Bürgers Kaiser und der abt von St. Gallen." Besonders auffällig ist es mir, dass R. Sprenger, der sonst durch umsicht im herbeiholen von materialien oft staunen hervorruft, die beiden neueren ausgaben von B. Waldis' „Esopus" (daselbst III, nr. 92 die fabel), die von Heinr. Kurz und die von J. Tittmann, nicht nachgeschlagen und somit ihre reichen parallelenlisten unbenutzt gelassen hat. Ersterer gibt sie bd. II, anmerkungen s. 339 fg., letzterer beim text, II s. 91, worauf hier einfach verwiesen sei. Beide steuern auch zum urteil über die fortpflanzung und umbildung des inhalts beachtenswestes bei: Kurz berührt I s. XXXVII die durch Waldis erfolgte oder wenigstens bei ihm zuerst entgentretende übertragung des verlangten klugheitsbeweises auf einen gelehrten mann, die nicht eben glücklich ist[4], Tittmann I s. LX fussnote argumentiert aus der, zuerst von Mittler in seinen mitteilungen über Waldis[5] s. 41 beobachteten erwähnung und verwertung von G. Forsters Liedersammlung (nr. 120)[6] die niederschrift von Waldis' fassung „nach 1533"[7]. Ferner ist Sprenger Reinhold Köhlers auseinandersetzung über die vier fragen in der „Elite des Contes" des Ant. de Metel sieur d' Ouville entgangen, die sich in seiner abhandlung über Nasr-eddins Schwänke, Benfey's „Orient und occident" I, 431 fgg., auf s. 440 findet. Damit deckt sich sodann „fast wörtlich" das märchen „Le Meunier Astrologue" in den „Nouveaux Contes A Rire, Et Aventures Plaisantes de ce temps; ou Recreations Francoises. A Amsterdam

1) Freilich kam es Sprenger wol darauf an, in grösstmöglicher kürze seine wertvollen zusätze einer gedrängten übersicht des bisher von verschiedenen seiten festgestellten einzufügen. Dieser artikel Sprengers ist für die art, die ergebnisse seines viel zu wenig gewürdigten forschens zu eröffnen, typisch.

2) Über den Barfüsser Johannes Pauli und das von ihm verfasste volksbuch „Schimpf und ernst" nebst 46 proben aus demselben, s. 22.

3) Das problem, das Grisebach musterhaft begleitet in „Die wanderung der novelle von der treulosen witwe durch die weltlitteratur" (2. ausg. der umarbeitung 1889; s. 112); zur fabel von vater, sohn und esel s. Oesterley's J. Pauli s. 599, nr. 577.

4) So auch der neueste herausgeber, E. Wolff, in „Reinke de vos und satirisch-didaktische dichtung" (Kürschners Deutsche nationallitteratur, XIX) s. 299: „Waldis kehrt leider die tendenz um."

5) Sonderabdruck aus „Hessisches jahrbuch" 1855 (vgl. Vilmar [-Goedeke], Geschichte der deutschen national-litteratur[22], s. 678).

6) V. 198 fg. bei Waldis lauten:

„Und solchs in ein kurz liedlin gfasst
zu Nürnberg durch ein glerten man",

worauf das citat folgt.

7) Über diese persönlichkeit und die chronologie vgl. jetzt Erk-Böhme, Deutscher liederhort I, s. XXXVII.

M.DC. XCIX" s. 230 fgg.[1], worauf Ad. Wolff in Wagners „Archiv f. d. gesch. dtschr. sprache u. dichtung" (1873/74) s. 328 aufmerksam machte. Wie mancherlei noch aus dem oder jenem nicht abgegrasten winkel beigebracht werden kann, zeigt der umstand, dass allein 1891/92 vier neue beiträge hervortraten. In modernen, insbesondere ungarischen volksüberlieferungen sticht E. Binder kongruenzen auf[2]; Wlislocki[3] holt aus seiner domäne, der volkspoesie der osthälfte der Habsburger-monarchie, seitenstücke aus armenischem, magyarischem, slovakischem, südslavischem sprachgebiete herbei und statuiert das der Bukowinaer Armenier als anfangsglied in der kette der ableitungen der von ihm vorausgesetzten morgenländischen urfassung; während Wlislocki wie bei „Lenore"[4] Bürger am liebsten an mündliche deutsche volksüberlieferung anknüpfen zu sehen meint, findet R. Sprenger, nochmals auf den plan getreten[5], in dem worte „kreuzchen" bei Bürger ein direktes missverständnis von *crozier* in der altenglischen ballade in Percy's „Reliques" und damit einen sichern beweis der benutzung dieser; für letztere stellt nun B. Hönig gar in einer serie von einzelheiten durchschlagende belege fest („Percy's ballade" King John and the Abbot of Canterbury"" [6]).

In einem erst neuerdings, durch Ferd. Gerhard[7], näher betrachteten schwank- und anekdoten-kompendium des 17. jahrhunderts, Johann Peter de Memel's „Lustiger gesellschaft", stosse ich nun auf eine variation unseres themas, das mit der Bürger'schen „Abt"-gruppe zwar nicht in der situation, wohl aber im kerne der erzählung, nämlich in den drei aufgegebenen fragen völlig übereinstimmt. Sie folge hier, zumal Gerhard bei seiner besprechung ausgehobener nummern nicht darauf eingeht, vergleichshalber, und zwar nach dem, auch von ihm kollationierten und verzeichneten exemplar der Münchner hof- und staatsbibliothek[8] s. 165 fg. nr. 647:

„Eine Königin hatte einen Gefangenen, sprach: Wann er folgende drey Dinge sagen könte, solte er ledig sein, nemlich:

Wie viel sie, die Königin werth wäre?
Wo das *Centrum* oder das Mittelst in der Welt wäre? und
Was sie gedächte?

Der Gefangener [!] lag in Sorgen, wie diese Dinge auffzulösen, es kommt aber zu seinem Glück ein Bauer zu ihm, der ihm sehr ähnlich sahe, dieser verwechselte die Kleider mit dem Gefangenen, und lösete der Königin die drey Fragen, sagte auff der ersten, Sie wäre neun und zwantzig Silberling werth, denn der Herr Christus hätte [s. 166] dreyssig gegolten, Sie müste ja einen geringer gelten. Auff der andern,

1) In demselben höchst seltenen buche entdeckte ich eine enge parallele zu dem seit Vriolsheimer (s. meinen artikel Allg. dtsch. biogr. XL, 374) oft bearbeiteten schwank vom angeblichen ohrenabschneiden (vgl. auch die notiz am schlusse meines H. Sachs-referats Litteraturbl. f. germ. u. rom. phil. XVII).
2) Ztschr. f. verglchd. litteratur g. n. f. V s. 466—469.
3) Ebd. IV s. 106—112; vgl. Holzhausen i. d. Ztschr. XV s. 321.
4) Zu dieser sammle ich behufs abschliessender gruppierung alle motivvarianten und bitte um mitteilungen bez. hinweise (vgl. meine notizen: Ztschr. d. vereins f. volkskd. IV s. 218; Am ur-quell V, 128; Archiv f. d. stud. d. neueren spr. u. litt. VC heft 4, referat über Thimm, Dtschs. geistesleben; Westöstl. rundsch. I, 1214 [b]).
5) Ztschr. f. d. dtsch. unterr. V, 275 fg.
6) Englische studien XVIII (307—315) s. 313—315.
7) Joh. Peter de Memels Lustige gesellschaft nebst einer übersicht über die schwank-litteratur des XVII. jahrhunderts. Heidelberger dissertation. Halle 1893.
8) L. eleg. m. 536[c]. „Gedruckt zu Franckenau im Drömling" (o. j.), duodez, 306 seiten, 1208 nummern.

so machte er mit der Kreide einen Punct vor ihr auffn Tisch, sagte: Das wäre recht das Mittelste in der Welt, wers nicht glauben wolte, solte die Welt nach diesem Punct messen. Und auff der dritten frage sagte er, Sie gedächte dass er der Gefangener wäre, er wäre aber ein Bauer und nicht ein Gefangener."

Ich bin überzeugt, dass noch viele volkstümliche vexier-rätsel im umlaufe sind, die sich mit den hier verwendeten eng berühren; allein die beiden jahrgänge IV und V von Fr. Krauss' Monatschrift für volkskunde „Am Ur-quell" (vgl. die register!) bieten allerhand verwandtes. So scheint auch Bürger für den wortlaut seiner rätselfragen beim volksmunde anleihen gemacht zu haben wie sonst.

Zu Bürger's stellungnahme zur sagenlitteratur liefert Karl Hessel's aufsatz „Eine verlorene und widergefundene Rheinsage" in der Kölnischen zeitung[1] einen charakteristischen beitrag, obzwar seine angaben keineswegs unbemerktes aufstöbern, wie er vermeint. Danach verdankte Bürger den stoff seiner ballade „Der wilde jäger" dem „Chronicon Hirsaugiense" des abts Johannes Tritheim[ius] (1462—1516)[2], des aus der geschichte der Faustsage bekannten[3], und zwar dem eintrage zum jahre 1354, wie ja auch seine „Weiber von Weinsberg"[4] auf diesem beruhen. Die zu grunde liegende fabel ist eine echte Rheinsage, und Hessel räumt ein, in seiner neuauflage von K. Simrock's „Rheinsagen" das bisher für Bürger'sche erfindung gehaltene gedicht widerrechtlich ausgemerzt zu haben. Seine jetzige genaue nacherzählung der tradition beweise unwiderleglich diese, wie er glaubt, bisher von keinem Bürger-forscher[5] erkannte tatsache. Hessel blieb nun aber, wunderbar genug, unbekannt, dass der vorzüglichste fachmann auf dem felde des mittelrheinischen litterarischen folklore[6], Alex. Kaufmann, in seinen höchst gehaltvollen „Nachträgen zu den „Quellenangaben und bemerkungen zu Karl Simrock's Rheinsagen""[7] s. 30 fgg. diese sachlage gründlich, mit belegen und sogar im unmittelbaren anschlusse an Simrock (Handbuch d. dtsch. mythol., 3. aufl., s. 581 fg.) vorgetragen hatte[8]. Die andern allerdings wussten nichts davon. H. Pröhle, G. A. Bürger s. 124—129 — Simrock a. a. o. polemisiert hingegen wider Pröhle's anzapfung in dessen „Harzsagen" betreffs der lokalisierung von Bürgers gedicht — behandelt den „Wilden jäger" nach quelle und varianten eingehend, ohne aber zu bemerken, dass der (s. 127 anm.) von ihm citierte Nikolaus Hocker, ebenfalls ein feiner Rheinsagen-ken-

1) 1894, nr. 876 (28. oktbr.), 2. beilage zur sonntags-ausgabe, s. 1.

2) Weniger merkwürdig ists, dass sein sagenbelesener landsmann Uhland ihn zur vorlage wählte (vgl. P. Eichholz, Quellen-studien zu Uhlands balladen, s. 75, 79, 80), freilich zu dem nachlass-gedicht „Das kloster Hirschau" erst durch Lessing's (Lachmann-Maltzahn'sche ausg. IX, 222 fgg.) vermittlung: vgl. meine Uhland-ausg. I, 515, minutiöse vergleichung bei R. M. Werner, Lyrik und lyriker, s. 339—344.

3) Vgl. meine neuerlichen nachweise im „Euphorion" II, 760 und 762.

4) Auch hier weicht Pröhle a. a. o. s. 129—132 gänzlich ab und bewegt sich lediglich auf dem boden von lokalsagen ohne sichern anhalt, wie zumeist.

5) Selbst dem specialisten Hönig (Ztschr. XXVI, 529), worauf mich Erdmann, der verstorbene mitherausgeber dieses organs, hinwies; Sauer's ausg. s. 184 u. 231.

6) Mein nekrolog „Gegenwart" 44 nr. 36 und der H. Hüffer's Kölnische zeitung 1893 nr. 398 brachten das wol zum bewusstsein.

7) Annalen des historischen vereins für den Niederrhein XLI (1884), s. 1—56; die erste reihe von glossen ebd. XIX, s. 37—60.

8) S. 33 fg. auch ein hübscher absatz über die gestaltung des „Lenore"-themas gegenüber dem „Wilden jäger". Die sage vom „W. j." in der Lüneburger haide (Poeck, Germ. XXXVII, 119 fg.) Bürger war wol erreichbar! Ungedruckt ist grösstenteils ein werk über die ganze sage von H. G. F. Wohlthat (s. Am Urds-brunnen VI, 1889, s. 17 fg.)

ner und ein intimer arbeitsgenosse Simrocks[1], die sage ersichtlich nicht für willkürlich verpflanzt gehalten hat[2]. Man vergleiche auch G. Bonet — Maury, G. A. Bürger et les origines anglaises de la ballade littéraire en Allemagne (1889), s. 154—160[3].

Endlich möge hier aus einem abgelegenen zeitungsblatte zu einem vielumstrittenen gedichte, das etlichen spezialisten, wie Grisebach[4], als perle der Bürger'schen lyrik gilt, und bei dem es gerade deshalb besonders auziehend wäre den grad der abhängigkeit von einem vorbilde zu fixieren, eine notiz wortgetreu ohne kommentar widerholt sein. Im „Leipziger tageblatt" stand anfang april 1886 unter chiffre = o.[5] folgendes:

„Gottfried Bürger's Ballade „Die [!] pfarrerstochter von Taubenheim [!]" hat tausende von thränen für das unglückliche mädchen entlockt und tausende von flüchen auf den herzlosen junker Falkenstein entfacht und doch — ist an der ganzen herzbrechenden geschichte kein wort wahr. Hätte dagegen der genannte dichter die alte, berühmte wallfahrtskirche Ebersdorf bei Chemnitz mit ihren sehenswürdigkeiten, darunter der kopf einer kindsmörderin mit reichem vollen blondhaar, gekannt, dann gäbe es wol keine dichtung „Die pfarrerstochter von Taubenheim", sondern eine „Pfarrerstochter von Ebersdorf", die in wahrheit ihrem düsteren schicksal verfiel. Die geschichte ist kurz. Liebe, heisses blut, verrat, verzweiflung und ein henkerschwert, das ist ihr inhalt. Der edelherr vom schlosse droben verliess das arme pfarrerskind, das schönste mägdlein weit umher. Und als er wider heimkehrte, rauschten die alten buchen um das hochgericht, von dessen pfahl der kopf der kindesmörderin niederstarrte. Da erwachte in dem junker das gewissen und trieb ihn zur verzweiflung. Er liess der kindesmörderin an geheiligter stätte ein grab bereiten, und dann ist er fortgezogen in den krieg und nimmer widergekehrt."

Das von Pröhle s. 132—137 hierfür gewährte material[6] ist nicht ohne wert, im ganzen genommen aber ebenso zu beurteilen wie wir es oben in der fussnote zu seinen sachlichen glossen über „Die weiber von Weinsberg" getan haben (s. 559 anm. 4).

1) Seine sagensammlungen, die namentlich den Moselbezirk betreffen, übergehend, weise ich auf sein nettes büchlein über Simrock (1877) hin, das Edw. Schröder in der Allg. dtsch. Biogr. XXXV, 385 nicht vergass. Ich meine, Hessel hätte den ihm so leicht erreichbaren Hocker persönlich zu rate ziehen sollen.

2) Wie freilich da sogar ein geschulter und gewitzigter sagenkundiger wie Simrock einmal über's ohr gehauen werden kann, erläutert ein köstlicher wahrer scherz, den ich in meinem aufsatze über sein „Amelungenlied" (Ztschr. f. d. dtsch. unterr. X. band, von mir in erwartung früheren abdrucks Ztschr. XXVII, 412 schon für 1894 angekündigt), „Ein neudeutsches heldenepos altdeutschen stoffs", erzähle.

3) Dies fleissige werk birgt für die reale, d. h. rein biographische und die stoffgeschichtliche aufgabe der Bürger-forschung wenig eigenes; ich versuchte seine bedeutung zu kennzeichnen „Magazin f. d. litteratur des in- und auslands", 59. jhrg. 1890, nr. 52 („Das gegenwärtige studium der deutschen litteratur in Frankreich").

4) Auch nach mündlicher mitteilung an mich. Vgl. Sauer's ausg. s. LX u. 241.

5) Wahrscheinlich der alte Leipziger lokalchronist Otto Moser, der seit vielen jahren im „L. t." unter ähnlichen chiffren kulturhistorische kuriosa in einzelnen schnitzeln einrückt und damit aus seinen langjährigen, aber unkritischen und ihm selbst unkontrollierbaren kollektaneen bisweilen nicht unwichtige einzelheiten zu tage fördert, wie z. b. Fr. Zarncke bei seinen Chr. Reuter-forschungen erfuhr (s. dessen notiz in den „Berichten der kgl. sächs. gesellschaft der wissenschaften. Philolog.-histor. klasse" 40, 1888, s. 73; vgl. den artikel zu Moser's 80. geburtstag im „L. t." vom 20. novbr. 1895, beilage.

6) Vgl. zum stoffe auch Sauer's ausg. der „Stürmer u. dränger" (1891) I, s. VV.

MÜNCHEN. LUDWIG FRÄNKEL.

Materialien zur begriffsentwicklung von nhd. „fräulein".

In nummer 14 des 53. jahrgangs der „Grenzboten" veröffentlichte Ernst Müllenbach s. 33—37 einen artikel „Demoiselle — fräulein — gnädiges fräulein", der der ablösung dieser ausdrücke im sprachgebrauche des achtzehnten jahrhunderts mehr kulturhistorisch als sprachgeschichtlich nachgeht, ja in letzterer hinsicht mannigfach angreifbar, besonders stark ergänzungsfähig ist. Uns betrifft hier der s. 35 stehende satz: „Die bis dahin" — Wielands ausdrucksregulierungen im „Teutschen Merkur" sind gemeint — „seit etwa fünfzig jahren herrschende anschauung beschränkte rechtlich den gebrauch des wortes fräulein auf die töchter adlichen standes." — Wieland verwarf damals in einer abhandlung „Über den vorschlag, unsere bisherigen demoisellen künftig fräulein zu betiteln" das auftauchende streben nach dieser umtaufe. Wir haben diesen standpunkt gebührend in anschlag zu bringen, wenn wir z. b. die gleichzeitigen prosadramen — denn nur diese können natürlich in betracht kommen — des jungen Schiller daraufhin durchsehen. Amalia von Edelreich („Räuber") heisst stets „das fräulein", sowie auch „das fräulein von Barnhelm", wie Lessing die Minna sich bei aufnahme des personale selbst bezeichnen lässt. Aber auch „gnädiges fräulein" dringt bereits ein, wofür Karl Moors erste anrede IV, 4. scene ein typisches beispiel zeigt. In „Kabale und liebe" wird Luise von allen sie siezenden „mamsell" genannt, die Milford „(Mi)lady" oder „gnädige frau", was der „madame" in „Fiesco" entspricht; so redet dort die gräfin Imperiali Leonoren geringschätzig an. Man vergesse nicht, dass Gretchens absage an den ihr erstmals begegnenden Faust „bin weder fräulein", was seine nachherige bezeichnung „die dirne" — dies selbstverständlich ohne jeden übeln beigeschmack — bestätigt, auf demselben brette liegt[1]. Mag auch sein, dass Goethes vorliebe für die ausdrucksweise des 16. jahrhunderts, insbesondere Hans Sachsens, mit grund für die betonung von „fräulein" in diesem sinne war[2]. Bei dem volkstümlichen Nürnberger poeten wird z. b. eine verheiratete frau besseren standes angeredet: *frewlein, wiltu mir thun ein schenck*[3], woneben freilich *das (krumb) frewelein* = weiblein steht, wie „Des knaben wunderhorn" bereits in älteren nummern „fahrende fräulein" in einer bedeutung gebracht, die nichts weniger als an den ehemaligen rang des ritterbürtigen oder wenigstens ritterwürdigen anklingt. Auch altgriechisch *νύμφη* schwankt in der bedeutung zwischen *κόρη, γυνή, παλλακίς*.

Zwei zeugnisse aus dem anfange des vorigen jahrhunderts mögen beweisen, dass der von Wieland gesetzte terminus a quo ein gut stück weiter hinauf zu rücken ist. Bei Albert Joseph Loncin von Gominn (d. i. Conlin)[4], Der Christliche Weltweise, band II (Augsb. 1706) s. 33 heisst es: „O wie manches Fräule (also wird bey jetziger

1) In Fr. Strehlke's „Wörterbuch zu Goethes Faust" s. 47a werden folgende stellen des vorkommens citiert: 2605, 2906, 3020 (alles nach der neuen Weimarer ausgabe), Urfaust 457, 459, 760, 874, und als erläuterung gesagt: „ein junges mädchen von adel oder wenigstens den höheren ständen angehörig".

2) Die neueren untersuchungen von Goethes verhältnis zu H. Sachs, verzeichnet bei Sahr, Ztschr. f. d. dtsch. unterr. IX, 676 fgg., und Koch, Berichte des freien dtsch. hochstifts n. f. IX, 226 fg. (vgl. mein referat über „Hans Sachs-festschriften" „Litteraturbl. f. germ. u. roman. philol.", XVII) erwähnen davon nichts.

3) Kellers ausg. (Litterar. verein) VI, 121, die folgende stelle VI, 304.

4) Über diesen nachäffer Abrahams a Sta. Clara vgl. meine angaben Engl. stud. XIX, 203, und Euphorion II, 771 (Flögel-Ebeling, Gesch. des grotesk-komischen[4] [1887] nennt falsch s. 423 Coburg als verlagsort, s. 470a Conlins als namen).

zeit fast ein jede Vogts Tochter *titul*iret, und will keine kein Jungfrau[1] mehr seyn, wie es dann auch vielleicht in der That sich also befindet) O wie manches Fräule, sag ich, wann sie sihet, wie dass die Natur einer armen Burgers Tochter mehr *galanterie* und Schönheiten hat in das angesicht gesetzet, als ihr, die sie doch ein gebohrne von Adel, wann sie siehet, wie bey manichem Baurn-Grettl[2] die *Grati*en so Hauffenweiss Quartier nehmen, wann sie sihet, wie maniches Bettel Mädl Corallen und Alabaster gnug zu verkauffen hat, ist einer solchen um ihr schöne Gestalt .... neidig." — Ebenda s. 210 lesen wir: „erst kürtzlich hat er ein junge Princeßin ausgeheurathet, da hat man gleich ein Fräule Steuer gemacht .... ja sollte einer schier wünschen, dass solche theure frälen in der Thonau schwummen." Andrerseits freilich liest man bei Christian Wernike um dieselbe zeit: „wenn das Wort der Sache nutzt, so geb' ich alles nach, und ich bin nicht entrüst, dass man die Fräulein heisst, die keine Jungfer ist": Kürschners Deutsche national-litteratur bd. XXXIX, 544.

Übrigens wogte der streit auch nach Wieland noch längere zeit ohne entscheidung hin und her[3]. Im feuilleton der „Frankfurter zeitung" vom 13. juli 1894, zweites morgenblatt, steht in einem anonymen, manches gute enthaltenden eingesandt „Zur geschichte der sprachreinigung" folgende mitteilung, die den kampf um den rang von „fräulein" bis ins zweite jahrzehnt unseres jahrhunderts lebendig zeigt: „Im mai 1816 zerbricht man sich in Berlin den kopf mit der übersetzung von madame und mademoiselle: die hauptschwierigkeit findet man darin, dass bei den neuen bezeichnungen der unterschied zwischen adeligen und nichtadeligen frauen und fräuleins verwischt wird. ‚Hohe frau, edle frau, edles fräulein, herrin' — all das findet man geschmacklos. Endlich behilft man sich mit dem auswege: frau und fräulein sind die einzig richtigen ausdrücke; wer seinen adel besonders betonen wolle, der möge sich eben baron, baronin und so weiter betiteln lassen. Schon ein jahr vorher war aus dem schoosse einer Berliner „Deutschen gesellschaft" der vorschlag hervorgegangen, fräulein beim adeligen. fraulein beim bürgerlichen mädchen zu sagen". Zu letzterem entschluss entnehme ich ferner der sehr dankenswerten abhandlung über „Die ehemalige Berlinische gesellschaft für deutsche sprache und ihre büchersammlung", die John Koch als „Wissenschaftliche beilage zum jahresbericht des Dorotheenstädtischen realgymnasiums zu Berlin. Ostern 1894" (Berlin, R. Gärtners verlagsbuchhandlung) vorlegte, s. 29, dass der jener bücherei entstammende sammelband nr. 470 an 18. stelle enthält:

„Der Freimüthige. Num. 30, den 11. febr. 1815, Anzeige. (Geschriebenes blatt).

Überzeugt, dass bei einer Reinigung der Sprache, die, wenn Grundsätze weiser Mässigung sie leiten, so sehr zu wünschen ist, die Herausgeber öffentlicher Blätter mit einem guten Beispiel vorangehen müssen, erkläre ich mich, für mich und den Freimüthigen, hiermit öffentlich für die so überaus glückliche Verwandlung der französischen Ausdrücke: Madam und Mamsell in Frau und Fräulein, welche durch eine

1) Abgesehen von der zweideutigkeit in diesem zusammenhange, ist hierzu eben das spätere mamsell, wie es Schiller (z. b. in „Kabale und liebe" neben jungfer) gebraucht, zu vergleichen.

2) In diesem sinne war der name wol auf bairisch[-schwäbisch]em boden im schwange (Schmeller-Frommann I, 1017); J. Bolte im register seines neudrucks von Val. Schumanns „Nachtbüchlein" (Litterar. verein, 197, 1893) s. 425 erklärt Gräte (245, 14 und 20) und Gretl(e)in (55, 16 und 56, 1) direkt als bauerndirne. Vgl. W. Wackernagel, Kl. schr. III. 130—146 (aus Germ. IV/V).

3) Sanders I, 487, Grimm IV, 1, 87 fg. (auch *frä[u]le*) setze ich voraus.

achtungswerte Sprachgesellschaft in Erfurt zur Sprache gebracht worden ist, und verbanne jene, in einem deutschen Munde wirklich albern klingende worte aus dieser Zeitschrift, wie von der Aufschrift meiner, an deutsche Frauen und Mädchen gerichteten, Briefe. Überlassen wir es in Zukunft den koketten Weibern, sich Madams, den Freudenmädchen, sich Mamsells nennen zu lassen.

Berlin, d. 8. februar 1815. *D.* August Kuhn.'"

Wenige jahre später, in der von K. B. Schade besorgten 5., völlig umgearbeiteten auflage von J. Chr. Adelungs „Kleinem deutschen wörterbuch" (1824) — die als eine art gradmesser des damaligen sprachgebrauchs angesehen werden darf — fehlt mamsell ebenso wie madam, und s. 147 steht fräulein ohne weitere erklärung unter dem stichworte frau. In büchern wie F. A. Brandstäter, „Die gallicismen in der deutschen schriftsprache mit besonderer rücksicht auf unsere neuere schönwissenschaftliche litteratur" (1874), sucht man vergebens nach belegen für das 19. jahrhundert; s. 99 ist in einer alphabetischen liste „madame, als anrede zur eigenen frau" bei Schiller, Neffe als onkel II, 7 nachgewiesen, also einfach beibehalten! „Madame" ist übrigens, wie ich nach vielfacher eigener erfahrung in läden usw. bestätigen kann, heute in Paris die fast alleinige anspracheform. Sachs-Villatte, Encyclopäd. wörterb.[6] (1894), s. 928c erklärt es sehr gut, zu mehreren obigen stellen parallelen bietend: „Titel und anrede (ehem. nur der wirklichen ritterfrauen, jetzt) jeder verheirateten frau oder auch einer unverheirateten (wenn man nicht bestimmt weiss, ob sie noch unverheiratet), auch einer unverheirateten dame der demi-monde"; nach Villatte's „Parisismen"[4] (1895) s. 176a ist madame im Argot der hauptstadt „titel der bordellvorsteherin".

Der hübsche artikel von dr. Paul Bartels, „Titelwesen und anrede in Deutschland", Allgemeine konservative monatsschrift f. d. christl. Deutschland, 52. jahrg. (1895; märz) s. 268—274 bezieht sich nur auf die anrede-pronomina sowie hoch- und wolgeboren, erwähnt fräulein, madam usw. nicht.

MÜNCHEN. LUDWIG FRÄNKEL.

Berg und vöglein.

Zu der die ewigkeit versinnbildenden parabel vom demantberg („dahin kommt alle hundert jahr ein vögelein und wetzt sein schnäblein daran, und wenn der ganze berg abgewetzt ist, dann ist die erste sekunde von der ewigkeit vorbei") in den märchen der brüder Grimm hat R. Sprenger (oben s. 71—72) zwei strophen aus einem im „Wunderhorn" (bd. 2, Heidelb. 1808, s. 220) nach mündlicher quelle aufgezeichneten volkslied verglichen:

„Wenn berg und tal aufeinander ständ',
viel lieber wollt' ich sie tragen,
als dass ich soll stehn vor dem jüngsten gericht,
soll all meine sünden beklagen."

„Und käm' alle jahr' ein vögelein
und nähm' nur ein schnäblein voll erden,
so wollt' ich doch die hoffnung haben,
dass ich könnt' selig werden."

Es sei gestattet, auf eine weit ältere ähnliche stelle aufmerksam zu machen. Das zu München im jahre 1510 aufgeführte spiel vom jüngsten gericht, welches ich

nach der handschrift (cgm. 4433) auszugsweise in seinen charakteristischen partien widergegeben habe[1], lässt die verdammten seelen klagen:

„Wir armen selen wollten geren,
das ain perg auf gieng bis an die steren,
der alls prait wär alls das gantz erdtrich,
und alle jar ain vogel erschwunge sich
und von dem perg füert ainer arbais gros;
wann dann der perg wurd erdtrichs plos,
das wir erledigt wurden von der pein,
dieweil wolten wir geren in der helle sein
und leiden pein, die da unseglich ist,
das wir darnach sehen Jhesu Crist.
das mag unns aber widerfaren nicht;
wir sein ewigklich on end gericht"

Wie man sieht, schliessen sich diese verse den beiden durch Sprenger erwähnten stellen, näher jedoch der in dem volksliede an.

Das Münchener spiel von 1510 ist, wie ich a. a. o. s. 421—422 nachgewiesen habe[2], eine jüngere bearbeitung des alemannischen weltgerichtspieles, das sich, vom jahre 1467 datiert, in einer handschrift des klosters Rheinau bei Schaffhausen findet[3]. Das Rheinauer spiel enthält die obigen verse noch nicht. Ältere quelle des Münchener spiels in bezug auf die fragliche symbolik war möglicherweise ein theologisches werk (predigt?) in prosa, vielleicht aber auch schon ein volksrätsel, wie wir es im besagten märchen als frage des königs und antwort des hirtenbübleins vernehmen.

Etwas abgeändert und auf zwei bilder verteilt widerholt sich unser gleichnis in einem protestantischen erbauungswerke des 17. jahrhunderts, dem „Neu vermehrten Nürnbergischen handbuch" von Dominicus Beer, der pfarrkirchen zu S. Lorentzen diacono und seniore, Nürnberg 1659. Hier heisst es in dem „betrachtung der ewigkeit" überschriebenen 70. büchlein, s. 1272:

„Komme herbey, du allerbester rechenmeister, und rechne mir diese summe, die ich dir fürlege, so will ich dich für einen meister passieren lassen. Ich setze, der gantze erdboden sey ein grosser mächtiger sandberg von den allersubtilsten sandkörnlein, ein engel vom himmel käme alle jahr einmal und nehme mehr nicht, als ein einiges körnlein mit sich hinweg, wie viel 1000 mal 1000 millionen jahr würden dazu gehören, biss der berg abgetragen würde"; dann auf der nächsten seite (1273):

„Ich vermeine, mein lieber christ, es werde dir nicht zuwider seyn, anzuhören, was die lieben alten für gedancken hiervon gehabt haben. Sie pflegten zu sagen, dass die verdambten in der höll nichts höheres wünschen und begehren würden, dann

1) „Volksschauspiele" (Leipzig 1880 bei Breitkopf & Härtel) s. 411—422.

2) Seltsamer weise hat weder K. Th. Gaedertz („Ein Münchener mysterienspiel im jahr 1510" Magazin f. d. liter. des in- und auslandes 1890, s. 527—529 und 544—546), noch H. Jellinghaus („Das spiel vom jüngsten gericht" Ztschr. XXIII, s. 426—436) meine doch ausführlichen nachrichten einer berücksichtigung wert gefunden. Gödeke Grundr. I², 322 (Dresden 1884) verweist nur auf die handschrift (cgm. 4433).

3) Mone, Schaupiele des mittelalters I, 265—304. Über eine noch etwas frühere fassung vgl. Barack, „Die handschriften der hofbibliothek zu Donaueschingen" s. 135—136.

dieses, dass die gantze welt ein grosses meer wäre, welches vom untersten abgrund biss an den höchsten himmel reichte, und käm allo tausend jahr (o der langen zeit!) nur ein kleines vöglein und neme nur ein tröpfflein heraus, so würden sie so froh seyn, als wann ihnen die allererfreulichste zeitung verkündiget würde, ungeacht diss eine solche zeit erforderte, die kein mensch aussprechen kan: noch dennoch hätten sie eine hoffnung, dass es einmal zum end kommen müste, wenn es unzehlich viel 1000 mal 1000 jahr gewehret hätte."

MÜNCHEN. AUGUST HARTMANN.

Zu Parzival 826, 29.

Stosch weist (oben s. 55) mit recht Bartschs erklärung der stelle zurück; seiner eigenen deutung aber kann man ebenfalls nicht zustimmen. Ganz richtig bemerkt er: „Soll *rede* hier in dem sinne von oratio stehen, so kann *mit rede sich rechen* nur heissen: mit worten sich rächen, schelten", findet das aber im zusammenhange höchst trivial und meint: „Auch schalt Erec Eniten ja nicht". — Es seien die stellen angeführt, auf die Wolframs anspielung sich bezieht.

Erec verbietet 3095 seinem weibe *niuwan bî dem lîbe,* ihn je anzureden. Als Enite ihn vor den räubern warnt, fährt er sie an 3238:

„wie nû, ir wunderlîchez wîp?
ja verbôt ich iu an den lîp
daz ir niht ensoldet sprechen:
wer hiez iuch daz gebot brechen?
daz ich von wîben hân vernomen,
daz ist wâr, des bin ich komen
wol an ein ende hie:
swaz man in unz her noch ie
alsô tiure verbôt,
dar nâch wart in alsô nôt
daz siz muosten bekorn.
ez ist doch vil gar verlorn
swaz man iuch mîden heizet,
wan daz ez iuch reizet
daz irz niht muget vermîden:
des sult ir laster lîden.
swaz ein wîp nimer getæte,
der irz nimer verboten hæte,
niht langer si daz verbirt
wan unz ez ir verboten wirt:
son mac sis langer niht verlân.

Er verzeiht ihr gegen das versprechen, sein gebot von nun an zu halten. Als sie abermals ihr schweigen bricht, um ihn vor den wegelagerern zu retten, fragt er 3404:

„sagt, ir wîp vil ungezogen,
war umbe habt ir aber gelogen?
wan ich ez iu von êrste vertruoc,
nû dûhte iuch dar an niht genuoc,
irn taetets aber mêre.

und mohte dehein êre
man an wîbe begân,
ez solde niht sô ringe stân,
ich næme iu hie zehant den lîp."

Nachdem sie ihm noch rechtzeitig den geplanten überfall des grafen verraten hat, schilt er 4122:

„*frou Ênîte,*
ir habt iuch ze strîte
ze vaste wider mich gesat.
daz ich dâ lâzen bat
und ez iu an den lîp verbôt,
daz ist mir ein michel nôt.
daz ir des deste mêre tuot.
nû sage ich iu mînen muot:
ich wilz von iu niht lîden;
und welt ir ez niht mîden,
ez gêt iu benamen an den lîp."

Gleich darauf warnt sie ihn vor dem anreitenden verfolger. *nu verweiz er frowen Ênîten daz daz sî sîn gebot sô dicke brach. sîn zorn wart grôz und ungemach und unsenfter danne ê* (4261 fgg.).

Viermal also droht Erec Eniten den tod an, wenn sie ihr schweigen breche, jedesmal aber begnügt er sich so ziemlich mit langatmigen scheltreden. Er ist in diesem punkte das gegenstück zu Loherangrin, der seine drohung unerbittlich wahr macht. In teilnehmendem scherze meint nun Wolfram: „Da gehörte Erec her, der wusste mit worten zu strafen, der hätte nur wider gescholten!"

INNSBRUCK, 19. JUNI 1895. ANTON WALLNER.

Berichtigung.

Durch ein versehen ist seite 448 ausgedruckt worden, ehe ich die zweite korrektur eingesandt hatte. Da der herausgeber in der ersten korrektur auch die von mir aus gewissen gründen beibehaltenen abbreviaturen für das einfache *r* und *er* aufgelöst hat, so ist in der anmerkung 1 nun statt *ver* zu lesen *er* und *r*. In der 1. zeile des textes ist zwischen *der* und *in*, in der 2. zwischen *hatt* und *die* schrägstrich, in der 6. *hören* statt *horen*, in der 1. zeile der zweiten überschrift zwischen *liebe* und *vnd* punkt zu setzen. Einige stellen des textes hat herr dr. Rosenhagen während des druckes freundlichst noch einmal verglichen.

F. VOGT.

An die mitarbeiter und leser der zeitschrift.

Vom nächsten hefte ab wird mein college, professor dr. Friedrich Kauffmann hierselbst, in die redaction der zeitschrift eintreten. Die arbeitsteilung wird im allgemeinen in der weise stattfinden, dass die aufsätze zur ostgermanischen und angelsächsischen philologie meiner durchsicht unterliegen werden, während alles übrige

herrn prof. Kauffmann zufällt. Die correspondenz mit den herren mitarbeitern habe ich übernommen und bitte daher, briefe und manuscripte wie bisher an mich zu adressieren.

KIEL, JANUAR 1896. HUGO GERING.

NEUE ERSCHEINUNGEN.

Altsächsische sprachdenkmäler, herausgegeben von **J. H. Gallée.** Leiden, E. J. Brill. 1894. LI, 366 s. 8. Dazu Facsimilesammlung. Leiden 1895. 29 tafeln fol. 45 m.

Düntzer, Heinrich, Goethe, Karl August und Ottokar Lorenz. Ein denkmal. Dresden, Verlagsanstalt (V. W. Esche), 1895. 124 s. 2 m.

Festgabe für Karl Weinhold. Ihrem ehrenmitgliede zu seinem fünfzigjährigen doctorjubiläum dargebracht von der gesellschaft für deutsche philologie in Berlin. Leipzig, Reisland 1896. VI, 135 s.

Inhalt: R. Bethge, die altgermanische hundertschaft. — W. Luft, zur handschrift des Hildebrandsliedes. — Derselbe, zum dialekt des Hildebrandsliedes. — W. Scheel, die Berliner sammelmappe deutscher fragmente. — J. Bolte, in dulci jubilo. — P. Kaiser, Schillers schrift vom ästhetischen umgang.

Gartenrecht, dat, in den Jacobsfjorden vnndt Bellgarden, med oversættelse ved **W. D. Krohn** og **B. E. Bendixen.** [Skrifter udgivne af Bergens historiske forening nr. 1.] Bergen, Griegs bogtrykkeri. 1895. 68 s. und 1 facsim.

Heimskringla, Nóregs konunga sǫgur af Snorri Sturluson udgivne for Samfund til udgivelse af gammel nordisk litteratur ved **Finnur Jónsson.** 3. hæfte. Kopenhagen, Gyldendal in comm. 1895. S. 433—460 u. 3—128. 4 kr.

— De bevarede brudstykker af skindbøgerne Kringla og Jöfraskinna i fototypisk gengivelse udgivne for Samfund til udgivelse af gammel nordisk litteratur ved **Finnur Jónsson.** Kopenhagen, Gyldendal in comm. 1895. (IV), XX s. 4⁰ und 7 taf. 7 kr.

Kauffmann, Fr., Deutsche grammatik. Kurzgefasste lautlehre des gotischen, alt-, mittel- und neuhochdeutschen. 2. vermehrte und verbesserte auflage. Marburg, N. G. Elwertsche verlagsbuchhandlung. 1895. VI, 108 s. 2,10 m.

Merkes, P., Beiträge zur lehre vom gebrauch des infinitivs im neuhochdeutschen auf historischer grundlage. Erster teil. Leipzig, J. H. Robolsky. 1896. 171 s.

Monumenta Germaniae historica. Deutsche chroniken und andere geschichtsbücher des mittelalters. Band I, abt. 2: Der Trierer Silvester, herausg. von **Carl Kraus;** Das Annolied, herausg. von **Max Roediger.** Hannover, Hahnsche buchhandlung. 1895. VI, 145 s. 4.

Noreen, Adolf, Abriss der altnordischen (altisländischen) grammatik. [A. u. d. t.: Sammlung kurzer grammatiken germanischer dialekte, herausg. von W. Braune. C. Abrisse. Nr. 3.] Halle. M. Niemeyer. 1896. 60 s. 1,50 m.

Dieser auszug aus Noreens ausführlicherem werke, der nur den altisländischen sprachgebrauch vor 1300 berücksichtigt, kann anfängern zur einführung in das studium des altnordischen bestens empfohlen werden.

Pfaff, Friedrich, Deutsche ortsnamen. Berlin, Trowitzsch und sohn. 1896. 16 s. 0,40 m.

Norges gamle love indtil 1387. Femte binds 2det hefte, indeholdende glossarium og anhang 1—3 samt tillæg og rettelser, udg. efter offentlig foranstaltning ved Gustav Storm og Ebbe Hertzberg. Christiania 1895. lex. 8. s. I—XVI und 57—864.

Scherer, Wilhelm, Karl Müllenhoff. Ein lebensbild. Berlin, Weidmann. 1895. VII, 173 s. und 1 porträt. 4 m.

Schönbach, Anton E., Der windadler Heinrichs von Veldeke. (Sonderabdruck aus der festgabe für Franz v. Krones.) Graz, im verlage des verfassers. 1895. 13 s.

Seelmann, Emil, universitätsbibliothekar, Widerauffindung der von Karl dem grossen deportierten Sachsen. Köln 1895. 13 s. (Separatabdruck aus der Kölnischen zeitung.)

Seelmann kündigt in diesem artikel eine reihe ausführlicher abhandlungen an, in denen er den beweis führen will, dass die wallonische bevölkerung im südöstlichsten zipfel Belgiens (in der umgebung der Ardennenstädtchen Florenville und Chiny) von durch Karl den grossen hierher deportierten Sachsen abstamme. Auf germanischen, speciell niederdeutschen, ursprung deutet der ganze typus der bewohner, die articulation der laute und eine nicht unbeträchtliche zahl im sprachschatze erhaltener deutscher wörter, wie auch die ortsnamen z. t. nur aus dem germanischen sich erklären lassen.

Socin, Adolf, Basler mundart und Basler dichter. 74. neujahrsblatt, herausg. von der gesellschaft zur beförderung des guten und gemeinnützigen. Basel; R. Reich. 1895. 63 s. 4° und 1 lichtdruck.

Spina, Franz, Der vers in den dramen des Andreas Gryphius. Abdruck aus dem Jahresbericht des stiftsobergymnasiums der Benedictiner in Braunau (Böhmen) 1894/95. (In comm. bei Fr. Bocksch in Braunau.) 80 s.

Wenker, I. G. und **Wrede, F.,** Der sprachatlas des deutschen reiches. Dichtung und wahrheit. Marburg, N. G. Elwertsche verlagsbuchhandlung. 1895. 52 s. 1 m.

NACHRICHTEN.

Der ausserordentl. professor dr. Max Koch in Breslau wurde zum ordinarius befördert.

I. SACHREGISTER.

II. VERZEICHNIS DER BESPROCHENEN STELLEN.

Mittelniederdeutsch.

Neuhochdeutsch.

III. WORTREGISTER.

Altnordisch.

Altsächsisch.

Mittelhochdeutsch.

Neuhochdeutsch.

618

Halle a. S., Buchdruckerei des Waisenhauses.

